

Synesis[©]

SYNESIS-Magazin (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

18. Jahrgang (2011)

SYNESIS-Magazin Nr. 108 (6/2011)

Thema Frühgeschichte: Süddeutsche Megalithbauten an Berghängen (Jochen Herzog)

Abraumhalden oder Stufenpyramiden? Beweis gefunden?
(Waldemar Zimmermann)

Geobeton - Haben die frühgeschichtlichen Baumeister Steine gegossen? (Wilfried Augustin)

Die Geheimnisse um das Kloster Sankt Trudpert - Symbole und Hinterlassenschaften der Templer und Illuminaten (2) (Marie Luise Jägers & Peter Wolf)

Trepanationen in aller Welt (Ferdinand W. O. Koch)

Thema Ägypten: Fragen und Widersprüche: Steintransport und Bau der Pyramiden (Gernot L. Geise)

Interview mit Erich von Däniken - Der Bestsellerautor über sein neues Buch, Tomy, Zeitreisen, Massenmedien und Walter Ernting (Dan Davis)

Thema Raumfahrt: Die NASA kann es nicht lassen: Neue Fotos der angeblichen Apollo-Landepplätze veröffentlicht (Gernot L. Geise)

Lokaltermin: Fränkische Nekropolen - Megalithkomplexe bei Randersacker
(Stephan Baum)

Der Kongress für Grenzwissen 2011 in Regen - Eine Nachlese von Gernot L. Geise



SYNESIS-Magazin Nr. 107 (5/2011)

Die Geheimnisse um das Kloster St. Trudbert - Symbole und Hinterlassenschaften der Templer und Illuminaten
(Marie Luise Jägers & Peter Wolf)

Thema Radiästhesie: Goethes Garten im Park (Ferdinand W. O. Koch)

Das Rätsel des Aristarch von Samos ist gelöst (Uwe Topper)

Der Bärenstein bei Horn-Bad Meinberg (K. Walter Haug)

Gruß aus dem All - vom Gott E Li (Erhard Landmann)

Thema Ägypten: Was stimmt nicht mit der „Pyramiden-Evolution“? War etwa alles ganz anders? (Gernot L. Geise)

Gab es moderne automatische Pinzetten im alten Ägypten? Darstellung religiöser Kulthandlung oder simple Haarentfernung? (Lutz Schäfer)

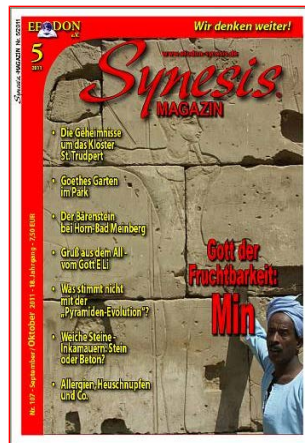
Der Gott der Fruchtbarkeit: Min (Elmar Jürgensmeier)

Thema Geschichte: Weiche Steine - Inkamauern: Stein oder Beton? (Wilfried Augustin)

Lokaltermin: Ein Cairn in Südfrankreich (Wilfried Augustin)

Thema Gesundheit: Allergien, Heuschnupfen und Co. (Ute K. Fleischmann)

H.-P. Thietz meint ... zu alternativen Energien



SYNESIS-Magazin Nr. 106 (4/2011)

Die Päpste-Liste des Heiligen Malachias - Ein Klassiker der Zukunftswissagungen aus Irland (Uwe Topper)

Thema Ägypten: Rätsel um den „Turiner Königspapyrus“
(Gernot L. Geise)

Die Zwerchhölde von Sternenfels (K. Walter Haug)

Die Zwerchhölde vom (von) Sternenfels - Pyramiden mit Inschriften in Deutschland (Erhard Landmann)

Thema Radiästhesie: Türme, Obelisken, Hochhäuser
(Ferdinand W. O. Koch)

Thema Frühgeschichte: „Out of Africa“? (Andreas Delor)

Die Echse vom Isterberg bei Bentheim und die Externsteine (Gert Meier)

Lokaltermin: Templer, die Flucht nach Portugal (Wilfried Augustin)

Die Stadt der Schlangengötter (Thomas Ritter)

Daniel Dingel † - Nachruf (Wilfried Augustin)

Ein langer Abschied (Herwig Brätz)

H.-P. Thietz meint ... zu Staatsterrorismus



SYNESIS-Magazin Nr. 105 (3/2011)

Keine Sauriereier in Bayanzag (Herwig Brätz)

**Die Klimakatastrophe, im wahrsten Sinne des Wortes
„hausgemacht“? (H. Wrosch)**

Was sind Orbs? (Elmar Jürgensmeier)

**Thema Energie: Nuklear-Technik, der größte Irrtum der
Menschheit (Dieter Schall, Stanmer-Akademie)**

**Charruas, Minuanos und der Chef von den Plejaden
(Erhard Landmann)**

**Ist Sirius das Heimatsystem der Menschheit? (Gernot L.
Geise)**

**Des Pudels Cairn - Interview mit K. Walter Haug (Wilfried
Augustin)**

**Wir sind Sonne - Eine naturwissenschaftliche Betrachtung über die
Menschwerdung (Karlheinz Baumgartl)**

Das Ende New Yorks durch Meteoritenimpakte (Bernhard Bouvier)

**Thema Radiästhesie: Gespräch mit dem Erbauer von Sacsayhuaman (Ferdinand
Koch)**

**Thema Frühgeschichte: Die Wolfsteine im Westerwald und die Polsterbezirke des
„Himmel unter uns“ (Stefan Hövel)**

Lokaltermin: Eine Festung aus Klamotten (Wilfried Augustin)

**Karl-Theodor zu Guttenberg - Ein Mensch mit Fehlern und Schwächen? Eine
Analyse mit Reverse Speech™ (Karina Kaiser)**

H.-P. Thietz meint ... zu Pkw-Maut und dem Euro-Kollaps

**Archiv der Klassiker: Oswald Spenglers kluge Voraussicht der chronologischen
Entwicklung in der neueren Geschichtsschreibung (Uwe Topper)**



SYNESIS-Magazin Nr. 104 (2/2011)

**Die Klimakatastrophe - inzwischen zwar widerlegt, doch
immer noch als Angstmacher gut! (Elmar Jürgensmeier)**

Wer war Shakespeare? (Wilfried Augustin)

**Die Shakespeare-Stanley-Epitaphe in Tong, Shropshire -
Biografien von Sir Thomas und Sir Edward Jr. Was
können diese über die Biografie von Shakespeare
erzählen? (Helen Moorwood)**

**Thema Geschichte: Die Ostertafel von Périgueux (Uwe
Topper)**

**Nach der Superflut: Wo blieben die Menschen? (Gernot L.
Geise)**



Sodom und Gomorra? So domaet gomo rra (Erhard Landmann)

Stonehenge - jede Menge Kreisgebilde! (H. Wrosch)

Weiches Gestein und Ausstülpungen - Weltweite ungeklärte Phänomene (Gernot L. Geise)

„Warzensteine“ (Ferdinand Koch)

Dolmenforschung (Ferdinand Koch)

Lokaltermin: Zwei befestigte Tafelberge - 2500 Jahre dazwischen (Wilfried Augustin)

Ein Blick in die Seele mit Reverse Speech™ (Karina Kaiser)

H.-P. Thietz meint ... zur Erdmagneto-Kultur

Thorwald Dethlefsen † - Nachruf von Ute K. Fleischmann

SYNESIS-Magazin Nr. 103 (1/2011)

1300 Jahre sind noch nicht lange her! Als die Superflut über die Erde schwappte (Gernot L. Geise)

Chronologie- und Kataklysmus-Rekonstruktion - Einführung in Volker Dübbers' kalenderkritische Berechnungen - Gregorianischer und Julianisch-römischer Kalender entstanden erst um 1582 (K. Walter Haug)

Asteroideneinschlag oder eine Laune der Natur? (H. Wrosch)

Die Externsteine, noch eine 2000-Jahr-Feier? Neueste Datierungen des Sazellums und des Sargsteins in die römische bzw. Bronzezeit (K. Walter Haug)

Thema Geschichte: Grabungsergebnisse vom St. Georgsberg (R. Scharff / V. Pöschel)

Thema Radiästhesie: Kultplätze auf Menorca (Ferdinand Koch)



Olivenblattextrakt (Katharina Laura Bräuer)

Hans-Ulrich Niemitz † Nachruf von Uwe Topper

Lokaltermin: Opfermoor in der Mitte Deutschlands (Wilfried Augustin)

Interview - Dan Davis befragt den Sachbuchautor Gernot L. Geise zu „Mondlüge“, „Big Brother“ und „WikiLeaks“

H.-P. Thietz meint ... zu § 130

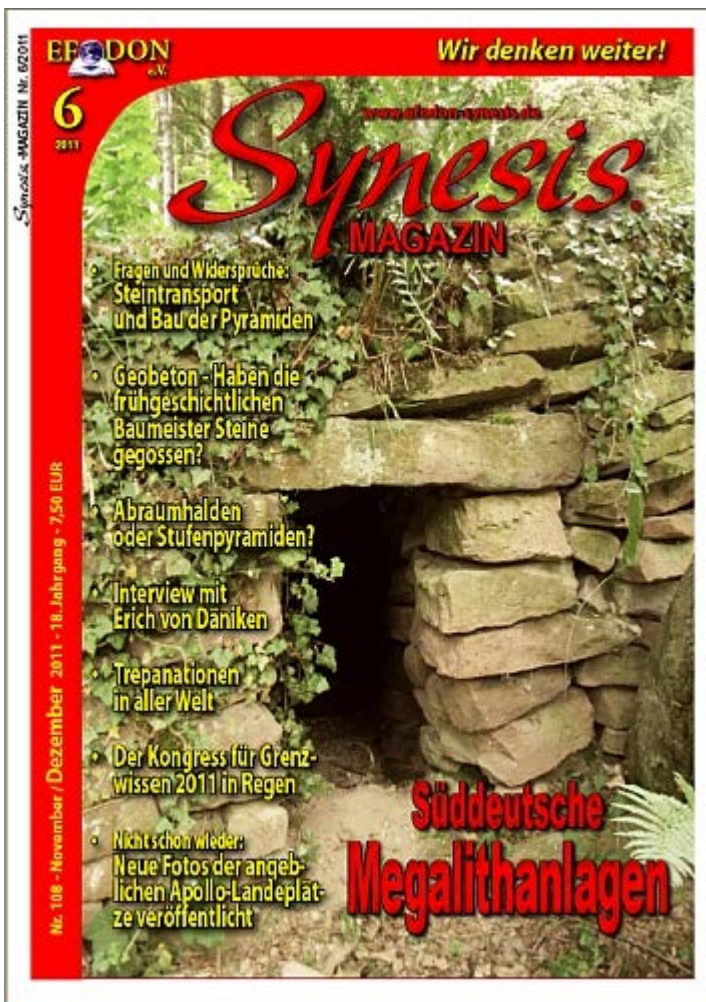
[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

zurück zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



Thema Frühgeschichte

Süddeutsche Megalithbauten an Berghängen

Jochen Herzog

Wenn man von Dolmen spricht, denkt man sofort an die Bretagne oder andere weltbekannte Stätten wie Stonehenge oder die Anlagen auf Malta. Megalithbauten gibt es auch in Schweden, Dänemark, Britische Inseln, Korsika, Portugal, Spanien, Sardinien, Deutschland und um die Küsten des Schwarzen Meeres. Diese Erscheinungsform tritt aber nicht nur in Ländern Europas sondern weltweit auf allen Kontinenten auf. Je nach Landessprache gibt man den Bauten der Megalithkultur unterschiedliche Bezeichnungen. Grabhügel werden auch als Cairn oder Tumulus in den europäischen Ländern bezeichnet, nicht zu verwechseln mit den bayerischen und österreichischen Erdställen. Die Erdstallanlagen zeigen auch Spuren bis zur Megalithzeit, stellen aber mit ihren Gangsystemen und neuzeitlich erweiterten Gängen ein anderes Rätsel der Vergangenheit dar. Die megalithischen Grabformen unterscheidet man spezifisch in Dolmen, Ganggrab, Allee couverte und Steinkistengrab. Eine kreisrunde oder sichelförmige Anlage bezeichnet man als Kromlech. Die Mehrheit der Anlagen zeigt eine Nord-Süd-Ausrichtung gefolgt von Bauwerken mit Ost-West-Orientierung.

Wer hätte nun gedacht dass auch in Süddeutschland Ruinen auftauchen die den Vergleich mit diesen megalithischen Steinmonumenten nicht scheuen brauchen.

Dank der Forschung von Walter Haug konnten in Baden-Württemberg und Bayern schon sehr viele Nekropolen entdeckt werden. Im Verlauf der Jahrtausende wurden diese Stätten bewusst verändert und zerstört. Man kann jedoch von großem Glück sprechen, dass manche Anlagen weitgehend erhalten blieben und heute noch vorzufinden sind.

Heute können sich die Wenigsten vorstellen, was diese alten Zeugnisse mitten in der Natur ehemals für eine Funktion hatten. So werden diese Stätten von der Bevölkerung falsch interpretiert und das Wissen von Gene-

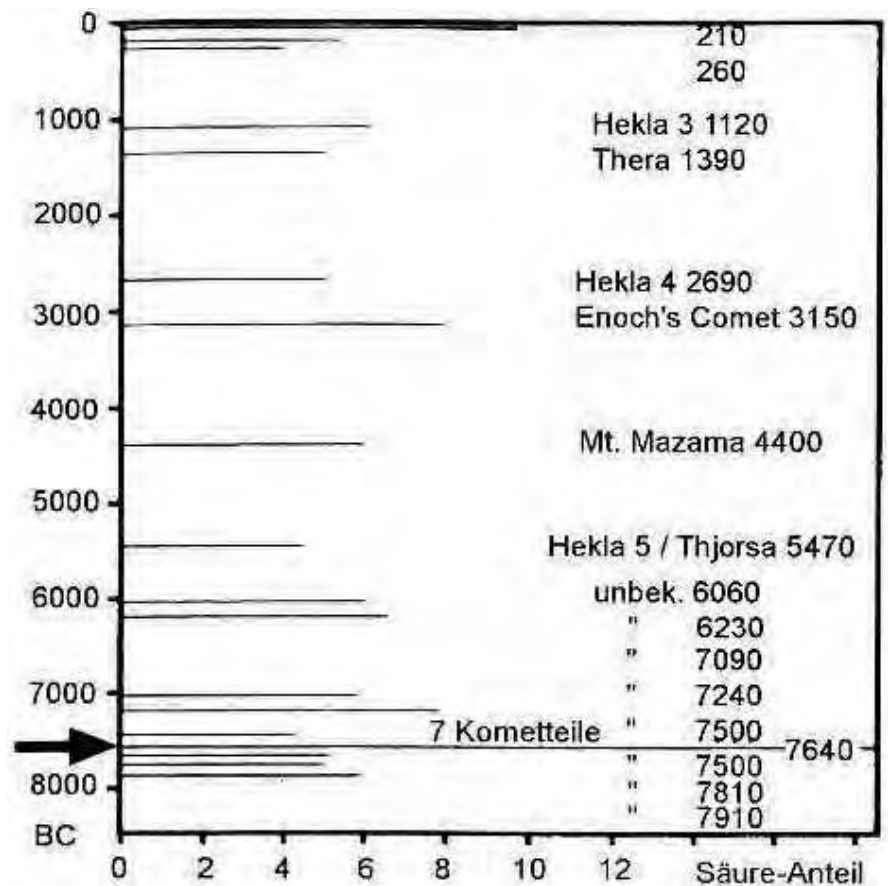


Abb. 1: Diagramm Salpeterablagerung

ration zu Generation falsch vermittelt. Die Steinnekropolen und Kultanlagen wurden bei der Christianisierung dem Adel und der Kirche vermacht und als Halde, Halde oder Steinbruch dem Abbau und der Zerstörung freigegeben. Die neuen Kulturwächter bauten davon ihre Klöster und Burgen.

Die Zerstörung der Megalithanlagen wurde vernichtend von der Kirche ausgeführt. Jedoch wurden viele Monumente schon vor der Christianisierung zerstört und geplündert und dem Nutzen der neuen Epoche zugeführt. Das Einführen von Verboten und Strafen durch die christlichen Machthaber bezüglich der Huldigung an den heidnischen Stätten und Ausübung des Kultes führte über die Jahrhunderte hin zu wachsender Unwissenheit in der Bevölkerung. Es konnte in die-

ser Zeit nur der verbündete Neuadel oder die Kirche lesen und schreiben. So wurde vieles aus der alten Epoche zerstört, verboten und verteuelt und einiges Wenige, aber Fundamentale in der neuen Religion wieder symbolisch und rituell eingebaut.

So ist auch die Archäologie bis heute der Meinung, dass es solche Monumente aus Stein in Süddeutschland nicht gibt. Doch die sensationellen Entdeckungen von Walter Haug zeigen das Gegenteil. Sein Buch „Die Entdeckung Deutscher Pyramiden“ zeigt deutlich sehr viele dieser süddeutschen Entdeckungen im Vergleich mit bekannten Megalithstätten in Europa.

Oft liegen diese Monumente auf mehrfach gestuften Berghängen oder Anhöhen von Bergen.

Wenn man diese Stätten vor Ort



Abb. 2: Sulzfeld, Lichtenberg, Cairns



Abb. 3: Cairn I am Hang, Richtung Norden.



Abb. 4: Wengerthäuschen (Zaisenhausen)

besucht, ist man überwältigt von den Dimensionen, die direkt vor unserer Haustür liegen und auf Entdeckung warten. Zu unserem Forscherglück konnten nicht alle Monumente unkenntlich gemacht werden. Die Region ist übersät mit falsch interpretierten Orten, die unter einer meterdicken Schlammgeröllschicht verborgen liegen.

Wurde die Megalith Epoche möglicherweise durch ein oder mehrere katastrophale Ereignisse vernichtet? Der Meteoriteneinschlag im Chiemgau lässt die zerstörerische Kraft erahnen, die über Bayern und den Rest Deutschlands hinweg fegte. Meterdicker Schlamm, Geröll und Asche verbackten zu einer Schicht, die heute noch auf den Steinmonumenten in Süddeutschland und in Österreich zu erkennen ist.

Die Sturmflut um das Jahr 1206 v. Chr. im Niederungsland der Nordsee riss einen großen Landteil zwischen Helgoland und Schleswig Holstein dahin. Nach Ansicht der britischen Wissenschaftler Robert Lomas und Christopher Knight gibt es Spuren im Buch Henoch,

die uns die Megalithzeit vor der großen Katastrophe beschreibt. Nach den Recherchen der im Buch genannten „Beobachter“ kamen die beiden Forscher zu der Erkenntnis, dass diese Menschen Rillenkeramik-Leute, Angehörige der megalithischen Kulturen Irlands, Englands und Schottlands waren. Sie waren perfekte Astronomen und Mathematiker. Sie wussten um die Ereignisse von -7640. Die beiden britischen Wissenschaftler fanden heraus, dass die Erde in den letzten 10000 Jahren von zwei terrestrischen Katastrophen heimgesucht wurde. Im Jahre -7640 wurde die Erde von einem Kometen getroffen, der in 7 Teile zerbrach. Der Salzsee westlich der Anden (Titicacasee mit seinen Meeresfischen) und der Rocky Mountains (Salt Lake Utah), das Kaspische Meer und der Aral See, das Schott el Dscherid in Tunesien, die Etoscha-Pfanne in Namibia, der Van See und der Urmia-See in der Osttürkei, das Tarimbecken in Nordwestchina und das Tote Meer könnten Zeugen dieser Superflut sein. Beim Herabstürzen eines Himmelskörpers verbrennt Stickstoff. Es



Abb. 5: Eingebrochenes Wengerthäuschen (Zaisenhausen)



Abb. 6: Sulzfeld, Lichtenberg Cairns an Stufung.



Abb. 7: Cairn II, und links zu sehen Cairn I (Lichtenberg, Sulzfeld).

entsteht Salpetersäure, die eine rötliche Färbung aufweist. Die Ansammlung von Salpetersäure in der Atmosphäre ist an den Eisschichten der Polargegend ablesbar (siehe Abb. 1).

Zwischen -8000 und -7000 hat es sieben starke Ansammlungen gegeben. Diese könnten auch von Vulkanausbrüchen stammen. Doch der stärkste Ausschlag auf dem Diagramm zeigt das Jahr -7640, den zweitgrößten Ausschlag im Jahre -210. Weitere Konzentrationen in den Jahren -6060, -4400, -3150, -2690, -1390 und -1120. Doch die Sal-

seinem Buch geschilderten Anlagen mit ihren auffälligen Trockenmauern und Formen.

Nach etlichen Begehungen im letzten Jahr bin ich heute bei der Cairn-Forschungsgesellschaft aktiv dabei und forsche mit Walter Haug und weiteren Interessenten nach den Ruinen der Vergangenheit. Sensationelle Nekropolen direkt vor unserer Haustür, ich konnte es anfangs fast nicht glauben, da uns ja die bisherige Geschichtsschreibung was anderes lehrte. Es kamen Erinnerungen an bekannte Megalithstätten, Mythen,

führt? Der Glaube, römische Einführung und Besiedelung hätten den Weinbau in unsere Region gebracht, sitzt auch heute noch im Gedächtnis der Bevölkerung. Aber die Römer bauten eigentlich keine Trockenmauern mehr. Die Aussage vieler Weinbauern, dass es die Bewirtschaftung erleichtern würde, macht wenig Sinn.

Auch die Aussage, dass der Hang ohne Bergstufung ins Rutschen käme, trifft bei dieser Örtlichkeit nicht zu. Wir haben etliche Weinberghänge mit losem Schieferbruchstein auffinden können die keine Sicherungsstufe im Hang zei-



Abb. 8: Dolmenportal Schönau.



Abb. 9: Dolmenportal Schönau.

peterablagerungen von -210 und -7640 liegen mehr als doppelt so hoch als die dazwischen genannten. Es waren mehrere Katastrophen, die unsere Vorzeit erschütterten.

Wer erbaute diese heiligen Berge mit Ihren gestuften Hängen?

Welches Volk erbaute diese monumentalen Cairns auf den Höhen dieser Berge? Diese und noch viele weitere Fragen bezüglich der von Walter Haug entdeckten Grabhügel (Cairns) führten mich nach dem Studium seines Buches zu den Exkursionen mit dem Autor vor Ort. Wir besuchten die in

Sagen und Märchen in meinen Kopf, als ich diese versunkenen Ruinen sah.

So kam ich bei einer Exkursion zur Stufenpyramide „Kruschhölde“ bei Sulzfeld zu neuen Theorien bezüglich der Trockenmauern auf den gestuften Bergen, die oft auch heute noch als Weinberge benutzt werden. Parallelen zeigten sich zu den bisher bekannten Cairns auf. Jedoch war keine Steinbruchwand in direkter Nähe, wie es bisher bei den Cairn-Nekropolen in unserer Region der Fall war (siehe Abb. 2).

Es stellt sich die Frage: Wann kam der Weinbau und wann wurden diese weiträumigen Bergstufungen durchge-

gen (siehe Abb. 3). Im Volksmund wird erzählt, die Cairn-ähnlichen Bauten mit ihren Dolmenportalen und Gängen wären Unterstände für die arbeitenden Bauern gewesen. Diese sind unter der Bezeichnung Wengerthäuschen in unserer Region geläufig und uns bekannt (siehe Abb. 4).

Die Kammern, die ich zum Vergleich heranziehe, zeigen deutliche megalithische Merkmale und keine Übereinstimmungen zur üblichen romanischen Wengertarchitektur mit geschwungenem Portal und Kuppelgewölbe (siehe Abb. 5).

Da die Kelten auch Weinbau betrie-



Abb. 10: Dolmenportal Schönau.

ben, stellt sich die Frage, ob die rund gemauerten romanischen Gewölbe nicht auch schon in der keltischen Vorgeschichte, zumindest in galloromanischer bzw. keltisch-römischer Zeit, entstanden sind.

Auffällig ist, dass die Mauern nicht durchgehend auf allen Weinberghängen errichtet wurden, selten an einer Stufung wie behauptet (siehe Abb. 2).

An einer Trockenmauer muss nicht immer ein Weg direkt vorbeiführen oder ein befahrbarer Weg vor abrutschenden Erdmassen geschützt werden, wie auf dem Lichtenberg bei Sulzfeld oder bei Schönau in Hessen zu sehen. Die beiden Steinhaus-Architekturkomplexe in Sulzfeld auf dem Lichtenberg liegen in einer Hanglage eingefasst ohne vorgelagerter Stufung (siehe Abb. 6). Auf steilen Hängen, für die eine Stufung zur Sicherung oder Verbesserung der Feldarbeiten sicherlich Nutzen gehabt hätte, konnten wir keine Trockenmauern oder



Abb. 11: (Schönau) Kammer, Bank am Ende.

Stufungen erkennen. An sicheren, nicht allzu steilen Berghängen dagegen, nahe einem schützenden Ort oder Kloster, haben wir dann wieder Trockenmauern mit Ganggrab ähnlichen Cairns finden können (siehe Abb. 7).

Viele dieser Meinungen aus dem Volksmund treffen bei genauerer Betrachtung nicht zu. Wen wundert es nach mehr als tausend Jahren Desorientierung und Zerstörung der heidnischen Kultur und deren Monumenten?

Das Hangportal in Schönau

Vergleicht man jüngere Megalithanlagen aus dem Mittelmeerraum, fragt man sich, wie diese ähnliche Bauweise in unsere Region gekommen ist. Die Errichtung der Torres auf Korsika, der Nuraghes auf Sardinien und der Talayots auf den Balearen schreibt man dem Kriegervolk der Sardanen (1360 v. Chr.) zu. Sie trugen zwischen den Hörnern ihrer Helme eine Scheibe. Das

Zeichen war bei der ägyptischen Armee das Zeichen der nationalen Söldner. Doch nach dem heroischen Söldnerdienst in Ägypten wechselten Sie die Front und schlossen sich den Seevölkern an, einer Gemeinschaft verschiedener Nationen. Unter Ihnen Lykier, Etrusker, Schakalaschen, Achäer und Libyer.

Da man Steine nicht datieren kann, ist man auf die Funde in den Grabhügeln angewiesen. Diese Grabfunde datieren manch einen Grabhügel in die Zeit 5000 v. Chr. - 6000 v. Chr.

Die künstlich geschaffene Gartenanlage in Schönau liegt an einem bewaldeten Berghang mit einzelnen freien Wiesen, die unterhalb des Berges an die Ortschaft anschließen (siehe Abb. 8).

Als wir bei unserer Exkursion die trockenen gemauerten Hänge abwanderten, entdeckte ich beim Zurücklaufen in einer Trockenmauer, die man von dem öffentlichen Weg oberhalb der Mauer nicht erkennen kann, ein Portal.

Der Anblick erinnerte sofort an einen Cairn, sehr schön eingestuft in den Hang. Das Monument war reich geschmückt mit blühenden Exoten die der Besitzer des Grundstücks um den Cairn gepflanzt hatte (siehe Abb. 9, 10). Leider konnten wir nur gebückt in die Kammer hineinblicken. Wir sahen einen mit großen Felsplatten gedeckten und ca. 1,20 m hohen trocken gemauerten Raum. Am Ende des ca. 2 m langen Ganges sahen wir eine quer liegende Steinbank (siehe Abb. 11). Ähnlichkeiten mit den etruskischen Felsgräbern (Blera) wie auch mit dem erst kürzlich von W. Haug in Schwäbisch Gmünd besuchten Mithräum sind zu erkennen (siehe Abb. 12a, 12b). Diese Anlage weist auch eine Steinbank am Ende des Ganges auf. Links neben dem Portaleingang in Schönau zeigen sich zwei parallele kleine Treppen, die an der Stufenmauer herabführen (siehe Abb. 13, 14).

Gleiches entdeckten wir gerade zu-



Abb. 12a: Mithräum (Schwäbisch Gmünd).



Abb. 12b: Etruskisches Felsengrab (Blera).



Abb. 13: (Schönau) Portal mit Treppe.



Abb. 14: (Schönau) Stufen am Cairn.

vor in Heilbronn auf der Kuppe der Paradies-Pyramide.

Zufällig kam am Ende dieser Begehung der Besitzer vorbei und wollte sich erkundigen, was wir auf seinem Grundstück zu suchen hatten. Nach kurzer Schilderung zu seiner Person wollte er uns entgegenkommen und uns vor der Gefahr, uns lächerlich zu machen, bewahren. Er erklärte, dass es sich um einen Schutzunterstand handelt, und dieser schon durch die Mönche des damaligen Klosters angelegt und bei aufkommendem Unwetter benutzt wurde. Da aber das Dorf fast direkt an das Gelände des Besitzers angrenzt, konnte man sehr schnell das Feld in Richtung Dorf verlassen und brauchte keinen aufwendig in Megalithtechnik gebauten

Schutzunterstand. Auch für die Aufbewahrung der Gerätschaften, wie er schilderte, erwies sich das Monument als sehr unnützlich. Sein Großvater bewirtschaftete schon das Feld und auch er meinte schon zu wissen, dass die Felder die Kirche benutzt und angelegt hatte. Warum dann so ein Aufwand? Warum dann die typische Megalithbauweise, wenn Mörtel und Zement schon in der christlichen Zeit bekannt waren?

Der sich selbst als Professor der Medizin Bezeichnende konnte sich absolut nicht mit unserer Theorie anfreunden, dass dieser Hang ein Grab gewesen sein könnte, und die Anlage schon vor der Christianisierung bestand. Wir mussten dann seinen Grund und Boden auf dem beschriebenen Waldgelände verlassen und wunderten uns über so eine überhebliche Persönlichkeit, die meint, die Weisheit mit dem Löffel gespeist zu haben. Zu seiner, wie wir vermuten selbst ernannten, Heidelberger Professur konnten wir bei unserer nachträglichen Internetrecherche nichts finden.

Die Megalithkammern auf dem Lichtenberg

Die Lichtenberger Kammern mit Portalgang liegen auf 276 m Höhe in der Nähe der Kruschhölde bei Sulzfeld. Nicht weit entfernt liegt die Burg Ravensburg. Die Burg liegt von den Hangkammern aus gepeilt 1,5 km in westlicher Richtung. Auf einem Seitenhang des Strombergs das man das Kruschhölde Gebirge nennt formiert sich die Kruschhölde, vielleicht die größte Stufenpyramide in der Region (siehe Abb. 15).

Der Name Krusch leitet sich von slow. Gruca, der Klumpen, der Haufen,

slow. grusc, Schutt Schotter, niederdt. Grus Schutt, Geröll, mundartlich Kruschd für Kleinzeugs her. Man erreicht dieses Monument nördlich vom Waldhaus kommend über den Lichtenberg.

Benutzt man gleich den unteren Weg südlich beginnend vom Waldparkplatz, kann man die Kammern am Hang aufwärts nach 200 m erkennen (siehe Abb. 2). Die Kammern am Hang liegen parallel zum höchst verlaufenden Weg, der auf den, wie Walter Haug vermutet, prähistorischen Wallfahrtsweg führt. Entlang dieses Weges ragen zur Kruschhölde die alten Menhire aus dem Waldboden, die zu Grenzsteinen umgearbeitet wurden. Gleichzeitig ist der beschriebene Weg zur Kruschhölde heute noch die Kreisgrenze.

Die entdeckten Kammern am Berghang des Lichtenbergs stellen eine unbekannte prähistorische Grabgattung dar, die bisher in unserer Region nicht in Erscheinung trat (siehe Abb. 16a, 16b). Es handelt sich um die typische Dolmenarchitektur des Megalithikums mit großen Fels-Deckplatten (siehe Abb. 17a, 17b, 17c).

Die Cairns in Saint Soline zeigen sehr schöne Parallelen zu den Stätten auf dem Lichtenberg und in Schönau (siehe Abb. 18a, 18b). Auch der Vergleich des Portals des Tunnels am Hang der Heithierhauptstadt Hattusha in der Türkei zeigt Parallelen in der Bauweise mit den Hangportalen am Lichtenberg in Sulzfeld und Schönau (siehe Abb. 19, 20).

Auffällig bei den Kammern auf dem Lichtenberg ist die Ausrichtung der Portale nach Westen. Es ist sehr gut die Sonne über dem Tal am Horizont zu beobachten. Die Portalausrichtung zeigt nach Westen auf die sichtbaren Berge in der Pfalz (siehe Abb. 21).

Von Westen auf den Lichtenberg zuführend, sind in 500 m Entfernung an zahlreichen Weinberghäuschen auffällige megalithische Merkmale zu finden (siehe Abb. 22a). Der Blick in die Kellergewölbe der Bauten direkt am Weg gibt Anlass zum Grübeln. Die Seite zum Hang mehrerer begutachteter Keller wurde neuzeitig vermauert (siehe Abb. 22b).

Auch zeigen mehrere Bauten entlang dieses Weges zum Lichtenberg Ähnlichkeiten mit etruskischen Nekropolen (siehe Abb. 23). Die aufgesetzten Neubauten auf die alten trocken gemauerten Basismauern sehen deutlich jünger aus. Auch wenn viele Bauten neuzeitig restauriert wurden, kann man noch an einigen Häuschen die alten Trockenmauern erkennen (siehe Abb. 24, 25, 26).

Lichtsignale konnte man vom Lichtenberg bestimmt gut sehen. Ein Versuch mit einer Schusterkugel würde



Abb. 15: Lichtenberg mit Kruschhölde (Blickrichtung Osten).



Abb. 16a: (Sulzfeld Lichtenberg) Cairn I.



Abb. 16b: (Sulzfeld Lichtenberg) Cairn 2.

diese Theorie vielleicht bestätigen. Mit diesen wassergefüllten Kugeln konnte man Licht bündeln und per Richtstrahl auf gepeilte Ziele leuchten. Die Ludrenplätze und Helltürme, von denen diese Lichtsignale ausgingen, wurden von den Hellmännern/Wasenmeistern unterhalten. Man brachte die Toten zum

Verbrennen an diese Plätze. Und der Wasenmeister war für die Einäscherung in der Urne und die Bestattung auf dem Heiligen Wasen (Grabhügel) zuständig. Daher der Name Vase, ein in Urnenform dichtes Gefäß. Auch Volksfeste finden oft auch heute noch auf dem Wasen, einer alten Begräbnisstätte,

statt. Zur Bestimmung der Winter- und Sommersonnenwende in Richtung Westen (Sonnenuntergang) wäre diese Stelle am Lichtenberg perfekt gelegen.

War es ursprünglich ein Cairn, Grabhügel oder eine Lichtmessstation, Signalturm, keltisches Nachrichtensystem, Hellturm, Feenhügel, Turm einer



Abb. 17a: (Sulzfeld Lichtenberg) Kammer I.



Abb. 17b: (Sulzfeld Lichtenberg) Kammer II.

wurden die ersten Burgen um die heiligen Höhen errichtet (siehe Abb. 27, 28, 29). Auffällig ist die Bezeichnung der vielen Licht-, Hell- und Lohe-Orte in Deutschland.

Die Zerstörung der Megalithmonumente und deren Kulte

Dass wir heute noch Spuren jahrtausendjähriger Geschichte finden können, grenzt an ein kleines Wunder. Was wurde nicht alles unternommen, um die alten Relikte aus der Vorzeit unkenntlich zu machen und die Kulte aus dem Volksglauben zu verdrängen. Es müssen früher Tausende dieser Monumente vorhanden gewesen sein. Man nimmt an, dass 90 % der Steinbauten zerstört oder ihre Steine für Bauzwecke Verwendung fanden.



Abb. 18a: Tumulus du Montieux Saint Soline.



Abb. 18b: Cairn Saint Soline.

weisen Frau? Diese Gedanken gehen mir immer wieder durch den Kopf. Im Zusammenhang mit der Kruschhölde kann man hier sicher von einem monumentalen Bergheiligtum ausgehen. Zum Vergleich zwei weitere Lichtorte aus der hermundurischen Epoche: der Staffelstein bei Lichtenfels und der Lichtenstein bei Ebern.

Der Staffelstein ist ein vorgeschobener Felsklotz des fränkischen Jura und zeichnet sich durch seine gewaltigen Felstürme aus. Heute trägt die Ebene eine christliche Kapelle. Ein sicheres Zeichen, dass dieser Berg ein altes hermundurisches Heiligtum war. Der Ausblick auf das Maintal und das gegenüberliegende Schloss ist gewaltig.

Hermunduren und Alemannen, die in unserer Region sesshaft waren, benutzten die heiligen Höhen weiter und vollzogen dort ihre Riten oder bauten später bei der Christianisierung ihre Kapellen auf diesen Plätzen.

Der Lichtenstein nördlich von Ebern, auf einer steilen Felskuppe gelegen, birgt auf seiner Höhe ein Heiligtum, einen Felsen in Ebergestalt. Später wurde im Mittelalter eine Burganlage darum gebaut. Das Heiligtum war so ehrwürdig das man es nicht wagte, es zu zerstören. Ein Felsenraum im Westbereich der Burg enthält eine Öffnung, die zum Sonnenuntergangspunkt der Sonnenwende geortet ist. Dieser Felsenraum stammt vermutlich aus noch älterer Zeit als die darüber errichtete Burg.

Die Bezeichnungen von Lichtorten in Süddeutschland sind sehr weit verbreitet. Wurde in diesen suebisch alemannischen Gebieten früher dem Lichtgott ZIU gehuldigt? Oder waren es Orte an denen große Leuchtfeuer brannten und Lichtfeste gefeiert wurden? Weitere Forschungen versuchen, diese Fragen zu beantworten. Jedoch kann man sagen, dass wenige Burgen auf diesen heiligen Bergen errichtet wurden. Aus Ehrfurcht

Auf mehreren Konzilien wurde der Steinkult verdammt. Synodalbeschlüsse, wie beispielsweise die von Arles (452 n. Chr.), Tours (567 n. Chr.), Nantes (658 n. Chr.), und Mainz (743 n. Chr.), warnten vor der Sünde, den Steinen zu opfern. Bei Nichtbefolgung wurde sogar mit Exkommunizierung gedroht.

Auf dem Konzil von Nantes erfolgte die Weisung, diese heidnischen Steine auszugraben und verschwinden zu lassen.

391/392 hatte Theodosius I. (347-395) alle heidnischen Kulte verboten und die katholische Lehre zur Staatsreligion erklärt. Dennoch lebte die Verehrung der Menhire als Götteridole vielerorts weiter. Viele Steine wurden durch Priester zerstört, beschädigt oder vergraben.

Das Christentum, das die Menhire anfänglich als heidnisch ablehnte, konnte jedoch auch durch kirchliche Weisungen und Verbote keinen durch-



Abb. 19: Türkei, Hattusha.



Abb. 20: Türkei, Hattusha.



Abb. 21: Blickrichtung Westen, Pfälzer Wald.



Abb. 22a: Wengerthäuschen mit Merkmalen auf den Lichtenberg zulaufend. Die Basisarchitektur der Häuschen wirkt älter.

schlagenden Erfolg erzielen. Deshalb versuchte man, einen anderen Weg einzuschlagen. Nicht durch Vernichtung und Zerstörung der Menhire, sondern durch die Integration in die christliche Glaubenswelt sollte eine allmähliche Annäherung erfolgen.

Papst Gregor I. hat im 6. Jahrhundert die Weisung herausgegeben, die heidnischen Kultstätten des Volkes nicht zu zerstören, sondern an diesen Orten christliche Gotteshäuser zu bauen. Papst Gregor lies viele dieser heidnischen Kultstätten mit christlichen Kirchen überbauen. Dies geschah auf unterschiedliche Weise. Durch Aufsetzen eines Kreuzes oder durch Eingravierung christlicher Symbole versuchte man, die Steine in den Dienst der eigenen Religion zu stellen. Man „christianisierte“ die Steine. Andere Menhire wurden in den Dienst des neuen Glaubens gestellt, indem man sie in Kirchen verbrachte.

Der Grabhügel von Barnenez mit seinen elf Kammern konnte 1954 gerade noch vor der völligen Zerstörung gerettet werden. Ein Unternehmer hatte den

künstlichen Hügel in einen Steinbruch verwandelt und konnte nach anfänglicher Zerstörung durch die Präfektur gestoppt werden. Heute ist er der bekannteste und spektakulärste Cairn Europas.

Bereits in vorchristlicher Zeit war der Monte Casino zwischen Rom und Neapel ein heidnisches Heiligtum. Obwohl bereits zweihundert Jahre vergangen waren, seitdem der erste römische Kaiser, Konstantin, sich zum Christentum bekehrt hatte, stand auf dem Berg, den Benedikt sich als den Ort neuen Beginns erwählte, noch immer das Heiligtum einer heidnischen Gottheit. Die Überlieferung nennt das Jahr 529 als Zeitpunkt für den Anfang benediktinischen Lebens auf dem Monte Casino. Als Erstes ließ der Abt von Monte Casino die alten Kultstätten niederreißen, baute zwei Oratorien und weihte das eine Johannes dem Täufer, das andere Martin von Tours. Schon zwei Jahrtausende v. Chr. errichteten die Sumerer in Mesopotamien heilige Tempel und Zikkurate neben mit Tonrinnen gefassten Brunnen,

aus denen heiliges (rechts drehendes) Wasser sprudelte. Viele solche ehemaligen Wasserheiligtümer gab es auch in unseren Gefilden, sie wurden jedoch von der Bevölkerung, Grundherren, oder durch die Kirche zerstört. Bei der Christianisierung des Frankensandes wurden die alten heidnischen Bräuche mit christlichem Sinn versehen. Deutschland ist überreichlich mit Findlingen aller Größen gesegnet, doch müssen Anhäufungen von Steinen, wie sie die Großsteingräber darstellen, für Menschen, die Baumaterial benötigen, wie ein praktischer Selbstbedienungsladen gewirkt haben. Zumal anzunehmen ist, dass derartige heidnische Bauwerke während der Christianisierung Norddeutschlands den Missionaren bestimmt ein Dorn im Auge waren.

In den letzten Jahrhunderten waren viele Gräber ganz einfach den Bauern bei der Erschließung neuer Felder im Wege gestanden. Die Steine wurden zerkleinert, um als Straßenunterbau zu dienen, oder sie wurden als Ganzes in Kirchen- und Hausfundamente, Grundstückseinfriedungen, in Denk-



Abb. 22b: Vermauerter Keller in einem Wengerthäuschen.

1728 verbot die Hannoverische Regierung den Export von Hünensteinen. Im großen Stil wurden Großsteingräber zwischen 1810 und 1813 im Auftrag von Napoleon geplündert, der Steine zum Bau seiner Heerstraßen benötigte. Durch die Verfügbarkeit von Schießpulver war die Zerkleinerung der Steinkosse kein großes Problem mehr.

Kirchliche Verbote

Die „kirchlichen Verbote“ und zahlreiche Schriften aus dem 8. Jahrhundert bekunden, wie schwer der Kirche gerade die Bekämpfung des Ahnenkultes an Grabhügeln gemacht wurde. Sogar die Todesstrafe wurde sehr oft angedroht, wie aus dem Verbot Karl des Großen den heidnischen Sachsen gegenüber hervorgeht.

Rund 30 Jahre lang (772 – 804)

nen, Zwangsdeportationen von Tausenden von Familien, Raub von Schätzen, Zerstörung von Siedlungen und Gehöften, Schändung von Heiligtümern, Mord, Massaker und Gräueltaten an Zivilisten durch Blendung, ja sogar einen Umweltkrieg durch Abbrennen von Wäldern, Verwüstung von Äckern, Vernichtung von Saaten und Verschütten von Brunnen.

Im 8. Jahrhundert werden die Geistlichen angewiesen, immer wieder die Beichtkinder zu fragen: „*Ob man sich am Kreuzweg auf eine Rindshaut gesetzt habe, um dort Weissagungen anzustellen.*“ Desgleichen untersagt die Kirche schon 452: „*Das Lichterbrennen am Kreuzweg*“, was im Heidentum natürlich nicht dem „Kreuzweg“ an sich galt, sondern den um einen Wegkreuzungspunkt bestatteten Toten, und es ist gerade für die



Abb. 23: Etruskisches Felsengrab.



Abb. 24: Gartenhäuschen, Sulzfeld.



Abb. 25: Kellerportal des Wengerts.



Abb. 26: Etruskische Formen entlang der Straße zum Lichtenberg.

und Ehrenmale eingebaut und nicht zuletzt an die Küsten verkauft, wo sie bei Hafens- und Deichbau sehr gefragt waren. So wurden auch viele Steine in die Niederlande geschafft.

zog Karl gegen die Sachsen zu Felde und wandte dabei brutalste Mittel der Kriegführung an: die Massenköpfung von 4500 Sachsen, das sog. Verdener Blutgericht, Versklavung der Gefange-

Oesterholzer Gegend kennzeichnend, dass dort heute noch die Osterfeuer auf vorgeschichtlichen Grabhügeln abgebrannt werden. Auch sollen die Beichtenden (um 452) gefragt werden, „*ob*

Brot oder sonst eine Spende am Kreuzweg dargebracht wurde“.

Von geistlicher Seite wurde etwa 650 befohlen: „Verbietet die Nachbildung von Füßen, die sie an Kreuzwege stellen, und verbrennt sie mit Feuer, wo ihr sie antrefft; durch keine andere Weise könnt ihr gesund werden wie durch Anrufen und das Kreuz Christi“, oder: „Legt nicht aus Holz gemachte Glieder an Kreuzwege oder Bäume nieder, denn sie können euch keine Heilung verschaffen“.

Karl der Schlächter zerstörte die Irminsul, Bonifatius fällt die Donareiche, Ludwig der Fromme verbrannte später das gesamte ihm erreichbare heidnische Schrifttum und so nahm die Vernichtung der Vorzeit seinen Lauf.

Megalithbauten aus der Vorzeit

Kann unsere Vermutung stimmen, dass die entdeckten Monumente der Megalithkultur vor 3500-6500 Jahren, oder gar noch einer älteren Kultur zuzuschreiben sind? Auf die Fragen, wer diese Megalithbauten in unserer Region erbaut hat, gibt es derzeit noch keine Antworten.

In Österreich in der Steiermark haben die beiden Forscher Ingrid und Heinrich Kusch sensationelle Entdeckungen in der Erdstallerforschung und den unterirdischen Tunnelanlagen gemacht. Diese unterirdischen Anlagen mit einem weit vernetzten Tunnelsystem lassen sich bis ins Neolithikum zurückdatieren. Sicherlich wurden viele Anlagen und Tunnelsysteme neuzeitlich erweitert, aber die ältesten Tunnelsysteme und Eingangsportale zeigen deutliche Spuren der Megalithzeit.

Über den ältesten Gängen standen und stehen heute noch vereinzelt Menhire (Lochsteine), die den Verlauf des Ganges und den Ort des nächstliegenden Einstiegs in die Anlage markierten. Diese Lochsteine sind heute noch vereinzelt anzutreffen, manch einer steht auf einem Klostergelände oder ist innerhalb einer Kirchenmauer integriert.

Es wird im Bereich der Steiermark von leuchtenden Lichtkugeln berichtet, die zu gewissen Zeiten in der Nähe um die Lochsteine gesichtet werden. Über den ganzen deutschsprachigen Raum sind Riesen- und Zwergensagen bekannt, Sagen von kleinen drachenähnlichen Wesen, die Tiere fressen und von mutigen Bauern getötet werden, sowie von Zwergen, Schratln oder Schratzln in der Steiermark.

In den nordischen Mythen kann man auch Hinweise auf Riesen und Zwerge finden. Es wird ein Riesen-

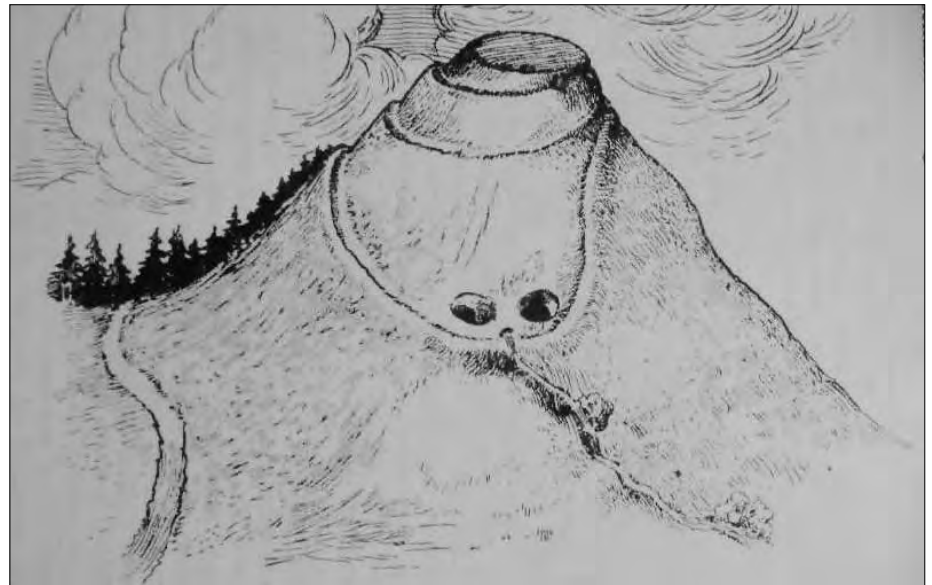


Abb. 24. Der heilige Berg Ipf, d. i. „der Hohe“, bei Nördlingen mit den üblichen 5 Wallringen. Der 4. Ring dient (ebenso) dazu, die von ihm eingegrenzten Wohngruben der Völklingen und die dabei liegende Urquelle als heilig und unzerstörlich zu erklären. Das Bergheiligtum macht bei Dormittagssonne, von der Nordseite aus gesehen, einen ganz eigenartigen unversehrten Eindruck.

Abb. 27: Heiliger Berg Ipf, Nördlingen.

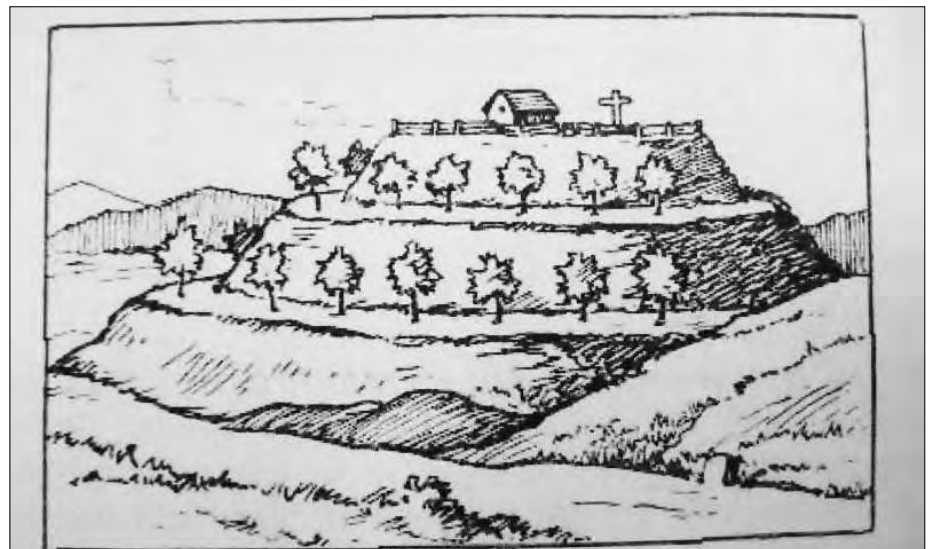


Abb. 37. Altgermanische heilige Stätte Hausberg vom Obergänzendorf in Österreich. Dreiterrassiger Stufenberg.

Abb. 28: Heiliger Berg Hausberg, Österreich.

geschlecht erwähnt, vor dem sich die Götter in eine unterirdische Anlage mit dem Namen Midgard zurückzogen. Riesen, Hünen und Titanen sind nicht nur in den Urmythen der Menschheit zu finden sondern auch in religiösen Textpassagen des Juden- und Christentums, sowie in der griechischen, indischen, chinesischen und ägyptischen Mythologie.

Die Ruinen der Vorzeit, wie sie auch bei uns im Kraichgau auf gestuften Bergen anzutreffen sind, treten im Volksmund als versunkenes Schloss, Steinsburg, Felsenburg oder Leoburg in vielen Sagen der Region auf. Heute liegen auf diesen Bergspitzen Unmen-

gen von Gesteinsbrocken die eine große Katastrophe erahnen lassen. Wer diese Plätze besucht, wird sofort an weltbekannte Megalithbauten erinnert.

In Süddeutschland, verstärkt durch die Entdeckungen von Walter Haug, konnten etliche dieser Bauwerke gesichtet werden. Weitere folgen Monat auf Monat. Dolmen, Ganggräber, Pyramiden, Stufenbauwerke, Steintürme, wie in ganz Europa anzutreffen, schmücken diese heiligen Berge der Ahnen. Steinkreise, Cromlechs (Steinsetzung in Sichelform oder Kreisform) wie auch Alignements (Steinalleen) wurden bei unseren Exkursionen festgehalten. Auch Monolithen und

Menhire konnten wir vereinzelt schon finden.

Entsprechend unseren Trockenmauern auf gestuften Bergen nennt auch das Forscherpaar aus der Steiermark diese am Hang errichteten Trockenmauern, denen auch deren Funktion bis heute unklar ist. Die Grundbesitzer kennen diese Mauern und sagen, die seien schon immer vorhanden. Auf Berghängen oft bis 1000 m über Seehöhe stehen sie scheinbar funktionslos da und dienen weder als Hangsicherung oder Grundstücksgrenze, noch als Stütze für Erdterrassen. Seit einigen Jahrzehnten werden diese Mauern dem Erdboden gleichgemacht. An etlichen Berghängen im Vorauer Raum sind terrassenförmige Geländestufen wie in unserer Region anzutreffen.

Felsen oder Leoburgen, so die Bezeichnung der steinernen Ruinen auf den gestuften Bergen, wurden nach dem 2. Weltkrieg in Steinbrüche verwandelt und die Felsen zum Wiederaufbau und Neubau der Straßen verwendet. Ähnlich wie bei dem Grabhügel von Barnenez, der gerade noch vor der Zerstörung gerettet werden konnte. Die Bevölkerung behält nur den Steinabbau im Gedächtnis, aber nicht die Monumente in Erinnerung, die ehemals auf den Hängen und Bergen standen.

Die bläulichen Lichter, die in manchen Nächten um die Lochsteine in der Steiermark zu sehen sind, werden als Irrlichter und Fuchtelmandel im Volksmund bezeichnet. Leuchterscheinungen konnten schon von vielen Bewohnern in der Steiermark beobachtet werden. Die Beschreibungen der schwebenden Lichter in der Steiermark erinnern mich an meine aufgenommenen Lichtblasen, die ich bei vielen Exkursionen durch das megalithische Süddeutschland an Dolmenportalen, Grabgängen und Cairns aufnehmen konnte (siehe Abb. 30, 31, 32, 33).

Meine Versuche zusammen mit einem Freund, der mir den Tipp gab, haben gezeigt, dass Digitalkameras Frequenzen anzeigen, die das menschliche Auge nicht sieht. Sie können den Versuch selbst durchführen, in dem Sie eine Digitalkamera oder Fotohandy anschalten und auf den klaren Sensor einer Fernbedienung fokussieren. Drücken Sie eine Taste auf der Fernbedienung und betrachten Sie den Sensor durch den Bildschirm Ihrer Kamera. Auf dem Bildschirm sehen Sie dann die Frequenz, die das Auge nicht sieht. Die Digitalkamera wandelt die ankommenden Frequenzen in ein Livebild



Abb. 27. Der heilige Stufenberg Stauf bei Thalmaßing (Mittelfranken).

Abb. 29: Heiliger Stufenberg, Mittelfranken.



Abb. 30: Lichtkugel (Orb) im Wald bei Lohr.

um und sie können die Frequenz bei gedrückter Fernbedienung farbig durch die Kamera sehen.

Die Lichterscheinungen in der Steiermark kommen meist direkt aus dem Wald- oder Felsboden. Die Beschreibung der Menschen, die dieses Phänomen gesehen hatten, sprechen von sich schnell bewegenden, senkrecht aufsteigenden oder waagrecht dahinfliegenden, sehr hellen Leuchtpunkten. Beobachtet wurden diese Erscheinungen in der Abenddämmerung und bei Nacht. Das gleiche Phänomen, dass die Lichtphänomene verstärkt über Hohlräumen und unterirdischen Gängen aufgenommen werden, konnte auch ich bei meinen Aufnahmen feststellen.

Eine Hausgeschichte der Oststei-

ermark besagt, dass diese Irrlichter verstärkt an den alten Grenzsteinen (Menhire) auftauchten und erst wieder verschwanden, als man die Steine wieder so setzte, wie sie vorher standen.

Spuren einer versunkenen Epoche

Es gab offenbar eine Hochkultur, die auch bis in unsere Teile Deutschlands ihre Spuren hinterlassen hat. Gestufte Berge mit megalithischen Stufenbauwerken sind keine Erfindung des Weinbaus. Es kommen solche Bergstufungen sehr oft in Gegenden vor, an denen kein Weinbau oder Ackerbau Spuren hinterlassen hat (siehe Abb. 34, 35). Vergleicht man diese Monumente der gestuften Berge über die Grenzen unseres Kontinentes hinaus,

so fällt auf, dass diese auch in anderen Erdteilen errichtet wurden. Waren die weißen Götter, die vom Meer her kamen und neues Wissen vermittelten, phönizische Priesterkasten? Waren die Schlangenspriester oder Druiden mit der Auslotung und dem Bau dieser Anlagen beauftragt?

Das magnetische Netz der Erde besteht aus Leitungen mit magnetischen Energien, die als Ley-Linien, Meridiane oder Drachenlinien bekannt sind. Wo sich diese Linien kreuzen, bildet sich ein Wirbel und wo viele sich kreuzen ein gigantischer Energiewirbel. Das sind diese Plätze, deren Bedeutung unseren Vorfahren beim Bau der heiligen Anlagen bekannt waren.

Im Fränkischen gibt es einen Waldabschnitt mit Heilfelsen. Diese liegen an energetisch starken Zonen. Oswald Tränkenschuh bietet dort seine Hilfe zur Behandlung körperlicher Probleme an. Auch heute können feinfühligere Menschen diese Plätze auffinden oder mit Wünschelruten bestimmen und deren Stärke der Strahlung nach Bovis-Wert einordnen. Nach der Meinung von Eliphas Levi heilten die Druiden mit Magnetismus. Doch auf das Kapitel der Radiästhesie werde ich in diesem Bericht nicht näher eingehen. So wurden viele Anlagen gezielt auf astronomisch und geologisch orientierten Plätzen errichtet.

Heute sind diese Plätze häufig im Besitz der Kirche oder des Kapitals. Liegt das Erbe von Lemuria und Atlantis vor unserer Haustür? Waren unsere Erbauer der Megalithbauten in Europa und hier im Kraichgau einwandernde Stämme phönizischen Ursprungs? Die Forschung steht am Anfang und geht weiter, bis das Puzzle sich fügt.

Es kann daher sehr lohnend sein, sich den Stätten der Vorfahren mit der entsprechenden feinfühligsten Haltung zu nähern. Dann kann es passieren, dass Bilder, Erinnerungen oder Gefühle auftauchen oder dass wir mit feinstofflichen Energieformen in Verbindung kommen, die unsere Wahrnehmung und unser Weltbild in anderem Licht erscheinen lassen. Wenn wir offen dafür sind, können wir diese Stätten intensiv erfahren.

Der König aber, der im Berge wohnt, ist fortan der Schutzgeist der Sippe und des Gaus. Jahrtausende später weiß das Volk durch die Sage noch, dass ein König dort haust, und welchen Waffenschmuck oder Zierat er bei sich trägt.

Die in Sternenfels, mit seiner dreistufigen Pyramide im Ortswappen, überlieferte Kaisersage verkündet ganz



Abb. 31: Lichtblasen (Orbs) bei Grabung in Sternenfels.



Abb. 32: Lichtblase (Orb) am Cairn bei Sternenfels.



Abb. 33: Lichtkugel (Orb) im Weißen Steinbruch Pfaffenhofen.

eindeutig, dass unter dem Schloss, also in dem Berg mit Namen Burghalde, ein Kaiser bestattet sei. Bei der Burghalde von Sternenfels erkennt man, dass dieser Hügel aus drei Stufen besteht und Merkmale einer Stufenpyramide zeigt (siehe Abb. 36).

Die Burghalde ist aufgrund seiner markanten geologischen Position als das wichtigste Grab der Nekropolen rund um Sternenfels anzusehen. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass die Burghalde ein Grabmonument, eines bedeutenden Regenten, der vorchristlichen Zivilisation darstellt.

*„Dann umritten den Hügel die rüstigen Helden,
Der Erdlinge zwölff, die nach altem Brauch
In Liedern sangen die Leichenklänge
Und den König priesen. Die kühnen Taten
Rühmten sie laut und sein ritterliches Wesen,
In Wort und Spruch sein Wirken ehrend
In ziemender Weise. Das ziert den Mann,
Den lieben Herrn in Lob zu erhöhen
In treuem Sinn, wenn des Todes Hand,
Aus Leibes Hülle löst die Seele.*

(Text des angelsächsischen Liedes der Totenfeier des Beowulf)

Literatur

- K. Walter Haug, Die Entdeckung deutscher Pyramiden, Cernunnos Verlag, 2003
- Paul Herrmann, Altdeutsche Kultgebräuche, Verlag Eugen Diederichs Jena, 1928
- Gernot L. Geise, Das keltische Nachrichtensystem, Michaels Verlag, 2002
- Guido v. List, Mythologische Landschaftsbilder, Verlag des Verfassers, 1891
- Meier/Topper/Zschweiger, Das Geheimnis des Elsaß, Grabert Verlag, 2003
- David Icke, Das größte Geheimnis, Mosquito Verlag, 2004
- Hans W. Hammerbacher, Die hohe Zeit der Sueben und Alamannen, Orion Heimreiter Verlag, 1974
- Ingrid und Heinrich Kusch, Tore zur Unterwelt, Stocker Verlag, 2011
- Jean Claude Perpere, Redende Steine, Heyne Verlag, 1981
- Arbeitskreis dt. Mythologie, Das Erbe der Ahnen, K. W. Schütz Verlag Coburg, Reprint von 1941
- Jan Udo Holey alias Jan v. Helsing, Hände Weg von diesem Buch, Amadeus Verlag, 2004,
- Jan Udo Holey alias Jan v. Helsing, Geheimgesellschaft. Band 3 - Krieg der Freimaurer, Amadeus Verlag, 2010
- David Luczyn, Magisch Reisen Deutschland, Goldmann Verlag, 2001

Internetz: www.megalith-pyramiden.de



Abb. 39. Der dreistufige heilige Berg Mousson in Ostfrankreich.

Abb. 34: Mousson, heiliger Berg in Ostfrankreich.



Abb. 35: Mariabuchen, ehem. gestuftes Bergheiligtum.



Abb. 36: Burghalde Sternenfels, dreigestufter Berg.

Abraumhalden oder Stufenpyramiden?

Beweis gefunden?

Waldemar Zimmermann

K. Walter Haug betreibt schon seit zwanzig Jahren Cairn-Forschung. Worum geht es dabei? Kurz gesagt um riesige Hügel innerhalb von Steinbrüchen. Die einen, die Archäologen, nennen sie Abraumhalden, die anderen, private Altertumsforscher, bezeichnen sie als Jahrtausende alte, stabil gemauerte Bauwerke, als Stufenpyramiden, die als Grabmale dienten, also sogenannte Cairns. K. Walter Haug fragt sich, ob diese „Dödels“ damals nur für die Schuttherstellung gearbeitet haben, da die Masse des angeblichen Schutts fast das ganze ausgebrochene Volumen des Steinbruchs in Anspruch nimmt (vgl. <http://www.bruchsal.org/story/nat%C3%BCrlich-megalithmonumente-was-denn-...>) auf [bruchsal.org](http://www.bruchsal.org).

In über zwanzig Jahren Forschung hat K. Walter Haug beredete Zeugnisse für den Wahrheitsgehalt seiner Theorien zusammengetragen und in einem Buch veröffentlicht. Ebenfalls lässt seine Internetseite den Laien ins Grübeln kommen (www.megalith-pyramiden.de). Auch ich habe mich auf [bruchsal.org](http://www.bruchsal.org) schon mit dem Thema befasst und nach den Kriterien K. Walter Haugs die „Abraumhalde“ im Pfaffenloch-Hohlsteinbruch im Rohrbachtal unter die Lupe genommen (<http://www.bruchsal.org/story/cairns-bruchsal>) und bin zu dem Ergebnis gekommen, bei aller Vorsicht, dass, setzt man die Theorie zu dem Vorgefundenen in Bezug, es in Bruchsal ebenfalls einen Cairn geben könnte. K. Walter Haug hat auf [bruchsal.org](http://www.bruchsal.org) weitere Artikel zum Thema gepostet (<http://www.bruchsal.org/story/megalithmonumente-bw-vs-landesamt-f%C3%BCr-...>, sowie <http://www.bruchsal.org/story/gibt-es-megalithmonumente-im-kraichgau-zab...>), ebenfalls hat sich schon Rolf Schmitt von [bruchsal.org](http://www.bruchsal.org) mit diesem Thema befasst (<http://www.bruchsal.org/story/vorratskammern-werkzeuglager-oder-grabkammern> und <http://www.bruchsal.org/story/vorratskammern-werkzeuglager-oder-grabkammern>).



Abb. 1: Abraumhalde oder Stufenpyramide?



Abb. 2: Spitze des 23 Meter hohen (Schutthügels?) Cairns in Sternenfels.

und, nicht zu vergessen, eines „begnadeten“ Baggerführers, des Chefs der Firma Nuber, der mit unglaublichem Geschick, Spürsinn und Gefühl mit der Baggerschaufel umging wie andere mit den Spaten, so, als ob er schon immer archäologische Ausgrabungen gemacht hätte.

Ich möchte nicht lange herumreden und gleich auf das Ergebnis kommen: Es haben sich die Vermutungen bestätigt, dass es sich um ein befestigtes Bauwerk und nicht um eine Abraumhalde handelt. Unterhalb der teilweise eingestürzten und erodierten

und, nicht zu vergessen, eines „begnadeten“ Baggerführers, des Chefs der Firma Nuber, der mit unglaublichem Geschick, Spürsinn und Gefühl mit der Baggerschaufel umging wie andere mit den Spaten, so, als ob er schon immer archäologische Ausgrabungen gemacht hätte.

Mauern wurden noch gut erhaltenes, konserviertes Mauerwerk sowie Grundmauern in drei Metern Tiefe freigelegt, weiterführende Umfassungsmauern ebenfalls, sowie ein Altar- oder Opferstein gefunden, ebenso, am letzten Tag, ein verschütteter Gang zwischen Felswand und einer Mauer.

Der erwartete und erhoffte Zugang ins Innere wurde allerdings nicht gefunden, aber lassen wir dazu K. Walter Haug zu Wort kommen:

bruchsal.org

Herr Haug, am 19. Und 20. August fanden im Steinbruch Zwerchhölde bei Sternenfels archäologische Grabungen statt. Was erhofften Sie sich und wie war das Ergebnis?

W. Haug

Die Interessengemeinschaft Pyramide Sternenfels konnte endlich, nach der Genehmigung durch den Gemeinderat Sternenfels in der Zwerchhölde Grabungen durchführen. Ziel der Aktion war es, eine unzerstörte, ungeplünderte Grabkammer zu finden.

bruchsal.org

Das müssen Sie uns näher erläutern. Das klingt ja nach ägyptischen Pyramiden. Wer sollte bei uns solche Monumente gebaut haben und wann soll dies geschehen sein?

W. Haug

Es handelt sich hier um ein Megalithmonument aus vorgeschichtlicher Zeit, größer als alle bisher bekannten Megalithmonumente Europas. Das gewaltige Monument mit seiner Höhe von maximal 23 Metern und einer Ausdehnung von 60 x 80 Metern erschlägt jeden Betrachter allein durch seine Masse von ca. 140.000 Tonnen. Alle alten Hochkulturen bauten Tempel, Grabmonumente, sogar ganze Nekropolen, wie etwa die Etrusker. Warum sollten unsere Vorfahren, die Kelten, das nicht leisten können?

Unsere Staatsarchäologen halten unsere Urahnen immer noch für so minderbemittelt und rückständig, dass sie ihnen das nicht zutrauen. Sie bezeichnen dieses größte Monument des Kraichgaus aus vorgeschichtlicher Zeit, man glaubt es nicht, als ummauerte Abraumhalde. Wer einmal das Keltenmuseum in Hochdorf besichtigt hat, weiß, wie weit fortgeschritten die Eisentechnologie der Kelten war. Die Schmiede stellten nicht nur Werkzeuge zur Holzbearbeitung, sondern massenhaft für die Steinbearbeitung her. Meißel und Steinbruchhämmer wurden im großen Maßstab produziert. Nur, so



Abb. 3: Herr Nuber von der gleichnamigen Firma handhabte den Bagger mit Bravour.



Abb. 4: Mauerwerk mit Grund- und Stützmauern.



Abb. 5: Interessierte Helfer der IG Pyramide Sternenfels.

müsste sich eigentlich jeder halbwegs aufgeweckte Archäologe fragen, wozu wurden die überhaupt verwendet?

Jetzt steht fest: Auch wir besitzen gigantische Totenstädte im Fels oder gewaltig große Einzelmonumente genau so in die Berge hineingebaut in einem Format, das den Vergleich mit den größten der

Welt in Japan nicht zu scheuen braucht. Wir reden hier von Bauwerkslängen im Bereich zwischen 400 und 500 Metern! Zum Vergleich: Die Cheopspyramide hat eine Seitenlänge von 236 Metern. Das größte bisher entdeckte Monument wurde nun bei Heilbronn nahe des Jägerhauses identifiziert.



Abb. 6: Gefundener Altar- oder Opferstein?

bruchsal.org

Um auf die Zwerchhölde zurückzukommen: Was macht Sie so sicher, dass sich hier eine Grabkammer befinden muss?

W. Haug

Die Fachschaft Geophysik der Universität Karlsruhe hatte über drei Jahre hinweg geoelektrische und geomagnetische Messungen an den Monumenten zwischen Maulbronn und Kürnbach durchgeführt. In der Zwerchhölde wurden vier deutlich erkennbare Hohlräume gefunden, wobei die zentrale Kammer mit einer Höhe von annähernd zehn Metern in den Bereich pharaonischer Prachtentfaltung vorzustößen scheint. Leider sind die Zugänge von außen nicht erkennbar. Die Computerbilder zeigen Strukturen, die zwar Gänge sein könnten, aber jetzt nach der Grabung wieder zweifelhaft sind. Die Erbauer haben eben nichts unversucht gelassen, ihre Heiligtümer zu schützen.

bruchsal.org

Mit anderen Worten, die unzerstörte



Abb. 7: K. Walter Haug im Interview mit bruchsal.org.

und ungeplünderte Grabkammer wurde nicht gefunden?

W. Haug

Bislang noch nicht. Aber was an dem Freitag und Samstag zutage kam, kann sich dennoch sehen lassen. Nachdem gleich zu Anfang die großteils abgetragene und eingestürzte Umfassungsmauer der Stufenpyramide in weiten Teilen freigelegt werden konnte, verursachte die mehr als zehn Meter hoch aufragende Stufenmauer aufgrund ihres mürben Erhaltungszustands einiges Magengrimmen. Würde sie die nächsten Stunden überstehen? Schließlich ragt dahinter der Hang bis insgesamt 23 Meter Höhe auf. Und wenn die Basismauer nachgibt, kommen gewaltige Massen in Bewegung.

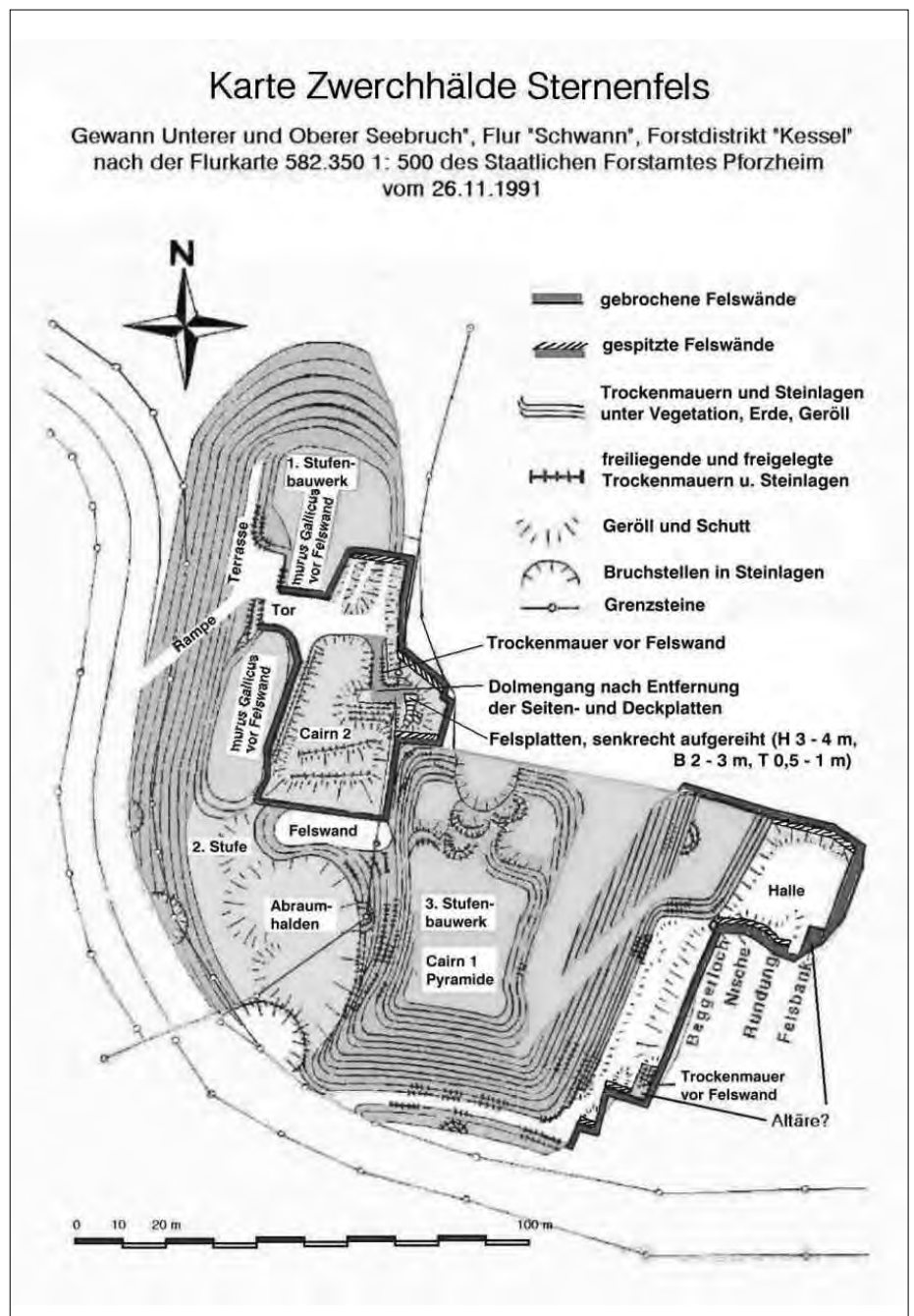


Abb. 8: Übersichtsplan „Zwerchhölde“.

Aber dann ergaben Tests, dass lediglich die äußeren Mauerschalen zerbröckelt waren. Die Substanz scheint so stabil zu sein, dass das Bauwerk sich weiterhin, wie die Jahrtausende zuvor, selbst trägt. Direkt dahinter hat das Messbild einen dreieckigen Hohlraum aufgezeigt, also eine Kuppelkammer in überkragender Bauweise, die auch schon von Mykenern, Ägyptern und den Megalithkulturen West- und Nordeuropas so gebaut wurde und bis in die Zeit -3700 zurückreichen kann.

bruchsal.org

Dann dürfte die Suche nach einem Zugang noch nicht beendet sein?

W. Haug

Ja, denn auch eine Grabung unter das Fundament ergab keinen Hinweis, wo hier ursprünglich die Leute ihren vermuteten Zugang für die rituellen Gebräuche hatten. Nach einer neuerlichen Hohlraumdedektion, die uns dann den genauen Scheitelpunkt der Kuppel anzeigen kann, wäre an eine Öffnung von oben zu denken.

Der Zugang für die Zentralkammer im Felskern scheint dagegen auf der Kuppe des Bauwerks zu liegen (s. Abb. 3). Diesen Einstiegsschacht zu finden, könnte die Aufgabe der nächsten Monate sein.

Dessen ungeachtet hatten wir dennoch unsere Erfolgserlebnisse. Vor der interessantesten Ecke des Bauwerks steht ein behauener Quader, der auf jeden den Eindruck macht, ein Altar oder Opferstein zu sein. Zudem wurde eine bauliche Struktur in einer Ecke der umgebenden Felswände freigeschaufelt, wobei sich herausstellte, dass an der Naht zwischen Mauerwerk und Felswand eine türbreite Mauerpartie durch eine senkrechte Fuge von der Umfassungsmauer separiert war. Wir hatten es also mit einem zugemauerten Grabportal zu tun. Die Blockade wurde gleich mit der Baggerschaufel eingerissen und tatsächlich öffnete sich ein Gang, der rechts von der Felswand und linkerhand von Mauerwerk gebildet wird. Leider war unser Zeitkontingent bis dahin überschritten. Wir hoffen aber, noch in diesem Jahr weitermachen zu können.

bruchsal.org

Herr Haug, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. Bruchsal.org wird die Sache weiterhin verfolgen.

Wer sich dafür interessiert, wie die Grabungen vonstatten gingen, der möge sich das Video auf bruchsal.org anschauen (auf Full HD oder 1080p klicken nicht vergessen). ■

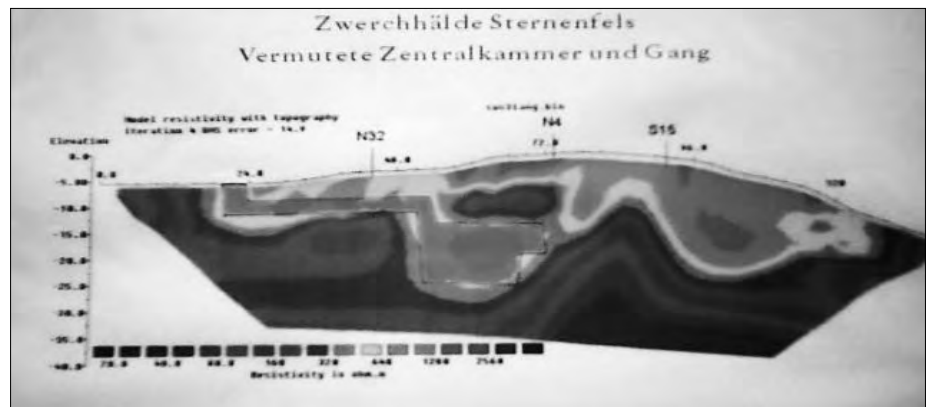


Abb. 9: Querschnittsmessungen.



Abb. 10: Verwitterte Mauer.



Abb. 11: Links: Fundament.



Abb. 12: Behauener Quader.

Thema Frühgeschichte

Geobeton - Haben die frühgeschichtlichen Baumeister Steine gegossen?

Wilfried Augustin

Wer sich mit Frühgeschichte befasst, kommt immer wieder zu Deutungen der Schulwissenschaft, die Zweifel auslösen. So bei Bautechnik und Alter frühzeitlicher und antiker Bauwerke, insbesondere in Südamerika und Ägypten.

Die offizielle Archäologie kennt als langlebiges und heute noch erhaltenes Baumaterial ungebrannte und gebrannte Ziegel sowie natürliche Steine und natürliche behauene Steine. Besonders Letztere machen Schwierigkeiten, wenn man an den Transport vieler Tonnen schwerer Objekte denkt oder an die Logistik, einige Hunderttausende behauener Steine bereitzustellen, zu transportieren und in das Bauwerk einzufügen.

Wie war es möglich, hundert Tonnen schwere Teile aus einem Steinbruch herauszubringen und viele Kilometer weit zur Baustelle zu transportieren? Räder, Kräne und Maschinen gab es noch nicht. Nur Seile, Hebel und die menschliche oder tierische Kraft standen zur Verfügung. Selbst heute würden Sie sicher eine Absage erhalten, wenn Sie bei führenden Transportunternehmen ein Angebot etwa zum Anheben der Steine von Baalbek einholen würden.

Oder denken Sie an die Pyramiden in Ägypten. Millionen Steine, exakt behauen und auf das Bauwerk transportiert, wie soll das möglich gewesen sein? Oder die Inkamauern in Südamerika, wo tonnenschwere Steine aus weit abgelegenen Steinbrüchen über tiefe, steile Täler hinweg herantransportiert worden sein sollen.

Die Schulwissenschaft kennt keine oder nur wenig glaubhafte Erklärungen. Was die fehlenden Beweise zur Logistik und Baumethode angeht, würde man die Bauwerke am liebsten ignorieren. Aber da stehen sie nun mal, man kann sie nicht wegdiskutieren, ein Beweis für die Hilflosigkeit der Altertumsforscher.



Bild 1: Die Nordseite der Mykerinos-Pyramide in Gizeh.



Bild 2: Hier eine Reparaturstelle. Es wurde gemörtelt (Mykerinos-Pyramide, Gizeh).

Es ist meine feste Überzeugung, dass wir die Rätsel nur lösen, wenn wir alternativ an die Sache herangehen.

Ein Ansatzpunkt dazu ist die Denkweise, dass die Steine ganz oder zum Teil gar nicht behauen und transportiert, sondern vor Ort aus Beton gegossen wurden. Das würde die Logistik erheblich vereinfacht haben. Auch die Formgebung wäre einfacher, schneller und ökonomischer gewesen.

Wenn ich hier von Beton spreche, meine ich nicht den heute üblichen Beton aus Zement und Sand, wie er für Wohn- und Geschäftsbauten, Autobahnen und Brücken verwendet wird. Ich meine ganz allgemein eine keramische Masse, hergestellt aus Füllstoff und Bindemittel. Beide werden gemischt und durchlaufen einen weichen oder flüssigen Zustand, in dem die Formgebung stattfindet. Anschließend erfolgt eine (zeit- und temperaturabhängige) Verfestigung. Danach liegt ein fester, harter keramischer Formkörper vor, der steinähnlich ist. Ich glaube, viele von uns haben schon einmal betoniert oder Fliesen gegossen. So ungefähr funktioniert das. Nur, dass das Bindemittel eben nicht Zement in heute gebräuchlicher Art ist.

Ich möchte für diese gemeinte Art Beton den Begriff „Geobeton“ vorschlagen.

Wo liegt denn der Unterschied zwischen natürlichem Stein und Geobeton? Außer in der Formgebung gibt es eigentlich keinen!

Beide sind keramisch, beide bestehen aus Substrat (Füllstoff) und Matrix (Bindemittel). Nehmen Sie z. B. einen Sandstein. Sandstein besteht aus natürlichem Sand als Substrat und natürlichem silikatischen Bindemittel. In einer bestimmten Periode der Erdgeschichte hat sich Sandstein so gebildet. Genauso gut könnte man aber ein sandsteinartiges Produkt auch mit den Methoden der modernen Chemie künstlich herstellen, mit einem keramischen Bindemittel und natürlichem Sand.

Sandstein ist nur ein Beispiel. Wir könnten auch z. B. Kalkstein nehmen, wie es das Geopolymer-Institut in Frankreich macht. Sie erzeugen künstliche Kalksteine, die wie echt aussehen und auch als echt „natürlich“ eingestuft wurden. Ich zitiere aus www.geopolymer.org:

„People think that because we use chemicals, it is very easy to find these ingredients in the final product. This is wrong. Thanks to the geopolymer chemistry, the chemical reaction generates natural elements, minerals that can be analysed as



Bild 3: Auch hier eine Reparaturstelle mit Mörtel! (Mykerinos-Pyramide, Gizeh).

natural if scientists are not aware of their artificial nature.”

Übersetzung: Die Leute denken, weil wir Chemikalien verwenden, es sei sehr leicht, diese Stoffe im Endprodukt zu finden. **Das ist falsch.** Dank der Geopolymer-Chemie erzeugt die chemische Reaktion natürliche Produkte, Mineralien, die als natürlich analysiert würden, wenn die Wissenschaftler nicht über die künstliche Beschaffenheit Bescheid wüssten.

Sie sehen, Sie würden den Unterschied sicher auch nicht feststellen, wenn Sie Archäologe wären und einen künstlich gegossenen Formkörper auf Ihrer Ausgrabungsstätte gefunden hätten. Sie hätten den künstlichen Stein insbesondere deswegen nicht erkannt, weil die Frage danach gar nicht gestellt wurde und wird. Hier liegt das Problem der Archäologie: Am Dogma wird nicht gerüttelt.

Also lassen Sie wenigstens **uns** einmal alternativ denken.

Im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011 hatten wir schon die Frage bezüglich Inkamauern in Südamerika gestellt: „Weiche Steine - Inkamauern: Stein oder Beton“. Es ergaben sich Indizien, dass Inkasteine nicht aus natürlichem behauenen Fels bestehen. Es könnten weich gemachte Steine verformt worden sein, oder aber es wurde mit Geobeton-guss gearbeitet. Letzteres Verfahren sehe ich als das wahrscheinlichere an.

In einem Artikel in SYNESIS Nr. 1/2000 schrieb *Eugen Gabowitsch* darü-



Bild 4: Senkrechte Trennfuge. Es sieht so aus, als würden hier zwei behauene Blöcke aneinanderstoßen (Cheops-Pyramide, Gizeh).

ber, dass Beton in der Antike bei Griechen und Römern bekannt war und möglicherweise auch bei den Ägyptern.

In dem Artikel „Was stimmt nicht mit der Pyramiden-Evolution?“ von



Bild 5: In der Vergrößerung zeigt sich, dass die Trennfuge doch nicht so eindeutig ist. Kristalle scheinen von einem Block in den anderen überzugehen.

Gernot L. Geise im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011 zeigt er auf Seite 31 Blöcke der Chephren-Pyramide, die mit Mörtel verarbeitet wurden. Also doch, die alten Ägypter konnten mit Mörtel umgehen. Daraus folgt für mich: Wer Mörtel kennt, kann auch mit Geobeton arbeiten. Es ist nur ein Unterschied in der Menge, ob ich eine Fuge dicht mache, oder eine größere Menge Mörtel mit einer größeren Menge Füllstoff ansetze und einen Block gieße!

Nachfolgend möchte ich einige Bilder zeigen. Die stellen selbstverständlich keinen Beweis dar. Sie sollen nur zum Nachdenken anregen.

Bild 1: Die Nordseite der Mykerinos-Pyramide in Gizeh. Das sollen Verkleidungssteine sein. Sehen die aus wie ehemals behauene Steine? Ich finde, das sieht eher aus wie Betonguss, der an manchen Stellen nicht ganz homogen gemischt war.

Bild 2: Hier eine Reparaturstelle. Es wurde gemörtelt. Wann? Wer?

Bild 3: Auch hier eine Reparaturstelle mit Mörtel!

Bild 4 zeigt eine senkrechte Trennfuge an der Cheops-Pyramide. Es sieht so aus, als würden hier zwei behauene Blöcke aneinanderstoßen.

Bild 5: In der Vergrößerung zeigt sich jedoch, dass die Trennfuge doch nicht so eindeutig ist. Kristalle scheinen von einem Block in den anderen überzugehen.

Bild 6: Das vorherige Bild ist nicht so ganz eindeutig. Aber sehen Sie einmal dieses Bild aus dem Chephren-Tempel an. Das soll eine Trennfuge zwischen zwei Granitblöcken sein. Man sieht andeutungsweise eine Grenzlinie.

Bild 7: Wenn Sie die Grenzlinie vergrößert sehen, erkennen Sie, dass gar keine Trennung besteht. Es sieht so aus, als ob der obere Stein auf den unteren gegossen wurde.

Bilder 8-10: Diese Aufnahmen stammen aus den Ruinen von Puma Punku in Bolivien. Sie sehen Steine, die wie gegossen aussehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Teile mit primitiven Mitteln behauen worden sind. Man sieht keinerlei Spuren von Schlagwerkzeugen. Die Teile sehen aus wie technische Funktionsteile. Bisher habe ich keinerlei vernünftige Erklärung für Sinn und Zweck dieser Steine gefunden, auch nicht über Alter und Baumeister.

Natürlich muss man diese Bilder diskutieren. Wir müssen uns auch mehr und andere Bauwerke ansehen. Es geht mir hier jedoch darum, die **Möglichkeit** einzubeziehen, dass Blöcke und Steine aus Geobeton gegossen worden sein könnten.

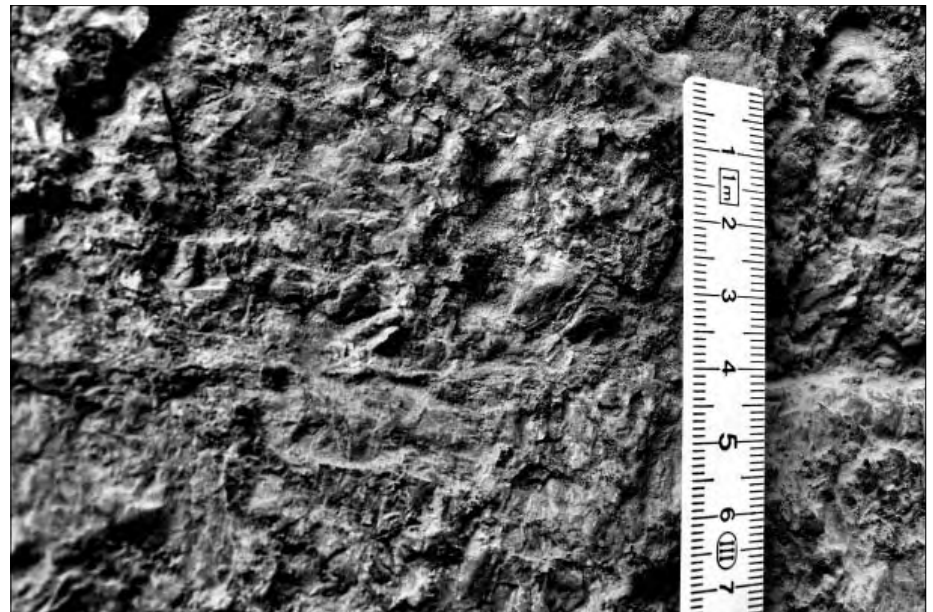


Bild 6: Das vorherige Bild ist nicht so ganz eindeutig. Aber sehen Sie einmal dieses Bild an. Das soll eine Trennfuge zwischen zwei Granitblöcken sein. Man sieht andeutungsweise eine Grenzlinie (Chephren-Tempel, Gizeh).

Ich stehe gar nicht so allein da mit meiner Meinung. Ich zitiere hier einen Internetz-Beitrag der „geopolymer.org“:

<http://www.geopolymer.org/news/artificial-pyramid-stone-new-analysis-2>

News and Conferences
Artificial Pyramid Stone: new analysis. Posted by: Editor on Jul 14, 2011 | No Comments

„A new scientific analysis demonstrates the artificial nature of Egyptian Pyramid stone. The article titled: “Were the casing stones of Senefru’s Bent Pyramid in Dahshour cast or carved? Multinuclear NMR evidence” was published in *Materials Letters*

65 (2011) 350–352, by an international team of scientists involving Kenneth J. D. MacKenzie (MacDiarmid Institute for Advanced Materials and Nanotechnology, Victoria University of Wellington, New Zealand), Mark E. Smith, Alan Wong, John V. Hanna (Department of Physics, University of Warwick, Coventry, CV4 7AL, UK), Bernard Barry (Institute of Geological and Nuclear Sciences, Lower Hutt, New Zealand) and Michel W. Barsoum (Department of Materials Science and Engineering, Drexel University, Philadelphia, PA 19104, USA).

The abstract reads: „A comparison was made of the solid-state ^{29}Si , ^{27}Al and ^{43}Ca MAS NMR spectra of the outer casing stone from Senefru’s Bent Pyramid in Dahshour, Egypt, with two quarry limestones from the area. The NMR results suggest that the casing stones consist of limestone grains from the Tura quarry, cemented with an amorphous calcium-silicate gel formed by human intervention,

by the addition of extra silica, possibly diatomaceous earth, from the Fayium area.”

Übersetzt steht in der Zusammenfassung Folgendes:

Es wurde ein massenspektroskopischer Vergleich von den äußeren Verkleidungssteinen der Snofru-Knickpyramide in Dahshur mit zwei Kalksteinen von Steinbrüchen in der Umgebung gemacht. Das Ergebnis der Kernspinresonanzspektroskopie (NMR) zeigt, dass die Decksteine aus Kalkstein-Granulat aus dem Tura-Steinbruch stammen, gebunden mit einem amorphen Kalzium-Silikat-Gel, das durch den Zusatz

von extra Kieselsäure, vermutlich Diatomeenerde aus dem Gebiet von Fayum künstlich hergestellt wurde.

Hier liegt also eine wissenschaftliche Analyse vor, die aussagt, dass die äußeren Steine der Knickpyramide in Dahshur nicht aus dem Steinbruch gehauen, sondern mithilfe eines Bindemittels, Kalksteinen und Diatomeenerde künstlich hergestellt wurden.

Jetzt müssen wir uns die Frage stellen, ob denn das im Prinzip in der damaligen Zeit technisch möglich war.

Um das zu klären, müssen wir an dieser Stelle über „Geopolymere“ sprechen.

„Geopolymere“ ist der Begriff für eine neue Klasse mineralischer Werkstoffe auf Basis von künstlich hergestellten Aluminosilikaten als Bindemittel.

Der Name stammt von J. Davidovits und wurde um 1970 geprägt. Ursprünglich bezog er sich auf Polymere aus Reaktionen von Metakaolin in alkalischen Medien. Die Vorsilbe „Geo“ wurde verwendet, um die chemische Verwandtschaft zu natürlichen Gesteinen und Mineralien zu verdeutlichen.

Diese Stoffe enthalten dreidimensionale polymere Alkali-(Erdalkali)-Aluminosilikate mit einer Struktur, die amorph, semikristallin bis nanokristallin sein kann. Sie entstehen durch Copolymerisation von gelösten siliziumdioxid- und aluminiumoxidhaltigen Rohmaterialien. Die Reaktion läuft bei hohen pH-Werten (sehr stark alkalisch, z. B. Natronlauge) ab. In ihrer chemischen Zusammensetzung ähneln sie den gesteinsbildenden Mineralien, wie sie z. B. in Feldspaten oder Tonen vorkommen. D. h., die Bindemittel der natürlichen Gesteine sind den neuen Geopolymer Bindemitteln sehr ähnlich.

Wie oben schon angesprochen, werden zur Formung von natürlichen oder künstlichen Gesteinen immer eine Matrix (das Bindemittel) und ein Substrat (der Füllstoff oder das Füllstoffgemisch) benötigt. Liegt ein natürliches Gestein vor, haben wir ein natürlich gebildetes Aluminosilikat vorliegen mit z. B. Muschelkalk als Substrat. Das hätten wir z. B. bei einem Kalkstein aus einem antiken Steinbruch.

Liegt ein künstliches Gestein vor, haben wir ein künstlich hergestelltes Aluminosilikat und auch wieder einen Muschelkalk oder ein anderes Gesteinsgemisch, das in einem Gießverfahren zu Formkörpern verbunden wurde. Dieses wäre nach aktueller Terminologie ein Geopolymer.

Die Unterschiede in Aussehen und physikalischen Eigenschaften der künst-



Bild 7: Wenn Sie die Grenzlinie vergrößert sehen, erkennen Sie, dass gar keine Trennung besteht. Es sieht so aus, als ob der obere Stein auf den unteren gegossen wurde (Chephren-Taltempel, Gizeh).



Bild 8: Stein, der wie gegossen aussieht (Puma Punku, Bolivien).



Bild 9: Stein, der wie gegossen aussieht (Puma Punku, Bolivien).

lichen Gesteine, und der Geopolymere hängt natürlich von dem Bindemittel ab, aber auch in besonderer Weise vom Füllstoffgemisch. Nehmen wir Muschelkalk als Füllstoff, erhalten wir relativ weiches Kalkgestein. Nehmen wir z. B. hartes Vulkangestein, erhalten wir harte, feste Formkörper. Nehmen wir Quarzsand, ergeben sich z. B. künstliche Sandsteine. Die Wahl der Füllstoffe hängt sicher von den Gegebenheiten in der Umgebung der Baustelle ab, der Verfügbarkeit bestimmter Mineralien. So wird man in Ägypten mehr auf weichen Kalkstein zurückgreifen. In Südamerika könnte ich mir gut die Verwendung von Vulkanasche und vulkanischem Gestein vorstellen. Mit einem geeigneten Bindemittel würden sich viel härtere und festere „Geopolymere“ bilden als bei den weichen Kalksteinen in Ägypten.

Die Entwicklung der heutigen (aber

auch antiken) Geopolymere setzt also (vereinfacht) zwei Arbeitsstufen voraus:

1. Die Entwicklung des aluminoosilikatischen Bindemittels (Matrix, Flüssigkeit).
2. Die Entwicklung von Füllstoffgemischen (Substrat, Feststoff).

Antike Chemiker in Ägypten oder Sachkundige im alten Südamerika scheinen das erfolgreich gemeistert zu haben. Die Sache ist so gut gelungen, dass unsere offizielle Altertumswissenschaft bis heute noch nicht darauf gekommen ist.

Wie sieht das Ganze denn nun praktisch aus:

Hierzu sehen Sie bitte die nebenstehende Darstellung (Bild 11). Diese Darstellung stammt von der Internetseite der Uni Leipzig (<http://www.uni-weimar.de/projekte/geton/deutsch/geopolymere.htm>).

Es ist natürlich nur ein Schema aus der Sicht der heutigen Chemie – und hier werden auch keine Mischungsverhältnisse genannt. Wir sollten daher das Schema nur beispielhaft sehen, dass mit Naturprodukten und angewandter Chemie eine besondere Steintechnologie möglich ist. Vielleicht haben die früheren Chemiker anders gedacht, vielleicht aber auch nicht. Manche Zusammenhänge sind naheliegend, so dass heutige und damalige Chemiker auf die gleiche Arbeitsweise und Rohstoffe kommen. Demnach hätten unsere Vorfahren durchaus das Wissen gehabt haben können, das unsere Industrie erst jetzt wiederentdeckt hat.

In diesem beispielhaften Fall entwickelt sich in dem Gemisch von von Metakaolin, Schlacke, Flugasche und aktiviertem Ton durch Zusatz einer wässrigen Aktivatorlösung ein Geopolymer-Binder, der das ganze Gemisch zu einem Formkörper abbinden lässt. Der Aktivator ist eine wässrige Lösung von Natron-/Kalilauge und Natron-/Kaliwasserglas. Der entstehende Formkörper ist rein mineralisch und sicherlich schwer von natürlichem Gestein zu unterscheiden – wenn man nicht genau danach sucht und nicht die entsprechenden Analysemethoden verwendet.

Folgende Rohstoffe werden genannt:

- Metakaolin
- Schlacke
- Flugasche
- Aktivierter Ton
- Alkalilauge
- Wasserglas

Lassen Sie uns einmal betrachten, ob diese Rohstoffe **theoretisch** im alten Südamerika oder Ägypten überhaupt

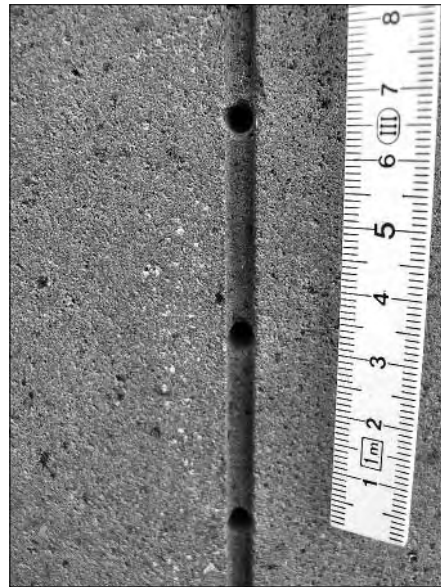


Bild 10: Stein, der wie gegossen aussieht (Puma Punku, Bolivien).

produkte (Schmelzen) aus der Metallgewinnung verstehen, aber auch Lava in verschiedenen Verwitterungszuständen. Auf jeden Fall, beides war als Rohstoff vorhanden.

Flugasche

Hierunter versteht man den staubförmigen Anteil, der bei Verbrennung von festen Produkten mit den Rauchgasen frei wird. Es könnten auch Aschen von Holzfeuer sein. In jedem Fall handelt es sich um pulverförmige, feindisperse Materialien mit großer reaktiver Oberfläche. Auch diese Stoffe sollten leicht verfügbar gewesen sein, denn Holzfeuer für Metallgewinnung und Keramikbrand waren Stand der Technik. Also fiel auch Flugasche an. Letztendlich hätte man auch einfach Holz zur Aschegewinnung verbrennen können.

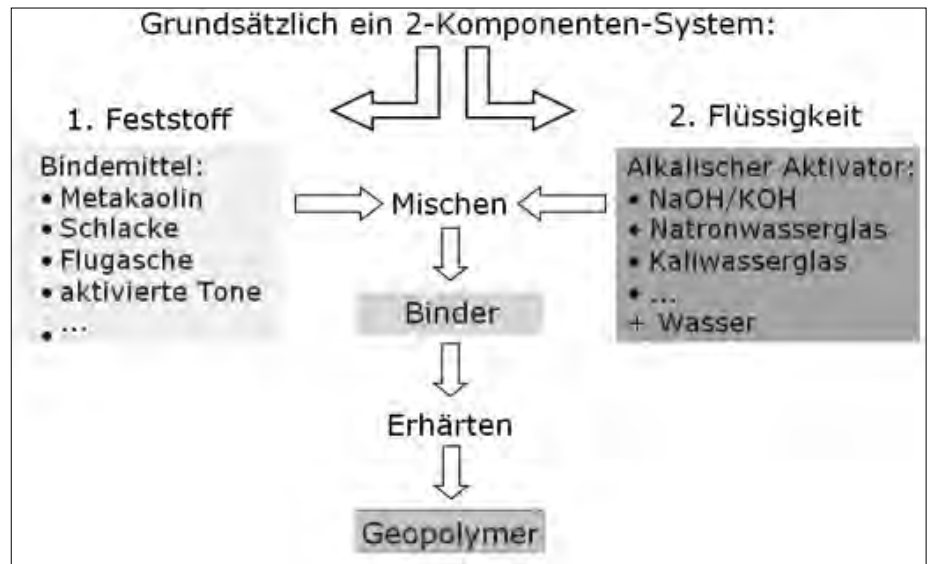


Bild 11: Uni Leipzig (<http://www.uni-weimar.de/projekte/geton/deutsch/geopolymere.htm>)

zur Verfügung standen, wenn man das Know-how gehabt hätte.

Metakaolin

Metakaolin ist dehydroxiliertes (entwässertes) Ton. Die Umwandlung geschieht in zwei Stufen. Bei 100-200° C verliert der Ton sein absorbiertes Wasser. Zwischen 500 und 800° C kalzinierter Ton, d. h., er verliert chemisch gebundenes Wasser. Der Prozess ist endotherm, d. h., man muss eine ganze Menge Energie aufwenden, um Metakaolin aus Tonmineralien herzustellen. Trotzdem, 800° C sind mit Holzkohle erreichbar, also energetisch kein Problem für die Baumeister. Und Ton war selbst in frühesten Zeiten bekannt.

Schlacke

Schlacke ist ein sehr allgemeiner Begriff. Man könnte darunter die Abfall-

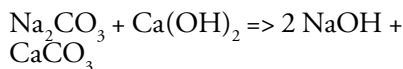
Aktivierter Ton

Der Begriff ist zu oberflächlich, um zu sagen, was exakt damit gemeint ist und ob so etwas zur Verfügung gestanden hätte. Die Frage ist auch, ob aktivierter Ton, in welcher Form auch immer, ein wesentlicher Bestandteil gewesen sein könnte. Ich könnte mir gut vorstellen, dass statt dessen auch Kieselgur oder Diatomenerde verwendet wurde. Diese Erden sind natürliche amorphe Erden, die aus der Verwitterung fossiler Kieselalgen entstanden sind. Es sind leichte Erden mit großer Oberfläche, ideal, um als Zusatzstoff das Fließverhalten und die Festigkeit von Gießmassen zu verbessern. Diese Erden sind uralt, daher ohne weiteres im Altertum verfügbar.

Alkalilauge

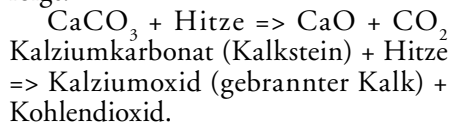
Hierunter verstehen wir wässrige

Lösungen von Natrium- oder Kaliumhydroxid. Diese Laugen sind sehr stark alkalisch und ätzend. Die Herstellung ist ein chemischer Prozess, der eines gewissen Know-hows bedarf. Hier die Formeln:

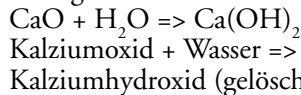


Natriumkarbonat (Soda) + Kalziumhydroxid (gelöschter Kalk) \Rightarrow Natriumhydroxid (Natronlauge) + Kalziumkarbonat (Kalk/Kreide).

In Wasser gelöste Soda könnte aus Salzseen zur Verfügung gestanden haben. Zur Umsetzung mit Kalziumhydroxid hätte gebrannter Kalk zur Verfügung gestanden haben. Die Reaktion ist wie folgt:



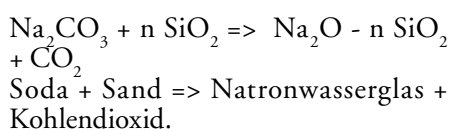
Kalkstein kann bei 900-1200° C zu Kalk gebrannt werden.



Die Verarbeitung von Kalkstein zu gebranntem Kalk gehört zu den ältesten Technologien der Menschen. Schon in Göbeli Tepe, Anatolien, konnte in den 11.000 Jahre alten Ruinen diese Technik nachgewiesen werden. Also, dann dürfte das im „modernerem“ Ägypten oder Südamerika doch wohl Stand der Technik gewesen sein.

Wasserglas

Wasserglas erscheint mir für den Prozess der Geopolymere die wichtigste Chemikalie zu sein, denn damit bringen wir eine reaktive polymere Struktur ein, die dem Formkörper Festigkeit und eine gewisse Elastizität gibt. Die für die Herstellung von Wasserglas benötigten Chemikalien sind Kalziumkarbonat (Kalkstein) und Siliziumdioxid (Quarzsand). Beides stand in großer Menge zur Verfügung. Beides muss bei 1100-1200° C miteinander verschmolzen werden. Die Formel:



Der Buchstabe n steht für den durchschnittlichen Anteil an SiO₂ je Natriumoxid. Normalerweise liegt n bei 3-4. Für die Weiterverarbeitung wird die Schmelze mit heißem Wasser ausgelaut. Das Wasserglas liegt heutzutage in einer dickflüssigen Lösung vor. Für die Geopolymerbildung im Altertum muss das aber nicht so gewesen sein. Für die Reaktion im Brei mit den Füll-

stoffen wäre eine verdünnte Lösung auch ausreichend gewesen.

Wir haben gesehen, wenn Imhotep oder sein Pendant in Südamerika viele Jahrhunderte später, gewusst haben, wie man Geobeton herstellt, hätte die Rohstoffbeschaffung kein echtes Problem dargestellt. Alles war vorhanden. Energieträger und Reduktionsmittel Holzkohle aus der Verkokung von gewachsenem Holz, Alkalien aus den Rohstoffen der Salzseen und Mineralien und Tone aus der Erde, sowie Vulkanerden und Schlacken aus vulkanischen Gegenden.

Das Problem wäre bei einigen Rohstoffen gewesen, das Material so zu zerkleinern, dass es in wirksamer Korngröße zur Verfügung stand, oder Quellen zu finden, wo dieses oder vergleichbares Material bereits fein verteilt vorlag. Daher gehe ich davon aus, dass zwar die heutige Geopolymerindustrie mit obigen Werkstoffen arbeitet, weil das Brechen von Gestein für uns kein Problem ist, aber die Rohstoffe im Altertum andere waren. Die Chemie war ähnlich, aber die Rohstoffe verschieden, entsprechend den verfügbaren Ressourcen.

Sehen wir uns einmal ein Experiment des Geopolymer-Instituts an, in dem versucht wird, den Betonguss von Steinen nachzuvollziehen, die beim ägyptischen Pyramidenbau für die inneren Steine verwendet wurden. Siehe: <http://www.geopolymer.org/archaeology/pyramids/pyramids-3-the-formula-the-invention-of-stone>. Der Versuch zeigt die einzelnen Verfahrensschritte bis zum fertigen gegossenen Block, so wie es unter ägyptischen Verhältnissen zur Zeit des Pyramidenbaus möglich gewesen wäre.

1. Schritt:

In einem Steinbruch mit **weichem** Kalkstein wird das Gestein mit Wasser aufgeschlämmt. Dabei separieren grobe Festkörper und größere Muschelschalen. Es entsteht so ein Kalziumkarbonat/Tonschlamm. Für den Versuch wurde dieser Schlamm in ein großes Becken gefüllt.

2. Schritt:

Jetzt wird Natriumkarbonat hinzugegeben. Das Salz findet man in der Wüste, speziell im Wadi-el-Natron.

3. Schritt:

Es wird Kalk (CaO, gebrannter Kalk) zugesetzt. Der Kalk wird durch Brennen von Kalkstein oder Dolomit erzeugt. In dem Reaktionsgemisch wird durch diese Kalkzugabe Natronlauge entwickelt. Die ist das eigentliche starke Agens, Alumi-

nosilikate (z. B. Tone) in ein Betonbindemittel umzuwandeln. Es entsteht auf diese Weise die wässrige Aufschlämmung, die mit Zusatzstoffen vermischt einen Geobeton bilden kann.

4. Schritt:

In die Wanne werden jetzt Kalksteinschotter, fossile Muschelschalen aus Steinbrüchen und Nilschlamm eingearbeitet, bis sich ein Brei bildet, wie wir ihn vom noch flüssigen Beton oder Mörtel her kennen.

5. Schritt:

Der Betonbrei wird in hölzerne Formen gefüllt, die vorher mit einem Trennmittel aus ranzigem Öl bestrichen wurden. Die Masse wird in die Formen hineingestampft, um ein dichtes, festes Steingefüge zu erreichen. Anschließend werden die gefüllten Formen zum Trocknen und Härten aufgestellt. Nach einer Aushärtezeit ist der Stein fertig und kann entformt werden.

Dieser Versuch wurde erfolgreich durchgeführt und dokumentiert, und zeigt, dass mit einfachen Mitteln unter damaligen altägyptischen Bedingungen Pyramidensteine hätten gegossen werden können.

Dieser Versuch gilt für altägyptische Verhältnisse. Für das alte Südamerika wäre das Verfahren auch möglich gewesen, allerdings muss man von anderen Rohstoffen ausgehen, die dort leicht verfügbar waren. Wenn wir die Gussteile von Puma Punku ansehen, die als Andesit bezeichnet werden, kann sicherlich nicht Kalkstein als Zuschlagmaterial verwendet worden sein, sondern ein festeres, härteres Gestein. Es bleibt jedoch die Gesteinsbindung über Tone, Kalk und Alkalilauge, die ohne Probleme auch in Südamerika durchgeführt werden konnte. Es war also nur eine Frage des Know-hows.

Trauen wir unseren Vorfahren also das Wissen zu? Ich denke, das können wir getrost, denn die konnten immerhin Pyramiden und Zyklopenmauern bauen. Wir können das heute offenbar nicht mehr! Warum sollten die damaligen Baumeister dann nicht Geobeton eingesetzt haben? Warum Blöcke für den Pyramidenbau und Festungsmauern mühsam mit weichen Kupfermeißeln zurechthauen, wenn man sie auch formgießen kann? Warum in Südamerika Zyklopensteine transportieren und noch mühsamer mit unzureichenden technischen Mitteln behauen, wenn man vor Ort Geobeton verformen kann?

Geben Sie sich selbst die Antwort, oder besser: Fragen Sie einen Archäologen! ■

Die Geheimnisse um das Kloster Sankt Trudpert (2)

Symbole und Hinterlassenschaften der Templer und Illuminaten

Marie Luise Jägers & Peter Wolf

Im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011 berichteten wir über unsere ersten Entdeckungen an Spuren, Symbolen und Hinterlassenschaften verschiedener Geheimbünde, wie z. B. der Bruderschaft der Schlange, der Illuminaten, der Freimaurer, Rosenkreuzer, Tempeler usw. rund um das Kloster Sankt Trudpert (Abb. 1). Den Impuls für unsere Nachforschungen bekamen wir durch das Buch „7 – Der Schlüssel zur Offenbarung“ von *Dan Davis*, auch im Zusammenhang mit seinem cover-up!-newsmagazine. Wir reisten ein zweites Mal in den Südschwarzwald, um noch weitere interessante Eindrücke rund um das Kloster einfangen zu können: Am Eingangsportal der öffentlich zugänglichen Klosterkirche (Abb. 2) fielen uns vier merkwürdige gelbe Steinreliefs auf (Abb. 3 – 6). Wir fragten uns: Warum sind sie über dem Eingangsportal der Kirche platziert? Warum sind sie offenbar absichtlich so klein gehalten, dass man sie nur mit einem Fernglas bzw. einem guten Zoom einer Kamera erkennen kann? Was will man der Masse verbergen und musste dennoch für Insider als eine Botschaft angedeutet werden? Was auf den Reliefs zu erkennen ist, scheint wirklich bedeutend zu sein, da dieses eben gerade über dem Eingangsportal der Klosterkirche platziert ist. Das zu Erkennende verweist sicherlich auf die Gründungsgeschichte der Kirche und des Klosters.

Wir sehen auf dem ersten Relief (Abb. 3) rechts eine terrassenförmige und links eine spiralförmige Struktur, die Boden-/Felsenstrukturen darstellen könnten. Genauso gut könnte es sich dabei um unbekannte Flugobjekte handeln. Im vorderen Bereich des Reliefs kann man Häuser auf einer felsigen Anhöhe erkennen. Im oberen Drittel des Bildes sieht man schwarze Punkte, die Höhleneingänge unter den Felsstrukturen andeuten könnten.

In Abb. 4 sieht man in der Mitte



Abb. 1: Kloster St. Trudpert, Münsterthal.



Abb. 2: Eingangsportal, Klosterkirche mit Steinreliefs.

eine Befestigungsanlage und rechts im oberen Drittel wiederum merkwürdige spiral- und kreisförmige Strukturen, die auch auf allen anderen Reliefs dominieren.

Das verblüffendste Relief in Nahaussicht aber ist das 3. von links (hier Abb. 5). Eine Land-Wasser-Szene. Im

Vordergrund links ein von zwei Türmen flankiertes Stadt- oder Burgtor am Fuß eines Berges, rechts ein weiterer Berg mit Giebelreihenhäusern. Die Bildmitte zeigt eine Wasserfläche mit zwei Inseln; auf der linken ein Tempel, über dem – wie auf allen Reliefs – ein massiges, spiralförmiges Gebilde

schwebt. Die Insel in der Bildmitte bildet ein perfektes 45-45-90-Grad-Dreieck! Über der rechtwinkligen Spitze schwebt das gigantischste von allen wolkenähnlichen Spiralgebilden, dessen Spiralkern förmlich ein Auge bildet, das über der Dreiecksspitze schwebt. Das Auge eines Strudels oder eines Tornados sieht ähnlich aus, kommt in der Natur allerdings nicht in dieser höchst ungewöhnlichen Seitenansicht vor. Erschien dem auserwählten Volk der Bibel ihr Herr nicht des Öfteren in Wolken? Die Insel scheint der Landeplatz des Raumschiffs gewesen zu sein, auf der Berg- bzw. Pyramidenspitze. Laut Erhard Landmann, unserem Altdeutsch-Spezialisten, bedeutet Pyramide „Feuer meiden“. In diesem Fall ist der Landeplatz sogar eine freiliegende Insel von schützenden Wasserflächen umgeben, sodass kein Erdbewohner zu Schaden kommen kann.

Im unteren Teil der Abb. 6 ist deutlich ein Segelschiff zu sehen, das offenbar gleichzeitig mit einem anderen Segelschiff (siehe oberes Drittel in der Bildmitte) eine stark befestigte, burgartige Hafenanlage verlässt. Könnten dies Schiffe der Templer darstellen, die die Bundeslade nach Südfrankreich auf dem Mittelmeer Richtung Rennes-le-Château transportiert haben? Zeigen die Reliefs einzeln ein bestimmtes Vorkommnis oder zeigen die vier Reliefs einen ganz bestimmten Vorgang in Etappen?

Oder etwa doch die Reise des Mönchs Trudpert, der nach Angaben des deutschen Sprachwissenschaftlers Erhard Landmann (siehe Artikel „der lahme Bote aus dem All“, unter fastwalkers.de) „der vertraute Engel“ bedeuten soll? Wenn wir Herrn Landmanns Übersetzung von Trudpert wörtlich nehmen, so deutet das nicht auf einen irisch-schottischen Mönch hin. Trudpert könnte offensichtlich ein Außerirdischer gewesen sein, sein Name bezeugt es; er war ein „Engel“, ein Botschafter, jemand, der nicht mit einem Segelschiff angereist ist, sondern „von oben“, mit einem Raumschiff, an der zukünftigen Quelle des Klosters. Damit ergab für uns das Relief aus unserem ersten Bericht (siehe Abb. 7 hier) eine völlig andere Bedeutung!

War „der vertraute Engel“ wirklich

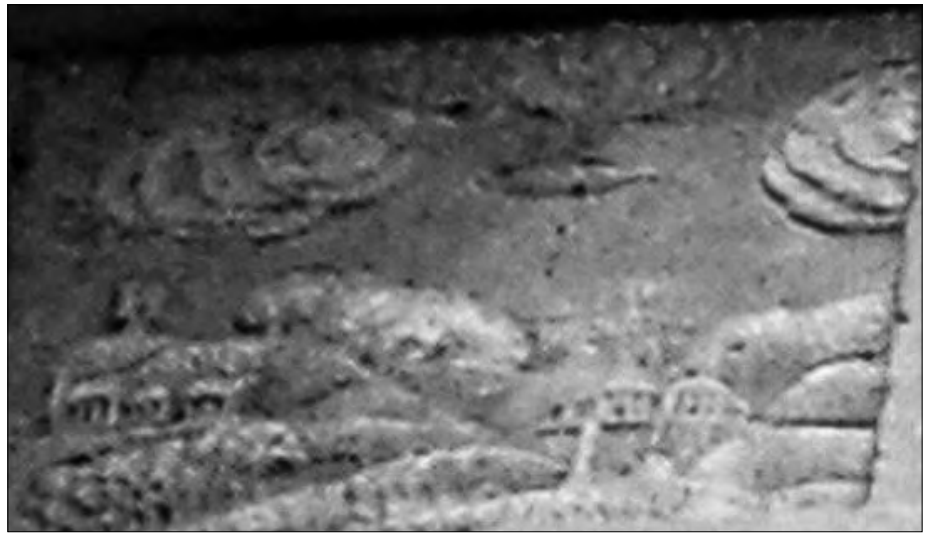


Abb. 3: Steinrelief, erstes von links.



Abb. 4: Steinrelief, zweites von links



Abb. 5: Steinrelief, drittes von links

jemand, der aus dem deltaförmigen Objekt stammt (Abb. 7), ein Außerirdischer von einem ganz anderen Sternensystem als die „Windhunde“ vom Sirius? (Siehe Bericht 1, Abb. 8 hier).

Es sieht ganz danach aus, denn es

wurden von Herrn Landmann Schriftzeichen entdeckt, die auf Abb. 8 auf eine ganz andere „außerirdische“ Visitenkarte deuten:

Der gefundene Text lautet „CUT ELI“. Dazu in einer sprachlichen Selten-



Abb. 6: Steinrelief, viertes von links.

heit, ja Sensation: das altdeutsche „cot“ für Gott in der Form „cut“, „cvt“ wie bei den Maya und Azteken und anderen Völkern üblich!

Eine recht eindeutige außerirdische Visitenkarte über einem Portal des Klosters St. Trudpert. Der Bildhauer war eingeweiht und wusste genau, was er da meißelte – und betreffend Abb. 8b und Abb. 8c: C und U kann man mit bloßem Auge erkennen, das T ähnelt mehr einem gr. J. Das E, lang gestreckt und um 90 Grad vom cut weggedreht, schmiegt sich an den Rücken des großen gebogenen L, das wie eine Ohrmuschel aussieht und in dessen Mitte das I schwebt. Der Gott Eli, den wir ernst nehmen sollten! (Näheres siehe Buch „Weltbilderschütterung“).

Nach unseren Recherchen zur Baugeschichte des Klosters entstanden die Reliefs Anfang der 1770er Jahre. Das alte Geheimwissen wurde also tradiert!

Auffällig immer wieder die Rosen-



Abb. 7: „Der vertraute Engel“ und das Flugobjekt.



Abb. 8: Die Windhunde vom Sternensystem Sirius.

symbolik (Abb. 9b, Trudpertrelief) auf dem Klostergelände, ein unverkennbares Erkennungszeichen eines Rosenkreuzerordens; ferner das vielsagende



Abb. 8b: Ausschnitt aus Abb. 8.

Symbol der fleur-de-lis, unter anderem ein Kennzeichen der königlichen Blut- und Adelslinien um Maria Magdalena und Jesu (Abb. 9c, 9d).

Zu Abb. 7: Wenn also die Steinreliefs die Reise von jemandem darstellen sollen, der hier ankam, wo später das Kloster entstand, kann es vielleicht etwas mit der „Sakrileg-Sache“ zu tun haben? Heftige Reaktionen nicht nur innerhalb der dogmatischen Amtskirche hat der Roman/Film *Sakrileg* von *Dan Brown* international ausgelöst. Hier geht es um die Thematik, dass Jesus die Kreuzigung überlebt habe und von dem administrativen Arm der Templer, der Priore de Sion, beschützt wird. Die Templer verfügen spätestens seit dem Besitz der Bundeslade gesicherte Erkenntnisse über die wahren Begebenheiten um Jesu und Maria Magdalena. Diese Tatsache reichte der Amtskirche bereits aus, um die Templer im Mittelalter zu verfolgen und offiziell auszulöschen. Im Untergrund gibt es die Templer bis zum heutigen Tage weiterhin, sie wurden infiltriert und von der Amtskirche übernommen. Maria Magdalena floh damals zunächst ohne ihren Ehemann Jesu mit ihrer Gefolgschaft über das Mittelmeer mit Schiffen nach Südfrankreich. Dabei machte sie Zwischenstationen. Ihre Schiffe kamen schließlich mit ihrer Tochter Tamara und sonstigen Gefolgschaft in Südfrankreich an. Maria Magdalena setzte sich ins Hinterland nach Massif-de-la-

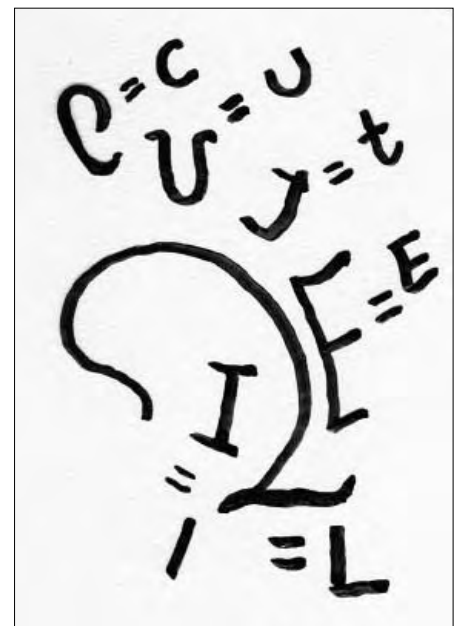


Abb. 8c: Text Abb. 8b, gefunden von Erhard Landmann.



Abb. 9: Symbol der Muschel, Kirchenbank Klosterkirche.



Abb. 9b: Rosensymbolik an St. Trudpert-Relief.



Abb. 9c: Portalrelief ohne Mittelteil, Symbol der fleur-de-lis.

Sainte-Baume ab, wo sie schließlich später auch relativ früh starb (weiteres hierzu siehe SYNESIS-Bericht in Nr. 4/2006 von Wilfried Augustin). Jesu und Maria zeugten zu Lebzeiten drei Kinder, davon zwei Söhne und eine Tochter, die dann später in das Adels- und Königsgeschlecht der Merowinger eingingen. Die königlichen Blutlinien der Nachkommenschaft werden bis heute von der Amtskirche überwacht und eine Infiltration und Übernahme der Templer durch die Amtskirche wurde schon dadurch signalisiert, dass



Abb. 9d: Symbol der fleur-de-lis an einer Mauer.

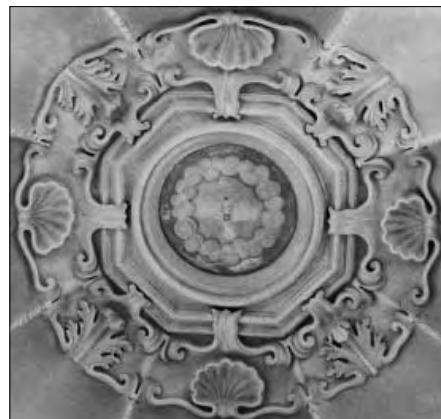


Abb. 10: Symbol der Muschel, Decke Klosterkirche.

der Papst im Rahmen des diesjährigen Deutschlandbesuches eine Stola trug, die rote Templerkreuze enthielt.

Wir fragten uns weiter: Stellen die Steinreliefs vielleicht einen Zusammenhang der Reise Maria Magdalenas zum Kloster Trudpert dar? Fanden wir deshalb auch im Kloster verteilt mehrere Symbole für die Weiblichkeit bzw. das Matriarchat? (Siehe Abb. 9, Abb. 10, Abb. 11). Häufen sich gerade deswegen die Symbole verschiedener

Geheimgesellschaften hier rund um das Kloster? Symbole sind bekanntlich nicht nur Erkennungszeichen bestimmter Geheimgesellschaften, sondern sie vermitteln vor allem dem Kenner eine Botschaft. Symbole sind eine Geheimsprache bzw. auch eine Bildsprache, besonders, wenn mehrere Symbole in Kombination auftreten,



Abb. 11: Symbol des Bienenkorbes, Kanzel Klosterkirche.

wie z. B. bei den Tarotkarten. Symbole stehen stellvertretend für etwas nicht Wahrnehmbares und sind die am Höchsten komprimierte Form komplexer Bedeutung für komplexe Zusammenhänge.

Der Bienenkorb (Abb. 11) symbolisiert die Rolle der Bienenkönigin, denn sie gebärt die Führungselite der Herrscher- und Regierungsebene. Der Bienenkorb steht ebenfalls symbolisch für Maria Magdalena, die die göttliche Frucht außer Landes bringt. Merkwürdig war für uns dabei auch der „Zufall“, dass seit 1919 ein Frauenorden aus dem Elsass (die liebenswürdigen Schwestern vom heiligen Josef zu Saint Marc) das Benediktinerkloster als Ordenshaus nutzt.

Neben dem hier bereits Erwähnten über Symbole, fanden wir des Öfteren auch das Templerkreuz im Kloster Trudpert, nicht nur als Kennzeichnung der Bodenplatten in der Klosterkirche wie im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011 (Abb. 12) beschrieben, sondern u. a. sogar an Fensterläden (Abb. 13). Die

Templer sind nicht nur die Bewahrer des wahren Wissens um Jesu und Maria Magdalena, sondern vieler anderer Geheimnisse, war es ursprünglich auch ihre Aufgabe, die Bundeslade im Rahmen eines „christlichen Kreuzzuges“ unter dem Tempelberg von Jerusalem aufzuspüren und nach Südfrankreich zu bringen. Diese Bundeslade ist nicht nur die Traglede des Alten Testaments, sondern steht im Verbund mit etlichen Sarkophagen, die uraltes Wissen aus Atlantis beinhalten; die Sarkophage mussten mehrmals seit ihrer Existenz „verlegt“ werden, um nicht in „falsche Hände“ zu geraten; die Traglede selbst soll sich in Äthiopien befinden; Gerüchten zufolge, sollen die Sarkophage eventuell heute am Chiemsee sein, vielleicht aber sogar im Kloster Trudpert (z. B. unter den Bodenplatten, in unterirdischen Gängen usw.); unter der Burg Gisors (Frankreich) sind sie angeblich nicht mehr.

Das Templerkreuz (Abb. 14a) ist ein Kreuz mit sich verbreiternden Balkenenden. Es wird auch Tatzenkreuz genannt und war einst das Erkennungszeichen des Templerordens, v. a. in der Gründerzeit. Der Chemiker und Mathematiker *Dr. Peter Plichta* hat nachgewiesen, dass das Universum primzahlencodiert ist. Stellt man die Zahlenmystik von *Dr. Plichta* grafisch dar, bildet sich ein sog. Primzahlenkreuz, das dem Templerkreuz sehr ähnelt. Dies lässt für uns den Schluss zu, dass das Templerkreuz nicht zufällig so abgebildet wird, wie es ist, sondern im Wissen um die Zahlengesetzmäßigkeiten im Universum, ein vermeintlicher mathematischer Gottesbeweis, den *Plichta* in seinen Büchern antritt.

Das Pentagramm ist das am weitesten verbreitete und älteste magische Symbol, vorwiegend gebräuchlich in Geheimbünden, wie z. B. den Rosenkreuzern und Freimaurern. In den Proportionen des Pentagramms ist die Grundlage der gesamten Schöpfung zu finden, einschließlich des Goldenen Schnittes; unter anderem ist das Pentagramm auch ein Symbol für den Mikrokosmos. Interessant ist, dass die Proportionen des Pentagramms mit spiralförmigen Strukturen verwandt, als auch bei Muscheln vorhanden sind, wobei wir all dies auch im Kloster vorfinden. Wir stellten uns daher die Frage: Was



Abb. 12: Bodenplatten mit Templeremblem in Klosterkirche.



Abb. 13: Templerkreuze an Fensterläden an der Außenmauer des Klosters.



Abb. 14: Pentagramm, Kloster Trudpert.

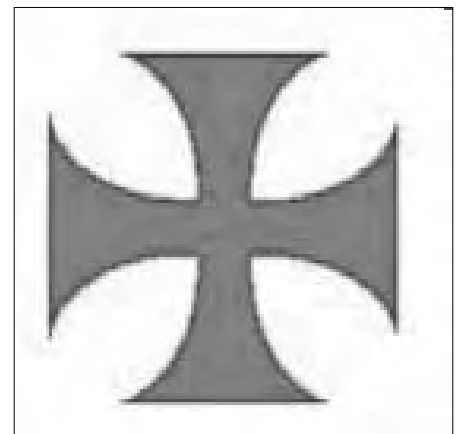


Abb. 14a: typisches Templerkreuz.

hat dieses vielseitige Geheimbündler-Symbol auf dem Klosterterritorium zu suchen? Für was steht es? Was soll es aussagen?

Die Hand/die Finger als Erkennungszeichen, als „Werkzeug“ für Gestiken, für die nonverbale Kommunikation, ist z. B. bei den Freimaurern sehr gebräuchlich.



Abb. 15: Pentagramm auf dem Friedhof.

George Washington ist bekannt für seine freimaurerischen Hand- und Fingerstellungen. Den Baphomet sieht man



Abb. 16: Schild am Gitter Klosterkirche mit Pentagrammen.



Abb. 17: Die segnende Hand, Glöcklehofkapelle Bad Krozingen.

fach in der Gegend rund um das Kloster St. Trudpert. Und wieder stellten wir uns die Frage: Was sollen die Handstellungen aussagen?

Die segnende Hand (Abb. 17): klassisch beim Segnen oder sich bekreuzigen im „christlichen Sinne“ ist die Führung der Hand von der Stirn rumpfabwärts und danach von der linken Schulter über Herz zur rechten Schulter. Aus der Chakren-Lehre ist bekannt, dass das „Verriegeln“ der Chakren einen negativen Einfluss auf den Menschen bewirken kann, denn das Bewegen der Hand vom Stirnchakra ausgehend nach unten bis zum Wurzel-Chakra zieht die Energie von oben (Äther) in die Materie und durch die Handbewegung von links nach rechts über das Herz „verriegelt“ man diese Energie in der Materie, im menschlichen Körper. Das „Entriegeln“ und Hochleiten der Energie geschieht



Abb. 18: Die Hand aus dem Taufbecken, Klosterkirche St. Trudpert.

in der gleichen Handhaltung wie George Washington, wobei eine Hand mit Finger nach oben, eine nach unten weist. Ist doch nicht nur dem Magier bekannt, dass diese Arm- und Handhaltung auf dem hermetischen Prinzip beruht und beschwört: „wie oben so unten, wie im Makrokosmos, so im Mikrokosmos“. Wir fanden die Hand als Symbol mehr-

auf genau umgekehrtem Wege, indem man zunächst die Hand von der rechten Schulter zur linken zieht und danach die Energie vom Wurzel-Chakra über das Stirn-Chakra nach oben über das Scheitel-Chakra mit gestrecktem Arm hinausleitet.

Was soll die Hand aus dem Wasser des Taufbeckens darstellen? Etwa die



Abb. 19: Die Hand aus dem Boden, Friedhof St. Trudpert.

Hand eines Ertrinkenden? (Abb.18). Was bedeutet die Hand von unten (Abb. 20) bzw. aus dem Boden? (Abb. 19). Soll das eine Warnung sein, bei den Nachforschungen nicht zu weit zu gehen? Die Hand als Bedrohung, jemanden sich ergreifend und in den Abgrund ziehend? Laut Buch „7“ Dan Davis soll sich ganz in der Nähe des Friedhofs von Sankt Trudpert ein Abstieg in die innere Erde bzw. in das unterirdische Tunnelsystem befinden.

Ein sehr interessantes Symbol ist auch das Hexagramm (Abb. 21). Es tauchte zuerst im alten Indien vor Tausenden von Jahren auf, in den Sagen um den tantrischen Hinduismus. Das



Abb. 20: Die Hand von unten, Friedhof St. Trudpert.



Abb. 21: Hexagramme, Auszug Relief Trudpertkapelle.

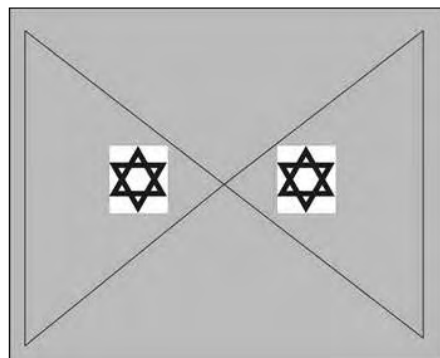


Abb. 22: Hexagramme.

Hexagramm wird aus zwei miteinander verbundenen Dreiecken gebildet, die für das Männliche und Weibliche stehen. Das Hexagramm wird auch in der Alchemie verwendet und soll vor dem Bösen schützen. Auf dem Relief über dem Eingang der Trudpertkapelle (Abb. 23) fanden wir die Buchstaben, die das Wort „Satan“ ergeben (wir entnahmen diese Erkenntnis dem Trudpertbericht aus dem cover-up!-newsmagazine); als wir die Linien zeichneten, die zu diesem Wort führen, entstanden zwei Dreiecke, die zwei Hexagramme beinhalten (siehe Bericht 1, hier Abb. 22); schoben wir die beiden mit der Spitze zueinander zeigenden Dreiecke übereinander, entstand ein neues, großes Hexagramm mit zwei äußeren Spitzen, die beiden kleinen Hexagramme beinhalten.

Fortsetzung folgt ...

Literatur

- 7 – Der Schlüssel zur Offenbarung, Dan Davis, ISBN: 3-941084-01-8
- Weltbilderschütterung, Erhard Landmann ISBN: 3-923997-93-0
- Gottes geheime Formel, Peter Plichta ISBN: 3-7844-2749-9



Abb. 23: Relief Trudpertkapelle.

Interview mit Erich von Däniken

Der Bestsellerautor über sein neues Buch, Tomy, Zeitreisen, Massenmedien und Walter Ernsting

Dan Davis

Über 60 Millionen verkaufte Bücher sprechen für sich: *Erich von Däniken* gehört ohne Frage zu den beliebtesten Bestsellerautoren der Welt. Dan Davis sprach mit ihm am 15. September 2011 über sein neues Buch „Was ist falsch im Maya-Land“, seine unglaublichen Erlebnisse mit dem Außerirdischen Tomy, Zeitreisen, die Massenmedien, die Bundeslade und andere Themen. Jetzt hier!

Der Bestsellerautor *Erich von Däniken* berichtet *Dan Davis* exklusiv über bislang unbekannt Details zu den Hintergründen des Buches „*Der Tag, an dem die Götter starben*“ von *Walter Ernsting*, besser bekannt unter dem Pseudonym *Clark Dalton*, Mitbegründer der Perry Rhodan-Saga. Ein Buch, bei dem Däniken selbst eine entscheidende Rolle spielt. Zudem geht er ausführlich auf den Blödsinn ein, den die Massenmedien, zuletzt der Fernsehsender Pro 7, zum Thema Erich von Däniken behaupten und was man ihm seit Jahren in den Mund legt. Ebenso berichtet er, welches Geheimnis hinter der Bundeslade steckt und ob an den Behauptungen tatsächlich etwas dran ist, dass er vor Jahren über längere Zeit Kontakt zu einem echten Außerirdischen, der zudem auch noch das Aussehen vom jüngeren Däniken selbst annahm, hatte:

Dan Davis: Hallo Erich, ich weiß, Du bist viel beschäftigt. Vielen Dank für Deine kostbare Zeit. Dein neues Buch trägt den Titel „Was läuft falsch im Maya-Land?“. Deshalb meine erste Frage: Was läuft falsch im Maya-Land?

Erich von Däniken: (lacht) Die Forscher zu diesem Thema sind alles wunderbare Leute, die machen eine grundehrliche wissenschaftliche Arbeit. Aber was dabei herauskommt, klingt für den Laien so fremdartig, dass er es nicht nachvollziehen kann. Es braucht eine Neufassung der Worte der Interpretation und dazu habe ich etwas vorgeschlagen im neuen Buch.

Dan Davis: Hast Du Dich bei den Recherchen zum neuen Buch über Mexiko und die Mayas festgelegt, welche Zivilisation eventuell dahinter stecken könnte oder bist Du da in der Interpretation noch offen?

Erich von Däniken: Ja, das ist alles



Bestsellerautor Erich von Däniken.

eine lange komplizierte Geschichte, die man in einem Interview gar nicht abhandeln kann. Die alte Story ist klar. Ich bin überzeugt, dass vor vielen, vielen Jahrtausenden zu einem Zeitpunkt, als unsere Vorfahren Steinzeitleute waren, hier mal Außerirdische auftauchten. Unsere Vorfahren begriffen nicht, sie hatten keine Ahnung von Technologie und sie meinten irrtümlicherweise, diese Außerirdischen seien Götter. Wir alles wissen, es gibt keine Götter.

Aber so ist es überliefert. Jetzt bin ich nicht der Meinung, irgendein Maya habe Außerirdische gesehen, aber ich bin der Meinung, von irgendeiner früheren Kultur, früheren Überlieferung, haben die Maya Geschichten, Bilder und Skulpturen übernommen, haben daraus natürlich göttliche Wesen gemacht.

Dan Davis: Vor wenigen Tagen habe ich eine Fernsehsendung gesehen, wo man Dich ein wenig auf den Prüfstand stellen wollte, Du weißt bestimmt, was ich meine ...

Erich von Däniken: Die Pro 7-Sendung ...

Dan Davis: Ich möchte auf einen speziellen Punkt eingehen und ob Du mit mir da einer Meinung bist. Da ging es um die kleinen „Insekten“ aus dem kolumbianischen Museum, wo man gesagt hat: „Ok, hier sind zwar Modell-

flugzeuge nachgebaut worden, aber in leicht variiertes Form - und da ist es ja nicht verwunderlich, wenn diese fliegen können ...“. Jetzt ist natürlich meine Argumentation: Es wurden ja in der Vergangenheit von allen möglichen Dingen Zeichnungen und Modelle gemacht, auch von Menschen und Tieren, diese sind ebenfalls nicht bis auf den kleinsten Millimeter anatomisch nachgebaut worden. Aber man weiß trotzdem: Es ist ein Mensch oder ein Stier ...

Erich von Däniken: Die Pro 7-Sendung hat hier mit Scheinheiligkeiten gearbeitet! Am Anfang hat mich der Moderator gefragt, was ich von diesen Goldobjekten halte. Dann habe ich gesagt, die hätten in meine Arbeit überhaupt nie eine Rolle gespielt. Aber aus dem Gedanken der Kargo-Kulte heraus, Kargo-Kulte sind Imitationskulte, da hat man festgestellt, immer wenn eine technologisch höhere Gesellschaft mit einer technologisch niedrigeren zusammentraf, wie zum Beispiel im Zweiten Weltkrieg in *Papua Neuguinea*, haben die technologisch niedrigeren die Technologien der höheren nicht verstanden. Aber sie hatten trotzdem angefangen Kopien zu machen, wie von Armbanduhr, Antennen, etc. Nun muss man sich vorstellen, irgend so ein Schlaumeier von Pro 7 kommt dahin, sieht diese Armbanduhr aus Holz und stellt fest, die laufen ja gar nicht, die ticken ja gar nicht. Selbstverständlich nicht. Das müssen sie auch gar nicht. Es sind nur Kopien. Also in der Pro 7-Sendung wurde immer wieder gesagt, „das Ding ist ja nicht aerodynamisch, wie Erich von Däniken behauptet hat“. Dabei hat er das überhaupt nie behauptet! Also lauter Blödsinn! Genauso ging es am Ende um diese Grabplatte von *Palenque* von den Mayas: Die neueste aktuelle Version von den Maya-Wissenschaftlern, *Prof. Dr. Stuart* und *Stuart*, denn das sind Vater und Sohn von der *Boston-Universität* in *Texas*, die sagen ganz genau, diese Figur, dieser *Pakal*, dieser Maya-Herrscher, stürzt *nicht* in das Erdungeheuer hinein, wie man immer geglaubt hat, stürzt *nicht* in die Erde hinein, sondern stürzt von der Erde *weg*. Das ist die moderne aktuelle Deutung. Davon hast du kein Wort gehört in dieser Pro 7-Sendung.

Das war sehr, sehr scheinheilig zusammengeschustert. Ich habe mich grün und blau geärgert ...

Dan Davis: Ja, das dachte ich mir schon. Ich fand auch mit den Flugzeugen zu argumentieren, als das auf den Millimeter hochgerechnet wurde ...

Erich von Däniken: Alles Blödsinn!

Dan Davis: ... Es geht ja gar nicht, dass ein unterentwickeltes Volk ein Modell nachbaut und das auf den Millimeter genau ...

Erich von Däniken: Es stimmt sowieso nicht! Das ist alles wirklich Unsinn! Wie kann man so einen Unsinn überhaupt im Fernsehen bringen! Dan, traurig ...

Dan Davis: Ja ...

Erich von Däniken: Ich weiß nicht, ob Du die A.A.S. kennst. Die *Gesellschaft für Archäologie, Astronautik und Seti*, eine gemeinnützige Gesellschaft, hat ein paar Tausend Mitglieder. Die A.A.S. gibt alle zwei Monate für ihre Mitglieder ein Mitteilungsblatt heraus. Toll gemacht. Und im neuen Mitteilungsblatt, das erscheint aber erst in 10 Tagen, ist meine Antwort auf 5 Seiten auf diese Pro 7-Sendung drin. Was da für eine Sauerei passiert ist.

Dan Davis: Kommen wir wieder zu einem erfreulicheren Thema. Und zwar zum Thema Pyramidenkultur. Überall auf dem Planeten gibt es Pyramiden, nicht nur bei den Maya oder in Ägypten, die tauchen ja überall auf, zum Beispiel in China, Bosnien – ja selbst die Tempelanlagen in Indien oder Sri Lanka sind überwiegend in Pyramidenform ...

Erich von Däniken: Richtig. Ja ...

Dan Davis: Siehst Du hier einen globalen weltumspannenden Hintergrund, oder ist dieses weltweit auftauchende Phänomen Zufall und für Dich getrennt voneinander zu betrachten?

Erich von Däniken: Ich hab's im Maya-Buch drin. Aber die Fachleute werden mich dafür nur auslachen. Es gibt im alten Indien Pyramiden, die sehen genauso aus wie die Maya-Pyramiden in Zentralamerika. Also Du kannst in Südindien Tempeltürme bestaunen und die vergleichen mit den Maya-Bauten. Im alten Indien gab's alte Schriften, von denen heute noch viel erhalten ist. Und in einer dieser alten Schriften wird ein Zwillingpaar beschrieben, man nennt sie die Maruts, kommt im Maya-Buch vor. Dort werden diese Maruts gepriesen, dort steht „Ihr fliegt in den Lüften, mit Donner kommt ihr daher, überall könnt ihr gleichzeitig sein, ihr fliegt über das Wasser, über die Länder“, etc. Jetzt könnte ich



Erich von Däniken in Interlaken (Schweiz).

mir sehr wohl vorstellen, dass diese sogenannten Zwillinge, die Maruts, irgendwo vom Alten Indien nach Südamerika geflogen sind. Auch anderswo hin. Dort haben sie ihre Botschaft hinterlassen und die Maya wie auch die alten Inder zu ihren Ehren die Pyramidentürme gebaut. Auf der Spitze der Pyramide erwarten sie immer wieder diese fliegenden Wesen. Diese Maruts. Und das ist eine laienhafte Erklärung, aber immerhin Tatsache, weil wir haben in verschiedenen Ländern steile Pyramiden, genau wie in Indien.

Dan Davis: Es gibt ja zum Beispiel in Bosnien die Geschichte mit der Sonnenpyramide ...

Erich von Däniken: Ja, ich habe davon gehört, ist mir nicht neu. Ich war aber noch nie da. Ich bin einigermaßen informiert durch die Literatur. Und es scheint eindeutig zu sein, was man da so sieht. Und ich habe auch eine Korrespondenz gehabt mit dem Herrn, der da Grabungen macht. Er hat mich längst eingeladen, ich solle endlich mal

hinkommen und mir eine persönliche Meinung bilden. Und bis jetzt habe ich das noch versaut. Das muss ich wirklich nachholen ...

Dan Davis: Ein Freund von mir aus Bosnien hat mich vor Jahren darauf aufmerksam gemacht. Wenn das wirklich Pyramiden dort sind ... Die Sonnenpyramide ist ja dann um ein Vielfaches größer als die Cheops-Pyramide ...

Erich von Däniken: Das Problem ist, wenn diese Pyramiden sich als echt herausstellen und sie sollten älter sein, als die Cheops-Pyramide, dann haben wir wieder ein Drama und ein Durcheinander mit der offiziellen Archäologie. Denn es `darf nichts Älteres geben, als die Cheops-Pyramide`. Ja, dann stehen wir da (lacht), als einer, der kämpft, zwischen den Wissenschaften kämpft.

Dan Davis: Ganz anderes Thema: Denkst Du, dass vielleicht in ein paar Millionen Jahren die Menschheit technologisch soweit ist, dass sie in der Zeit reisen kann, oder bist Du eher der Mei-

nung, dass es irgendwelche Dinge gibt, die dagegen sprechen und dies eher für unwahrscheinlich hältst?

Erich von Däniken: Ich bin für Zeitreisen. Das dauert keine paar Millionen Jahre ... Das werden wir erleben, schon in den nächsten 150-200 Jahren. Irgendwer wird plötzlich auftauchen, wie schwuppdiwupp, und wird sagen „Freunde, ich komme aus der Zukunft!“ Wir verstehen's zwar noch nicht, physikalisch ist es im Moment ein Unsinn, aber wie viele Dinge waren vor 200 Jahren physikalisch ein Unsinn? Abwarten ...

Dan Davis: Interessant ist ja der Aspekt, dass dann die Zukunft in die Vergangenheit zurückkommt ...

Erich von Däniken: Aber in alten Texten haben wir verschiedene Zeitreisen beschrieben. Es sind immer wieder Menschen weggenommen worden von der Erde und dann, sie glaubten, sie sind einen Tag oder ein paar Stunden weg gewesen, waren ein paar Jahrhunderte oder mindesten 50-60 Jahre vergangen. Das gibt es in der antiken Literatur.

Dan Davis: Sprechen wir über ein Buch, welches nicht direkt von Dir, sondern von einem guten Freund von Dir ist, ich meine den Roman „Der Tag, an dem die Götter starben“ von Walter Ernsting. Du hast es auch in einem anderen Interview angesprochen, dort ging es ja auch um eine Zeitmaschine ...

Erich von Däniken: Richtig ...

Dan Davis: ... Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, hast Du damals auch gesagt, der Roman sei eine Mischung aus Fiktion und aber auch einer tatsächlich erlebten Geschichte dahinter.

Erich von Däniken: Richtig ...

Dan Davis: Und jetzt wollte ich fragen, ob Du zu dem Buch noch ein paar Worte sagen kannst.

Erich von Däniken: (lacht – Pause – lacht – Pause – dann:) Der Walter Ernsting mit dem Pseudonym *Clark Dalton* und ich, wir haben das gemeinsam geschrieben! Er ein Kapitel und ich ein Kapitel. Die Geschichte von der Zeitreise stammte von ihm. Die ganze Geschichte von den lokalen Orten, also wo es stattgefunden hat, die stammten alle von mir. Und diese Orte stimmen alle. Ich habe vor sechs Monaten eine Reisegruppe von 35 Leuten nach Peru geführt, die hatten alle das Buch gelesen, wir sind hinaufgeklettert oberhalb der Inka-Festung *Sacsayhuaman*, und wir haben die Felsen gefunden. Und ich habe gesagt „Hier drin müssen die Felsen abgesehen sein, wir werden sie finden“.



Erich von Däniken in Tiahuanaco.

Wir haben auch den Tunnel gefunden, wo die Eingänge sind. Das steht alles. Die Geschichte mit der Zeitverschiebung ist Walters Idee, und er war ein brillanter und sehr liebenswerter Mann.

Dan Davis: Er hat ja auch an den Perry Rhodan-Romanen mitgeschrieben.

Erich von Däniken: Er hat auch sehr viele Zeitreisestories in Romanform geschrieben.

Dan Davis: Mir ist aufgefallen, als ich „Der Tag, an dem die Götter starben“ von Walter Ernsting gelesen habe, dass der Titel sehr stark an Dein Buch „Der Tag, an dem die Götter kamen“ erinnert. Zufall?

Erich von Däniken: Nein, das war Absicht! Das war tatsächlich Absicht. Das haben wir so gemacht. Bei mir kamen die Götter. Ich habe mich ja sogar auf ein Datum festgelegt.

Dan Davis: Was mir noch aufgefallen ist beim Lesen des Buches, dass Du mit dem Walter zusammen geschrieben hast, dass einige Beschreibungen um die hochtechnische Kolonie dort, wenn ich es einmal so benennen darf, stark an die Mythen über Atlantis erinnern, sowie den in der Bibel beschriebenen Sturz der Götter (die auf die Erde verbannten Kolonie?). Walter Ernsting hat das Volk Altairer genannt, was ebenfalls an Atlantis erinnert. War dies Absicht oder ist dieser bei mir entstandene Eindruck eher Zufall?

Erich von Däniken: Nein, nein, ist absichtlich. Ich habe zwar nicht an Atlantis gedacht, sondern an altindische Texte. Im Alten Indien gibt es tatsächlich Beschreibungen, die ziemlich dem

ähneln, was wir dort in dem Buch drin haben. Also es gab Kolonien, Felsen sind zerschnitten worden, sie konnten sich in kleinen Fahrzeugen über die Erde erheben, die Fahrzeuge nannten sie *Vimanas*, und die *Vimanas* waren definitiv außerirdische Fahrzeuge, denn auf der Erde gab es keine Entwicklung, keine Infrastruktur, keine Fabriken, nichts, die *Vimanas* wurden von Göttern oder Menschen, die in der göttlichen Schule waren, bedient. Das haben wir da entnommen aus dem alten Indien.

Dan Davis: Eine kurze Frage noch zu Deiner Interpretation der Bundeslade.

Erich von Däniken: Das ist aber eine lange Geschichte ...

Dan Davis: Vielleicht mit wenigen Worten ...

Erich von Däniken: (lacht) Mit wenigen Worten geht nicht. Schau mal, es wird beschrieben in der Bibel im 4. Buch Mose, wie der liebe Gott den Mose und den Aaron, Aaron ist der Bruder von Mose, ihm die Maße der Bundeslade auf dem Berg erklärt. Er diktiert ihm, wie lang und wie breit, usw. Und am Ende des Gesprächs sagt der liebe Gott zu Mose: „*Und siehe zu, dass du alles nach dem Vorbilde machst, das dir gezeigt wird*“. Also es gab ein *Original*. Und der Mose hat eine Kopie gemacht. Mose baut diese Kiste dann und der Aaron, der Bruder von Mose, muss eine ganz bestimmte Priesterschaft gründen, dass waren die Leviten, und nur die Leviten durften sich der Bundeslade nähern. Und zwar in bestimmten Kleidern, Brustschild, Panzer, Rückenschilder, etc. Das alles wird genau beschrieben im 2. Buch Samuel. Die Bundeslade gelangt dann auf komplizierten Wegen nach Jerusalem, Salomon lässt den Tempel bauen, die Bundeslade kommt ins Allerheiligste.

Der Salomon hat verschiedene sexuelle Beziehung, unter anderem mit der Königin von Saba. Und er besucht die Königin von Saba in einem fliegenden Fahrzeug. Das steht nicht in der Bibel, das findet man im *Kebra Negest*. *Kebra Negest* ist das Buch der alten Könige von Äthiopien. So, der Salomon besucht seine Geliebte, die zeugen unter anderem ein Kind. Wie der Junge 19 ist, besucht er von Äthiopien aus mit einer riesigen Expedition Jerusalem und bittet von seinem Vater Salomon, er möchte die Bundeslade mit nach Äthiopien nehmen. Der Vater Salomon sagt zu seinem Sohn „*Das kann ich nicht machen! Mein eigenes Volk würde mich steinigen, wenn ich dir die Bundeslade gebe!*“ Und der Sohn sagt, seine Mama, also Mutter, ist in Schwie-

rigkeiten, und wer die Bundeslade hat, steht unter dem speziellen Schutz von Gott. Der Salomon sagt „*Ich kann das nicht machen!*“ Und der Junge, clever, macht eine Kopie der Bundeslade. Das wird genau im Buch der Könige beschrieben. Er klaut das Original aus dem Tempel von Jerusalem, stellt die Kopie da hin, die Priester merken es erst gar nicht, und dann geht er mit dem geklauten Objekt nach Äthiopien. Übrigens wird im Buch der Könige beschrieben, der ist geflogen, in einem Fahrzeug. Salomon versucht später, als die Priester merken, dass die Fälschung dasteht, seinem Sohn nachzujagen, auf der Erde. Er kann ihn aber nicht einholen. Die Bundeslade kommt nach Äthiopien und dort gab es viele Unfälle, die man heute Strahlenunfälle bezeichnen würde. Also Haare fallen aus, Nägel fallen aus, Menschen kriegen Beulen am ganzen Körper, etc, etc. Und heute sind die Überreste tief im Boden in der äthiopischen Stadt *Axum* und zwar direkt unter der Marienkathedrale. Das ist übrigens kein Geheimwissen in Äthiopien. Das weiß man, Touristen, die die Stadt Axum besuchen und die Marienkathedrale, finden überall an den Wänden Darstellungen der Bundeslade. Vor vielen, vielen Jahren war ich mal dort und habe mit dem Oberhaupt der koptischen Kirche gesprochen. Und der sagte, natürlich wissen wir, dass die Überreste der Lade unter unserer Kirche sind, aber da runtergehen, das darf niemand. Es gibt nur eine Familie, einen Wächter, niemand darf das sehen. Und so geht es weiter. Ist `ne lange komplizierte Geschichte mit der Bundeslade ...

Dan Davis: Kommen wir noch zu einem Thema, was mir auf den Fingern brennt. Ich würde Dir gerne noch ein paar Fragen zu Deinem Buch „Tomy und der Planet der Lüge“ stellen, was mir persönlich sehr gut gefällt. Du hast bereits mehrmals angegeben, dass es sich bei dem Buch um eine tatsächliche Begegnung zwischen Dir und einem Außerirdischen handelt, der die Gestalt eines Menschen, nämlich die des Erich von Däniken in jüngerer Ausführung, angenommen hat, der Roman eine Mischung aus Fiktion und Fakten ist. Aber, und das ist das Wichtige: Die Geschichte ist wahr. Du hattest Kontakt zu einem menschlich aussehenden Außerirdischen, der sich vor Dir materialisiert hat und dem Buch zufolge mehrere Jahre bei Dir in der Familie gelebt hat. Du wurdest danach auch laut Buch vom Geheimdienst verfolgt, Menschen wurden in Deinem Umfeld ermordet, etc.

Erich von Däniken: Darüber kann man nicht reden, schau: Ich habe Tomy mit Absicht als Roman geschrieben.

Extra deshalb, dass ich keine Beweise liefern muss. Wenn Du wieder damit anfängst, dann kommst Du in Teufels Küche! Jedenfalls, etwa 80 % von Tomy hat tatsächlich stattgefunden! Nicht alles so, wie es dasteht. Aber 80 % haben stattgefunden! Ich bin Tomy begegnet. Ich habe immer sehnsüchtig gewartet, ob er wieder kommt, aber er kam nicht mehr.

Dan Davis: Du beschäftigst Dich ja seit vielen Jahren mit diesen Themen. Denkst Du, es gibt einen Zusammenhang zwischen Deinem Werdegang als Autor und der Begegnung beziehungsweise dem Kontakt mit Tomy? Er sagte ja, glaube ich, er hat Deine Gedanken gelesen und deshalb kam es zu der Begegnung.

Erich von Däniken: Ja, er sagte, durch meinen Impuls sei das passiert. Was immer der Impuls ist, ich verstehe es auch nicht. Aber nach der Veröffentlichung mit Tomy habe ich etwa 14 Briefe, die liegen immer noch auf meinem Tisch, wo mir andere Menschen schreiben, aus allen Herren Ländern, die etwas Ähnliches erlebten, erhalten.

Dan Davis: Das wäre jetzt meine nächste Frage gewesen. Es gibt ja viele Berichte von Menschen, die etwas erleben. Denkst Du, dass Tomy der Einzige ist, oder ob diese Spezies, wenn wir es mal so nennen, im Geheimen vielleicht auch an anderer Stelle Kontakt aufnimmt?

Erich von Däniken: Ja, nach den Briefen, die ich bekommen habe, definitiv. Ich bin ihnen begegnet und sie haben mir Geschichten erzählt und sie erinnern mich immer an Tomy. Es ist zwar nicht dasselbe Wesen ... aber ... einfach plötzlich, schwuppdwupp, tauchte das Ding ganz langsam auf.

Dan Davis: Wobei, die Geschichte ist ja auch so interessant, weil es ja dann tatsächlich auch sein kann durch diese Technologie, oder wie immer Du das nennst, Du Dich eigentlich fragen musst, ist ‚Dein Nachbar wirklich Dein normaler Nachbar‘ oder vielleicht einer dieser Außerirdischen, die unerkannt unter uns leben.

Erich von Däniken: Ja, das ist genau die Geschichte ... Darüber kann man nicht reden. Es sei denn unter 4 Augen ...

(Nachfolgend gemachte Aussagen von Erich von Däniken zum Buch Tomy sind auf Erichs Wunsch leider nicht zur Veröffentlichung vorgesehen und wurden deshalb aus dem Interview gestrichen).

Dan Davis: Letzte Frage – Was hat Dich allgemein in letzter Zeit am meisten an den Massenmedien geärgert, was den Umgang mit Deiner Person betrifft?



Erich von Däniken.

Erich von Däniken: Also mich ärgert immer noch die Scheinheiligkeit. Wenn man so tut, als ob man im Mantel der Wissenschaft sich mit Däniken befasst und in Wirklichkeit ist es nur Pseudowissenschaft. Und es ist in Wirklichkeit nur rechthaberisches dummes Getue. Ich weiß, dass ich kritisiert werde, das ist normal, das gehört zu unserem Leben, das habe ich längst verstanden. Und ich habe oft auch gelernt, dass Kritiker Recht gehabt haben. Das ist nicht das Problem. Aber die Scheinheiligkeit, die Falschheit, dir Dinge in den Mund zu legen, die man gar nie gesagt hat – und daraufhin wirst du widerlegt ...

Überall in der Welt, wenn es um *Nazca* in Peru geht, dann heißt es immer „*Erich von Dänikens Weltraumflughafen!*“. In keinem meiner Bücher steht, das sei ein Weltraumflughafen! Irgendjemand setzt den Schmarren in die Welt und alle anderen schreiben`s nach! Und geben sich dann noch wissenschaftlich! Das ist einfach lächerlich.

Dan Davis: Da gebe ich Dir Recht. Erich! Da bist Du sicher nicht der einzige Autor, der dieses Problem hat. Mich eingerechnet. Ich danke Dir für Deine ausführlichen Worte und dass Du bei mir mal richtig Luft abgelassen hast. Ich wünsche Dir eine schöne Woche und viel Spaß bei Deinem Empfang heute Abend.

Anmerkungen

© Cover Up! Newsmagazine, 15.9.2011

© Bilder: Erich von Däniken, mit freundlicher Genehmigung.

Veröffentlichung im SYNESIS-Magazin mit freundlicher Genehmigung von Dan Davis. ■

Thema Raumfahrt

Die NASA kann es nicht lassen: Neue Fotos der angeblichen Apollo- Landeplätze veröffentlicht

Gernot L. Geise

Die US-Raumfahrtbehörde NASA geht in die Offensive. Anscheinend werden die „Apollo-Leugner“ doch so lästig, dass man etwas dagegen tun muss.

Vor kurzem hat die NASA nun außergewöhnlich scharfe Aufnahmen von den Landeplätzen der bemannten Mondmissionen veröffentlicht. Die Fotos lassen genau erkennen, welche Pfade die Astronauten vor vier Jahrzehnten auf dem Mond beschritten und wohin sie mit ihren Mond-Rovern fuhren, heißt es.

Die Sonde „Lunar Reconnaissance Orbiter“ (LRO) machte viele Aufnahmen aus einer relativ geringen Höhe von etwa 20 (!) Kilometern und sollte dabei Aufnahmen mit einer vielfach gesteigerten Auflösung gewinnen. Damit sollte die Detailgenauigkeit groß genug sein, um Stiefelabdrücke und auf der Mondoberfläche zurückgelassene Gerätschaften der Apollo-Mission abzubilden, so meldete das Wissenschafts-Portal Universe Today. Anschließend soll die Sonde wieder zu ihrem vorherigen Orbit zurückkehren (<http://tinyurl.com/3jvrfdy>).

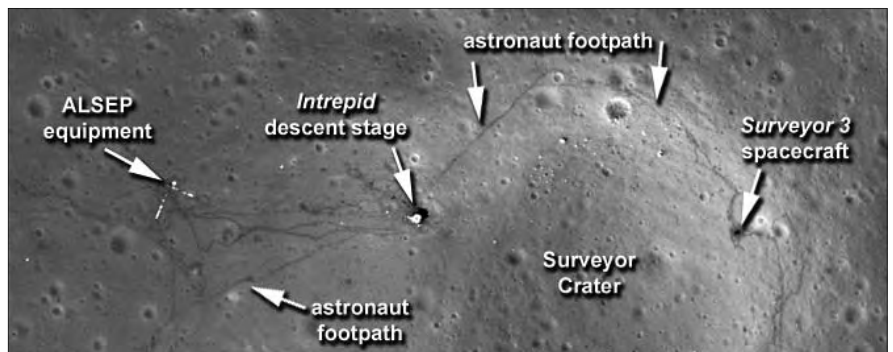
Und prompt wurde die Meldung ausgegeben, Verschwörungstheoretiker, die das gesamte Apollo-Programm der NASA für einen Betrug halten und meinen, es habe alles in einem TV-Studio stattgefunden, würden nun mit Spuren von „Moonboots“ konfrontiert. „Wir können die Schritte der Astronauten mit großer Klarheit nachvollziehen und sehen wo sie Mondproben genommen haben“, jubelte der NASA-Geologe Noah Petro (Mitteilung der NASA).

Da kann man nur sagen: Schön wär's gewesen! Aber der Normal-Konsument schluckt ja alles, was man ihm vorsetzt, ohne unbequeme Fragen zu stellen.

Es fängt mit der Mondsonde LRO an, die den Mond auf einer extrem niedrigen Umlaufbahn von nur zwanzig Kilometern Höhe umkreist und



Der angebliche Landeplatz von Apollo 11. Erkennen Sie in den Punkten irgendwelche Geräte? (Beschriftungen: NASA)



Der Landeplatz von Apollo 12. Interessant ist dabei, dass das „ALSEP-Equipment“, das aus ein paar Messgeräten besteht, größer als die Apollo-Landestufe aussieht!

(wieder einmal) fotografiert hat. Welche Kamera aus alten Beständen wurde hier wohl eingebaut, wenn aus dieser niedrigen Höhe noch nicht einmal die Apollo-Landestufen einwandfrei erkennbar sind?

Was mit heutiger Technik möglich ist, kann jeder selbst nachprüfen, indem er Google-Earth im Computer aufruft. Die Fotos von Google-Earth sind im Regelfall aus einer Satellitenhöhe von rund 350 Kilometern aus

aufgenommen worden. Zwischen den Fotosatelliten und der Erdoberfläche befindet sich die irdische Atmosphäre mit ihren Störungen und Wolkenschichten, im Gegensatz zum LRO in nur zwanzig Kilometern Höhe, ohne Atmosphäre. Und trotzdem kann man bei Google-Earth problemlos einzelne Autos und teilweise sogar einzelne Menschen erkennen.

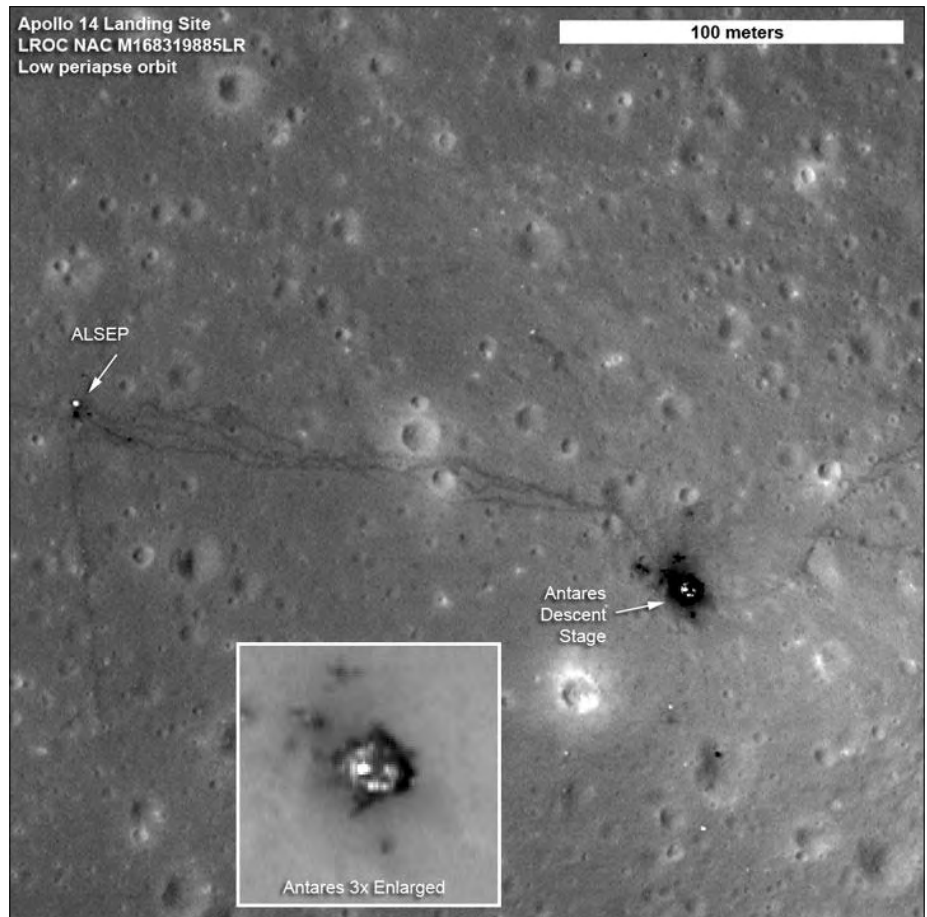
Gehen Sie beispielsweise einmal auf <http://tinyurl.com/3hbr386>. In

dieser Satellitenaufnahme von Stuttgart sehen und erkennen Sie nicht nur Autos, sondern auch Personen und deren Schatten.

Auf den LRO übertragen, müsste von den Apollo-Landestellen vergleichsweise jedes Detail haarscharf erkennbar sein, nicht nur undeutliche Flecken und eingezeichnete Spuren.

Zu den jetzt neu veröffentlichten angeblichen Bildern der Apollo-Landestellen ist zu sagen: Seit 2009 (den ersten veröffentlichten Bilder der Landestellen) hatte die NASA ja Zeit genug, um mit dem professionellen Grafikprogramm Adobe Photoshop die Bilder nachzubearbeiten (Dass die NASA mit diesem Programm ihre Fotos nachbearbeitet, hatte sie bis etwa Mitte der 90er Jahre noch auf einer ihrer Internetseiten stehen, ist aber inzwischen entfernt worden). Glaubwürdiger sind die jetzigen Bilder jedenfalls nicht geworden.

Es bleiben immer noch die dieselben Diskrepanzen wie bei den erstmalig im Jahr 2009 veröffentlichten Fotos: Im Vergleich zur metergroßen Landestufe sind die „Fußspuren“ und „Fahrspuren“ viel zu groß und breit (oder die Landestufe zu klein)!



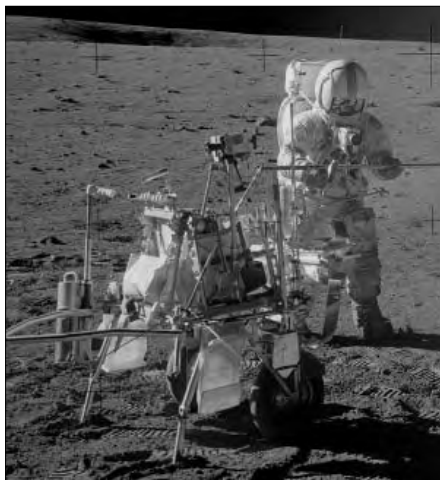
Es ist schon toll, was mit dem Photoshop-Grafikprogramm alles möglich ist! Sogar schöne dicke Reifenspuren und meterbreite Fußspuren lassen sich imitieren!

hatten und meterbreit waren, um solche Spuren zu hinterlassen? (Das bezieht sich auch auf die anderen Landeplatz-Fotos, in die säuberlich schöne breite „Fußspuren“ eingezeichnet wurden).

auffallen müssen und mit Photoshop problemlos angepasst werden können.

Aber Hauptsache, die Normalbürger merken nichts und fallen darauf herein!

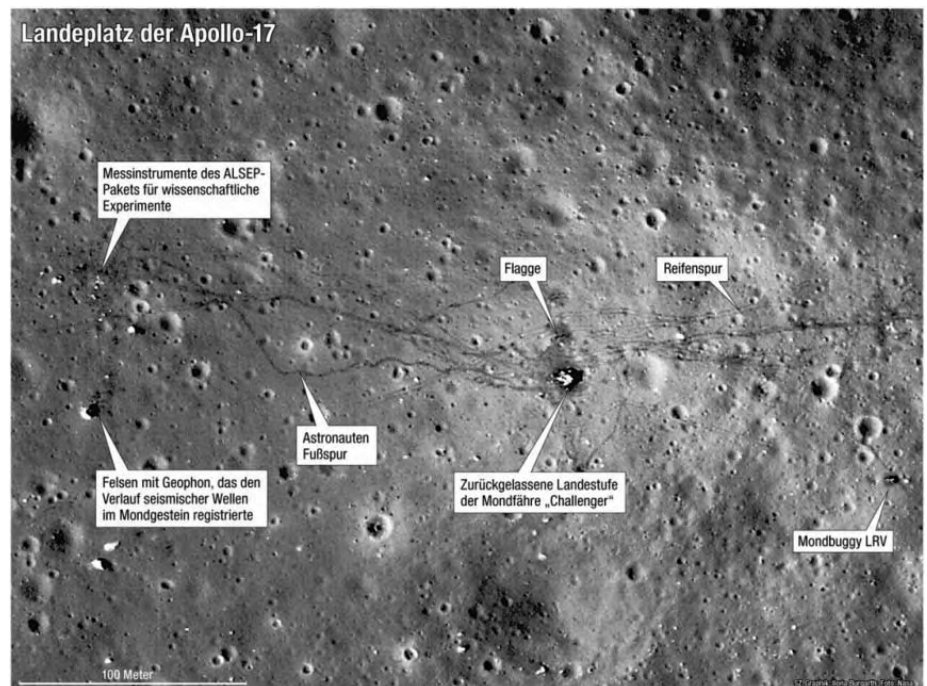
Das hätte den NASA-Grafikern



Hier sehen Sie Alan Shepard „auf dem Mond“ mit seinem Karren. Achten Sie mal auf die Reifengröße und vergleichen Sie dann mit den „Reifenspuren“, im Vergleich zur Landestufe, auf obigem Foto!

Beispiel: Bei Apollo 14 kam ein Instrumentenkarren zum Einsatz, der viel Ähnlichkeit mit einem Einkaufswagen hat und von den Astronauten mitgeschleppt wurde. Die Räder sind nicht wesentlich größer als die eines Einkaufswagens. Betrachtet man jedoch das NASA-Foto der angeblichen Landestelle, sind die Reifenspuren im Vergleich zur Landefähre mindestens einen halben Meter breit (geschätzt).

Und hatten die Astronauten etwa Stiefel an, welche die Länge von Skiern



Der Landeplatz von Apollo 17. Beachten Sie, wie breit die (angeblichen) Fahrspuren des Mondrovers sind, im Vergleich zu der meterbreiten Landestufe! Und welche große Stiefel die Astronauten getragen haben müssen, um solche breite Fußspuren hinterlassen zu können!

Lokaltermin

Themenbereich: Megalithanlagen

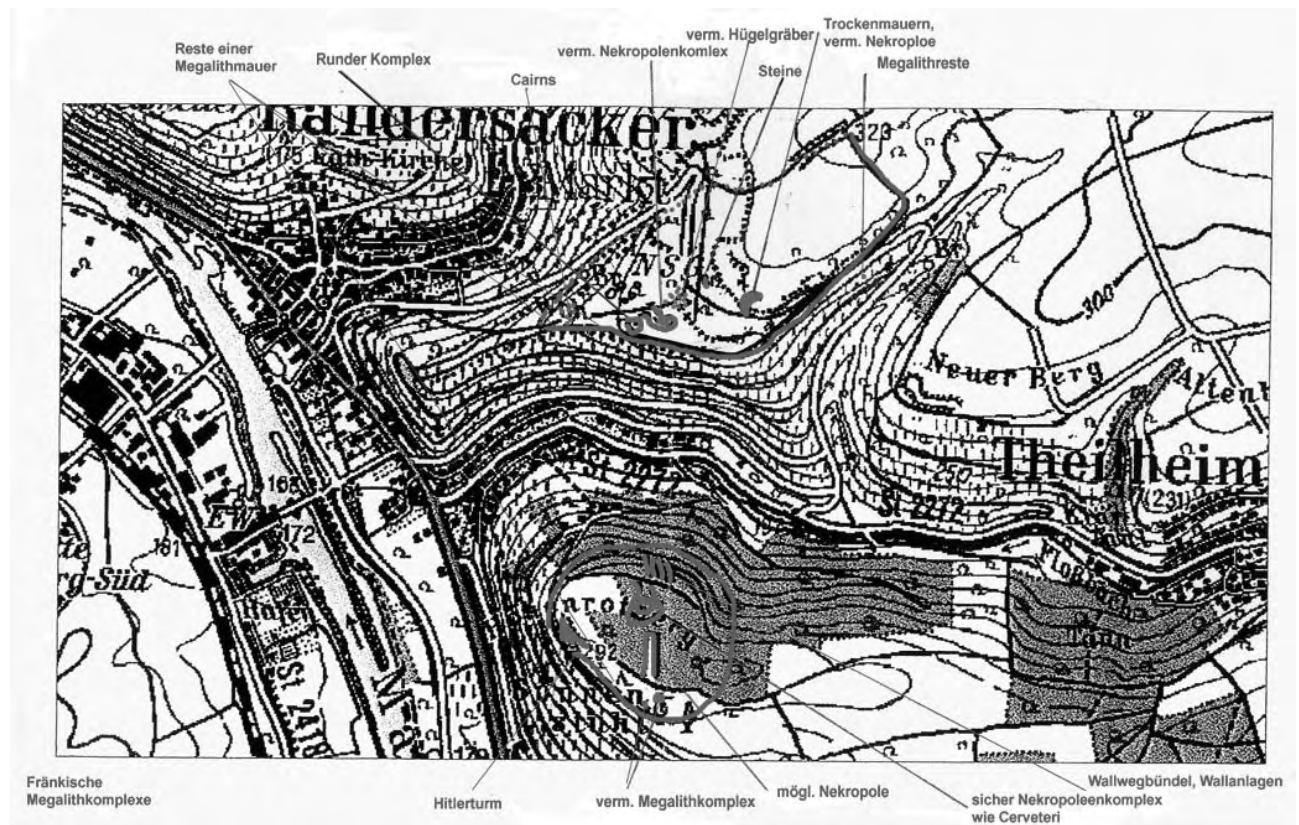
Fränkische Nekropolen Megalithkomplexe bei Randersacker

Der EFODON e. V. hatte vorgehabt, in diesem Herbst eine Exkursion nach Randersacker zu machen. Das hat leider nicht geklappt. Wir haben die Aktion auf das nächste Frühjahr verschoben. Dabei ging es um die Begehung und Beurteilung der beiden Bergkuppen Marsberg und Sonnenstuhl bei Randersacker, die von den „Cairn“-Befürwortern als Megalith-Anlagen oder Nekropolen gesehen werden.

Das Gebiet war schon zweimal Ziel einer EFODON-Exkursion und wurde u. a. von K. Walter Haug schon im SYNESIS-Magazin beschrieben.

Viele Augen sehen bekanntlich mehr, darum möchten wir nachfolgend einen Bericht von Stephan Baum bringen, der auch schon einmal auf www.ancientmail.de erschien, diesmal in Form des Ihnen bekannten „Lokaltermins“. Das soll für dieses Jahr Ersatz für die Exkursion sein und als Anregung dienen, auf dem Weg an Randersacker vorbei einmal einen Spaziergang dorthin zu machen. Sollten Sie dabei Erkenntnisse haben, lassen Sie uns das bitte wissen.

(Wilfried Augustin)



Karte der fränkischen Nekropolen bei Randersacker. Der obere Komplex ist der Marsberg, der untere heißt Sonnenstuhl. Die skizzenhaft eingezeichneten Teile der Anlagen sind im Text beschrieben.

Ausgangssituation

Vor einigen Jahren entdeckten einige geschichtlich interessierte Personen im Kraichgau riesige Megalithbauten, die als sogenannte Hälden (Dorfsteinbrüche) ihr Leben fristen. Unter unsäglichen Mühen konnten teilweise Grabungen zur Erhärtung der These durchgeführt

und schließlich ein Buch zum Thema veröffentlicht werden. Einige der dort beschriebenen Objekte, insbesondere die Sommerhalde von Schmie ähneln den riesigen etruskischen Nekropolen wie z. B. Cerveteri. Völlig identische Anlagen gibt es aber auch in Franken. Diese Komplexe zeichnen sich durch eine Oppidum-ähnliche Wall- und Megalithumgrenzung

aus und enthalten in ihren weiten hochplateauartigen Innenbereichen komplexe ober- und unterirdische Megalithanlagen und Hügel.

Problem der Archäologie in Deutschland

Megalithbauten findet man sehr schön erhalten häufig in Gegenden mit wenig Erde, sei es in südlichen



Ansicht des Marsberges von Süden. Der Waldrand oberhalb der Weinberge stellt die Umwallung des Komplexes dar.



Marsberg: Blocksteine, vermutlich über einem eingestürzten Zugang einer Grabanlage.



Marsberg: Einer der Cairns auf dem Plateau.



Marsberg: Vermutliches Hügelgräberfeld auf dem Plateau.

Ländern (Beispiele: Süditalien, Menorca, Griechenland etc.) oder eher im Norden wie etwa in Irland. In all diesen Gebieten ist in dem relevanten Höhenbereich, wo solche Bauwerke entstanden, bereits wenig Erde und auch wenig Vegetation zu finden. Teilweise ist die Erdschicht sogar dezimiert, was vermutlich den Tumulus über vielen Dolmen verschwinden ließ. In Deutschland haben wir außer in Hochlagen fast überall sehr dicke Erdschichten, die viele Bauwerke unentdeckt enthalten können. Zusätzlich ist noch ein großer Teil der nicht besiedelten Fläche mit Wald bedeckt, der mit seinen Baumwurzeln Bauwerke zerstört und den Blick auf interessante und verdächtige Objekte behindert, auch aus der Luft (Luftbildarchäologie). Hinzu kommen noch eine dichte Besiedelung und intensive Nutzung der freien Flächen, wodurch sicher viele Bodendenkmäler im Lauf der Zeit verschwunden sind.

Lage

Die behandelten Megalithbauwerke liegen im Würzburger Raum, Nähe Randersacker am Marsberg und am

Sonnenstuhl. Die beschriebenen fränkischen Bauwerke sind alle gut zugänglich und relativ leicht zu finden.

Datenlage

Da die Bauwerke wie ähnliche Anlagen in Italien auch so etwas wie Grabkammern enthalten, ist von der Nutzung als Begräbnisstätten auszugehen. Aufgrund der enormen Größe der Objekte müssen die Verstorbenen sehr große Herrscher gewesen sein. Auf die Frage, um wen es sich dabei handeln könnte, gibt es im Moment keine Antwort.

Vonseiten der offiziellen Archäologie ist über die genannten Objekte nichts zu hören.

Komplexe

1. Marsberg:

Zufahrt durch die Weinberge bei Teilheim bis zum höchstgelegenen Fahrweg am Plateau: Oppidum-ähnliche Wallanlagen, Reste von Megalithbauten, vermutlich Nekropole.

2. Sonnenstuhl/Hohenrotberg:

Südlich von Randersacker an der Wü

1 zum Sonnenstuhl, Zufahrt Richtung „Aussichtsturm“, Parken am „Hitlerturm“: Oppidum-ähnliche Wallanlagen auf dem Plateau, Wallwegbündel, Reste von Megalithbauten, sensationelle Nekropole im Wald (wie bei den Etruskern und im Kraichgau) sind im Gegensatz zu den Angaben von Geise/Haug leicht zu finden, nach Gesprächen mit Einheimischen ein „aufgelassener Steinbruch“.

Bauform/Strukturen

Die sogenannten „Hälden“ im Kraichgau gelten als bis in die Neuzeit genutzte Steinbrüche, ebenso ein Komplex auf dem Sonnenstuhl bei Randersacker. Im Gegensatz zu den vielerorts vorkommenden Steinbrüchen sind diese aber nie leergeräumt, sondern seltsam strukturiert. Herausschauende Mauern und Hügel, die einem Abbau eigentlich im Weg stünden, gelten offiziell als Abraumhalden, obwohl das Erscheinungsbild jedem normalen Steinbruch widerspricht. Natürlich ist der Jahrhunderte lange Abbau von Steinen gut dokumentiert und nicht zu leugnen. Hier muss man wohl der



Marsberg: Megalithblöcke auf dem Wall um die Anlage. Man muss bei den abgebildeten glatt bearbeiteten Steinen aufgrund der Dimensionen von einer Masse bis 5 t ausgehen.



Marsberg: Kreisförmige Anlage mit Monolithen in der Nähe des südlichen Walls.



Sonnenstuhl: Wallanlagen unbekannter Funktion gegenüber des Nekropolenkomplexes.



Sonnenstuhl: Zugang in die Nekropole.



Sonnenstuhl: Trockenmauerwerk und verbaute Megalithblöcke in der Nekropole, dem angeblichen alten Steinbruch.



Sonnenstuhl: Unten mit Blöcken gemauerte Rundpyramiden in der Nekropole.

These zustimmen, dass die vor langer Zeit aufgeschichteten Steine aus den Megalithbauwerken herausgeholt, also recycled wurden. So kann man also von „irregulären Steinbrüchen“ oder besser von „Steingruben“ sprechen.

Wie die Halden im Kraichgau den etruskischen Nekropolen gleichen, trifft das auch auf die vorgestellten fränkischen Komplexe zu.

Die Bauwerke sind kompliziert strukturiert und bestehen aus vielen geschichteten Trockenmauern, verbauten Megalithblöcken, Zufahrten und Eingängen, Wallwegen, Wallanlagen aus Erde mit gestapelten Megalithsteinen einer offensichtlichen Umgebungsmauer, Grabhügeln und Cairns sowie monolithischen Rundenanlagen.

Gewisse Ähnlichkeiten in der zu-

sammengewürfelt angeordneten Enger der Grabbauten gibt es zu italienischen Nekropolen aus der Etruskerzeit wie etwa Cerveteri.

Masse/Ausmaße

Die beschriebenen Objekte müssen als große Megalithkomplexe betrachtet werden. Der Durchmesser der umwallten Plateaus beträgt 1-2 km.



Zum Vergleich die Anordnung der Tumuli in der Nekropole von Cerveteri, Italien.



Lutzelau: Dieses Objekt ist mit einem Steinbruch nicht unbedingt vereinbar, es könnte sich um einen verschütteten Zugang zu einem unterirdischen Bau handeln.



Lutzelau: Gigantischer Megalithkomplex oder zufällig aufgetürmter Steinhaufen?

Die Innenfläche muss man auf jeweils mindestens fünf Quadratkilometer schätzen. Bei einzelnen Steinblöcken errechnet sich aus der Vermessung und der Dichte eine Masse von fünf Tonnen oder mehr. Es waren also sowohl für die Erdarbeiten als auch für die Steinbearbeitung und Transporte enorme Arbeitsleistungen gefragt.

Alter

Eine exakte Altersangabe ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Das Alter kann entsprechend der etruskischen Parallelen auf die Eisenzeit ab -800 datiert werden, aufgrund möglicher Parallelen zu bretonischen Cairns auch auf die Steinzeit bis -5000. Funde zur Altersbestimmungen konnten bisher noch nicht gemacht werden, bei dem intensiven Raubbau an den Bauwerken ist mit sensationellen Fundstücken vermutlich auch nicht zu rechnen. Die Altersdatierung ist ein generelles Problem, worüber sich viel schreiben ließe.

neuzeitlichen Industriedenkmal ausgehen müsste. Gespräch mit Einheimischen bestätigen das, was vielleicht einen zerstörten antiken Komplex nicht absolut ausschließen lässt.

Seltsam sind die vorgefundenen Steinhäufen manchmal schon, und es stellt sich auch die Frage, wieso die exakt gebrochenen Steine nicht abtransportiert, sondern liegen gelassen wurden.

Ausblick

Weitere Erforschung der Gelände tut not. Bei der prekären Finanzsituation öffentlicher Kassen und dem geringen Interesse, die Geschichtsschreibung eventuell zu verändern, ist damit in nächster Zeit wohl nicht zu rechnen. Interessen von Grundbesitzern stehen vermutlich auch im Wege. Störender Wald und Kulturbepflanzung müssten zur besseren Übersichtlichkeit entfernt werden. Moderne Technik zur Entdeckung von Hohlräumen wäre hilfreich.

Eine touristische Erschließung mit

Weitere Besonderheiten der Gegend: Steinbruch Lutzelau

Eine Begehung des bis in jüngste Zeit aktiven Steinbruchs zeigt museale Geräte und viele megalithverdächtige Anlagen, die eine Sensation wären, wenn man nicht zumindest vorerst wegen des tatsächlich großflächig durchgeführten Steinabbaus von einem

Hinweistafeln und etwas Werbung könnte das Interesse an dieser tatsächlichen Sensation steigern. Im Waldviertel in Österreich ist man da übrigens geschäftstüchtiger mit den Überresten der Vorgeschichte.

Literatur

Haug W., Schmid R.: Unsere Dorfsteinbrüche - Die größten Megalith-Monumente der Welt? Reiseführer zu einer übersehenen Hochkultur, Cernunnos - innovative Publikationen, Walzbachtal, 2001
<http://www.efodon.de/html/archiv/pyramiden/haug/pyr.htm>
<http://www.efodon.de/html/archiv/vorzeit/geise/w-mars.htm>
<http://www.efodon.de/html/archiv/vorzeit/haug/w-mars2.htm>
 Baum S.: Korbinian - Das unbekannte und rätselhafte Leben eines europäischen Heiligen, Ancient Mail Verlag, 2002
 Bayer. Landesvermessungsamt: Top 50, Bayern Nord.

So kommen Sie hin

Wir nehmen die A2 Nürnberg/Würzburg als Ausgang. Fahren Sie bei der Abfahrt 71, Eibelstadt auf die B13. Die B13 führt durch Randersacker hindurch. Am südlichen Ende von Randersacker befindet sich ein Kreisverkehr. Biegen Sie hier (von Süden kommend) rechts ab auf die Teilheimer Straße. Nach ca. 1,5 km links abbiegen auf den Weg „Am Marsberg“. Folgen Sie diesem Weg bis auf den Marsberg. Falls Durchfahrt verboten: Wandern.

Für den Sonnenstuhl nach dem Abzweig zum Marsberg noch ca. 1 km weiterfahren. Dann rechts auf den Weg „Am Rodberg“ einbiegen.

Noch ein Hinweis: Die beschriebenen Gegebenheiten sind nicht leicht zu finden. Sie brauchen Geduld und gute Wanderkleidung.

(Stephan Baum)

Der Kongress für Grenzwissen 2011 in Regen

Eine Nachlese von Gernot L. Geise



Der von *Oliver Gerschitz* veranstaltete jährliche Regen-Kongress wird immer bekannter. Er dürfte ein einmaliges Ereignis in Deutschland sein, und wenn die Beliebtheit und der Bekanntheitsgrad weiter zunimmt, wird Oliver wohl nichts übrig bleiben, als irgendwann nach größeren Räumlichkeiten Ausschau zu halten. Mit rund 350 Gästen war die Teilnahme schon seit Monaten ausverkauft, wohl sehr zum Leidwesen vieler, die wohl gerne auch noch gekommen wären.

Natürlich ist die derzeitige Örtlichkeit gut gewählt: Die Angestellten des Gasthofes „Zur Alten Post“ sind erstaunlich perfekt eingespielt und schaffen es bravourös, in den eher knapp bemessenen Pausen alle 350 Gäste mit Getränken und Speisen zu versorgen. Weiterhin bietet der Gasthof Übernachtungsmöglichkeiten. Und wer Pech gehabt hat und kein Zimmer mehr bekommt, für den gibt es in der näheren Umgebung weitere Gasthöfe mit Übernachtungsmöglichkeiten.

Der diesjährige Kongress fand vom 15. bis 16. Oktober statt, und sogar das Wetter hat mitgespielt, denn in den vergangenen Jahren lag stellenweise bereits Schnee.

Der Samstag begann mit einem Vortrag von *Dr. Rüdiger Dahlke* mit dem Titel „Die Schicksalsgesetze“. Dahlke ist durch eine Reihe von Büchern bekannt geworden, von denen ich allerdings kein einziges gelesen habe. Mir geht es gegen den Strich, wenn bei jeder Gelegenheit von „Gesetzen“ geredet wird, von Schicksalsgesetzen, Naturgesetzen oder sonst etwas. Gesetze sind von Menschen



Dr. Rüdiger Dahlke

gemachte Dogmen, die von Menschen als unverrückbar festgeschrieben werden. Aber oft genug hat sich gezeigt, dass diese angeblichen Gesetze eben gar keine sind. Man kann immer nur vom derzeitigen Wissensstand ausgehen, der bereits morgen völlig überholt sein kann. Deshalb ist es völlig falsch, dies als „Gesetze“ zu bezeichnen!

Dahlkes Vortrag war nicht schlecht, wenn mir auch aufgefallen ist, dass er verschiedene Dinge von sich gab, die definitiv nicht von ihm stammen. Dazu hätte er der Ehrlichkeit halber die Quellen erwähnen müssen. Zum Ende seines Vortrages „outete“ er sich als Vegetarier. Schön, jeder mag leben, wie er will. Aber Dahlke ging denn doch zu weit, denn er begann nachdrücklich militant zu missionieren und die „Fleischesser“ fast zu beschimpfen. Das kam bei den Gästen, wie ich in

späteren Gesprächen feststellte, gar nicht gut an.

Nach der Mittagspause hielt *Jörg Schaubberger*, der Enkel des berühmten Viktor Schaubberger, den Vortrag „Das Geheimnis des Wassers“. Der Vortrag basierte überwiegend auf den Erkenntnissen seines Großvaters. Wir warteten zwar gespannt darauf, ob er auch auf die Levitations-Experimente von Viktor Schaubberger eingehen würde, doch diese streifte er nur relativ kurz. Es ist seinem Vater und ihm nur gelungen, eine originale „Repulsine“ zurück zu erhalten, doch dieses Gerät funktioniert wohl nicht (mehr). Ich frage mich natürlich, warum man nicht Techniker darauf angesetzt hat, dieses Gerät wieder instand zu setzen bzw. das Prinzip weiter zu entwickeln, nachdem die Grundlagen ja bereits von Viktor Schaubberger erarbeitet worden sind. Möglicherweise sind der Sohn und der Enkel Viktor Schaubbergers eben nicht so brillante Köpfe wie der Großvater.



Jörg Schaubberger

Armin Risi studierte achtzehn Jahre lang als Mönch östliche und westliche Philosophie in vedischen Klöstern in Indien und Europa. Er hielt nach der Kaffeepause den Vortrag „Der Mensch, ein Wesen des multidimensionalen Kosmos“. Risi beginnt seine Vorträge immer mit einer Einleitung, indem er die drei Saiten seiner Sitar zupft und dazu einige Mantren rezitiert. Von seinem Vortrag ist bei mir nur hängen geblieben, dass er ausgiebig Werbung für seine Bücher



Armin Risi

gemacht hat. Aber den Gästen hat es gefallen, das ist die Hauptsache. Im späteren Gespräch mit einigen Gästen konnte mir allerdings niemand sagen, was denn nun die Aussage von Risis Vortrag gewesen sei.

Der Höhepunkt des Regen-Kongresses war nach der Abendessen-Pause der Auftritt des amerikanischen Majors *Ed Dames*, der hervorragend von *Robert Fleischer* synchron übersetzt wurde, und der über „Remote Viewing“ (Fernwahrnehmung) sprach. Dames war ab 1967 bei der US-Army, dem Army-Geheimdienst und dem Nationalen Sicherheitsdienst NSA. Dort wurde er einer wissenschaftlich-technischen „schwarzen Einheit“ zugewiesen und erlebte den Einsatz von PSI-Medien zu Spionagezwecken. Der Army-Geheimdienst entwickelte in dieser Zeit eine Studie, um psychische Phänomene zu systematisieren und Methoden zu entwickeln, diese Fähigkeiten auch Nicht-Medien anzutrainieren.



Major Ed Dames

Dames war Ausbildungsoffizier eines Teams, das die Methoden der Fernwahrnehmung (Remote Viewing) entwickelte. Seit dem Ende seiner Dienstzeit wendet er diese Methoden auf privater Ebene an.

Nach seinen Worten ist „Remote Viewing“ von Jedermann erlernbar. Mit dieser Technologie ist es nicht nur möglich, örtlich entfernte Objekte auszuspähen, sondern auch Objekte oder Ereignisse, die sich in der Vergangenheit oder Zukunft befinden. Allerdings gehört ein langes, ständiges Training dazu, um brauchbare Ergebnisse erzielen zu können.

Ed Dames teilte seinen Vortrag in drei Teile ein, an deren Ende er jeweils Fragen aus dem Publikum beantwortete.

Manche der Fragen beantwortete er kurz und einsilbig, beispielsweise als einer der Gäste fragte, wer die Gizeh-Pyramiden erbaut hatte: „Es waren Ägypter“, Punkt. Das war denn doch recht kurz, denn eigentlich wollte der Fragesteller wissen, wie die riesigen Steinblöcke bearbeitet und transportiert wurden. Darauf gab Dames allerdings keine Antwort. Ein anderer Gast fragte, ob Dames schon einmal nachgeprüft hätte, ob es Jesus gab, und Dames antwortete kurz und bündig: „Es gab diese Person“, Punkt. Auffällig war für mich, dass Dames viele Fragen „wachsweich“ beantwortete und mehrmals sagte, wenn man dies und das wissen möchte, möge man doch ein Remote-Viewing-Seminar besuchen, um die Fähigkeiten selbst zu erlernen. Natürlich wurde bei diesem Vortrag auch erwähnt, dass ein solches Seminar sechs Tage dauert und pro Tag 300 Euro kostet. Das ist natürlich ein Taschengeld, das jeder locker bezahlen kann ...

Dames' Vortrag einschließlich der Fragenbeantwortung dauerte bis nach 22:30 Uhr, woran man erkennen kann, dass die Gäste doch sehr begeistert waren.

Der Sonntag begann mit dem Vortrag von Joachim Koch über „Chemtrails – eine Synopsis“. Um es kurz zu machen: Koch widerspricht der allgemeinen Meinung über Chemtrails. Dazu klärte er die Anwesenden über die Zusammensetzung unserer Atmosphäre auf, über die möglichen Wolkenphänomene usw. Daraus resultierte, dass das, was als „Chemtrails“ bezeichnet wird, ganz normale Atmosphärenphänomene sind, fast ausschließlich durch Flugzeuge hervorgerufen. Der Begriff „Chemtrails“



Joachim Koch

wurde irgendwann einmal von jemandem geprägt und ist seither zu einem Selbstläufer geworden, in den immer mehr hineininterpretiert wird.

Bevor Koch zum eigentlichen Thema „Chemtrails“ kam, erläuterte er, dass diese Kondensstreifen mit dem Beginn der Klimahysterie zusammenhängen. Und dann redete er über den Klimawandel und die (angebliche) Erderwärmung, dass man glauben könnte, Al Gore persönlich würde reden. Selbstverständlich erwärmt sich die Erde (obwohl NASA-Messungen ergaben, dass seit dem Jahre 2000 keinerlei Veränderung stattfand, aber das verschwieg Koch), und die unbeschreiblich hohen Kohlendioxid-Einträge durch den Menschen in die Erdatmosphäre verändern das Wetter (mit keinem Wort erwähnte er, dass sich in der Atmosphäre nur rund 0,035 % CO₂ befinden, dass davon nur rund 5 % durch den Menschen erzeugt werden, jeder Waldbrand ein Vielfaches an CO₂ in die Luft entlässt, und dass CO₂ letztendlich lebensnotwendig ist). Aber mit einem kurzen Satz sagte er vorher, dass es verschiedene Auffassungen zu diesem Thema gibt. Dieser Satz ging jedoch unter. Ich hätte mir auch gewünscht, dass Koch wenigstens in einem Nebensatz erwähnt hätte, dass die für den angeblichen Klimawandel offiziell verbreiteten Daten, wie sich inzwischen herausgestellt hat, nachweislich gefälscht sind. Und um auf die Chemtrails zurückzukommen, hätte ich mir gewünscht, dass Koch eine Erklärung dafür geboten hätte, warum es mehrfach beobachtete Flugmanöver gibt, bei denen Flugzeuge

180°-Kurven fliegen, bis der Himmel von einem Netz an Kondensstreifen übersät ist, die oftmals ein schönes Schachbrettmuster ergeben, bis sie auseinanderdriften und der ehemals blaue, wolkenlose Himmel mit einer einzigen milchigen Soße überzogen ist.

Nach der Mittagspause hielt Robert Fleischer den Vortrag „UFOs und das Militär“. Dabei spielte er einige Filmchen ein, in denen u. a. der Funkverkehr zwischen Flugzeugen und Bodenstationen während eines UFO-Zwischenfalls dokumentiert wurde. Ein Film zeigte einen



Robert Fleischer

(ehemaligen?) Soldaten, der in England die Landung eines UFOs in einem Waldgebiet beobachtet hatte. Dieser Soldat führte das Kamera-Team bei Nacht und Nebel, nur mit Taschenlampen-Beleuchtung, durch den Wald und erzählte dabei, was damals geschah. Ich frage mich, warum er nicht bei Tageslicht mit dem Aufnahme-Team durch den Wald ging, denn das UFO war ja schon lange weg. War das nur Effekthascherei, um die ganze Sache etwas gespenstischer aussehen zu lassen?

Die Radarbilder, welche die Flugbewegungen angeblicher UFOs zeigten, konnten mich nicht überzeugen. Ich vermisste bei diesem Vortrag die reichsdeutschen Flugscheiben, die ja wohl nach Ende des Zweiten Weltkrieges die UFO-Hysterie ausgelöst hatten, zumal es ja überliefert ist, dass bei gelandeten UFOs große Menschen mit blonden Haaren und schwarzen Uniformen ausstiegen, die seltsamerweise deutsch redeten. Erst in den 50er Jahren wird überliefert, sie hätten englisch gesprochen, jedoch mit einem deutschen Akzent. Verhalten sich so Außerirdische?

Genauso verhält es sich mit den

„Aliens“, die heute mit Außerirdischen gleichgesetzt werden. Wenn man aber weiß, dass „Alien“ im Englischen nicht mehr als „Fremder“ heißt, hat das gleich viel weniger mit Außerirdischen zu tun. Für einen Amerikaner war jeder Nicht-Amerikaner ein „Alien“, weshalb es nicht verwundert, dass auch Flugscheiben-Besatzungen als „Aliens“ tituliert wurden. Da die Amerikaner nach dem Krieg ja schlecht zugeben konnten, dass die besiegten Deutschen aufgrund ihrer überlegenen Technik immer noch völlig ungestört über US-Territorium fliegen konnten, wurde das Märchen von den außerirdischen Besuchern erfunden.

Dieses Märchen wird bis heute aufrecht erhalten, unter seinem Deckmantel können alle streng geheimen „schwarzen Projekte“ getestet werden. Wenn jemand solch ein meist utopisch wirkendes Fluggerät sah, dann war es eben ein UFO. Man denke daran, als Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts der US-Tarnkappenbomber B2 fix und fertig entwickelt aus einem Hangar der Area 51 (!) rollte und der Presse vorgestellt wurde, da musste er im Zuge der Erprobung Tausende Testflüge absolviert haben. Wenn ihn irgendjemand während eines Testfluges beobachtet hatte, dann sah er selbstverständlich ein UFO, denn der B2-Bomber sieht nur entfernt einem normalen Flugzeug ähnlich. Und dass solche Testflüge so streng geheim waren, dass nicht einmal das Militär informiert wurde, ist wohl normal. Ich möchte nicht wissen, wie viele Testflüge mit allen möglichen utopisch aussehenden Flugkörpern täglich unternommen werden!

Nach der Nachmittagspause hielt Robert Stein den Vortrag „Die 2. kopernikanische Wende“. Diesen Vortrag hatte er aus Zeitgründen erst wenige Stunden vorher fertiggestellt. Aufgelockert hat er ihn durch einige Filmeinspielungen, unter anderem von Erwin Pelzig (Frank-Markus Barwasser), der sich in der Fernsehsendung „Neues aus der Anstalt“ furchtbar aufregte und eine ganze Reihe unbequeme Fragen stellte, die er (u. a. von Politikern) gern beantwortet hätte. Robert Stein setzte die Fragen fort durch weitere unbequeme, die auch er gern beantwortet hätte.

Robert Stein ist ein Naturtalent. Er versteht es brillant, jeden Vortrag locker und gut verständlich herüber zu bringen, wobei er immer eine gewisse Spannung aufbaut und es den Zuschauern niemals langweilig wird. Die Gäste, mit denen ich mich im Nachhinein



Robert Stein

unterhielt, waren der Meinung, dies sei der beste Vortrag des ganzen Kongresses gewesen, und dieser Meinung schließe ich mich vorbehaltlos an!

Was haben wir nun vom Kongress gelernt? Das „Monster“ von Loch Ness ist eine Projektion eines Sauriers, ähnlich einer Holografie. Außerirdische besuchen die Erde als „Touristen“, indem sie sich in Form eines Yeti oder Sasquatch hierher projizieren, um hier auf der Erde ihren Spaß zu haben. Und noch weitere Seltsamkeiten.

Zuletzt bleibt noch ein ganz großes Lob und Dank an Oliver Gerschitz und seinem Team. Wie in den vorangegangenen Kongressen hat er wieder eine beispiellos hervorragende Organisation bewiesen. Der Regen-Kongress ist einmalig in Deutschland, und das ist allein Olivers Verdienst! Ich freue mich schon heute auf den nächsten Regen-Kongress! ■



Oliver Gerschitz





Thema Radiästhesie

Goethes Garten im Park

Ferdinand W. O. Koch

Als gebürtiger Weimarer möchte ich mich heute mit meiner Geburtsstadt befassen, die mein Vater so liebte und die er als Oberbürgermeister von Weimar von 1937-45 vor der völligen Zerstörung (dem Erdboden gleich machen) durch unsere amerikanischen „Freunde“, unter Einsatz seines Lebens und dem seiner Familie, rettete (siehe Führerbefehl: „*Wer eine Stadt an den Feind übergibt, wird vom Wehrwolf samt seiner Familie liquidiert.*“). Er „verstarb“ 1947 im KZ Buchenwald (Speziallager der Russen) und liegt heute im unzugänglichen Wald hinter dem Lager in einem Massengrab. Ihm sei dieser Artikel posthum gewidmet.

Eines Tages zog ein junger Rechtsanwalt namens Göte in die Stadt Weimar. Der Sohn des Herzogs hatte ihn bewogen, seine Heimatstadt Frankfurt zu verlassen und nach Weimar zu ziehen. Im Laufe der Zeit wurde er Bergwerksdirektor. So kam er mit der Radiästhesie in Berührung, denn damals musste jedes Bergwerk zwei hauptamtliche Rutengänger beschäftigen. Man wollte ja weder taubes Gestein, noch einen Wassereinbruch.

Auch die Freimaurer (später waren er und Freiherr von Knigge einer der ersten Illuminaten), denen er sich am 23.6.1780 anschloss, befassten sich mit der Radiästhesie. Anscheinend nicht ausgelastet betätigte er sich als Schauspieler und Theaterdirektor. Nebenbei war er sehr erfolgreich als Schriftsteller und Forscher.

Bald zum Geheimen Rat aufgestiegen wurde er Kriegsminister. Ob seiner allgemeinen Verdienste wurde er alsbald geadelt und ward Geheimrat von Goethe. Der Herzog schenkte ihm ein „Gartenhaus“ im Park. Hierhin zog er sich oft zurück zum Arbeiten und Forschen.

Nun wollen wir uns einmal diesen Garten radiästhetisch betrachten. Da ich Rutengänger ausbilde, fasziniert mich dieses Objekt natürlich.

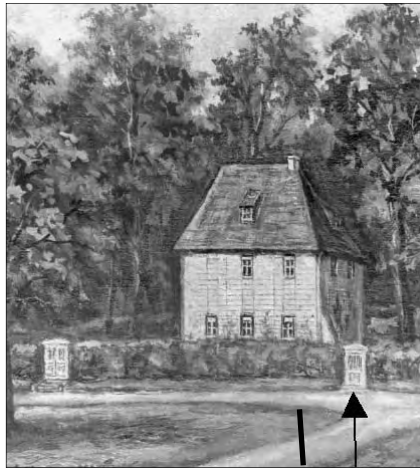


Abb. 1: Goethes Gartenhaus.

Vielleicht kann ich die Begeisterung auf Sie übertragen. Seltsamerweise wurden derartige Untersuchungen meines Wissens bisher nicht gemacht, obwohl die Radiästhesie in Goethes Leben eine große Rolle spielte. Auf den hochkarätigen Kultplatz, den er schuf und „Hirschbrunft“ nannte, gehe ich vielleicht später einmal ein. Geringe Vorkenntnisse auf dem Gebiet der Radiästhesie wären von Vorteil, zum besseren Verständnis dieses Beitrages.

Von seinem Haus am Frauenplan sind es ca. 500 m bis zu seinem Gartenhaus im Stadtpark, jenseits des

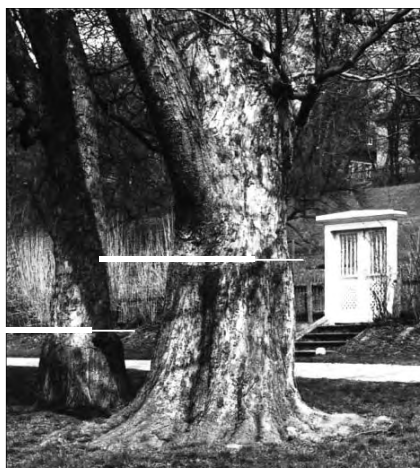


Abb. 2: Esoterischer Eingang, von außen gesehen.

Flüsschens Ilm. Im Zaun seines Gartens gibt es zwei Eingänge. Einen normalen (Abb. 1, Pfeil) und einen nur für esoterische Einladungen (links davon). Zu diesem Tor führen fünf Treppen hinauf. Auf Abb. 2 sehen wir zunächst Wachstumsschichten an zwei Bäumen. Ob Goethe sie noch pflanzte, ist mir nicht bekannt. Zutrauen wäre es ihm, denn er setzte mehrere Zeichen für die Nachwelt. Er überließ ja nichts dem Zufall. Wie wir sehen werden, manipulierte und experimentierte er, wo es nur ging.

Wir gehen durch das normale Tor den Weg bis hinten und biegen dann nach links ab, da sich der Eingang des Hauses auf der Rückseite befindet. Vor den Eingang, sowie rechts und links ließ Goethe eigenartige Muster legen, deren Bedeutung heute keiner mehr kennt. Doch er wusste genau, was er tat. Sein Interesse galt der Spiritualität, aber auch der Radiästhesie.

Betrachten wir zunächst die Wege auf diesem Grundstück (Abb. 3 bis 5).

Es sieht ja ganz schön aus, doch sein Geheimnis gibt das Muster erst preis, wenn man es zerlegt. Wir sehen, dass diese Muster keineswegs eine Spielerei darstellen und dem Haus eine gewaltige Energie zuführen. Doch auch der Weg und sein Garten bekommen noch enorm viel ab. Die Muster alleine sind es aber nicht, denn um sie zu verstärken, schuf er eine heilige Linie und legte sie genau auf die ganze Länge des Weges. Warum sie so lang sein musste, werden wir noch sehen.

Statt ins Haus einzutreten, gehen wir weiter. Links am Haus führt ein Weg entlang nach unten. Hier bog er eine 400er Linie, sodass sie genau auf diesen Weg zu liegen kam. Wir gehen weiter und überqueren einen Weg, der zum Letzteren parallel verläuft bis zum Tor Nr. 2.

An der Innenseite des Tores (Abb. 6) befindet sich ein quadratisch eingerahmtes Pentagramm in einem Kreis

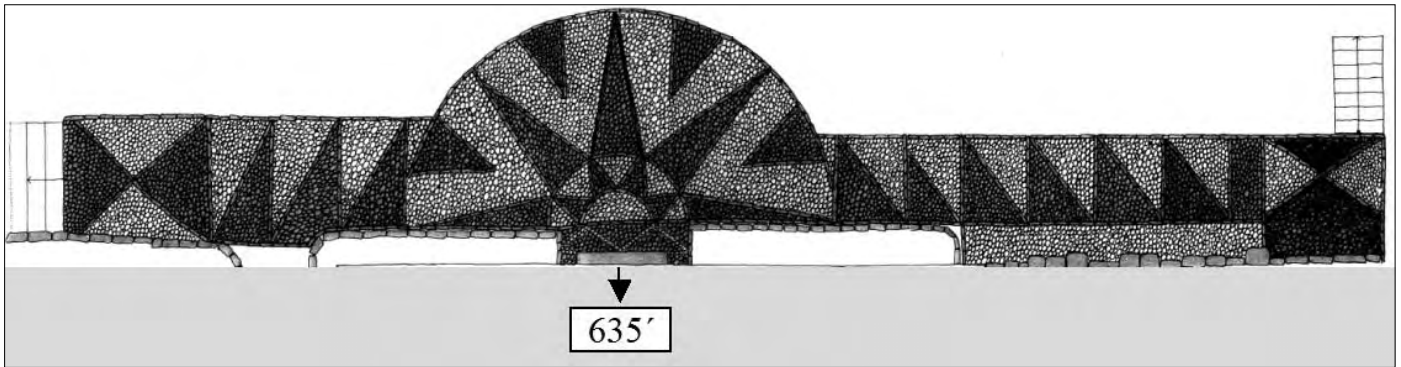


Abb. 3 - 5: Die Wege auf dem Grundstück.

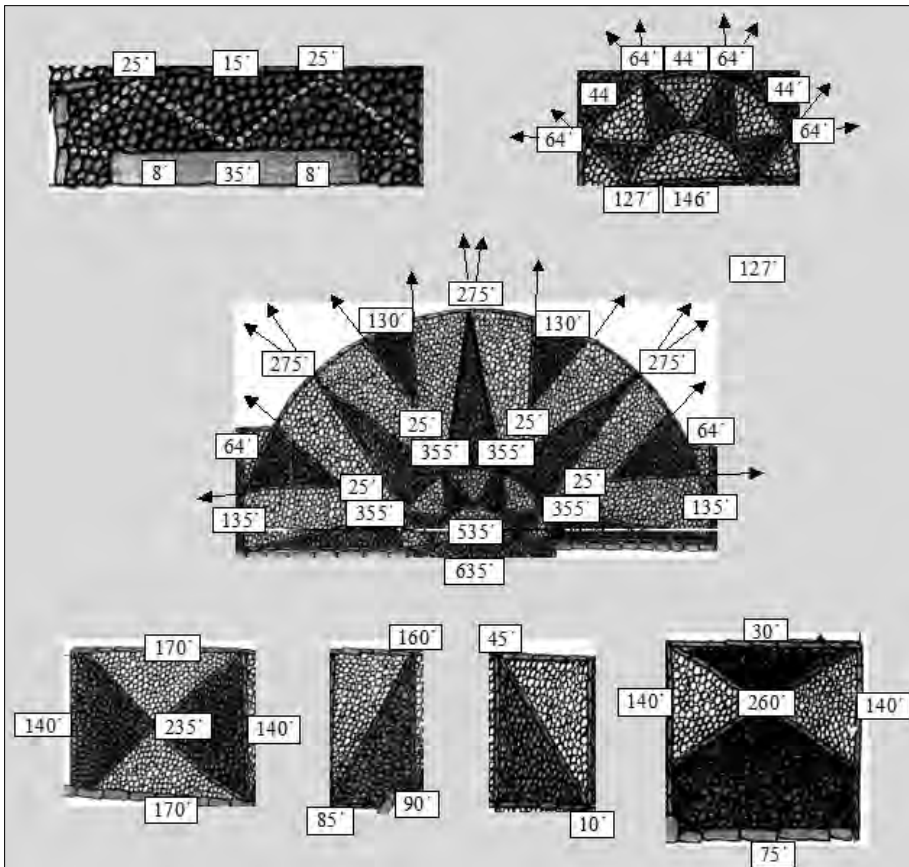
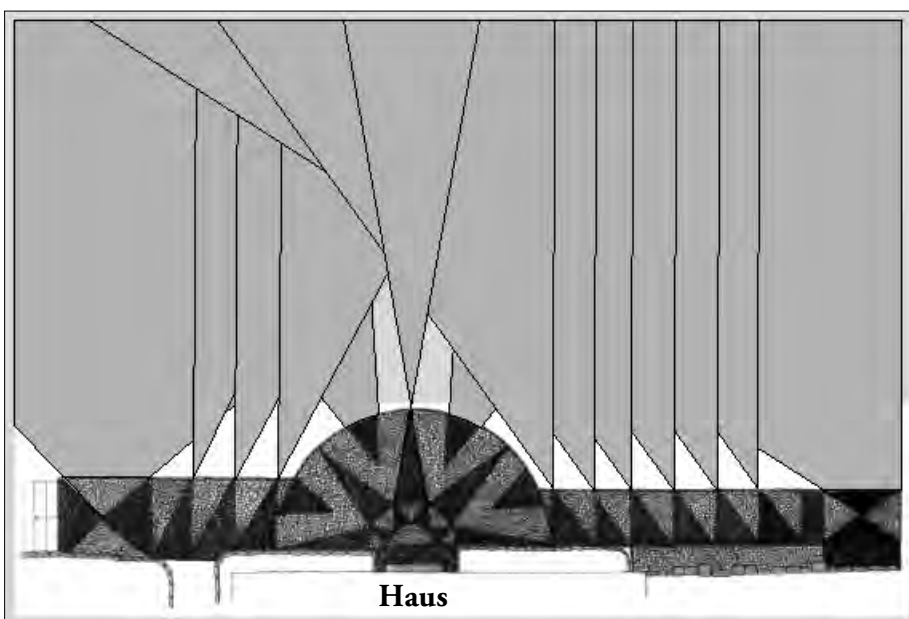


Abb. 6: Esoterischer Eingang, von innen gesehen.

mit einem kleinen Kreis in der Mitte. Betrachten wir nun dieses Zeichen etwas genauer. Da ist zunächst der genaue Plan des Pentagramms (er wurde mir freundlicherweise von der „Klassik Stiftung Weimar“ zur Verfügung gestellt) (Abb. 7). Für den Laien ein Zeichen wie viele. Man nennt es auch Drudenfuß. Es ist ein Schutzzeichen und dient der Abwehr negativer Energien und geistiger Angriffe. Dabei wird die Spitze auf den Angreifer gerichtet. Die Kreise verstärken die Wirkung. Nun hat Goethe aber das Zeichen nicht irgendwohin setzen lassen.

Als Standort wählte er eine Kreuzung eines 400er Gitters mit einem 2000er Gitter. Beide sind sehr kraftvolle Linien. So wollte er dem Ganzen noch das nötige Gewicht verleihen. Das 400er läuft am Zaun entlang, wohin es gezwungen wurde, genau wie das 2000er, das er im rechten Winkel auf den Weg legte.

Um zu sehen und zu verdeutlichen, was ein derartiges Pentagramm bewirkt, habe ich hier die Strahlungswerte in Bovis-Einheiten ermittelt. Erst so wird verständlich, was Goethe



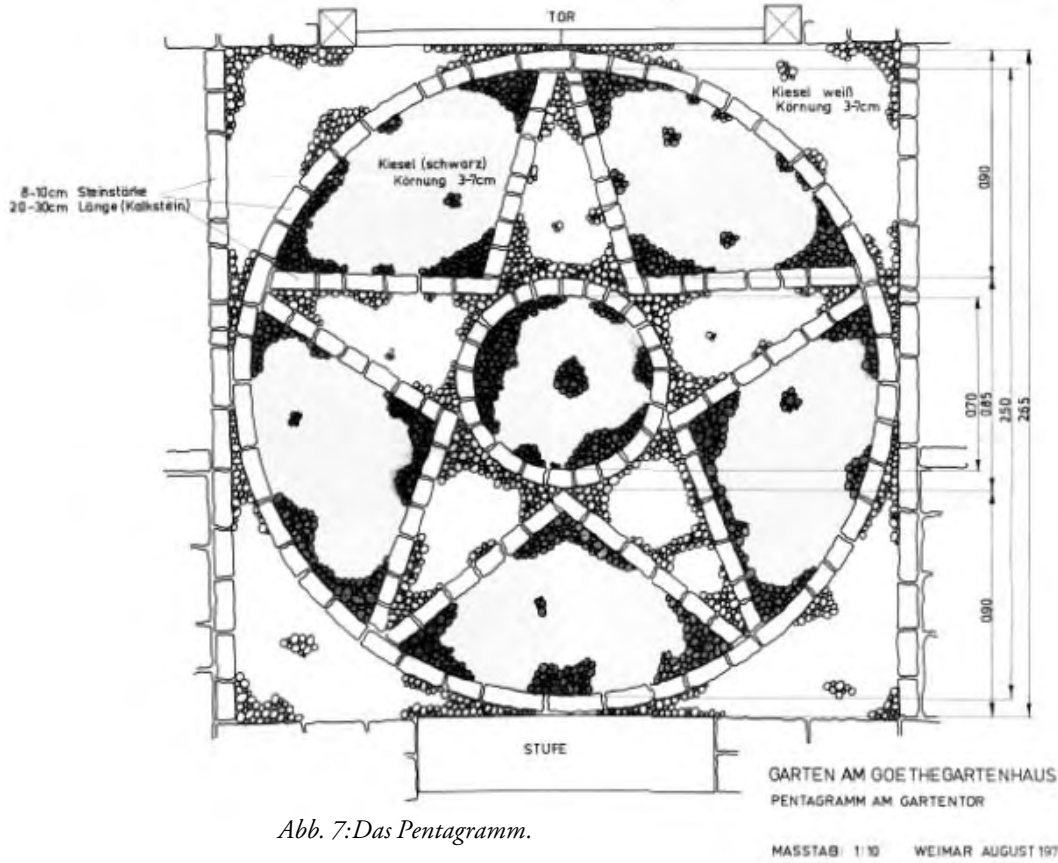


Abb. 7: Das Pentagramm.

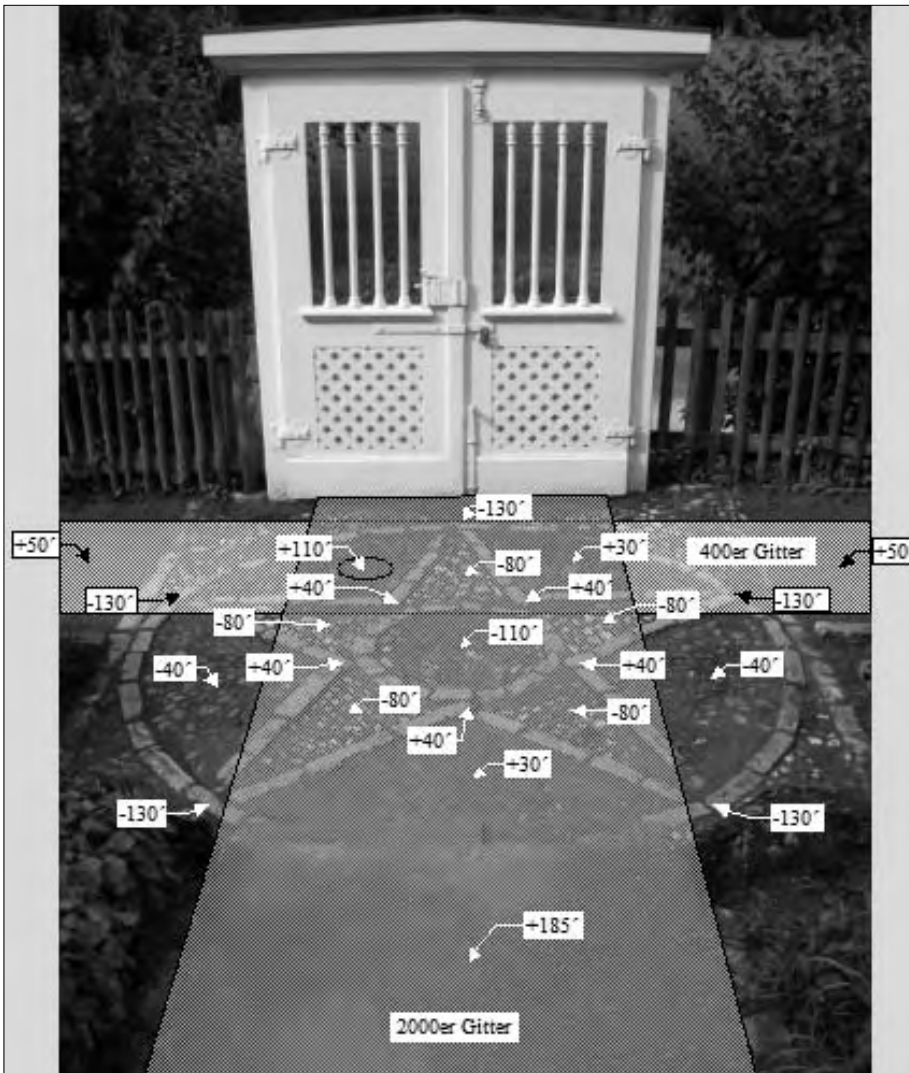


Abb. 8

damit bezwecken wollte. Es ging ihm nicht um die Verzierung des Gartens, denn dazu hätte er bestimmt Schöneres installieren lassen.

Mit dem Maßwert Bovis-Einheit drückt man in der Radiästhesie die Strahlungsstärke einer Situation aus. So hat ein Handy -60', ein Neugeborenes 6500 Bovis (Neutralwert), das Wasser von Lourdes hat +11' und eine heilige Linie ~ +80' Bovis. Das „'“ steht für 1000. So können Sie die Zuordnungen besser verstehen und zuordnen (Abb. 8).

Wie wir sehen, ist mit solch einem Pentagramm keineswegs zu spaßen! Wer da glaubt, dies sei nur so ein Stern im Boden, der als Verzierung diene, hat sich gewaltig getäuscht. Hier ist jedes, auch noch so kleine Detail wichtig. Wer von den Besuchern macht sich schon Gedanken, warum dieser Weg so verläuft und warum hier Steine in bestimmten Mustern verlegt sind. Nach offizieller Meinung hätten die Muster Goethe in Italien so gut gefallen, sodass er sie in seinem Garten verlegen ließ. Es würde mich interessieren, ob und wo in Italien nicht ähnliche, sondern dieselben Muster sind.

Gehen wir durch das Tor 2 über das Pentagramm, führt uns der Weg bergauf entlang der 2000er Linie, wo wir auf die heilige Linie stoßen (Abb.

9). Die 2000er trifft weiter oben auf einen weiteren Weg. An ihm liegt ein länglicher Stein. Woher ihn Goethe hat, ist leider nicht bekannt. Es ist ein wertvoller Heilstein. Um seine Heilwirkung zu erhöhen, wurde er auf die 2000er Linie gelegt, seltsamerweise aber nicht auf eine der beiden heiligen Linien.

Gehen wir auf der heiligen Linie weiter, so kommen wir zu einem Steinkubus, auf dem eine Kugel liegt (Abb. 11). Die beiden sind rein „zufällig“ zueinander im Goldenen Schnitt. Komisch, dass sich noch keiner Gedanken gemacht hat, warum diese Steinkombination hier steht? Untersucht man aber diese Situation genau, so kommt ganz klar zutage, was Herr von Goethe damit wollte. Es geht nicht nur um die Markierung eines Platzes, denn man kann den Kubus und die Kugel auch zur radiästhetischen Eichung benutzen. Hier benötigte er eine bestimmte Energie, die sich u. a. in Bovis-Einheiten ausdrückt. Die Kugel hat er mit Glück präpariert, sodass es nun verstärkt abgestrahlt werden kann. Daher der Name, über den sich alle wundern: „Stein des guten Glücks“!

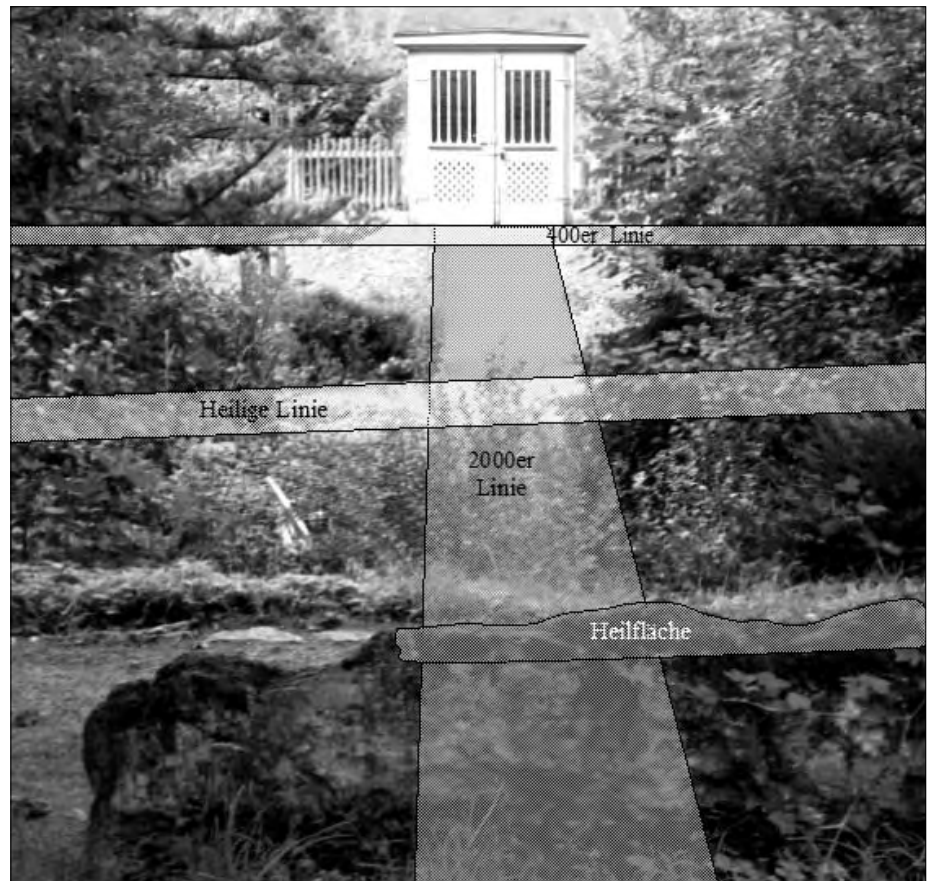
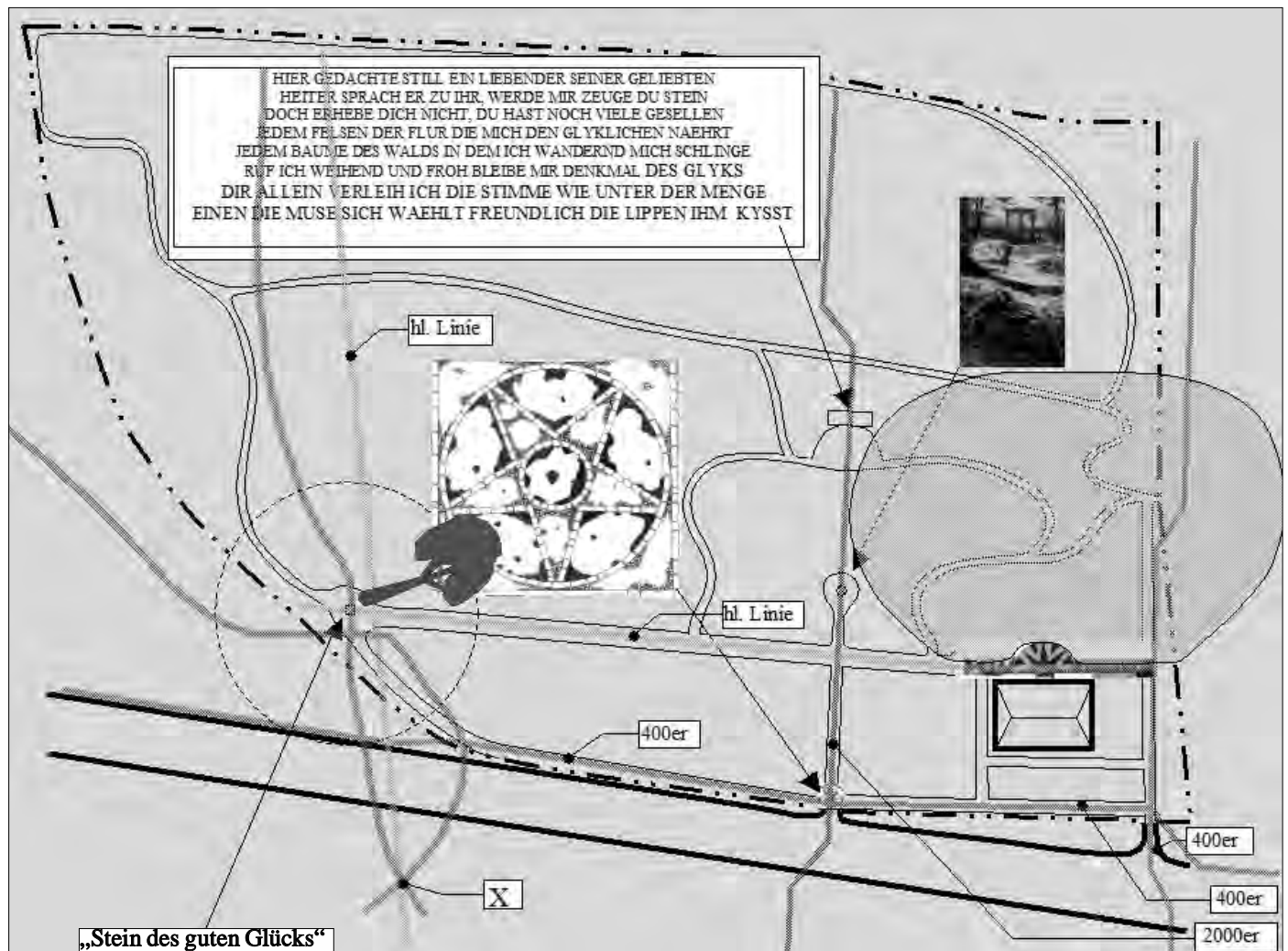


Abb. 9



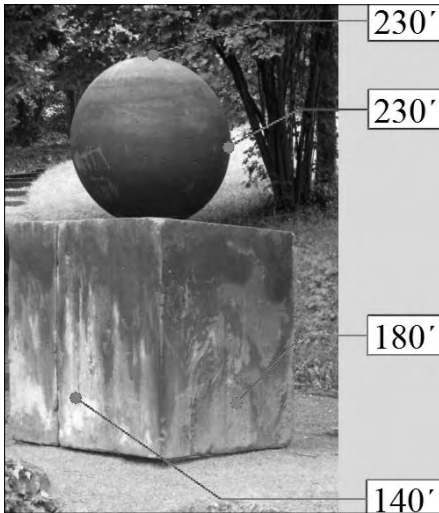


Abb. 11: Stein des guten Glücks.

Wo steht nun dieses Gebilde genau? Auf der rechtwinkligen Kreuzung von zwei verschobenen, starken Wasseradern. Man beachte, dass die eine Wasserader ein Stück weit auf die heilige Linie gelegt wurde, während die andere Wasserader kurz im 90°-Winkel kreuzt. So setzte er ein D(d)enkmal (nach)! (Abb. 12).

Doch er hat nicht nur mit totem Material gearbeitet, d. h. experimentiert, sondern auch mit lebendem. Neben dem Stein war ein derartig gestörter Platz, dass er einen Versuch unternahm und dort einen Baum pflanzte. Nun sehen wir uns einmal den Platz, an dem der Baum gepflanzt wurde, genauer an (Abb. 13).

Na da trifft sich ja allerhand. Der Baum meinte: „Da kann man nur noch davonlaufen“, und so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als am Boden entlang zu kriechen. Nach etlichen Metern trieb er Stützwurzeln in den Boden, um nach ca. 30 m endlich in die Höhe wachsen zu können. Es erhebt sich natürlich die Frage, ob hier manipuliert wurde. Der Verdacht drängt sich geradezu auf, da eine derartige Ansammlung von Störstrahlen mehr als ungewöhnlich ist. Doch nicht nur das, denn die Winkel der Gitter und ihre Position stimmen auch nicht mehr. Natürlich ist es möglich, alle Strahlungen zu biegen wie Gummi, so wie ich es in meinen Seminaren auch lehre.

Goethe hat also den Mittelpunkt des Baumes auf eine heilige Linie gelegt, um ihm Energie zu geben, während ihn alle möglichen negativen Linien tangieren. Da hat er „gezaubert“, soviel es ging. So wird auch klar, warum er die heilige

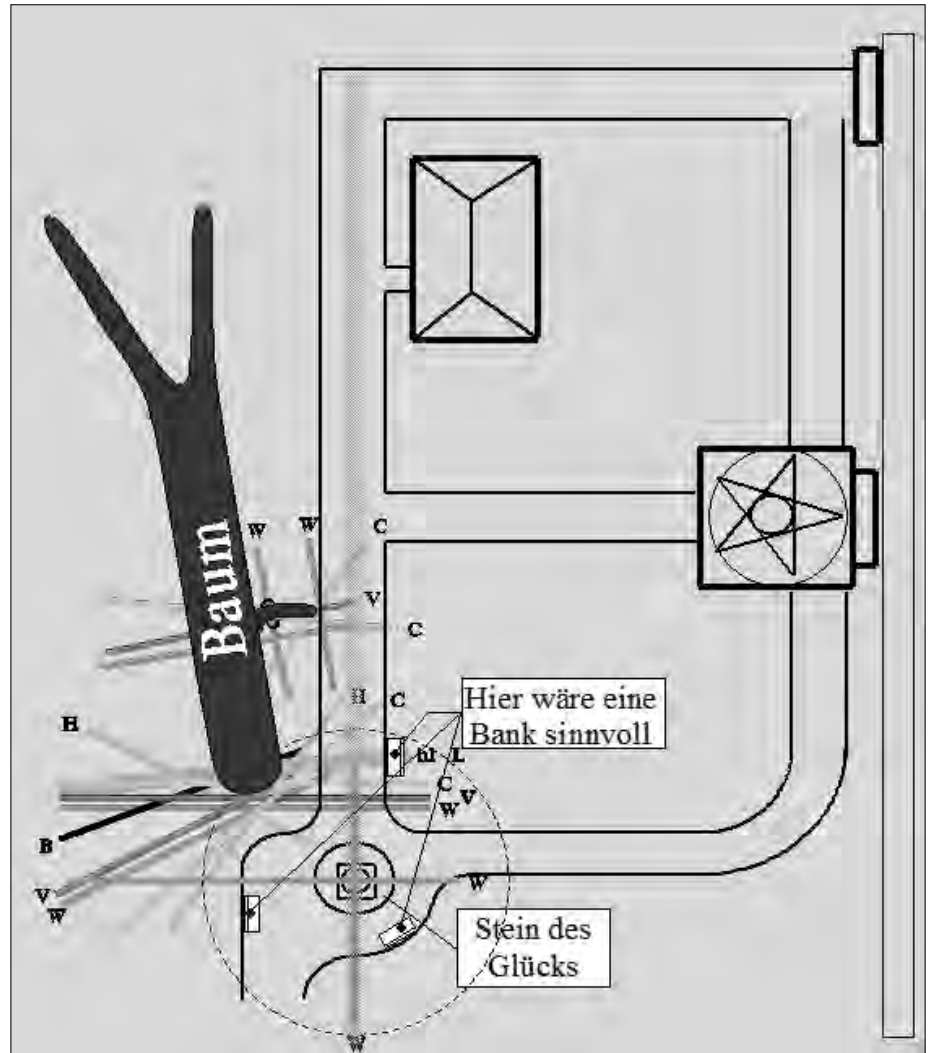


Abb. 12

- B = Benker**
- C = Curry bzw. Wittmann**
- H = Hartmann**
- hl = heilige Linie**
- V = Verwerfung**
- W = Wasserader**

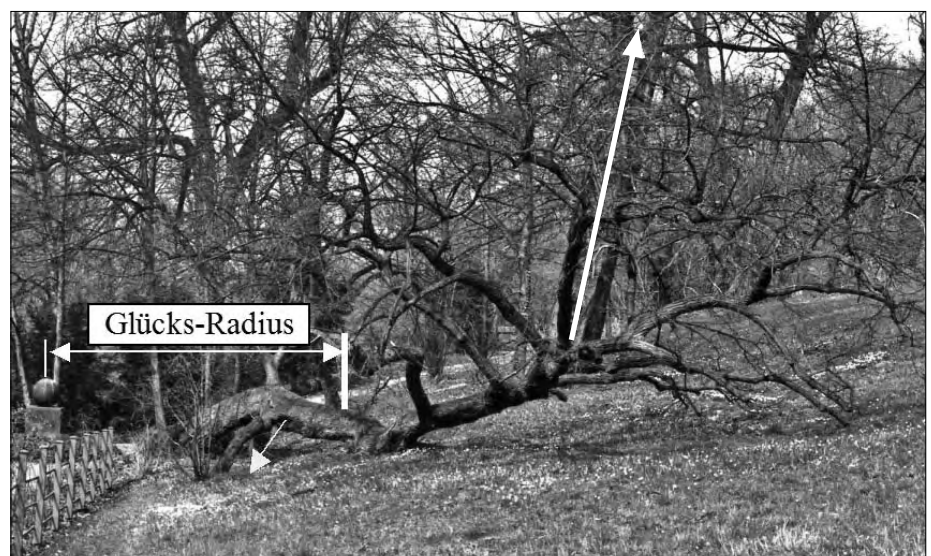


Abb. 13

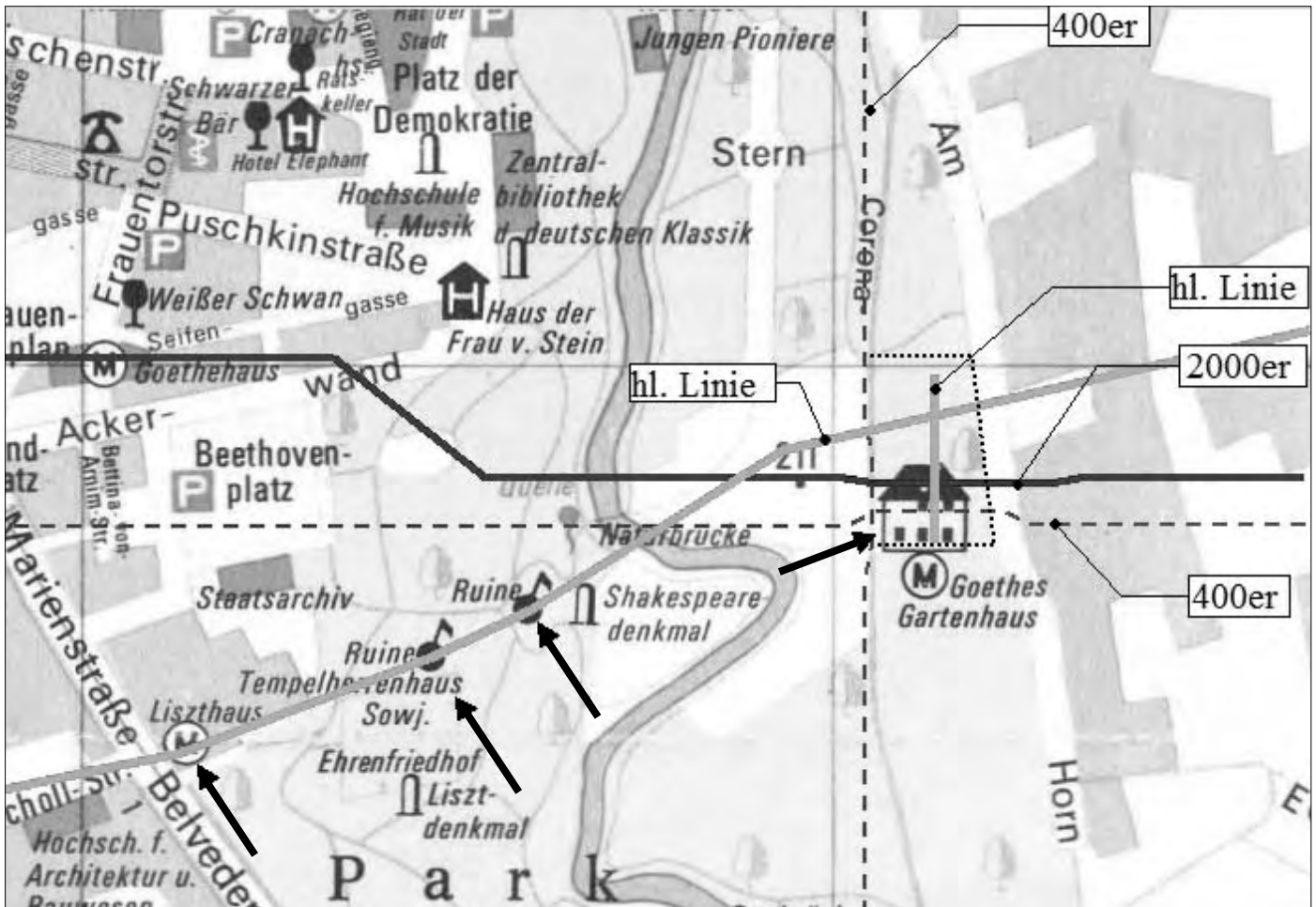


Abb. 14

Linie nicht unter den „Stein des Glücks“ (wie er auch genannt wird) gelegt hat. Wenn sich da auch noch heilige Linien gekreuzt hätten, wäre vielleicht das Glück unerträglich geworden. Er war eben ein Meister seines Fachs.

Er hat die Wege nicht von dem Vorbesitzer übernommen, sondern sie nach eigenem Gusto anlegen lassen. So hat er zuvor nicht nur die Großgitter „verbogen“ und die Wege darauf legen lassen, sondern er *schuf eine heilige Linie* (das ist besonders bemerkenswert!) vom Haus zum „Stein des Glücks“, „Stein des guten Glücks“ oder auch „Altar des Glücks“ genannt, den er später dort hat setzen lassen. Alles wurde nach radiästhetischen und esoterischen Gesichtspunkten durchkonstruiert (Abb. 14).

Betrachten wir nur den Garten, so fällt uns fast nichts auf, nur dass Linien zu nah beieinanderliegen. Erst die Verlängerung auf dem Stadtplan lässt erkennen, wie ungeheuer Goethe manipuliert hat (Abb. 14). So verbog er die 2000er Linie auch noch so, dass sie durch sein Wohnhaus am Frauen-

plan/Seifengasse und sein Gartenhaus gleichermaßen verlief. Dann verbog er noch die beiden 400er Linien. Man ist fast versucht Goethe zu verdächtigen, er den Flusslauf verändern lassen, damit die Schleife auf sein Gartenhaus zeigt, um dort die Sexualität zu steigern. Ähnliches kennen wir ja von Schloss Lustheim bei München.

Leider kann ich den Garten nicht näher untersuchen, da die Chefin der Parkanlagen (Frau Ahrendt) mir zwar dankenswerterweise das Pentagramm, die Muster vor dem Haus und das Gartenquadrat zur Verfügung stellte, aber den genauen Plan des Gartens nicht herausgibt und eine Vermessung untersagt.

Sicher käme noch einiges Interessante zum Vorschein. Schon die Druiden konnten bereits alle Linien verbiegen. Wie die Pfeile auf dem Stadtplan zeigen, war vor Goethe schon jemand am Werk, denn heilige Linien sind immer kerzengerade. So findet man auf heiligen- und 2000er Linien Kirchen, wo früher einmal keltische oder germanische Tempel standen. Städte

und wichtige Gebäude wurden immer radiästhetisch ausgerichtet.

Ganz erstaunlich ist für mich, dass er den Platz außerhalb seines Gartens, den er extra manipuliert hat und den ich mit „X“ bezeichne, dann nicht mehr nutzte. Pflanzte er da vielleicht einen Baum, den es heute nicht mehr gibt? Mit Sicherheit hätte er hier noch ein markantes Zeichen gesetzt, doch vielleicht fehlte ihm die Zeit.

So setzte Herr von Goethe Zeichen für die Nachwelt!

So weisen uns Bäume auf gar manche Störstellen und Besonderheiten in der Natur hin. Da gibt es die seltsamsten Erscheinungsformen. Allein zu diesem Thema könnte ich Ihnen Hunderte von Bildern zeigen und man könnte ein dickes Buch darüber schreiben. Wer im Buch der Natur zu lesen versteht, gewinnt enorm viel im Leben.

*Ferdinand W. O. Koch
Siegendorfer Str. 1, 81825 München
Tel. 089-4315630*

Das Rätsel des Aristarch von Samos ist gelöst

Uwe Topper

Das dem berühmten Griechen Aristarch zugeschriebene Büchlein „Über die Entfernungen und Größen von Sonne und Mond“, das von der Universität Cádiz kürzlich in spanischer Übersetzung wieder aufgelegt und besprochen wurde, stammt nicht von Aristarch und ist nicht sein so außergewöhnliches Buch über die Heliozentrik, das von Plutarch und anderen alten Schriftstellern erwähnt wird. Es stammt von einem Mathematiker und war als Rechenbeispiel zur Trigonometrie gemeint, vermutlich in der Renaissance geschrieben, ohne astronomische Kenntnisse.

Das echte Buch des Aristarch zur Heliozentrik ist bekanntlich verloren. Dass das fälschlich dem Aristarch zugeschriebene Büchlein aus der Renaissance stammt, hat wohl noch keiner gemerkt, obgleich das schon am Stil erkennbar wäre.

Ein echtes Buch über Heliozentrik muss aber existiert haben – auch Kopernikus beruft sich darauf – und das gibt uns das Rätsel auf: Wie hat Aristarch herausgefunden, dass die Erde sich dreht und dass die Sonne nicht um die Erde kreist, sondern umgekehrt, die Erde um die Sonne?

Folgendermaßen wäre es möglich gewesen: Die Tagesrotation der Erde ist eine mögliche logische Folgerung aus der Beobachtung der unterschiedlichen Tageslänge an Orten verschiedener Breite der Erde. Diese unterschiedliche Tageslänge war zu Zeiten der griechischen Mathematiker bekannt und auch mit Werten angegeben.

Ich nehme ein extremes Beispiel heraus und ergänze es: Am Tag der Sommersonnenwende geht die Sonne für einen Beobachter auf dem nördlichen Wendekreis (etwa in Assuan, griechisch Siene) senkrecht im Osten auf und im Westen unter, sie beschreibt einen genauen Halbkreis von 180° . Weiter nördlich geht sie an diesem Tage nördlich des Ostpunktes auf und ebenfalls nördlich des Westpunktes unter. Je weiter ich auf der Erde nach Norden fortschreite, desto kleiner wird der Kreis der Sonne am Himmel. Dabei wird der sichtbare Ausschnitt des Vollkreises immer größer

(200° , 210° usw.). Am Polarkreis ist an diesem Tag der ganze Kreislauf der Sonne zu sehen, 360° , und dieser ist etwa 24° schräg zum Horizont geneigt (ein Fünfzehntel des Gesamtkreises, wie die Griechen sagten). Weiter nach Norden wandernd wird der Beobachter feststellen, dass der Gesamtsonnenkreis weiterhin immer kleiner wird und am Pol zu einem Punkt geschrumpft ist: Die Sonne steht hier an immer derselben Stelle, nur die Erde dreht sich, wenn man einen vom Pol entfernten Punkt im Verhältnis zur Sonne anpeilt. Der Einwand, dass diese Mechanik auch funktionieren würde, wenn die Sonne um die Erde kreisen würde, ist sehr leicht zu widerlegen: Die Sonne müsste dann der Erde sehr nahe stehen, so nahe wie der Mond, was nicht der Fall sein kann, wenn man das Phänomen der Sonnen- und Mondfinsternisse durchdenkt.

Dieses Gedankenspiel kann jeder Grieche aus den Werten der Tageslänge und der Höhe des Sonnenstandes im Verhältnis zur geografischen Breite entwickelt haben. Auch Aristarch.

Für die Wanderung der Erde um die Sonne – also ihre Jahresrotation – muss er eine ähnliche Überlegung anstellen: Die Mittagshöhe der Sonne ändert sich von Tag zu Tag, erkennbar als wechselnde Schiefe der Polachse zum Horizont im Verlauf eines Jahres.

Wenn man bedenkt, dass alle acht Sphären des Aristoteles dasselbe Ergebnis liefern, wenn also achtmal behauptet wird, dass die Bewegung der Sonne und der Planeten und der Sterne nur mathematisch erklärbar sei, wenn man annähme, die Erde stehe im Mittelpunkt, dann erfordert das viel Gutmütigkeit gegenüber der einmaligen Annahme, die Sonne stehe im Mittelpunkt.

Warum hat man damals nicht diese Überlegungen übernommen ins allgemeine Schulmaterial? Jemand schrieb sogar (vermutlich in der Renaissance), dass man Aristarch für diese Gedanken zum Tode verurteilt habe oder es wollte. Das ist für die gedachte Antike natürlich Unsinn, aber es zeigt, wo das Problem beginnt: Wenn die Erde nicht der Mittelpunkt ist, sondern die

Sonne, dann kreisen vielleicht auch die anderen Planeten nicht um die Erde sondern um die Sonne und sind damit Himmelskörper wie die Erde; auf ihnen könnte sogar Leben sein und ein Gott angebetet werden, der auch dort seinen Sohn opferte usw.

Es sind wohl die Widerstände der Monotheisten, die das vernünftige Weltbild verhinderten und Geozentrik als Richtlinie erzwangen. Aber das kann doch nur bei den Gläubigen durchgesetzt worden sein, nicht bei den Heiden, möchte man ausrufen. Vielleicht war es auch so. Was wir von der Geschichte wissen, auch von der Geschichte der Naturwissenschaften, ist nur die theologische Gestalt, die monotheistische Form der Überlieferung. Die anderen Formen sind unterdrückt worden, sind vernichtet.

Ein anderer Einwand wurde vorgebracht: Wenn zwei Körper sich zueinander in Bewegung befinden, kann man nicht durch Beobachtung feststellen, welcher davon sich bewegt. Es könnten sogar beide Körper umeinander rotieren. Der Gedanke des Aristarch ist darum nicht schlüssig. Er gewinnt allerdings an Wahrscheinlichkeit, wenn sich alle Körper in praktisch gleicher Weise zum Beobachter verhalten, also sowohl Sonne und Mond als auch Planeten und Sterne. Wenn sie alle die Deklination mehr oder weniger mitmachen (eine Ausnahme macht der Mond mit seinen Knoten, die fünf Grad in beiden Richtungen abweichen, er kreist also wohl doch um die Erde), dann bleibt nur die Folgerung, dass es die Erde ist, die sich bewegt. Oben wurde auch schon gesagt, dass das Entfernungsverhältnis einen Anhaltspunkt geben kann, welcher von beiden Körpern sich bewegt: Die so unfassbar weit entfernte Sonne müsste stillstehen, vergleicht man ihre Bewegung mit der des Mondes. Insofern könnte das echte Buch des Aristarch, das verloren ging, einen ähnlichen Titel gehabt haben wie das in der Renaissance wieder aufgetauchte: „Über die Entfernungen und Größen von Sonne und Mond“.

Der Bärenstein bei Horn-Bad Meinberg

K. Walter Haug

Beschreibung

Das wohl höchste und flächenmäßig fast größte Monument der Megalith Epoche Alteuropas dürfte man in direkter Nachbarschaft der Externsteine suchen.

Die Länge der Felswand, welche die Stufenpyramide in ihrer ganzen Ausdehnung flankiert, beträgt etwa 440 m. Das Bauwerk hat fünf Stufen, die sich über mehr als 30 m erheben. Es wird durch tiefe Einschnitte gegliedert, die einzelne, hoch aufragende Hügel entstehen lassen. Man darf diese wohl als Satellitengräber ansprechen.

Die östliche Front oberhalb des Schliepsteinwegs wird durch markante Einschnitte und Vorsprünge geprägt, die wie Zinnen einer Burg wirken. Hier, unter meterhohen Verschüttungen, könnten sich die Eingänge zu vermuteten Ganggräbern befinden. Weitere Grabkammern sind unterhalb der zahlreichen Einbrüche zu vermuten, welche die ganze Kuppe und Stufen überziehen. Auf der Karte ist nur die markanteste Serie von Einbrüchen dargestellt, die auf einen Ellbogen-förmigen Gang schließen lassen.

Auffällig ist ein Weg in der Südwest-Böschung, der auf etwa halber Höhe verläuft und abrupt endet. Genau gegenüber ragt ein seltsamer, Flugschancen-artiger Vorsprung aus der Felswand, den man als Kanzel bezeichnen könnte. Wenn es hier einen Zugang ins Bauwerk gab, dann führte er zu eingebrochenen Kammern, denn die Elfenwiese unmittelbar auf der Kuppe darüber war ursprünglich ein Kraterfeld, das erst vor wenigen Jahrzehnten eingeebnet wurde.

Die Nordseite weist die auffälligsten Strukturen auf. Hier auf dem Hang des natürlichen Berges erkennt man drei bzw. vier Einschnitte in die Front des Bauwerks, der Zugang zu zwei unmittelbar nebeneinander liegenden vermutlichen Portalen wird durch einen hohen, aber durchbrochenen Wall geschlossen. Auch der Einschnitt im östlichen Teil ist nur erreichbar, wenn man einen teils eingestürzten Wall übersteigt. Hier sind



Abb. 1: Skizze

die Erfolg versprechenden Ansätze für zukünftige Grabungen.

Die Skizze (Abb. 1) ist sehr vereinfacht und gibt die genauen Größenverhältnisse nur annähernd wieder. Eine topografische Vermessung in diesem dicht bewachsenen Gelände ist sehr schwierig, wie auch ein geschichtlich engagierter Geometer vor Ort einräumen musste.

Heiliger See

Zwischen dem Bärenstein und den Externsteinen wurde die Wimbecke aufgestaut. Dies dürfte der Heilige See mit Zutritt zur Anderswelt sein.

Auch auf Goggle Earth ist der Bärenstein, vom Weltraum aus gesehen,

gut zu erkennen (Abb. 2). Wie man sieht, bildet die Felswand im Rücken der Stufenpyramide die gerade Fortsetzung der Externstein-Vorderseite. Die Linie ist eine Visur auf den Sonnenuntergangspunkt zur Mittsommernacht. Die Externsteine sieht man unten rechts im Bild auf den See, die Wiebecke hinausragend, der Bärenstein endet dort mit seiner südlichen Spitze.

Das Bauwerk

Nur wenige Punkte im dichten Wald bieten eine Perspektive, mit der mehrere Stufen auf ein Bild zu bannen sind. Selbst vom Flugzeug aus verdecken die Bäume noch im Winter den Blick auf den Gesamtkomplex. Eine

Totalrodung des leider zum Naturreservat erklärten Gebiets wäre wünschenswert, zumal es hier keine Tiere und Pflanzen gibt, die nicht auch an anderer Stelle vorkommen würden.

An den Einsturzkratern auf der Kuppe treten immer die Bruchsteine zutage, aus denen das ganze riesige Bauwerk besteht. Nach offizieller Theorie des Prof. Springhorn, Leiter des Museums in Detmold, handelt es sich dabei um ein geologisches Phänomen. Der anstehende massive und kohärente Sandstein soll aus geologisch nicht nachvollziehbaren Gründen aus sich heraus in derart kleine Teile zerborsten sein. Ominöse, nicht nachweisbare Kräfte im Untergrund sollen das schon vor Jahrtausenden bewirkt haben. Sandstein aber bricht nicht aus sich heraus, versicherte mir der Diplomgeologe *Dr. Klaus Becker* vom Gutachterbüro Siegburg. Solche hilflosen Erklärungsversuche werden immer dann gestartet, wenn die Tragweite einer anderen Erkenntnis einfach zu gewaltig wäre und der verunsicherte Geist sich gegen diese Erkenntnis wehren möchte.

Die besagte Felswand findet ihre Fortsetzung in einem Wanderweg (A8), der die eingeschlagene Winkelrichtung einhält (Abb. 13). Es ist, wie schon ausgeführt, die Orientierung auf den Sonnenuntergang zur Sommersonnenwende. Bei Stemberg stößt der Weg auf eine weitere Felsnekropole im Wald, die mindestens zwei Cairns enthalten dürfte (Blauer Kreis, Abb. 14 oben links). Zielpunkt dieser Linie ist die Grotenburg, auf der das Hermannsdenkmal steht.

Es gab im Sommer 2004 eine kleine genehmigte Grabung an einem vermuteten Dolmenstein, der sich an der Flanke eines der zwei langen gangförmigen Einschnitte auf der untersten Bauwerksstufe befindet (siehe Abb. 1). Teilnehmer waren neben *Walter Haug* auch *Uwe Topper* und der Vorsitzende des Machalettischen Forschungsvereins *Gerd Meier*. Es konnte ein tiefreichender Hohlraum unter dem vermutlichen Deckstein freigelegt werden, vor allem aber der linke Tragstein, auf dem der Architrav immer noch sitzt. Der rechte scheint verloren gegangen zu sein. Hier dürfte ein Großteil der Bauwerkssubstanz eingestürzt sein, als

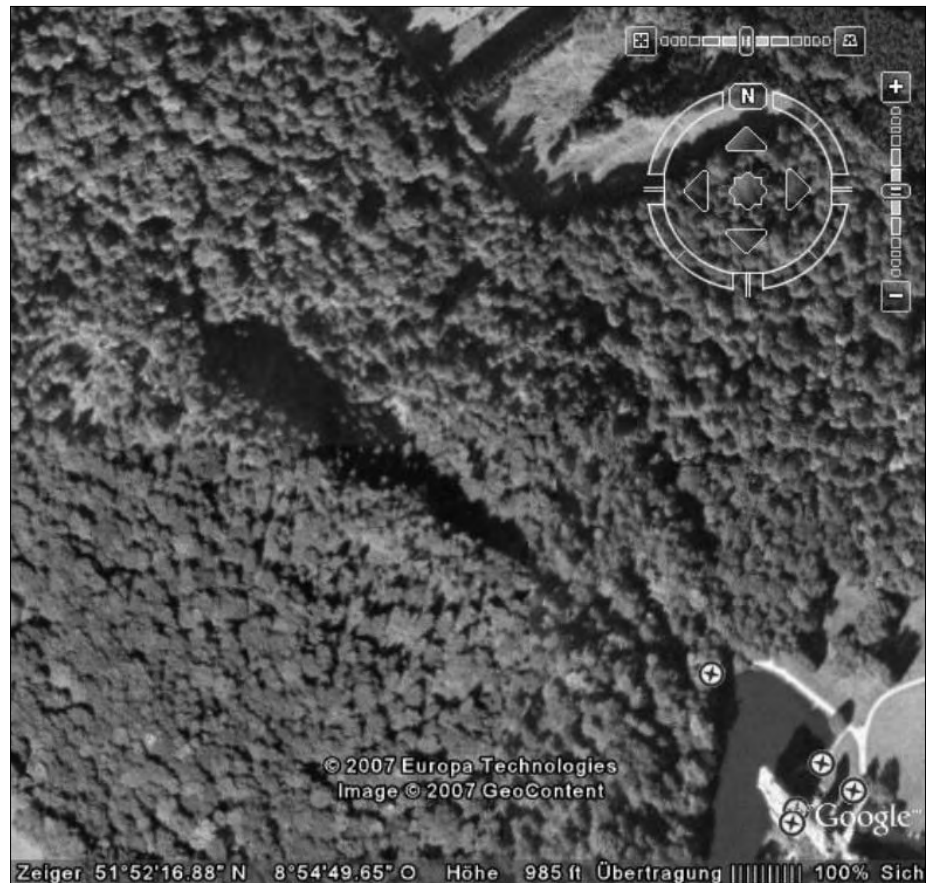


Abb. 2: Der Bärenstein (Google Earth)



Abb. 3 - Von diesem Blickwinkel sieht man die Stufen in absteigender Folge.

der Weg in die Vorderfront der Pyramide gebrochen wurde, auf dem heute die Besucher die „Elfenwiese“ erreichen.

Da die Grabung wegen des Wurzelwerks eines dicht dabei stehenden Baumes diesen Tragstein nicht vollständig freilegen konnte, wird der Befund „Dolmen“ von Prof. *Springhorn* angezweifelt. Er hält den gefundenen Felsbrocken für natürliches Gestein,

von dem der oben quer liegende Quader abgebrochen sei. Eine weitere Grabung wird nicht genehmigt, da sich das Bauwerk im Naturschutzgebiet befindet.

Eine Skizze verdeutlicht die kontrovers diskutierte Problematik (Abb. 16).

Der Bärenstein mit seiner überwältigenden Monumentalität kann nicht vom Externstein losgelöst betrachtet werden. Offensichtlich handelt es sich



Abb. 4 - Auch der Boden des Geländes zwischen monumentaler Felswand links und der Stufenpyramide rechts ist aufsteigend gestuft.



Abb. 5 - Die hoch aufragende Felswand im Hintergrund, davor zwei der Satellitengräber links und rechts.



Abb. 6 - Ansicht der Satellitenhügel.



Abb. 7 - Die Monumente stehen immer noch recht steil, was auf eine stabile Statik schließen lässt. Beseitigt man Laub und Humus, stößt man schon auf Bruchsteine.



Abb. 8 - Einer der Cairns hat eine auffällig tiefe Delle in der Kuppe. Vermutlich sind hier alle Hohlräume eingebrochen.



Abb. 9 - An den Einsturzkratern auf der Kuppe treten immer die Bruchsteine zutage, aus denen das ganze riesige Bauwerk besteht.

bei der rückwärtigen Felswand des Bärenstein um eine Steinbruchwand. Dafür spricht auch eine mehr als einen Meter lange horizontale Bohrung durch einen Felsblock vor der Wand, auf die uns der langjährige Vorsitzende des Machalettischen Forschungsvereins, Freiherr von Lamezan, aufmerksam machte.

Wenn hier ein künstlicher Berg vor einer mehr als dreißig Meter hoch aufragenden Steinbruchwand aufgebaut wurde, muss der Externstein, wie die Steinbruchwand des Bärenstein, künstlichen Ursprungs sein. Auch der Externstein ist aus einem Steinbruch hervorgegangen. Hier wurde ein natürlicher Hügel von der Vorder- und Hin-

terseite her abgegraben und senkrecht heraus gebrochen.

Hoch aufragende Türme entstanden, das Sazellum mit seinem Mond- und Sonnen-Observatorium, dessen Priesterin der römische Historiker Tacitus noch kannte, die germanischen Seherin Vileda (Abb. 17 und 18).

Die Maße, die im Altarstein des



Abb. 10 - Im Nordweste läuft das Bauwerk in einzelne Hügel aus, die schon auf dem natürlichen Hang sitzen.



Abb. 11 - Oberhalb des Hangs läuft die Felswand weiter, nun allerdings erheblich niedriger.



Abb. 12 - Etwa hundert Meter entfernt ragt ein weiterer Lang-Cairn unterhalb dieser Felswand auf den Hang hinaus.



Abb. 13 - Die besagte Felswand findet ihre Fortsetzung in einem Wanderweg (A8), der die eingeschlagene Winkelrichtung einhält.

Sazellum verewigt sind, gehören zum Grundbestand der megalithischen Zivilisation. Der Altar ist eine megalithische Elle hoch. Alec Thom konnte dieses Maß bei der Vermessung britischer Steinkreise als Grundeinheit ermitteln. Er rechnete mit 82,9 cm. In Wirklichkeit dürften es nur wenig mehr, nämlich 83,3 cm sein. Das ist der 12. Teil von 10 m. Der Meter ist eine Maßeinheit, die direkt vom Umfang der Erde abgeleitet und erst nach der Französischen Revolution eingeführt wurde. Die Megalithiker kannten also die Maße der Erde. In ihrer Rechnung hatte der Planet einen Umfang von 48.000.000 megalithischen Ellen (4 x 12.000.000, auch die Sumerer rechneten Hexa, daher der Umfang der Erde von 360 Grad).

Der Durchmesser der Erde von etwa 12.730 km wird durch die Gesamthöhe von Sockel und Altar symbolisiert: 127,3 cm sind der 10.000.000. Teil der Erdachse.

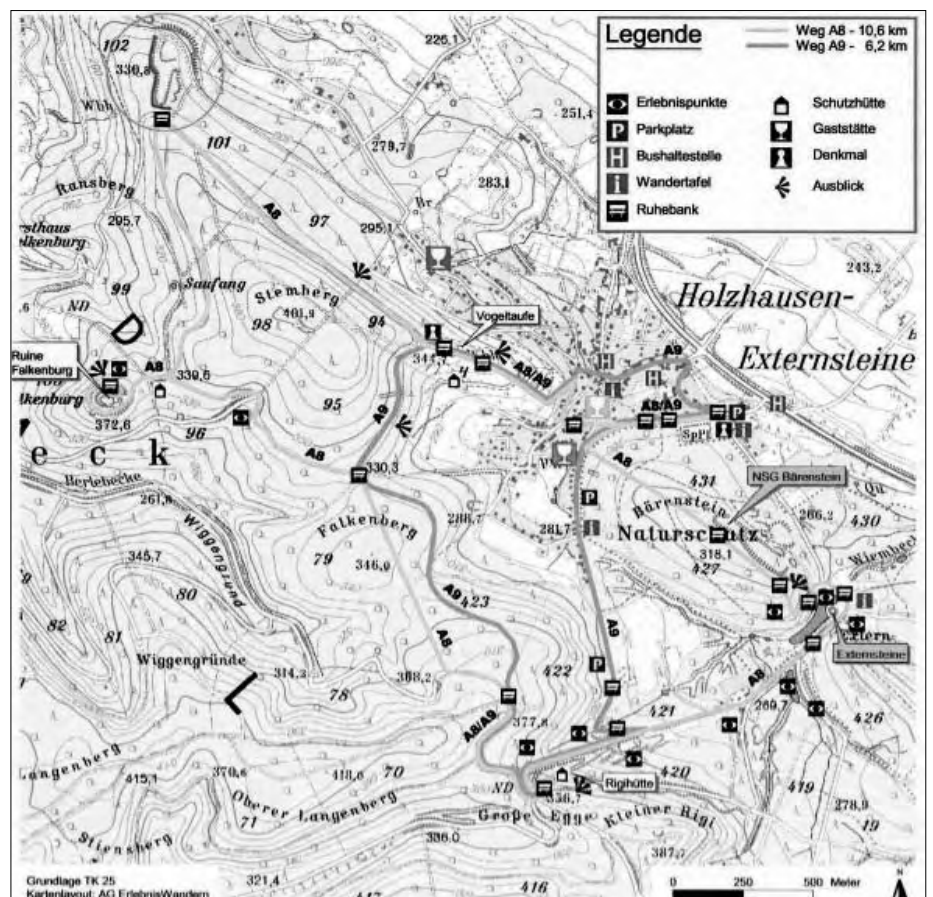


Abb. 14 - Skizze

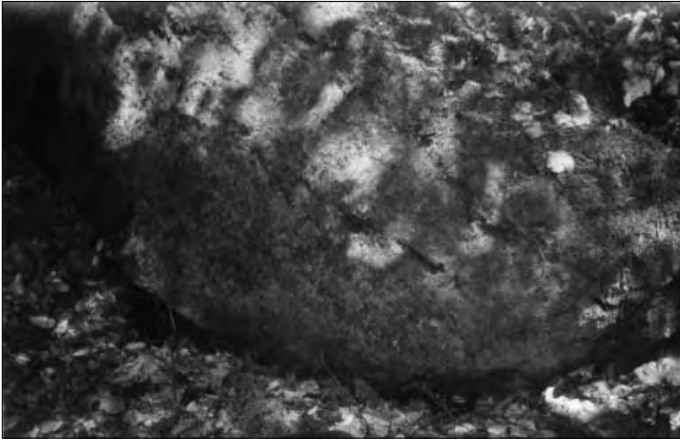
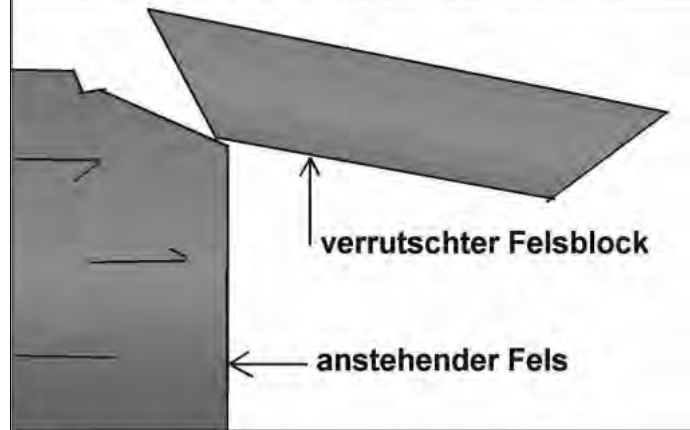


Abb. 15 - Bärenstein, Dolmen.

Geologische Theorie



Archäologische Theorie

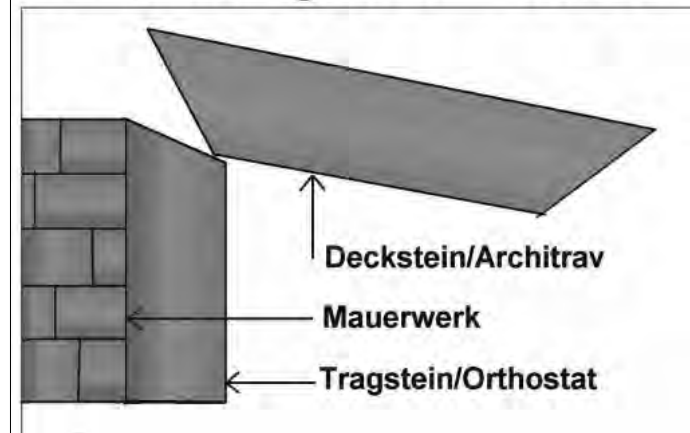


Abb. 16 - Dolmen-Theorie.



Abb. 17 - Die Externstein-Gruppe.



Abb. 18 - Das Sazellum an den Externsteinen.

Das Urmaß der Menschheit

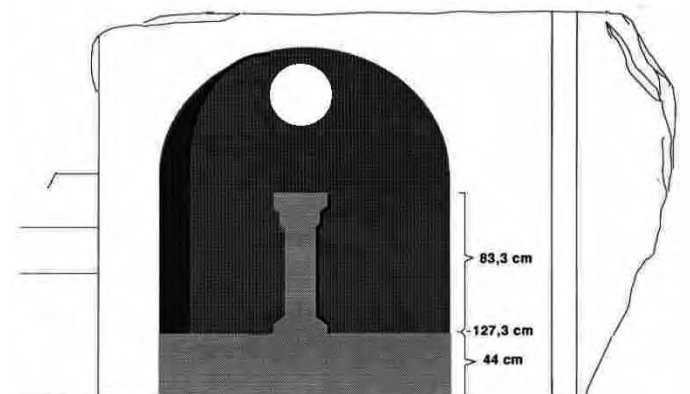


Abb. 19 - Sazellum

Gruß aus dem All – vom Gott E Li

Erhard Landmann

Die uruguayische Tageszeitung „El Pais“ veröffentlichte am 9. Juni 2011 in ihrer Internetausgabe die in Abbildung 1 bis 3 gezeigten Bilder mit der Frage „Was ist das?“. Ja, was ist das?

Nein, es ist kein neues Kornkreisgebilde! Aber es kann uns auf dem Weg zum Verständnis der echten (nicht gefälschten) Kornkreise und ähnlicher Darstellungen vielleicht weiterhelfen.

Es handelt sich um ein Gebilde aus mehr als 50 Jahre alten Bäumen und befindet sich etwa 12 km von der uruguayischen Stadt Florida im gleichnamigen Departement (entspricht unseren Bundesländern) entfernt. Obwohl es genau unter der Hauptfluglinie Europa – Porto Alegre – Buenos Aires liegt, wurde es in über 50 Jahren von niemandem gesehen. Es ist nämlich, anders als Kornkreise oder die Nazca-Abbildungen und Nazca-Linien, vom Flugzeug aus nicht zu erkennen. Erst aus über 20.000 m Höhe kann man es sehen. Es bedurfte also der Satellitenaufnahmen von Google-Earth, um es nach mehr als fünfzig Jahren zum ersten Mal zu sehen, wahrzunehmen. Vor über fünfzig Jahren aber gab es noch keine von Erdbewohnern hergestellte Satelliten.

So können für die Erstellung der Gebilde definitiv und hundertprozentig nur außerirdische Kräfte am Werk gewesen sein. Aber erst, wenn man die dazugehörigen Daten erfährt, begreift man das wahre Ausmaß der Sensation. Die Länge des „Pfeiles“, so will ich es zunächst einmal nennen, beträgt 502 Meter, die Breite an der breitesten Stelle beträgt 379 Meter und die mittlere Breite 237 Meter. Die Gesamtfläche des Gebildes beträgt knapp 24.000 m², genau 23,829 Hektar. Pro Hektar befinden sich 1000 Bäume, macht 23.829 Bäume, offensichtlich an einem Tag oder in einer Nacht gepflanzt, ohne dass jemand der dort in der Nähe Lebenden oder die vorbeiführenden Straßen Benutzenden etwas bemerkt hätte. Der nächste „Hammer“ sind die von Google-Earth angeführten Koordinaten: 34° 12' 40.03"S 56°9'4.85"W. Auf genau den gleichen Koordinaten, drüben in Argentinien, lediglich statt W (West) O (Ost) befindet sich ein zweites solches Gebilde in Form einer „Gitarre“, noch etwas größer in den Ausmaßen, ebenso

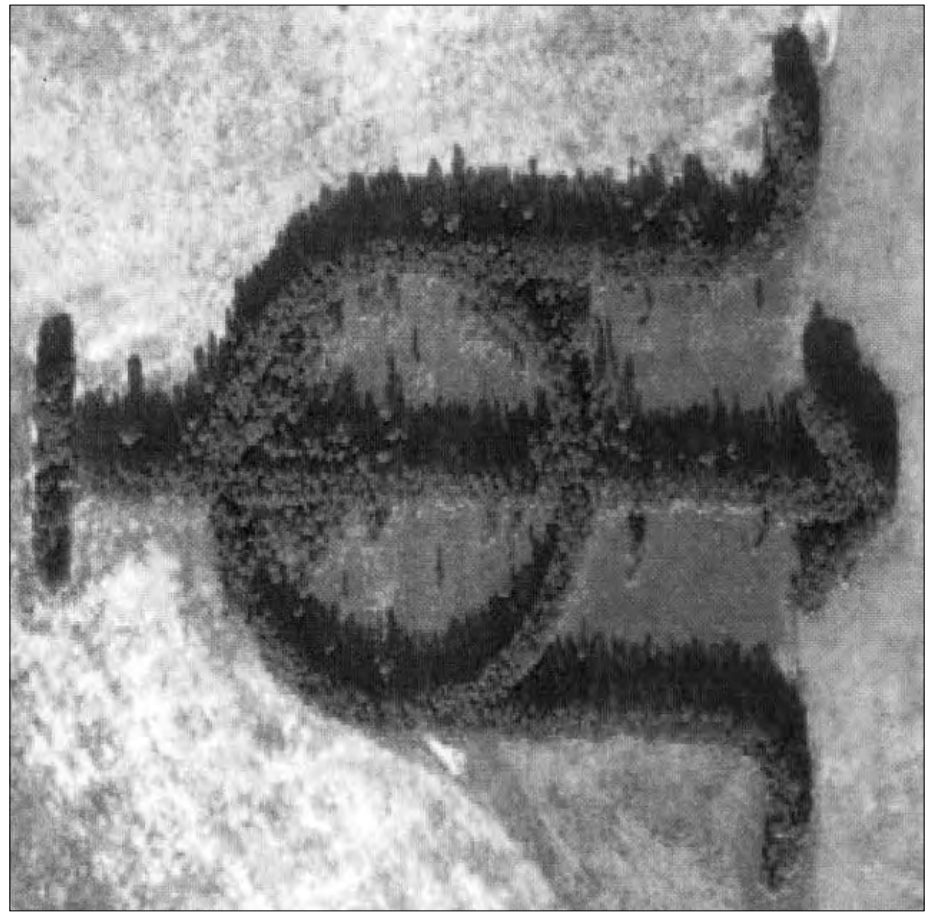


Abb. 1

aus über fünfzig Jahre alten Bäumen bestehend, ebenfalls erst nach über fünfzig Jahren durch Google-Earth sichtbar. Offensichtlich weitere 25.000 Bäume in derselben Nacht gepflanzt, ohne dass jemand etwas bemerkt hätte. Man sieht zwar jetzt im Inneren des Gebildes, nach über fünfzig Jahren, ein paar einzelne Bäume von allein nachwachsen, aber wie war es möglich, dass in über fünfzig Jahren kilometerweit um die Figur herum kein Baum gewachsen ist, bei der Unmasse von Samen, den 23.829 Bäume jedes Jahr produzieren und die der Wind zerstreut?

Bei der Deutung der Figur hat man versucht, von einem Kelch zu reden (siehe Abbildung 2), aber ein Kelch dient zur Aufnahme von Flüssigkeit und hat deshalb weder eine runde „Kugel“ noch einen durchbohrenden „Pfeil“ im Inneren. Katholiken tippten auf den heiligen Gral, obwohl es den nie gab. Das Wort „sangraal“ bedeutet es „sangra al“, es „sang der Strahl aus dem All“

(siehe meinen Artikel „Das sogenannte Voynich-Manuskript“). Was ist also die wirkliche Bedeutung? Es handelt sich um ein Schriftzeichen, eine Hieroglyphe. Unsere ach so klugen Ägyptologen, Maya-„Experten“, Hethiter-Schriftvergewaltiger und so weiter und so fort, können bis heute nicht eine einzige, lumpige Hieroglyphe lesen, obwohl ich seit 1986 darüber veröffentliche und 1993 mein Buch „Weltbilderschütterung – die richtige Entzifferung der Hieroglyphenschriften“ herausgebracht habe. Eine Hieroglyphe ist ein Signet, ein Sinnbild (heute sagt man auch schon mal „Firmenlogo“), ein Bild aus ganz normalen Buchstaben zusammengesetzt. Schauen Sie sich also das Gebilde in den Abbildungen 1 bis 3 an und danach Abbildung 4, wo ich die Glyphe auseinandergeschnitten habe, so wie man sie lesen muss. Es steht dort „cot E Li“ in Theodisca Sprachha, also der „Gott E Li“ in moderner deutscher Sprache.

Grüße aus dem Weltall (oder auch

Warnung oder eine andere kommunikative oder informelle Absicht) vom Gott der Sachsen und Angeln, vom Gott aller Völker dieser Erde und aller wahren Religionen, E Li.

Dass der Gott E Li in allen alten Texten und den sogenannten heiligen Büchern der Christen, Juden, Moslems ständig vorkommt, aber wegen der falschen Übersetzungen zu allem möglichen Unsinn verfälscht wird, habe ich schon in vielen meiner Artikel geschrieben und will diese Beispiele hier auch nicht wiederholen. Aber stattdessen will ich aus Anlass dieser von Google-Earth fotografierten Riesenhieroglyphe, aus Anlass dieses Grußes aus dem All vom Gott E Li oder seinen Leuten, einige neue Beispiele aufzeigen, damit man die Allgegenwart dieses wahren Gottes, der von den falschen Religionen so verfälscht wird, begreift. Ich beschränke mich dabei auf einige Ausdrücke der altdeutschen Sprache oder besser der theodischen Sprache, der Sprache des gesamten Weltraums, und einige Beispiele aus dem Buch „Scivias“ der angeblichen Hildegardis Bingen, das gerade vor mir liegt.

Dieser Gott E Li reist nach Überlieferung der alten Texte ständig durch den Weltraum und wird deshalb auch in den Mayaschriften als „ev bolonticut“ = der „ewig umwälzende Gott“ bezeichnet (und nicht „Herrscher 9 Kaninchen“, wie unfähige „Experten“ behaupten). Dieser Gott, der einst den Menschen auch dieser Erde die Gebote und Gesetze gab, heißt deshalb auch in der altdeutschen Sprache

- Eobringa, der das Eo (das Gesetz) brachte,
- E sagari = Gesetzgeber (eigentlich Gesetzesager)
- E trago, Ewa kissezzida (der das Gesetz festsetzte)
- E halto und E haftida (die Priester, die das Gesetz einhalten sollten und dafür vor dem Gott E Li haften sollten. Wie weit hat sich die Wirklichkeit unserer falschen Lügenreligionen davon entfernt!)
- Ehe (weil vom Gott E Li gestiftet)
- Ehaschrift (die Bibel, Vulgata)
- Garten Eden (angeblich das Paradies, aber wirklich der Planet des Gottes E)
- Erika, Erich (E rika, E rich, das Reich des E Li)
- Energie (E ner gie = die „Nahrung des E geht“, das heißt, die Antriebs-

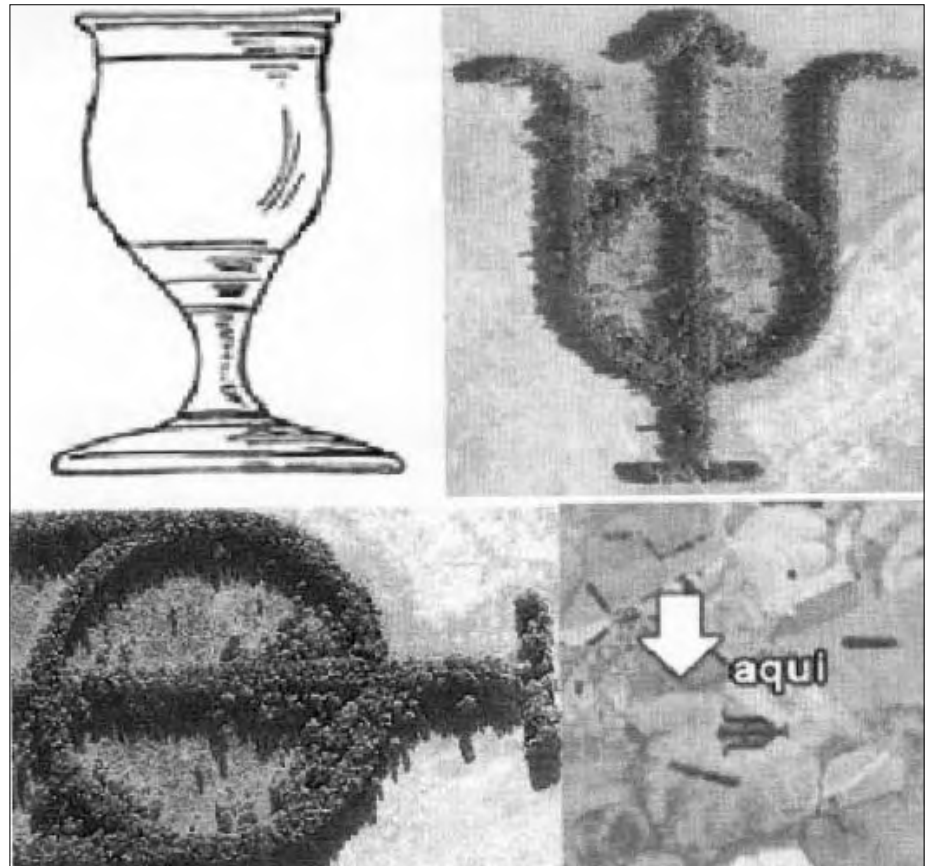


Abb. 2



Abb. 3

mittel für die Raumschiffe des E Li und seiner Leute)

- Bei den alten „Griechen“ gab es
- Eratosthenes (soll ein Arzt gewesen sein, ist aber „E ra tost henes“ = der „Strahl des E tost dahin“)
 - Epikur (soll ein Philosoph gewesen sein, ist aber der „E bigt zum Ur [Plejaden])

- Echidna (soll ein Fabelwesen gewesen sein, ist aber „E chid na“ = der „E sprach nun“)

Nun aber zum „Scivias“ der Hildegardis Bingen, die uns die vielen, auch in der Vulgata vorkommenden „Namens“-Fälschungen des E Li bietet.

Noe „Nun E“ ist keine Person Noah mit einer Arche, sondern: Der Gott E brachte in seiner Raumarche die Tiere mit auf die Erde (siehe meinen Artikel „Tiernamen“). Vergesst also Darwin und eine irdische Evolution.

Enoch oder Henoch, je nach Textstelle „E noch“ oder wie im „Scivias“ „Enoch et Helias“ = der „E nun geht in den Heli-Asch“ (Raumfahrzeug in Aschform).

Der angebliche Prophet Ezechiel, in der Textstelle „Ezechiel homilia“ = „E zechi hel hom il ia“ = der „Sachse E in den Hel heim eilt nun“. Aus dem Satzteil „ca E Li“ = „zum E Li“ hat man das „lateinische“ Wort für Himmel gemacht, deshalb findet man im „Scivias“ dazu die Bemerkung „est quod in humili“ = es „ist der Gott im Himmel“ (wunderschöner altdeutscher Satz übrigens).

Ein Israeli („Is ra E Li“ = es „ist der Strahl des E Li“) ist im „Scivias“ keinesfalls ein Bewohner des alten Israhel, das es nie gab („Is ra hel“ = es „ist der Strahl aus dem Hel“). „Surgere non valent et“ = „Sur ger E non valen tet = „nach Süden der Ger des E nun fallen tat“.

„Espiritu sancta“ ist nicht der Heilige Geist der katholischen Kirche, sondern „E spiri (oder) sphaera tu sanc ta“ = „die Sphaera oder der Speer, also das entsprechend geformte Raumfahrzeug, tat niedersinken“. Wie in der Textstelle „cum ea spiri tu sanc ta“ = „zur Galaxie die Sphaere tat sinken da“. „Discipulis in cena“ = „di scipu Li sinc ena“ = „die (Flug)scheibe des Li sinkt jenseits“.

Stellen Sie sich dieses mal plastisch vor: Das letzte Abendmahl des vermeintlichen Jesus mit seinen Jüngern erweist sich als „herabsinkende Flugscheibe des Gottes E Li und dies schreibt die (wieder einmal) angebliche Hildegardis Bin gen (in den Garten [Planeten] Hildegardis bin [hinein] gehen) im Buch „Scivias“ = der Scheibenasch, die fliegende Untertasse. Hildegardis ist also ein Planet, in den die Flugscheiben „bin gen“ = „hinein gehen“ und keineswegs eine fromme Nonne. Ihr Wissen ist außerirdisch, aber soweit „Lateinisch“ geschrieben, falsch übersetzt. Die Anhänger und Freunde der Medizin der „Hildegard von Bingen“ werden also die medizinischen Texte, soweit sie „lateinisch“ geschrieben sind, in Zukunft neu übersetzen müssen, sonst laufen sie Gefahr, falsche Diagnosen und gefährliche Heilverfahren zu verbreiten.

„Christus non liberavit“ heißt nicht „Christus befreit nicht“, sondern „christ

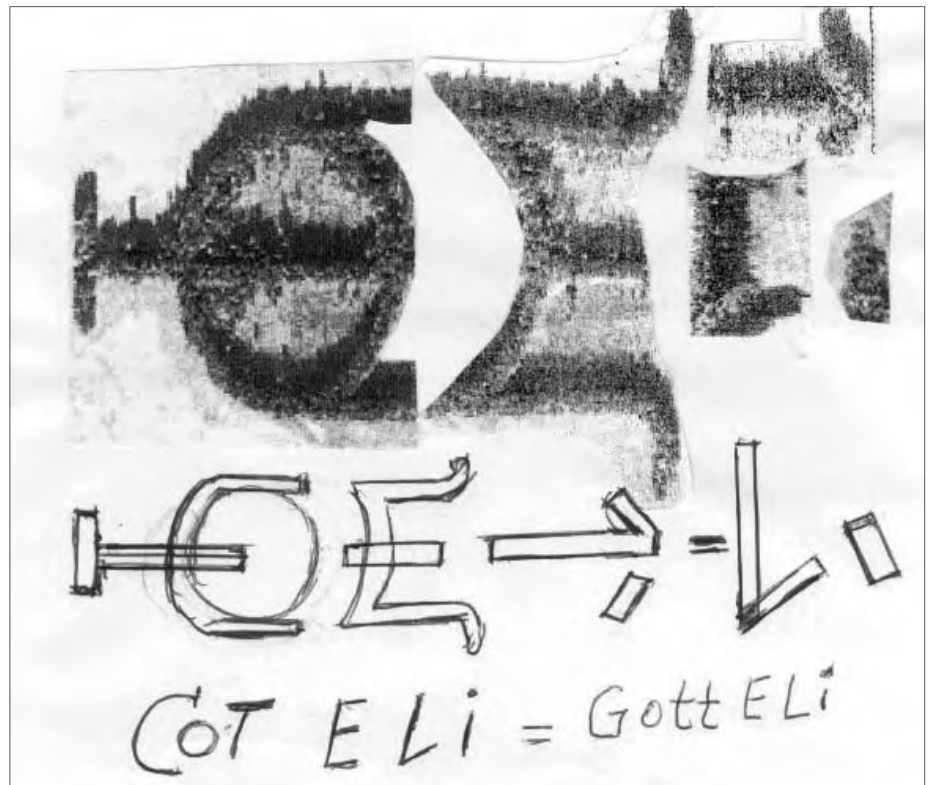


Abb. 4

us non Li be ra vit“ = „aufstieg nach außen der Li bei (mit) dem Strahl weit“. Selbst der so gefürchtete Satan, mit dem die falschen Religionen und die von ihnen abgeleiteten Sekten Millionen ängstliche Menschen einfangen, erweist sich in der Form „satanae“ = „so dann E“, als Hinweis auf den wahren Gott E Li und nicht auf Gottes Gegenspieler. Das ist allerdings nicht zu verwechseln mit dem altdeutschen (und damit auch „altarabischen“) Wort „Scheitani“ = der „Scheid-Ahn“, derjenige unter den Ahnen, der die heutigen falschen Religionen von der wahren Urreligion abgeschieden hat und sich damit als Feind Gottes erwies.

Man kann also die angeblich großen „monotheistischen“ Religionen durchaus besser als scheitanische („scheid-ahnische“) Religionen bezeichnen. Und dies wird uns jeden Tag bewiesen! (Islamisten, Salafisten, Al Quaida, Taliban, Nordirland, Südsudan, Philippinen, Indonesien usw., usf.). Daher die plötzliche große Liebe atheistischer, rot-grüner Altkommunisten zu den Religionen. Schöne, neue, verkehrte Welt!

Während der wahre Gott E Li aus dem All gegen die falschen Religionen und den tausendfachen Missbrauch seines Namens kämpft, prügeln Altkommunisten auf den Straßen den Bau von Moscheen durch. Es sind die gleichen Leute, die noch vor 15 - 20 Jahren

alle Kirchen in Turnhallen umwandeln wollten. Während die überschuldeten Kommunen die Schwimmbäder, Bibliotheken und viele andere Einrichtungen aus Geldmangel schließen, hat man lässig Hunderte von Millionen für Islamschwerpunkt-Universitäten und Islamschulunterricht. Und den Grünen kann es nicht schnell und nicht teuer genug sein.

Nachtigall ick hör dir trapsen. --- Es grüßt Eure (gar nicht so) liebe Weltverschwörung. Leider keine (Verschwörungs-) Theorie. ■

Erhard Landmann

Weltbilderschütterung

Die richtige Entzifferung der Hieroglyphenschriften

ISBN 3-932997-93-0

Das Buch kann noch in kleinen Mengen vom Autor bezogen werden.



Gab es moderne automatische Pinzetten im alten Ägypten?

Darstellung religiöser Kulthandlung oder simple Haarentfernung?

Ein Fallbericht über die Neuentdeckung eines antiken Werkzeugs/Instruments
oder Fehldeutung eines Kultgegenstandes aus dem alten Ägypten

Lutz Schäfer

Ein altes ägyptisches Wandrelief, vermutlich aus einem alten Tempel in Theben, hat ein Detail offenbart, das eine moderne sogenannte „automatische Pinzette“ darstellt. Die Handhabung einer Pinzette während der Gesichts-enthaarung und die passende Größe sind deutlich zu erkennen. Das war und ist der spontane Eindruck Dutzender Betrachter.

Da die abgebildete Pinzette aber sehr modern anmutet, holte ich Erkundigungen ein, um meine Wissenslücke über werkzeugtechnische Kleingeräte der alten Ägypter zu verbessern und um die Authentizität des Fotos/ Wandreliefs zu sichern.

Der zur Debatte stehende Bildausschnitt stammt nach Auskunft einer bekannten Ägyptologin in München aus der hypostylen Halle von Karnak, errichtet unter Sethos I. zu Beginn der 19. Dynastie (um -1300).

Der Wissensstand eines Professors aus Heidelberg:

Der Gott Chons überreicht dem Pharaon das Zeichen des Lebens. Das Objekt, das er in der Hand hält und an die Nase des Königs reicht, ist ein Lebenszeichen zwischen zwei Symbolen für „Kraft, Herrschaft“; die Darreichung eines Lebenszeichens dicht an die Nase ist in Ägypten durchaus üblich.

Die Person mit Greifvogelmaske führt mit der rechten Hand einen Gegenstand zur Nase des Königs und stützt mit der linken Hand von hinten dessen Kopf. Das sieht nach einer Epilationsszene aus. Die männliche Person stellt den Pharaon dar.

Das umstrittene Objekt auf der Abbildung gleicht verblüffend der modernen automatischen Pinzette „Automatic Tweezers“, Art.-Nr. 1864 wie sie die Firma Müller & Schmidt aus Solingen herstellt und erfolgreich vertreibt.

Die Übereinstimmungen bezüglich passender Größe, mechanischer Konstruktion und Anwendung ist nicht von der Hand zu weisen.



Abb. 1: Handgerechte ungefähr 10 mal 4 cm große Konstruktion aus einer mechanisch logisch erscheinenden Kombination eines innenliegenden Ankhkreuzes (Henkelkreuz), das von zwei Wasstäben (Stabzepter) flankiert wird.

Bei genauer Musterung des Gegenstandes (Abb. 1) fällt auf, dass die handgerechte ungefähr 10 mal 4 cm große Konstruktion aus einer mechanisch logisch erscheinenden Kombination eines innenliegenden Ankhkreuzes (Henkelkreuz) besteht, das von zwei Wasstäben (Stabzepter) flankiert wird.

Meine These ist:

Altägyptische Schmiede konstruierten in ästhetischer Form ein Handwerksgesetz, eine Pinzette, bestehend aus zwei damals bekannten königlichen Kultgegenständen (Ankh und Was).

Die Firmenleitung des Solinger Pfeilringwerkes schrieb, dass das Instrument/Werkzeug durchaus mit dem modernen Produkt (Automatikpinzette) verglichen werden kann und frappierende Ähnlichkeit besitzt.

Zusammenfassend berichtet die Fachwelt der Ägyptologen in ihrer Gendarstellung:

• Es ist völlig auszuschließen, dass ein

Gott kosmetische Verrichtungen am König vornimmt.

- Der Gegenstand ist ein Ankhzeichen und eben keine Pinzette.
- Es gab damals nur schlichte Metallpinzetten (Schnabelform) aus Metall.
- Szenen mit profaner Körperpflege sind extrem selten.
- Götter überreichten einem König nur bedeutsame Herrschaftsobjekte.
- Diener wurden in dieser Art nicht dargestellt.
- Auch nur entfernt ähnliche Originalobjekte wurden bisher nicht gefunden.

Die bekannte Psychotherapeutin und Buchautorin *Dr. Doris Wolf* (Das andere Ägyptenbuch):

Der Kampf gegen Weisheit und Macht der matriarchalen Urkultur Ägyptens, die sich durch ihr enormes Wissen bezüglich medizinischer Papyri, antiker Frauenheilkunde wie z. B. der

Pinzette

Ärztinnenschule von Sais auszeichnet, stimmte meiner kleinen Entdeckung allerdings wohlwollend positiv zu. Es stellt effektiv eine Pinzette dar.

Das erzeugt Hoffnung darauf, dass dieses mögliche feinmechanisch-medizinische Werkzeug weitere „Gelehrtenblicke“ auf sich zieht. Ein Analyseergebnis, das den technischen Standard der alten Ägypter wieder ein Stück höher einstuft, wäre doch zu erwarten.

Man weiß aus dem Ägypten der Pharaonen, sowie aus römischer und griechischer Zeit, dass der haarlose Körper als Schönheitsideal galt. Künstlerische Darstellungen aus diesen großen Kulturepochen zeigen die Menschen gänzlich ohne Körperbehaarung. Frauen und Männer wurden die Köpfe kahl rasiert, es gab auch schon Perücken. Das war bei der mediterranen Wärme sicherlich angenehm. Wachse, Harze und bronzene Rasiermesser sind geschichtlich belegte Methoden für die Enthaarung.

Was ist, wenn die linke Person nur „indirekt“ den Gott Chonsu (Khouso) darstellen soll, und in Wirklichkeit ein Sklave, Arzt oder Bader mit Vogelmaske ist?

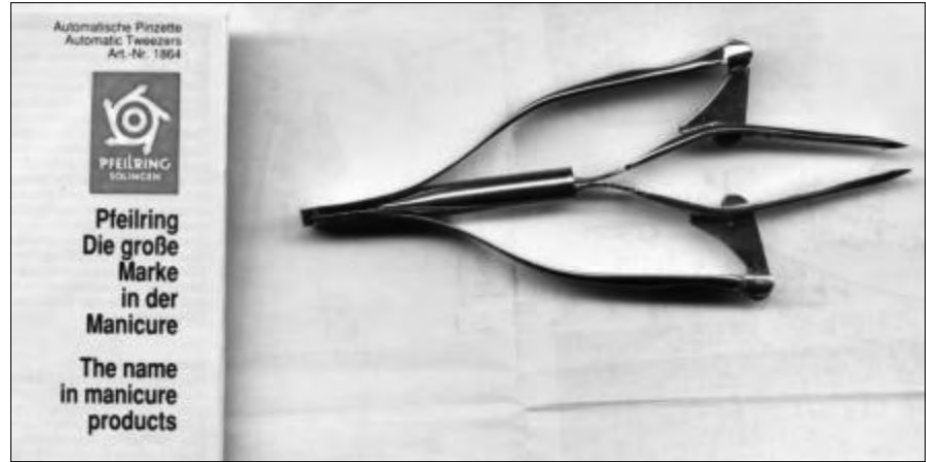


Abb. 2: Automatische Pinzette „Automatic Tweezers“.

Eine weitere drängende Frage taucht zwangsläufig auf:

- Wie sahen die Diener, die vor über 3000 Jahren z. B. Nasenhaare gezupft haben, wirklich aus? Gibt es Abbildungen?

Ach ja, das hätte ich fast vergessen: Bei Männern ab vierzig wachsen vermehrt die Haare in Nase und Ohren. Ein Leben ohne Pinzette kann ganz schön lästig sein!

Bildquellen

Abb. 1: Foto eines Wandreliefs aus dem Kindersachbuch „Im Land der Pharaonen“, Serges Medien 50667.

Originaluntertitel: Der Pharao erhält vom Gott Chonsu das Emblem des Lebens überreicht.

Abb. 2: Automatische Pinzette „Automatic Tweezers“ Art.-Nr. 1864 von Firma Müller & Schmidt, 0212/ 54610, Pfeilringwerk GmbH & Co KG, Sude-tenstr. 5, 42653 SOLINGEN. ■

Lokaltermin

Themenbereich: Frühgeschichte

Ein Cairn in Südfrankreich

Das Wort *Cairn* mag manchen fremd vorkommen. Was ist ein Cairn? Die Definition von Walter Haug (siehe SYNESIS-Magazin Nr. 3/2011) ist folgende:

Cairn steht allgemein für ein Steinmal oder für einen künstlichen Hügel aus Bruchgestein, mit dem eine oder mehrere Kammern einer Megalithanlage bedeckt wurden. Diese Definition ist die allgemein in der Archäologie international gültige, und mein gefundenes Bauwerk erfüllt diese Kriterien.

Wir kennen inzwischen mehr als 20 Ganggräber, Steinkisten, Sarkophage, Dolmen und Winkelgänge, die in der Archäologie West- und Nordeuropas, selbst im Norden Deutschlands, aus der Megalithenpoche bekannt sind. Sogar eine Megalith-Grabkammer mit Holzarchitekturimitation, ähnlich den Etruskern, die jene aus dem Tuffgestein meißelten, gibt es. Die Baukörper bestehen aus trocken gesetztem Mauerwerk, insbesondere im Außenbereich, wurden also ohne Mörtel errichtet, der erst von den Römern eingeführt wurde. Die Trockenmauern sind konzentrisch gesetzt, was ein ganz typisches Charakteristikum für Cairns aber auch für ägyptische Stufenpyramiden ist. Man denkt ja immer, dass eine Stufe waagrecht auf die untere gesetzt wurde. In Wirklichkeit bildet jede folgende Schalenmauer eine aufsteigende Stufe. Im Zentrum jedes Cairns, aber auch jeder Pyramide steht folglich ein Turm.

Und damit kommen wir auch schon zum Zweck dieses Lokaltermins. Wir hatten im letzten Heft über das Thema Cairnforschung berichtet. In dem SYNESIS-Interview mit Walter Haug erzählt er über den Stand seiner Recherchen. Leider wird das Thema von der Schularchäologie nicht akzeptiert, obwohl hier möglicherweise die größten archä-

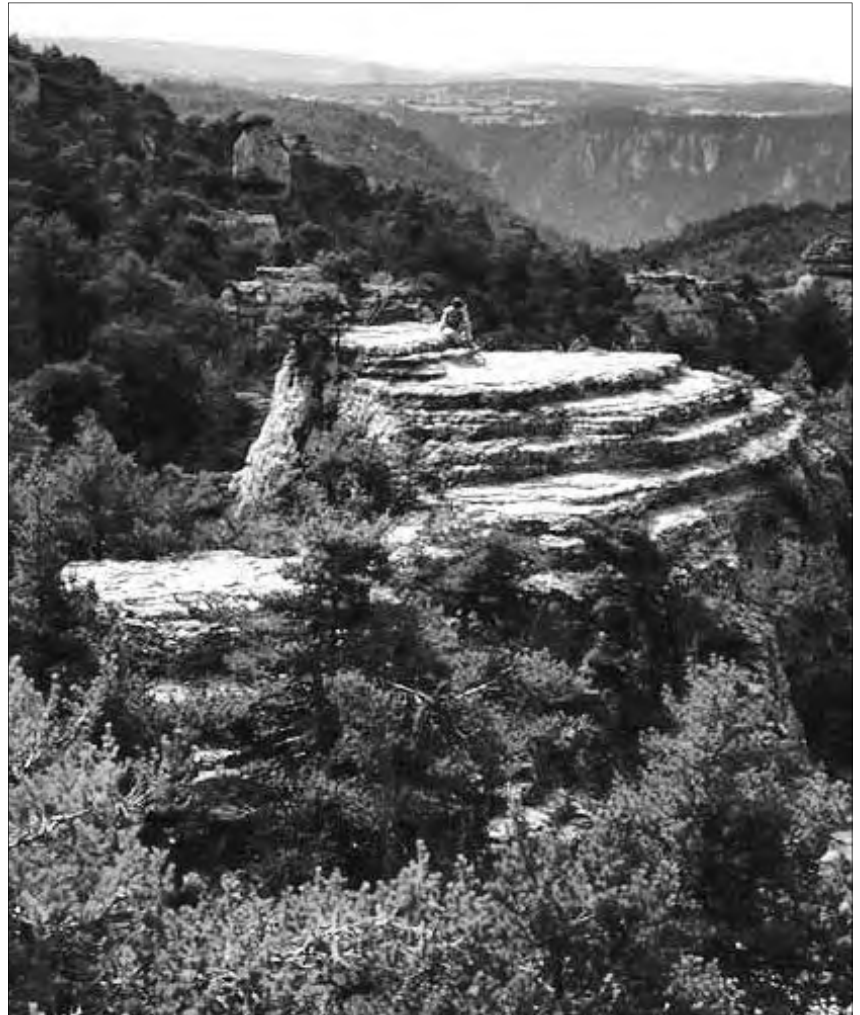


Bild 1: Cairn



Bild 2: Bereich der Kammer.

ologischen Entdeckungen in unserem Boden ruhen.

Bei der Bearbeitung des Cairn-Themas für das SYNESIS-Magazin erinnerte ich mich an eine Reise nach Südfrankreich, die ich vor vielen Jahren, genau 1995, unternommen hatte. Dabei wanderten wir durch (damals) einsame Gegenden in den Cevennen. Und dabei kamen wir in eine Gegend, die mich außerordentlich faszinierte. Es war ein kleines Hochtal, oberhalb des Jonte Tals, das auf den ersten Blick aussah, wie ein antiker Steinbruch. Beim näheren Hinsehen fanden wir jedoch alles, was eine prähistorische Stätte ausmacht. Höhlen, Abris, einen zentralen Platz mit Stele und mittendrin eine Struktur, die ich damals mit einer Pyramide assoziierte (siehe Bild 1).

Damals wusste ich noch nichts von Cairns und Walter Haug. Heute, nachdem ich Bilder anderer Cairns gesehen habe, ist mir relativ klar: Das ist ein Cairn, so wie Haug ihn sich vorstellt, eine geschaffene Steinstruktur und darin Kammern, Gänge oder Höhlen. Der Unterschied zu Cairns in Deutschland, an denen Haug forscht, ist der geringere Verwitterungsgrad. Hier in Südfrankreich bauen Regen und Frost die Steine weniger ab, sodass die ursprüngliche Struktur besser erhalten bleibt.

An diese Strukturen erinnerte ich mich und hatte auch Glück, meine alten Dias zu finden. Die möchte ich Ihnen in diesem Lokaltermin zeigen, vor allem, weil darüber wenig bekannt zu sein scheint. Vielleicht ist es auch gut, das Gebiet mit Bildern zu dokumentieren, falls einmal das Tal zum Steinbruch oder sonst was gemacht wird.

Ich bitte auch vorab um Entschuldigung, wenn jemand diesen Platz besucht und ihn von Touristen oder Archäologen verändert findet. Mein Besuch ist immerhin 16 Jahre her.

Die zentrale Struktur ist für mich der Cairn, siehe Bild 1. Sie sieht aus, wie eine vor sehr langer Zeit aus dem Fels gearbeitete Pyramide, nicht mit Spitze, sondern oben flach und begehbar. Wir kennen das von Pyramiden in Südamerika. Auch Cairns in Deutschland sind oben flach. Der Fels (Kalkstein) ist nach einigen Tausend Jahren natürlich verwittert. Daher findet man auch keine Bearbeitungsspuren mehr.

Als ich die Struktur von Ferne sah,

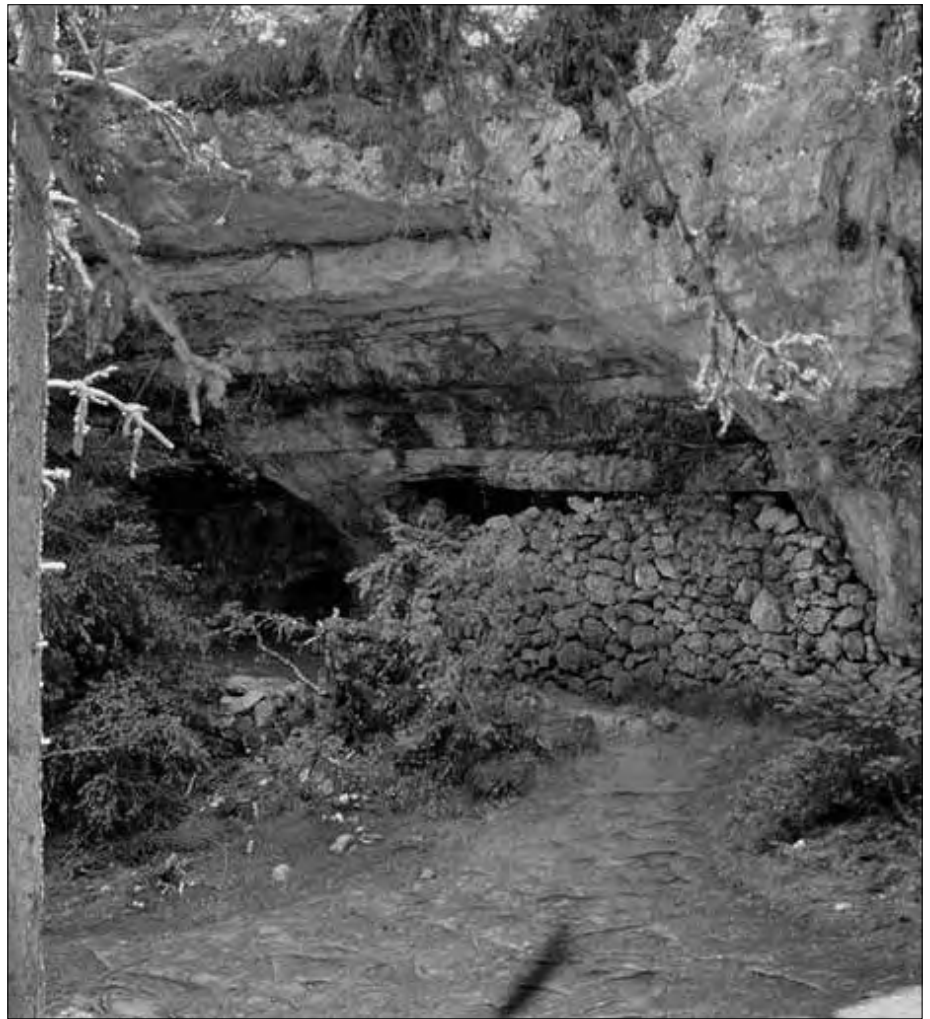


Bild 3: Kammer unter Cairn.

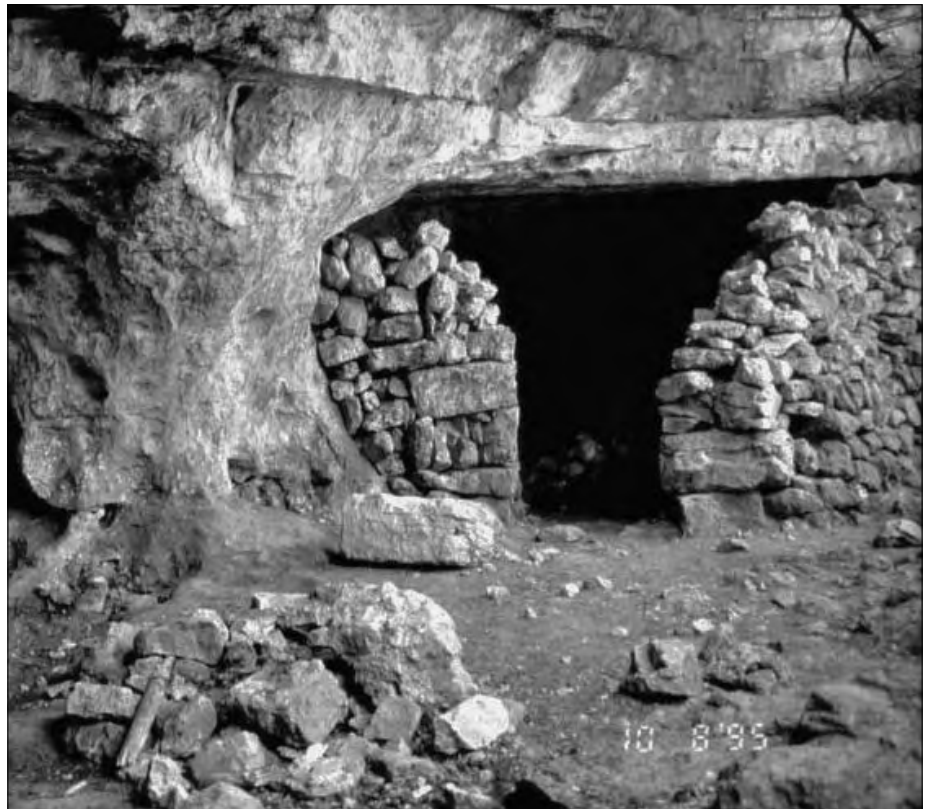


Bild 4: Kammer mit Trockenmauer.

war ich gespannt, ob es irgendwelche Gänge oder Hohlräume gab. Und in der Tat, sie waren vorhanden. Im mittleren unteren Teil des Cairns findet man eine Kammer/Höhlung, siehe Bild 2 (gekennzeichneter Bereich, wo die Höhlung ist). Bild 3 zeigt die Höhlung oder Kammer. In Bild 4 erkennt man die Trockenmauer aus heutiger Zeit. Kritisieren Sie mich, aber ich empfand damals, das könnte eine Grabkammer gewesen sein. Zugegeben, reines Bauchgefühl, leider gibt es auch keine Belege dafür. Wir sind noch nicht weit genug in der Cairn-Forschung, um an andere Verwendungen zu denken. Wie Sie an der Trockenmauer sehen, wurde die Höhlung in der Neuzeit wahrscheinlich über lange Jahrzehnte als Tierstall benutzt. Da bleiben natürlich auch wenig prähistorische Spuren übrig.

Vor dem Cairn existiert ein zentraler Platz mit einer Säule, siehe Bild 5. Die Aufnahme wurde von der oberen Fläche des Cairns aus gemacht. Ich habe „Dorfplatz“ dazu gesagt. Die Größe der zentralen Säule erkennen Sie auf Bild 6.

Um diesen zentralen Platz gibt es weitere Abriss und Höhlen. Was war das? Ein Versammlungsplatz zu besonderen Gelegenheiten? Ein Richtplatz? Ein Begräbnisplatz? Oder alles zusammen, je nach Gelegenheit?

Ich glaube nicht, dass es ein ständiger Wohnplatz war. Das Gebiet ist viel zu unzugänglich. Die Wasserversorgung dürfte auch schlecht gewesen sein. Wenn Wohnplatz, dann allenfalls in Krisenzeiten.

Für die Archäologen ist da gar nichts, und es war auch nie etwas, zumindest nichts prähistorisch oder geschichtlich Interessantes. Für die umliegenden Bewohner jedoch heißt der Flecken „Le Village préhistorique“, das prähistorische Dorf. Wer hat denn nun recht?

Eines steht fest, die Gegend der Cevennen war in prähistorischer Zeit besiedelt und kultiviert. Die Cevennen sind eine Hochfläche mit wenig Baumbewuchs, ein Grasland. Die Hochflächen sind durchschnitten von tiefen Canyons, wie z. B. das Tarntal oder das Jontetal. Auf den Hochflächen der Cevennen, gar nicht weit entfernt von unserem Platz, findet man jede



Bild 5: Platz mit Säule.



Bild 6: Die Säule.

Menge Menhire (siehe als Beispiel Bild 7) und Dolmen (siehe als Beispiel Bild 8). Unsere Megalith-Vorfahren waren also präsent, haben die Erde konditioniert und ihre Toten bestattet. Warum sollten also der Cairn und der Versammlungsplatz nicht von ihnen geschaffen worden sein?

Noch ein Indiz: In einer Grotte, nicht weit entfernt, „Grotte de l' Homme mort“ (Grotte des toten Mannes), wurden 50 prähistorische menschliche Skelette gefunden, angeblich 35000 Jahre alt. Ein Teil von ihnen hatte Schädeltraumationen.

Waren das die Erbauer des Cairns und später kam erst die Megalith-Kultur dazu?

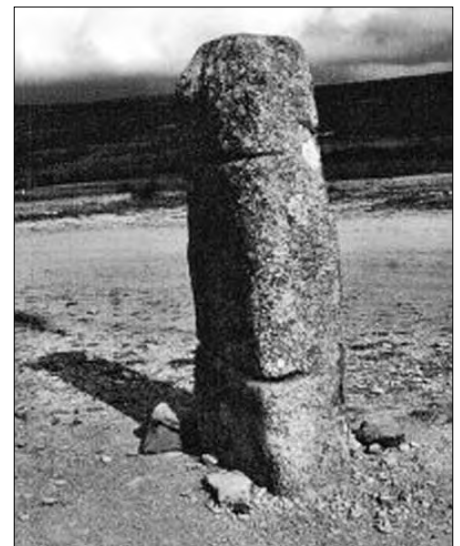


Bild 7: Menhir

Ich biete Ihnen noch eine andere Lösung an. Das alles war ein Heilgebiet, ein Bereich, in dem die Schamanen oder Druiden Heilfelsen gefunden und ausgebaut haben. Es hat mich eine Stelle darauf gebracht, an der ein Schlupfloch zu sehen war (siehe Bild 9). Schlupfsteine oder Schlupflöcher dienen der Heilung. Man kriecht mehrmals in bestimmter Richtung hindurch und heilt so z. B. Knochenprobleme.

So etwas gibt es bei uns auch noch in manchen Kirchen, aber besonders in sogenannten Erdställen. Wir hätten dann also ein prähistorisches Sanatorium gehabt.

Noch eines obendrauf: Sehen Sie sich einmal Bild 10 an. Ein Kopfstein? Weit sichtbares Zeichen für alle Wissenden, dass hier ein besonderer Platz war?

Es tut mir leid, so viele Fragezeichen setzen zu müssen. Hier müsste einmal ein Radiästhet tätig werden. Vielleicht klären sich dann einige Fragen.

Sollten Sie auf Ihrem Weg den Platz finden, würde mich Ihr Urteil interessieren.

So kommen Sie hin

Ich beschreibe Ihnen den Weg vom Süden her mit Startpunkt Nîmes an der A 9. Hier kommen die meisten „Frankreichfahrer“ auf dem Weg zum Meer vorbei.

Von Nîmes aus nehmen Sie die N 106 nach Ales und weiter Richtung Mende.

Bei Florac fahren Sie von der N 106 ab auf die Straße in das Jonte-Tal hinein, das ist die D 996.

Fahren Sie fast bis zum Ende des Tales, wo die Jonte in die Tarn mündet.

Jetzt wird es schwierig. Ca. 5 km vor dem Dorf Le Rozier geht es rechts (nach Norden) in die Berge. Ausschilderung war damals bei Le Truel eine Auswilderungsstelle für Geier (Geier-Volieren). Von dort aus kommt man über steile Wege zu den „Arcs de St-Pierre“. Hier (in der Nähe) finden Sie das „Le Village Préhistorique“, wie beschrieben. Wenn Sie nicht weiterkommen, suchen Sie das kleine Dorf St-Pierre-de-Tripier in der Nähe auf und fragen sich durch.

Tut mir leid, besser kann ich nicht beschreiben. Damals waren es ziemlich steile, unbefestigte, aber fahrbare Sandwege. Ich hoffe, Sie finden es.

Wilfried Augustin



Bild 8: Dolmen



Bild 9: Durchschlupfstein

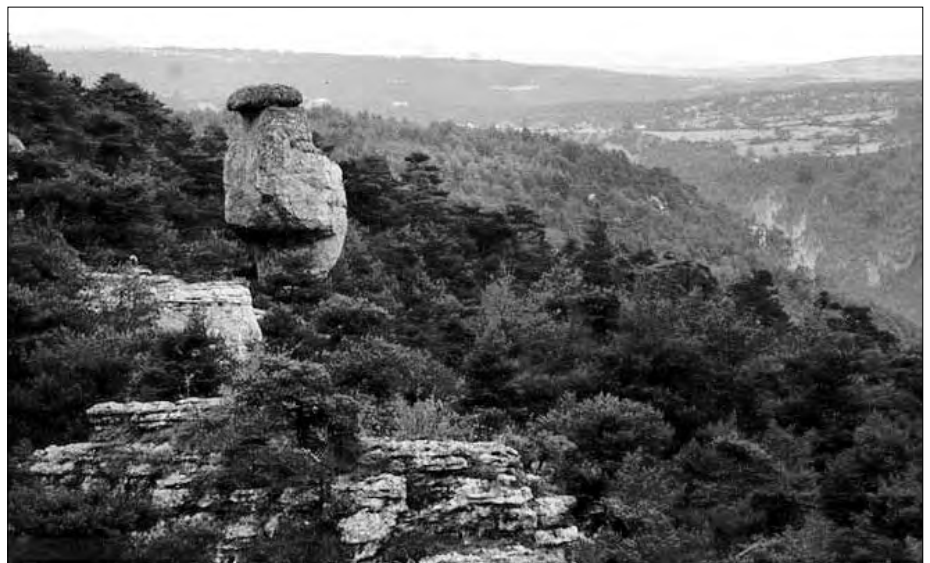


Bild 10: Kopfstein

Die Päpste-Liste des Heiligen Malachias

Ein Klassiker der Zukunftsweissagungen aus Irland

Uwe Topper

Prophezeiung, die der Mönch Malachias, Primat von Irland und Erzbischof von Armagh, auf seiner Romreise 1139 niederschrieb, eine Liste von 113 Päpsten, die in Zukunft auf dem Stuhl Petri sitzen werden, nebst einer Devise, die sie kennzeichnet.

Diese Liste der Päpste beginnt mit Papst Coelestinus II., der ab 1143 regierte. Er war der erste Papst, der gemeinsam von den Kardinälen und den Bürgern der Stadt Rom gewählt worden war, und der unabhängig von den Kaisern des Deutschen Reiches seine Macht ausübte. In anderer Hinsicht war dieser Papst unbedeutend, er regierte nur fünfeinhalb Monate.

Jeder Papst ist durch eine „Devise“ in zwei oder drei Wörtern in lateinischer Sprache gekennzeichnet, aus denen man die Person meist schon erkennen kann, solange sie noch lebt, zumindest aber nach ihrem Tode. Vor der Wahl des Papstes ist jedoch eine Schlussfolgerung auf den künftigen Papst aus der „Devise“ nicht möglich. Dies ist nicht nur typisches Kennzeichen aller Prophezeiungen, sondern in diesem Falle auch nötig, weil sonst die freie Wahl zur Farce geworden wäre.

Diese „Devise“, die in den meisten Fällen recht treffend abgefasst ist, manchmal auch etwas vage, ganz selten angeblich auch unpassend, bezieht sich auf geschichtliche Ereignisse während der Regierungszeit des Papstes, auf seine Person oder Herkunft (Familienwappen, Geburtsort) oder auffällige Merkmale seines Charakters.

Der früheste Text, von dem alle heutigen abgeleitet sind und auf den sich alle Kommentare beziehen, stammt von *Arnold von Wion* in Belgien, gedruckt 1595 in seinem Buch

„Lignum vitae ornamentum et decus Ecclesiae“, Band 2 (= Holz des Lebens, Schmuck und Zierde der Kirche). Die letzte Eintragung auf S. 307 unter dem Buchstaben D, Dunenses in Hibernia, bringt die gesamte Liste der 113 Päpste, wie sie Malachias mitgeteilt hat. Neben jeder Devise bis zur Nr. 77 steht außerdem der Name des Papstes und neben dem Namen in gleicher Reihe eine Erläuterung der Devise, die jedoch nur bis zum Papst Nr. 74 reicht, denn sie geht auf einen Text von Alfons Giaconis (Chacon) zurück, einen Mönch des Prediger-Ordens, der diese Erläuterungen 1590 niederschrieb.

Das älteste Werk, aus dem sich ahnen lässt, dass die Päpste-Liste schon bekannt war, ist das Buch von Onofre Panvinio, „*Epitome vitarum Romanorum Pontificum a sancto Pedro usque ad Paulum VI.*“, das 1557 gedruckt wurde. Panvinio war Augustiner-Mönch und lebte nur 39 Jahre (1529-68), veröffentlichte jedoch 18 Bücher und hinterließ viele weitere Manuskripte. In diesem Buch bringt er die gesamte Geschichte der Päpste bis zu seiner Zeit, wobei er jeweils das Familienwappen, den Wahlspruch und Ausschnitte aus den Reden des Papstes bringt, außerdem Angaben, wer ihn gewählt hat. Dies alles scheint mit Rücksicht auf die Prophezeiung des St. Malachias abgefasst zu sein.

Ältere Dokumente sind nicht bekannt. Dennoch besteht m. E. kein Grund, die Liste als Erfindung des 16. Jahrhunderts anzusehen, denn sie wäre kaum an so unscheinbarer Stelle aufgetaucht, sondern mit allem Pomp verbreitet worden, wie zum Beispiel die Weltuntergangsreden des *Pedro Buenaventura* zu jener Zeit, der 20.000 Anhänger hatte und von der Kirche bekämpft wurde.



Papst Alexander II.

Die Liste des St. Malachias ist nie von der Kirche angegriffen, allerdings meist mit Stillschweigen übergangen worden. In allen Jahrhunderten seit dem Erscheinen des Textes gab es Kommentare von gläubigen Katholiken, die von der Kirche nie verboten wurden. Hier stichwortmäßig die wichtigsten Kommentatoren:

17. Jahrh.: Cornelius A. Zapide 1620; Engelgrave; Sartorius; Graff; Papebroeck; Menestrier.
18. Jahrh.: Fabricius; Palatius; Tanner; Feyjoo.
19. Jahrh.: Ginzler; Ballerini; der evangelische Deutsche Adolf von Harnack; Sommervogel; Ulysses Chevalier.
20. Jahrh.: Troll; der Engländer Thurston; Vacandard (franz., 1926); Thibaut.

(Diese Angaben stammen aus: Juan Manuel Igartua, S. J., «El enigma de la profecia de San Malaquias sobre las Papas», Barcelona 1976).

Ein französischer Kommentator, *Joseph Maitre*, nennt in seinem

zweibändigen Werk „La prophétie des Papes attribubée à S. Malachie“ (Beaune 1901-2) sogar 125 Bücher, die sich mit der Päpste-Liste befassen, und ein Gegner, *Victor Dehin*, zählt vierhundert Bücher und Artikel auf. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Schriften zu diesem Thema gewaltig vermehrt, und das hat einen verständlichen Grund: Die Liste neigt sich dem Ende zu, der letzte Papst ist in unsere Nähe gerückt.

Papst Johannes Paul II., mit der Devise „De labore solis“, gilt als Nr. 110 der Liste, und somit bleiben nur noch zwei weitere und der 113., der letzte Papst der römischen Kirche, in dessen Regierungszeit der große Umsturz fällt.

Der 111. Papst wird durch die Devise „Gloria olivae“ angezeigt, übersetzt: „Ruhm des Ölbaums“, vielleicht auf eine Friedenszeit oder die Friedfertigkeit dieses Papstes hinweisend.

Die Devise des Papstes Nr. 112 ist etwas länger als gewöhnlich, sie lautet: „In p(er)secutione. extrema S. R. E. sedebit.“ Obgleich hinter persecutione ein Punkt erscheint, ist doch anzunehmen, dass die nächsten Wörter direkt dazugehören, also übersetzt lauten: In der letzten Verfolgung der H. R. K. (Heiligen Römischen Kirche) wird er herrschen. Die Abkürzung wie auch das „sedebit“ könnten Anfügung des 16. Jahrhunderts sein, die ersten drei Wörter sind dagegen echte Devise.

Und zu Papst Nr. 113 gehört ein vollständiger Satz: „Petrus Romanus, qui pascet oves in multis tribulationibus: quibus transactis civitas septicollis diruetur, et Iudex tremendus iudicabit populum suum. Finis.“ Und das heißt: Der römische Petrus, der (seine) Schafe inmitten vieler Verfolgungen weidet: Wenn sie vorüber sind, wird die Stadt der sieben Hügel (= Rom) zerstört werden und der Richter, vor dem man zittert (der Herrgott), wird sein Volk richten. Ende (des Textes).

Wichtig für das Verständnis ist, dass der Herrgott *sein* Volk richten wird, also seine Kirche, nicht etwa die gesamte Menschheit, wie manche Kommentatoren verstehen wollten. Es ist dies keineswegs ein Hinweis auf das Jüngste Gericht, sondern auf die Aburteilung der „großen Hure“. Auch das letzte Wort, Finis, bedeutet nicht das Ende der Zeiten, sondern nur das Ende des überlieferten Textes, wie in alten Manuskripten üblich war.

Die Voraussage über die Zerstörung



Papst Hadrian IV.

der Stadt Rom und der katholischen Kirche fügt sich ja gut in andere Weissagungen ein, darum ist es berechtigt, diese Papstliste noch etwas näher zu betrachten. Selbst wenn sie Ende des 16. Jahrhunderts erfunden worden wäre, wie mehrere Kommentatoren behaupten, ist doch von jenem Zeitpunkt an mit dieser Liste ein Dokument vorhanden, das auf seine Brauchbarkeit geprüft werden kann.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass der Beginn der Liste eigentlich doch recht willkürlich gewählt wurde. Bei einer Fälschung würde man erwarten, dass die Liste mit Petrus I., beginnt oder zumindest im Jahre 1054, dem Schisma der Kirche. Wie ich gleich noch ausführen werde, scheint als Endpunkt der Liste das Jahr 2031 angenommen worden zu sein, und dann hätte die Liste ebenfalls anders aussehen müssen, wenn sie erst 1595 aufgestellt worden wäre, denn für die Päpste von Petrus bis Sixtus V. (1585-90) ist eine durchschnittliche Regierungszeit von sieben Jahren zu errechnen, während für die danach folgenden, also zukünftigen Päpste eine durchschnittliche Zeit von dreizehn Jahren angenommen wird. Das widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit. Ferner ergibt auch eine Textanalyse, dass das ursprüngliche Dokument eher ins 12. Jahrhundert gehört. Darum hier noch eine kleine Anmerkung zu *Malachias*, dem vermutlichen Urheber der Liste: Er war ein strenggläubiger und äußerst bescheidener Mönch in Irland,

der von seinem Amt als Erzbischof von Armagh zurücktrat, weil es ihm „zu hoch“ erschien, und lieber nur Bischof von Down war. Sein Zeitgenosse und bester Freund war der Ordensgründer *Bernhard von Clairvaux*, in dessen Armen er am 2. 11. 1148 auf einer Reise im Kloster von Claraval (Clairvaux) starb. Seine Heiligsprechung hat nichts mit der von ihm als Vision empfangenen Liste zu tun.

Die Grundlage der Endzeitberechnungen des Mittelalters (und bis in die Neuzeit hinein) ist die Tausendjahr-Herrschaft Gottes gewesen. Meist wird Psalm 90 (Vers 4) und der 2. Petrusbrief (Kap. 3, Vers 8) in diesem Zusammenhang zitiert, woraus hervorgeht, dass für Gott tausend Jahre wie ein Tag sind. Die sechs Tage der Schöpfung sind also gleichbedeutend mit 6000 Jahren, und ebenso müsste auch die Menschheitsgeschichte 6000 Jahre lang dauern. Die ersten zweitausend Jahre waren von Adam bis Abraham (nach biblischer Rechnung genau 1946 Jahre), die zweiten zweitausend Jahre von Abraham bis Jesus (nach moderner Anschauung etwa 1950 Jahre), die letzten zweitausend Jahre sind dann von Jesus bis zum Beginn des letzten, des Tausendjährigen Reiches. Dessen Beginn wird oft auf 2031 angesetzt, nämlich vom Tode Jesu an 2000 Jahre gerechnet.

Sowohl die Kirchenväter wie Augustinus (*De civitate Dei*, 20, 7) und Hieronymus (Brief an Cyprianus aus dem Jahre 418, Kap. 8), Irenäus und Origenes (*Contra Celsum*), als auch jüdische Schriftsteller wie Moses Gerundense und der Rabbiner Isaac, und sogar die Heiden Hydaspes und Trismegistos und die (Pseudo-) Sybillen haben diese Rechnung weiter verbreitet.

Eine andere Berechnungsgrundlage bilden die „Werte“ der Zahlen, die nach sehr alter - semitischer - Gleichsetzung von Buchstaben und Zahlen gebildet wurden. 666 ist die Zahl des Antichristen (Offenbarung des Johannes 13, 18), 777 Jahre das Lebensalter von Lamech, des Letzten vor der Sintflut, Noahs Vater. Und 888 ist der Zahlenwert des Namens Jesus im Griechischen.

Die Dauer der Päpsteliste des Malachias von ihrem Beginn 1143 bis zum vermuteten Endzeitjahr 2031 beträgt genau 888 Jahre, den Zahlenwert Jesu. Die Mitte, 444 Jahre nach Beginn der Liste, fällt genau in die Mitte der

Regierungszeit von Papst Sixtus V. (Nr. 73), dessen Devise lautet: Axis in medietate signi (= Achse in der Mitte des Zeichens). Dies trifft zunächst einmal auf das Wappen zu: Ein schräger Balken teilt das Familienwappen des Papstes Sixtus V. in zwei Hälften. Es könnte aber auch für die gesamte Liste gelten, wie mehrere Kommentatoren annehmen (leider steht signi = Zeichen im Singular). Interessant ist zumindest, dass sich diese Berechnung zum ersten Male beim Tode von Papst Sixtus V. aufstellen ließ, und dies (1590) ist der Beginn der Veröffentlichung der Liste.

Und eine weitere Berechnung ist interessant: Spätestens seit Virgils „Georgica“ ist der Goldene Schnitt in der Literatur ein beliebtes Stilmittel. Mathematisch ausgedrückt heißt das: $1 : 0,618... = 0,618... : (1 - 0,618...)$ bzw. $m^2 + m - 1 = 0$.

Die „goldene“ Zahl 0,618... ist zum Beispiel der Cosinus des Winkels der Nordseite der Cheopspyramide, er ist ferner im Parthenon und Erechtheion auf der Akropolis enthalten und lässt sich sogar im menschlichen Körper als ästhetisches Maß nachweisen.

Der Goldene Schnitt für die Liste der Päpste des Malachias fällt auf die Nr. 69, und das ist der letzte Papst, der von Panvinio aufgeführt wird. Seine Devise lautet: „De fide Petri“ (Von der Treue des Petrus), und dies ist die einzige Devise außer der letzten, die den Namen Petrus, die symbolische Bezeichnung aller Päpste, enthält.

Und noch zwei auffällige Devisen lassen sich mit dieser Methode ermitteln: Der Goldene Schnitt der ersten 69 Päpste fällt auf Nr. 42 mit der Devise: „De cruce Apostolica“ (Vom apostolischen Kreuz), der Goldene Schnitt des Restes, von 69 bis 113, fällt auf Nr. 96: „Peregrinus Apostolicus“ (Apostolischer Wanderer oder Pilger). Diese beiden Devisen sind die einzigen, die das Schlüsselwort „Apostolicus“ enthalten (Diese Berechnungen stellte der gelehrte Jesuite Igartua in seinem oben zitierten Buch an).

So sind zwar 69 bzw. 73 wichtige Einschnitte in der Liste, doch dies besagt keineswegs, dass sie zu jenem Zeitpunkt gefälscht wurde. Es ist sogar auffällig, dass die Devisen nach jenem Zeitpunkt weitaus deutlicher werden als vorher, d. h., die Liste wäre für die Zukunft besser als für die (behauptete) Vergangenheit.



Papst Innozenz II.

Es ist mehrfach geschrieben worden, dass die Devise 113 nicht mehr als Papstdevise aufzufassen sei, da sie durch ihre Länge und Aussage zu stark von den knappen Devisen abweicht. Auch die Nennung des Namens, Petrus, ist so untypisch, dass viele Kommentatoren nur 112 Devisen zählen. Dies hängt wiederum mit dem „Wert“ der Zahlen zusammen. Achtmal die heilige Zahl 14 ergibt 112 - auch der Koran hat eigentlich nur 112 Suren, die letzten beiden sind Gebete, die später angehängt wurden - und diese heilige Zahl 112 kommt in vielen mystischen Berechnungen vor. Aber so wie 8×14 aus $(7 + 1) \times 14$ entstand, also die Ganzheit 7 und eine darüber hinausgehende, in die Ewigkeitweisende zusätzliche Einheit, und wie auch die Offenbarung des Johannes nicht $3 \times 7 = 21$ sondern 22 Kapitel enthält, und wie Jesu Namenzahl nicht $111 \times 7 = 777$ sondern „unfassbar“, den Rahmen sprengend, ein weiteres 111 enthält, so dürfte auch die Päpsteliste $112 + 1$ Devisen nötig haben. Es liegt im inneren Sinn der mystischen Zahlenwerte.

Nun könnte es natürlich im Laufe der Jahrhunderte geschehen sein, dass sich ein Fehler in die Gleichsetzung der auftretenden Päpste mit den Devisen eingeschlichen hat, zum Beispiel durch falsche Zählung der Gegenpäpste, und dieser Vorwurf ist mehrfach erhoben worden. Dagegen steht, dass die nun

schon „offizielle“ Gleichsetzung gerade in den letzten Jahrzehnten ganz offensichtliche Erfolge vorweisen kann, denn die Devisen passen überraschend gut zu den jeweiligen Personen.

Nr. 107: Papst Johannes XXIII. (1958-63) unternahm als erster Papst weite Reisen, und schon in seinem Aussehen glich er eher einem gesunden Hirten als den asketischen Gestalten vor und nach ihm. Seine Devise lautet: „Pastor et nauta“, d. h. Hirte und Seefahrer, Reisender.

Nr. 108: Die Devise „Flos florum“ bedeutet: Blume der Blumen, Lilie. Papst Paul VI., war ein überaus intelligenter und feinsinniger Mann, aufrecht und rein im besten Sinne, sodass ihm dieser schöne Titel zu Recht gegeben werden darf.

Außerdem - und dieses doppelte Zutreffen kommt immer wieder bei der Gleichsetzung vor - enthält das Familienwappen der Montini, deren Spross Paul VI. war, Lilienblüten.

Nr. 109: Johannes Paul I. war nur knapp einen Monat lang Papst. Die Devise heißt: „De medietate lunae“ = Von der Halbheit des Mondes.

Nr. 110: Den Gegensatz dazu zeigt die nächste Devise an: „De labore solis“ = Von den Geburtswehen der Sonne. Mit ihr ist Papst Johannes Paul II. gut beschrieben. Sowohl seine recht lange Herrschaftszeit als auch seine Herkunft aus dem Osten, dem Geburtsort der Sonne, zeichnen sich klar ab.

Es bleiben also noch drei Päpste übrig: der „Friedenspapst“, der mit „Gloria olivae“ beschrieben wird, dann der 112., der in der Verfolgungszeit der (katholischen) Christen regiert, und schließlich Petrus, der wieder wie der erste Papst heißen wird und das Ende dieser Kette bildet. In seiner Zeit werden schwere Verfolgungen stattfinden, das „ewige“ Rom wird zerstört werden und die Kirche, die sich so hoch erhoben dünkte, wird von ihrem obersten Herrn selbst abgeurteilt werden.

Ich glaube, auch diese letzte Aussage hätte wohl anders gelautet, wenn es sich um eine Fälschung handeln würde.

Anmerkung

Mein Text ist unverändert von 1988 übernommen. Neuere chronologiekritische Erkenntnisse sind hier noch nicht zu erwarten. Sie können aber unschwer hineingedacht werden. Uwe Topper

Die Zwerchhälde von Sternenfels

K. Walter Haug

Das flächenmäßig über rund 150 x 150 m sich erstreckende Monument liegt am Ortsrand von Sternenfels im Hang der Hochebene. Von Oberderdingen kommend fährt der Autofahrer die steile Steigung zum Plateau hinauf. Dabei durchfährt er im Wald eine enge gewundene und steile Kurve. Genau dort befindet sich das Bauwerk linkerhand im Wald. Man sieht schon das hoch aufragende Bauwerk, auf dem sich an höchster Stelle die Hauptpyramide erhebt, vom Straßenrand aus.

Das Bauwerk steigt über drei Stufen an. Die untere und mittlere Stufe sind von der Straße über eine Rampe in der Böschung des Bauwerks erreichbar, die oberste Stufe, die Pyramide mit der Felshalle, über einen weiteren Eingang etwa 150 m die Straße hoch. Dieser etwas versteckt liegende Zugang ist zudem durch eine Aufschüttung für Fahrzeuge blockiert.

Es empfiehlt sich, den Kraichsee-Parkplatz unmittelbar unter dem Monument rechts im Wald anzusteuern und dort die Besichtigungstour zu starten. Vorsicht vor den Autofahrern in der gefährlichen Kurve!

Die Gesamthöhe aller Stufen dürfte die 40 m übersteigen. Die Pyramide allein erreicht eine Höhe von mindestens 20 m. Sie ist so steil, dass sie nur unter Mühlen zu erklimmen ist. Ihre Kuppe kann man auch von oben über das Industriegebiet erreichen und betreten. Dort liegt ein langer Parkplatz. An dessen Ende, auf dem Gehweg gegenüber, führt ein schmaler Pfad zwischen Bäumen und Büschen zur Steingrube. Er ist dermaßen verborgen und von zuwachsendem Gestrüpp bedroht, dass man ihn kaum erkennt. Leider kein Hinweisschild! Wenn Sie stattdessen über den Parkplatz des nahen Fabrikgeländes in das kleine Wäldchen wollen, können Sie bei Grundstucksverletzung Ärger mit dem grantigen Fabrikbesitzer und seinem lauten Hund bekommen.

Die Karte (Abb. 1) verdeutlicht den Grundriss. Die Felswände, die nicht nur rund um das Bauwerk verlaufen, sondern auch innerhalb auftauchen und jeweils eigene Felsraume auf separaten Geländestufen bilden, fallen sofort auf.

Das 1. Stufenbauwerk sitzt auf der untersten Felsterrasse. Noch ist nicht klar, ob es sich lediglich um eine Wehr-

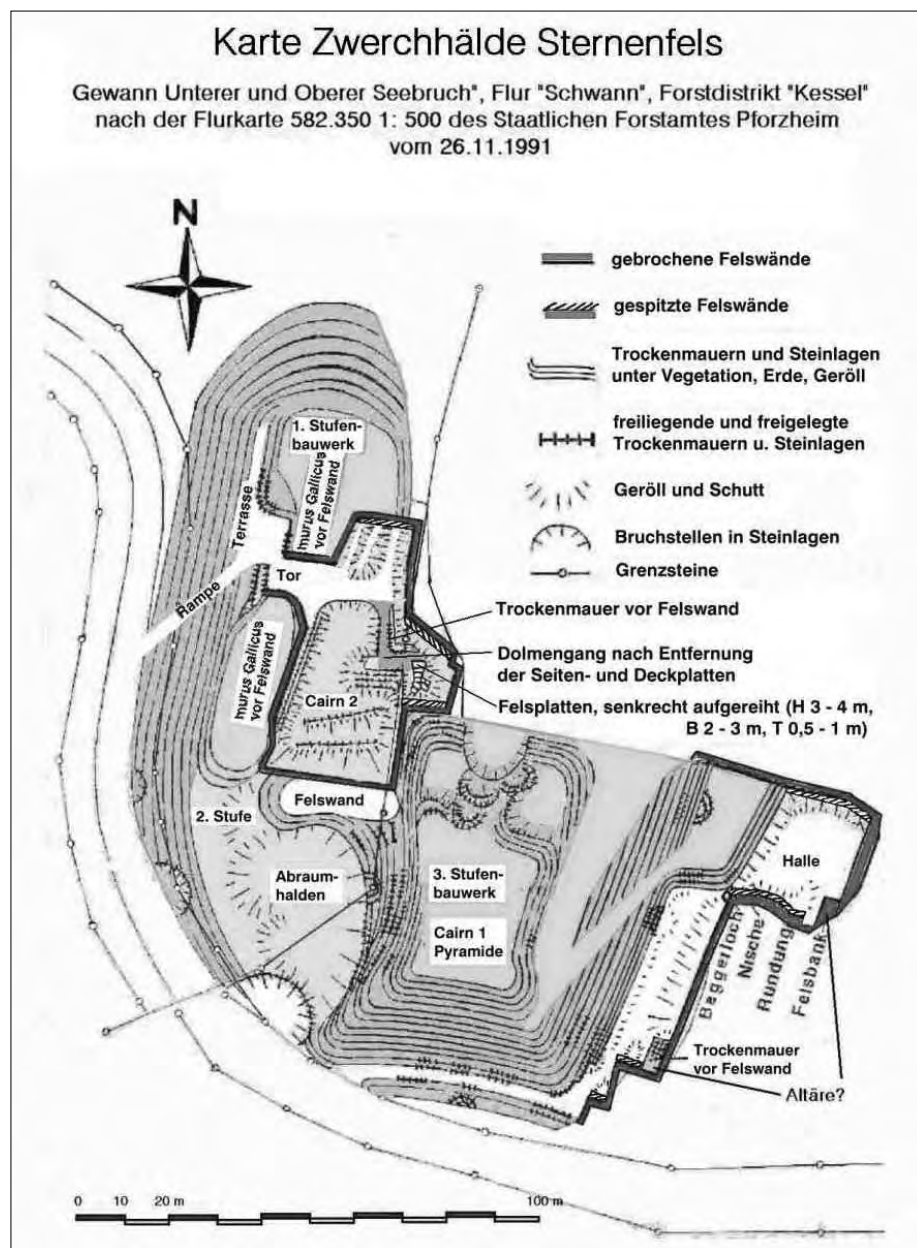


Abb. 1: Karte

mauer bzw. Bastion handelt oder auch ein Ganggrab/-gräber enthält. Auf der 2. Felsterrasse wurde Cairn 2, das 2. Stufenbauwerk errichtet. Der Cairn besitzt einen offen liegenden Grabgang. Cairn 1 bzw. die Pyramide steht auf der 3. Felsstufe.

Nach der Theorie der Staatsarchologen handelt es sich bei allen Erhebungen innerhalb der Felswände um Schutthalden. Jedem vernunftigen Menschen muss das krasse Missverhältnis ins Auge springen. Alle künstlichen Stufen sind offenbar Teil des Gesamtbauwerks – ein gigantisches Monument.

Auf der 2. Stufe sind echte Abraumhalden zu erkennen, die der mit Steinbrüchen sehr gut vertraute Geologe *Dr. Joachim* 1991 an der Uni Karlsruhe sofort als solche erkannte. Diese entstanden offenbar, als die Westseite der Pyramide bis zur Gemeindegrenze abgetragen wurde. Alle anderen Hügel und Stufen waren ihm unerklärlich und in seiner ganzen Praxis noch nicht begegnet.

Das auf der Karte als 2. Stufe bezeichnete Plateau könnte also ursprünglich genauso hoch wie die Pyramide gewesen sein.

Da hauptsächlich die Südwest-Ecke

des Bauwerks abgetragen wurde, könnte es einen rechtwinkligen Umriss gehabt haben, die ganze Ecke also dem Straßenbau geopfert worden sein. Es gab sogar Pläne, eine Umgehungsstraße direkt durch das Bauwerk zu führen. Zu bedenken ist noch, dass auch der Unterbau der Straße zum Bauwerk gehört haben kann, da ja auch dieser als eine hohe künstliche Stufe auf den Waldboden gebaut wurde.

Heiliger See

Dafür gibt es zwei Anhaltspunkte. Das Gelände wird auch „Sommerseelach“ genannt, was auf einen ehemaligen See in der Nahе schließen lässt. Tatsächlich findet man unterhalb des Geländes, südlich der Kreisstraße, am Waldrand auf den Talwiesen einen großen Damm, der einst das ganze obere Tal durchquert haben muss. Hier wurde ein weiteres Mal die Kraich aufgestaut. Der erste Stausee der Kraich befindet sich auch heute noch unmittelbar an ihrer Quelle unterhalb des Augenbergs, weshalb man spekulieren kann, dass dieser vordergründig natürliche Berg auch ein Grabmonument sein könnte. Ihre zweite Aufstauung bekommt die Kraich mit dem Kraichsee, der damit zum Cairn-Ensemble der nicht weit entfernten Kupferhalde gehören dürfte.

Die Zwerchhälde könnte natürlich schon längst durch sichere Gehwege und ausreichende Beschilderung erreichbar sein. Leider hat die Gemeinde noch nichts unternommen, da sie der haltlosen Expertise des LDA glaubt, die behauptet, dieses gigantische Bauwerk sei nichts als eine Abraumhalde. Doch auf einer Karte, die dem Entdecker aus dem Gemeindearchiv überlassen wurde, ist von Abraumhalden nicht die Rede, stattdessen werden die gewaltigen Formationen „Schanzen“ genannt. Man weiß also, dass es künstliche Bauwerke sind.

Wenn es sich nur um eine Abraumhalde handeln würde, warum ist diese direkt an der Straße nicht schon längst gesichert worden? Die Schutthalde müsste durch die zahlreichen Regengüsse seit der Aufgabe des Steinbruchs 1911 (der das Bauwerk lediglich plünderte) schon völlig durchweicht und abgerutscht sein. Die Versicherungen hätten sich schon längst melden und die Gemeinden auf die riskante Situation unmittelbar neben einer stark befahrenen Kreisstraße hinweisen müssen. Doch nichts von alledem. Massive Architektur erwartet Sie, ein Bauwerk, das Jahrtausende überdauert hat! Leider bietet sich ein derart unverstellter Blick nur in der vegetationsfreien Jahreszeit,

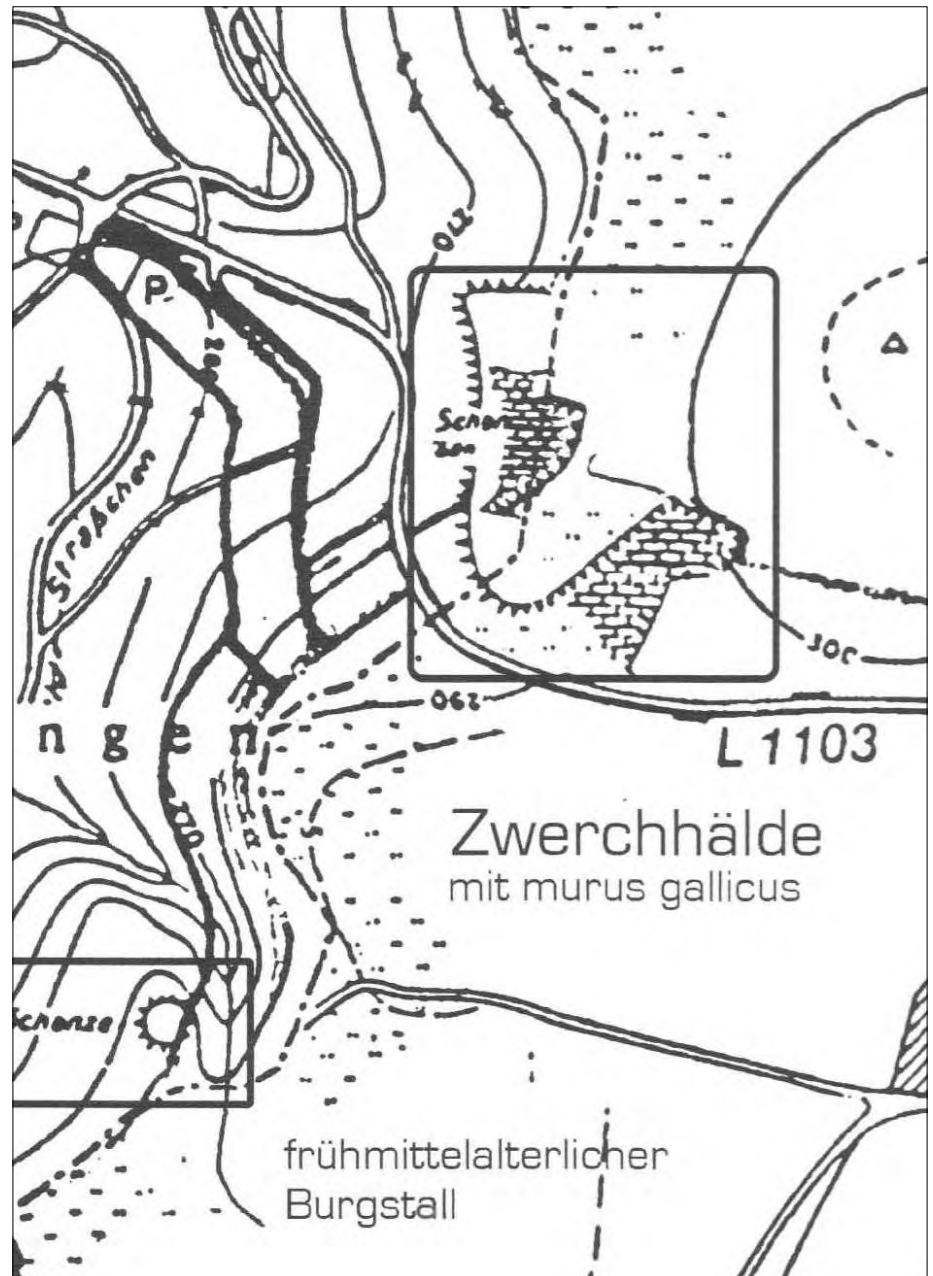


Abb. 2: Karte

am besten geeignet die Zeit von November bis März.

Anhand des Plans (Abb. 2) ist auch erkennbar, dass „Steinbruchbetrieb“, eigentlich die Plundierung eines Cairns (Cairn 2), nur innerhalb der Schanze stattfand. Tatsächlich findet man dort nur noch den etwa ein bis zwei Meter hohen Stumpf eines massiven Baukörpers und dessen offen liegenden Grabgang in L-Form (siehe Abb. 2).

Auf Abb. 3 ist das untere und mittlere Stufenbauwerk von Blickrichtung Westen zu sehen, ganz rechts im Bild die Südwest-Ecke der Pyramide, großteils von der 2. Stufe verdeckt.

Die schräg hinauf führende Rampe zum Felsraum mit Cairn 2 dominiert die Bildmitte, ist aber eigentlich nur an der flankierenden Baumreihe erkennbar.

Die Westseite der Pyramide erscheint im Hintergrund der Bäume auf ihrem Unterbau, der mittleren Stufe, nach Behordenmeinung alles eine einzige Abraumhalde (Abb. 4).

Abb. 5 zeigt die Westseite der Hauptpyramide aus der Nahе, rechts im Bild die Südwest-Ecke des im Vergleich zum Fahrzeug im Vordergrund riesigen Bauwerks.

Der obere Eingang der Südseite der Pyramide befindet sich ganz links im Bild auf Abb. 6. Wer den langen Zugang zur Felshalle betritt, sieht sich gleich mit diesem hoch aufragenden Bauwerk zu seiner Linken konfrontiert, für Jeden atemberaubend die schiere Höhe und Steilheit. Die Pyramide steht ja in einem Steinbruch, der untere Teil ist also durch das Gelände verdeckt. Welche Abraum-



Abb. 3: Das untere und mittlere Stufenbauwerk von Blickrichtung Westen, ganz rechts im Bild die Südwest-Ecke der Pyramide, grosteils von der 2. Stufe verdeckt.



Abb. 4: Die Pyramide, Westseite.

halde ist jemals inmitten des Steinbruchs höher als die umgebende Felswand aufgeschüttet worden? Wie absurd und lachlerlich ist die staatliche Theorie!

Falsch verstandener Naturschutz, vorgeschobene Forst-Interessen verhindern bis heute den baumfreien Blick auf unser hochkulturelles Erbe. Welche Firma kann diese windschiefen knorrigen Bäume überhaupt verwerten? Noch immer wird illegal Müll die Felswand hinunter gekippt.

Die südliche Hälfte der Ostseite der Hauptpyramide mit z. T. freigelegtem Bruchsteinmauerwerk an der Basis und auf dem Hang sehen Sie auf Abb. 7. Links und rechts im Bild Teile der umgebenden Felswand.

Abb. 8 zeigt eine der gemeielten Felswände im Bereich der mittleren Stufe, die Südseite der Felswandnische, in der mehr als zehn große Felsplatten in Versturzlage liegen (vgl. Plan Abb. 1).

Die große Felswand in der Halle, die Südwand, ist über und über mit Meiel-spuren versehen (Foto mit freundlicher Genehmigung des Geschichtsvereins „Rheingraf von Salm“, Philippsburg). Die Erosion schreitet unvermindert fort. Wie lange werden wir die monumentalen Hinterlassenschaften unserer keltischen Vorfahren noch bestaunen können?



Abb. 5: Die Westseite der Pyramide.

Es sind immer die Süd- und Nordwande, die gemeißelt sind, die anderen beließ man im Rohzustand (Abb. 9).

Auch die Nordwand der großen Halle war ursprünglich über und über gemeißelt. Der Teil jedoch, der aus weichem Tonschiefer besteht, zerfiel und lagerte sich unten am Fuß der Wand ab (Abb. 10). Unter diesen Ablagerungen jedoch sind Fragmente der ursprünglichen Oberfläche erhalten, zu sehen links unten über dem Schutt.

Der abrupte Wechsel von hartem Schilfsandstein zu Tonschiefer gibt

zu denken. Bei den Bauarbeiten etwa zwanzig Meter dahinter mussten die Bauarbeiter beim Ausheben der Baugrube keinen Sandstein mit Presslufthammern durchdringen, sondern hatten es gleich mit Tonschiefer zu tun, den der Bagger leicht ausheben konnte. Das bestärkt den Verdacht, dass das ganze Felsband aus oben aufsitzenden Felsblöcken besteht, die ähnlich perfekt verfugt sind, wie die Blockmauern der Maya und Azteken. Eine architektonische Glanzleistung unserer Vorfahren.

Gewissenhafte Geologen wie der



Abb. 6: Die Südseite der Pyramide. Der obere Eingang befindet sich ganz links im Bild.



Abb. 7: Die südliche Hälfte der Ostseite der Hauptpyramide mit z. T. freigelegtem Bruchsteinmauerwerk an der Basis und auf dem Hang.

Anfang der 90er Jahre noch junge Dr. Joachim von der Uni Karlsruhe oder Dr. Becker, Sachverständiger für Bergwerksgruben aus Siegburg, fanden es mehr als absonderlich, dass hier in den Abbau von Tonschiefer viel Arbeit investiert wurde, den niemand wirklich brauchen kann, aber als Baumaterial für die große Pyramide durchaus tauglich war und nachweislich verwendet wurde. Bei den Grabungen des Entdeckers kamen diese leicht zu legenden Platten immer wieder zwischen den Schilfsandsteinblocken zum Vorschein. Wenn dies ein normaler Steinbruch wäre, hätte man die Schilfsandsteinschicht, wenn es denn tatsächlich eine ist, horizontal weiter verfolgt und nicht mehr als dreimal so tief den wertlosen Tonschiefer aufgebrochen.

Verfugungen und Steinverbindungen, die der Steinmetz noch heute verwendet, um große Blöcke zusammenzufügen, sind eindeutig zu erkennen und als Beweis wohl mehr als ausreichend. Der Zapfen am hellbraunen Block ist leider durch die Erosion langer Zeiträume zerklufftet und abgebrochen.



Abb. 8: Eine der gemeiselten Felswände im Bereich der mittleren Stufe, die Südseite der Felswandnische, in der mehr als 10 große Felsplatten in Versturzlage liegen.



Abb. 9: Es sind immer die Süd- und Nordwande, die gemeißelt sind, die anderen beließ man im Rohzustand.

Die Basismauer an der Ostseite der großen Pyramide zeigt solide Schilfsandsteinplatten im Fassadenbereich, aber auch Tonschieferplatten als Hinterfüllung (Abb. 12). Wenn man bedenkt, welch großes Material auch die großen Pyramiden der Ägypter hinter den perfekt glatten Fassaden zeigen, dann wundert man sich nicht. Das jedoch als Vorwand zu nehmen, man hätte es mit einer Schutthalde zu tun, ist mehr als abwegig. Schutt wird weggeschüttet und nicht mit größter Sorgfalt für jeden einzelnen Stein aufgesetzt und penibel verfugt. Soviel Sachverstand müssten eigentlich auch baden-württembergische Archäologen haben, die aus solch fadenscheinigen Gründen die Entdeckung ablehnen.

Die Ausgrabungen der 90er Jahre erbrachten eindeutige Evidenz von Stufen im Hang des Bauwerks, das deshalb als (Stufen-)Pyramide bezeichnet werden kann (Abb. 13 und 14).

Die Freilegung der Hangbasis brachte eine komplett aus Platten geschichtete Mauer zum Vorschein (Abb. 15-18). Deutlich zu sehen ist, dass die vorderen Fassadensteine abgestürzt sind und davor schräg in Versturzlage zu liegen kamen. Aber von den verantwortlichen Archäologen Baden-Württembergs wird das als Ummauerung einer Abraumhalde bewertet. Als ob jemals in der Menschheitsgeschichte ein Steinbruchbetreiber auf die hirnverbrannte Idee gekommen wäre, seine Arbeiter für solch einen Unsinn zu bezahlen.

Auf die Idee, eine Pyramide als Abraumhalde zu bezeichnen, können auch nur Schwaben kommen.

Das Bild (Abb. 19) von der Anfangszeit der Ausgrabung im Winter



Abb. 10: Auch die Nordwand der großen Halle war ursprünglich über und über gemeißelt.

1990/91 zeigt, dass ursprünglich überhaupt keine Mauern an dem Hügel erkennbar waren. Lediglich einzelne Bausteine schauten unter Humus und Moos hervor.

Heute sind zumindest die Konturen eines gewaltigen Bauwerks erkennbar (Abb. 20). Wie viel Arbeit in die komplette Freilegung gesteckt werden müsste, ist kaum auszurechnen. Wohl deshalb schrecken die Archäologen in Wahrheit zurück. Wie schön es doch die Ägypter haben, billige Arbeitskräfte sind bei jeder Ausgrabung zur Stelle.

Nach dem Sturz eines Baumes kam eine Hangstufe zum Vorschein (Abb. 21). Seine Wurzeln hatten im Erosionsschutz der Jahrtausende keinen Halt mehr gefunden. Ebenso löste sich ein großer Felsblock aus der gegenüberliegenden Felswand und blieb am Fuß der



Abb. 11: Tonschieferschichten.



Abb. 12: Die Basismauer an der Ostseite der großen Pyramide zeigt solide Schilfsandsteinplatten im Fassadenbereich, aber auch Tonschieferplatten als Hinterfüllung.



Abb. 13 und 14: Die Ausgrabungen der 90er Jahre erbrachten eindeutige Evidenz von Stufen im Hang des Bauwerks, das deshalb als (Stufen-) Pyramide bezeichnet werden kann.

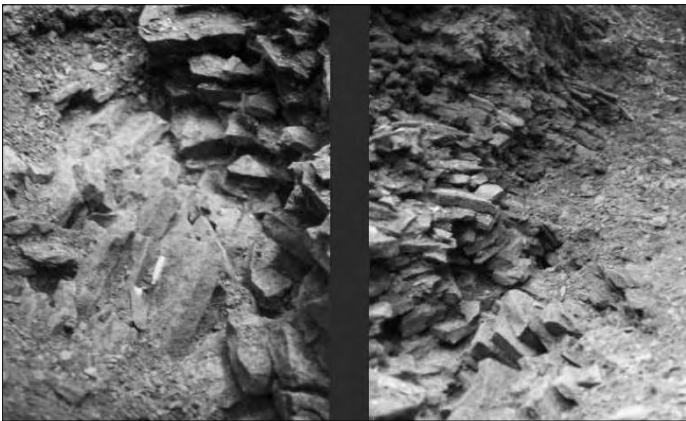


Abb. 15-18: Die Freilegung der Hangbasis brachte eine komplett aus Platten geschichtete Mauer zum Vorschein.



Abb. 19: Ursprünglich waren überhaupt keine Mauern an dem Hügel erkennbar.

Abb. 20: Heute sind zumindest die Konturen eines gewaltigen Bauwerks erkennbar.

Pyramide liegen. Doch das Mauerwerk der Pyramide ist so kohärent, dass es wohl noch weitere Jahrhunderte überstehen wird. Bis irgendwann badenwurttembergische Archäologen aus ihrer Dauernarkose erwacht sind und erkennen, was ihnen seit Bestehen groherzoglicher Altertumskunde durch die Lappen gegangen ist.

Man erkennt auf Abb. 22, wie steil das Bauwerk immer noch ist. Mit einer Hangneigung von 54o übertrifft es

sogar den Basiswinkel der Cheopspyramide mit 52o.

Am Ende der Rampe von der Kreisstraße zum Felsraum auf der unteren Stufe öffnet sich ein Tor (Abb. 23). Eine breite Barriere verhindert den unmittelbaren Zugang, die erst im Slalom umkurvt werden muss. Man muss also um einen Riegel herum laufen, der quer ins Tor hineingebaut wurde und etwa drei Meter dick aus Stein besteht. Einen derart im Slalomkurs betretbaren Zugang

nennt man „Skaeisches Tor“, wie uns Dr. Wieland vom LDA Karlsruhe versicherte. In Troja fand man ebensolche.

Als Zugang für einen regulären Steinbruch macht eine solche Konstruktion absolut keinen Sinn. Steinbruchbetreiber verstanden ihren Arbeitsplatz gewiss nicht so militant schützenswert. Im Gegenteil, der Riegel war mehr als hinderlich für die ein- und ausfahrenden Gespanne.

Auf Abb. 24 sehen Sie die Wehrmau-



Abb. 21: Nach dem Sturz eines Baumes kam eine Hangstufe zum Vorschein.



Abb. 22: Auf diesem Bild wird erkennbar, wie steil das Bauwerk immer noch ist.



Abb. 23: Am Ende der Rampe von der Kreisstraße zum Felsraum auf der unteren Stufe öffnet sich dieses Tor.



Abb. 24: Die Wehrmauer von oben betrachtet.



Abb. 25: Die Torflanke auf der rechten Seite ist schon reichlich zerstört, wie die gesamte Mauer zur Straße hin.

er, von oben betrachtet. Die Ausgrabung brachte den exakt geraden Verlauf des Mauerwerks in der Torinnenflanke zum Vorschein. An der Innenecke kam eine Steinbank zum Vorschein, als hätte dort der Torwächter gesessen.

Auf der rechten Seite ist die Torflanke schon reichlich zerstört, wie die gesamte Mauer zur Straße hin (Abb. 25). Man sieht aber deutlich, dass sie gemauert ist. Der Teil rechts unten ist noch besonders gut erhalten. Im Kern besteht sie jedoch aus gewachsenem Fels, der auf der Innenseite gut zu erkennen ist. Nur im Tor und zur Straße hin wurde aufgemauert. Ursprünglich dürfte die Mauer nach Süden hin genauso hoch wie innen gewesen sein. Einsturz, Abrutschen, vielleicht auch Plünderungen dürften ihren

Teil zur Zerstörung beigetragen haben. Heute erledigt der Rest das Wurzelnwerk der Bäume.

Auf Abb. 26 sehen Sie die linke, etwa zehn Meter dicke Torflanke während der Ausgrabung. Der Querschnitt bringt deutlich das ursprüngliche Hangprofil zum Vorschein. Während rechts der gewachsene Fels ansteht, erscheint links das ursprüngliche Erdreich im natürlichen Bogen des Hanggefalles. Auf dieses wurden Bruchsteine im Mauerwerk gesetzt (der dunkle, bemooste Teil). Diese Vormauerung dürfte vorne senkrecht abgeschlossen haben.

Die Freilegung der Vorderseite brachte das sorgfältig und trocken gefgte Mauerwerk aus rechteckigen Sandsteinen zutage (Abb. 27). Insbe-

sondere die Fassade bestand, wie man an den Resten direkt über dem Fundament erkennen kann, aus präzis behauenen Steinen, die somit eine perfekt glatte Fassade gebildet haben mussten. Es ergibt also ein ganz anderes Bild, als das heutzutage meist aus Reststeinen rekonstruierte grobe Bild von keltischen Wehrmauern. Diese Wand muss sehr repräsentativ gewirkt und durchaus den Eindruck eines gallo-römischen Tempels hinterlassen haben.

Abb. 28 zeigt die Felsmauer von innen, von der Felsnische gegenüber dem Tor betrachtet, das Tor ist rechts von der Mitte zu sehen, der zerstörte Dolmen gang zur Felsnische ganz rechts. Welcher Steinbruchbesitzer legt Wert darauf, seine Wirkstatte mit einer solchen, aufwendig



Abb. 26: Die linke, etwa 10 m dicke Torflanke während der Ausgrabung.

Abb. 27: Die Freilegung der Vorderseite brachte das sorgfältig und trocken gefügte Mauerwerk aus rechteckigen Sandsteinen zutage.



Abb. 28: Die Felsmauer von innen, von der Felsnische gegenüber dem Tor betrachtet, das Tor ist rechts von der Mitte zu sehen, der zerstörte Dolmengang zur Felsnische ganz rechts.

der Ägypter, selbst die Cheopspyramide, waren mit Mauern umgrenzt.

Den auf Abb. 30 zu sehenden Weg zwischen Bruchsteinmauerwerk bezeichnet der Entdecker als zerstörten Dolmengang. Die Böschungen links und rechts sind die Reste eines großen Cairns, der abgetragen wurde. Die Akten aus dem Ortsarchiv lassen darauf schließen, dass die Steinbrucharbeiten der Firma Treutle hauptsächlich hier auf Oberderdinger Seite stattfanden. Gewonnen wurden aus diesem neuzeitlichen Steinbruch, wie aufgezeichnet ist, keine großen Bausteine, -quader und -blöcke, sondern lediglich Pflaster- und Grenzsteine sowie Wetzsteine, alles Formate, die im Bruchsteinmauerwerk des Restcairns noch gefunden werden können.

Im Zuge der Abtragung des ganzen Cairns, der ursprünglich den Felsraum ausfüllte und den zu sehenden Gang vollständig bedeckte, müssen die tragenden Felsplatten und die Felsplat-

platten zur Herstellung von Mühlsteinen für die Sandmuhlen am Ort.

Der rechteckige L-Gang, der dabei aufgedeckt wurde, ist typisch für die Cairns im Morbihan/Bretagne, gleichartige L-Gänge sind auch in Kürnbach, Eibensbach und Würzburg-Randersacker entdeckt worden. Er führt zu einer Nische im Fels, wo die eigentliche Grabkammer vermutet werden kann. Das Bild (Abb. 30) wurde von dieser Nische aus aufgenommen.

Die Felsnische am Ende des abgewinkelten Grabgangs sehen Sie auf den Abb. 31-32. Ein alter Grenzstein senkt sein müdes Haupt. Im Hintergrund (Bildmitte) die großen, tonnenschweren Felsplatten in der Nische.

Die Felsplatten, mehr als zehn hintereinander in Schräglage gestaffelt und alle mehr als drei Meter im Rechteck, machen den Eindruck, als wären sie ursprünglich waagrecht gestapelt gewesen, bevor sie umsturzten. Vermutlich



Abb. 29: Fels oder Erdreich in Verbindung mit Bruchsteinmauerwerk kennt man schon seit der Bronzezeit oder den Kelten.

aus dem Fels gehauenden Sichtblende abzuschirmen? Zu viel Aufwand, für den kein Profit zu erzielen ist.

Fels oder Erdreich in Verbindung mit Bruchsteinmauerwerk aber kennt man schon seit der Bronzezeit oder den Kelten. Deren Wehrmauern wurden *murus Gallicus* genannt. Wenn dies ein sakraler Raum mit einem Cairn war, dann hatte er Schutz verdient (Abb. 29). Was die Wenigsten wissen, auch die Pyramiden

tendecke, aus denen typischerweise Ganggräber bestehen, heraus gerissen worden sein. Diese massiven tonnenschweren Steine waren am besten zu verwerten, und sie waren, wie man von anderen Gangfunden im Umkreis und bei Würzburg weiß, meist schon in Rechteckform gebracht, sodass keine aufwändige Umarbeitung mehr nötig war. Wie die Ortsakten zu berichten wissen, benötigt man die großen Fels-

wurde sie absichtlich aus ihrer ursprünglichen Position gebracht. Wenn das die eigentliche Grabkammer war, können wir davon ausgehen, dass diese großen Platten ein uberkragendes Gewölbe bildeten. Ähnliche Konstruktionen mit bis zu sechs Meter langen Felsplatten kennt man von Cairns auf den Orkney-Inseln, z. B. Maes Howe.

Seltsamerweise bieten die Felswände der Nische nur auf der Südseite genügend



Abb. 30: Diesen Weg zwischen Bruchsteinmauerwerk bezeichnet der Entdecker als zerstörten Dolmengang.



Abb. 31: Hier zu sehen ist die Felsnische am Ende des abgewinkelten Grabgangs.

hartes Gestein, das abbauwürdig gewesen wäre, das stellte sogar der Landeskonservator *Dr. Biel* selbst vor Ort fest. Diese Platten dürften also von außerhalb stammen.

Die Zwerchhälde ist nicht nur das erste, sondern bis jetzt das besterforschte Monument im Kraichgau. Trotzdem ist allfällig zu sehen, was noch alles getan werden muss, bis dieses stark ramponierte Glanzstück megalithischer Architektur der Öffentlichkeit presentiert werden kann. Vor allem die unschönen, wie Kraut und Rüben wachsenden Bäume müssen endlich weg!

Dann hat die Spatenwissenschaft auch eine Chance. Wenn die teuer bezahlten Staatsarchaologen von ihrem Zeitbudget her nicht in der Lage sind, dann könnten hier Freizeit- und Hobbygraber viel Nützliches leisten. Endlich würden die Stufen und Umfassungsmauern der Cairns bis zum Fundament freigelegt, wobei, wie eine Baggersondierung erbrachte, wohl mehr als zwei Meter tief gegraben werden muss. Vor allem aber könnte die Grabkammer von Cairn 2 vollständig von dem ganzen Lehm und Erosionsschutt befreit werden, der über die Felswandkanten von oben eingespült wurde.

Kreativität ist gefragt. Auch jetzt schon werden Sommerworkcamps für archäologische Projekte veranstaltet, wo die forschende Jugend ihre Neugier tatkräftig befriedigen kann. Gibt es etwas Lohnenderes, als die eigenen Pyramiden auszugraben?

Und wenn es die Oberderdinger Festival-Organisatoren hinbekommen, geht es am Wochenende zum mythologischen Keltenfestival mit Original-Dudelsackmusik auf die Wiesen in der herrlichen Landschaft am Fuße des Strombergs. ■



Abb. 32: Die Felsnische am Ende des abgewinkelten Grabgangs.



Abb. 33: Die Zwerchhälde ist nicht nur das erste, sondern bis jetzt das besterforschte Monument im Kraichgau.

Die Zwerchhälde vom (von) Sternenfels Pyramiden mit Inschriften in Deutschland

Erhard Landmann

Wissenschaft hat mit Wissen zu tun und nicht mit Glauben oder Nichtglauben oder glauben wollen oder nicht glauben wollen. Wissenschaft ist die logisch richtige Verknüpfung von wahren Fakten und Einzelwahrheiten, was allerdings den meisten Menschen schwerfällt, einschließlich vieler angeblicher Geistes-, Geschichts- und Sprachwissenschaftler. Glauben oder nicht glauben kann man dagegen alles, was man will. Glauben und Wissen sind Gegensätze. Wer sicher weiß, braucht nicht mehr zu glauben, wer ganz und gar nicht weiß, flüchtet sich in Glauben. Deshalb ist dieser Artikel für die Leute geschrieben, die wirklich wissen wollen und nicht für diejenigen, die glauben oder nicht glauben wollen.

Dort, wo ich wohne, im Vordertanus, spricht man von „geschichtsträchtigen“ Boden, weil man überall, in fast jedem Ort, archäologische Funde macht. Überall die gleichen Speerspitzen, Tongefäße und Tonscherben. In meinem Wohnort schreibt man sie den „Kelten“ zu. Niemand weiß genau, warum? Vier Kilometer nördlich sind die gleichen Speerspitzen und Tonscherben „römisch“, weil dort der römische Grenzwall Limes gewesen sein soll. Zehn Kilometer nach Westen sind die Funde „germanisch“, obwohl doch die „Germanen“ nördlich des Limes gewesen sein sollen und nicht südlich dahinter. Noch ein paar Kilometer westlich gehören die Funde anderen „germanischen“ Stämmen (Uwier, Matiakker usw. - alles Worte, die gar keine „Germanenstämme“ bezeichnen). Gehen wir dagegen 10 – 15 Kilometer in östliche Richtung, sind es plötzlich die Alemannen, denen man großzügig die Funde gewährt (aber nur in einem Ort), obwohl die Alemannen doch unten in Süddeutschland gegessen haben sollen. Wieder ein paar Kilometer weiter östlich geben die „Kelten“ noch mal ein kurzes Gastspiel, und noch weiter östlich, dreimal dürfen Sie raten, sind die „Römer“ wieder an der Reihe. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen“, könnte man mit Friedrich Schiller dichten. Dabei hat es die Kelten z. B. nie gegeben. Nur, weil man im Kapitel 11 der Genesis, Verse 29 und 31 und in anderen „lateinischen“ Schriften Worte wie „in Ur Chald eo rum“ – „im kalten ewigen



Abb. 1: Rohrförmiges Raumfahrzeug (Voynich-Manuskript)

Raum (der Galaxie) Ur“ und „Ur Chalda ea rum“ – „die kalte Galaxie Ur im Raum“ nicht richtig übersetzen konnte, hat man ein Volk der Kelten erfunden, das später ganz Kleinasien und Europa bevölkert haben soll. Merkwürdig nur, dass selbst die falsch übersetzten Texte von diesen keltischen Wanderungen und Eroberungen auch nicht berichten. Statt dessen wird überall das Wort „kalt“ als „keltisch“ propagiert. Es gibt nicht ein einziges schriftliches Zeugnis in „keltischer“ Sprache. Woher will man also etwas über „Kelten“ wissen? Nur weil man hier und da ein Wort in den selbst wieder falsch übersetzten „lateinischen“ und „altgriechischen“ Texten nicht einzuordnen weiß, erklärt man es kurzerhand für „keltisch“. Dasselbe bei den „Germanen“. Kein schriftliches Zeugnis. Hier behauptet man zwar, es gäbe Runen, aber die sind nur Zwischenräume sogenannter „lateinischer“ Buchstaben und um diese Zwischenräume dann lesen zu können, hat man dann eine „urgermanische“ Sprache dazu erfunden.

Wie leicht man Völker und Teilmöcher in unseren falschen Sprach-

Geisteswissenschaften erfunden hat, möchte ich hier, um mal ein Wortspiel zu kreieren, an dem „Witz mit dem Wort Witz“ demonstrieren. Nur weil irgendein ahnungsloser Depp das altdeutsche Wort „Witz“, das in der altdeutschen Sprache zwei Bedeutungen hatte, „Witz“ – der „Geist“ und „Witz“ – der „Hügel“, zu einem slawischen Wort erklärte, spricht man heute von den slawischen Stämmen der Wenden und Sorben (Das Wort „wenden“ ist weltweit nur in der deutschen Sprache zu finden. Nie hätte sich ein Volk mit diesem Namen benannt, wenn das Wort gar nicht Bestandteil der eigenen Sprache wäre). Im Süden Sachsen-Anhalts, in der Gegend um meine Geburtsstadt Zeitz, enden fast alle Ortsnamen auf „-witz“ und „-itz“ (der „Hügel“), weil sie ursprünglich auf Hügeln errichtet wurden. Auch viele Mayatexte, wie das „Popul Vuh“ sprechen ständig vom „hacavitz“ (der „Stadthügel“, „Hag, hac, haca“ – die „Stadt, das Gehege“) oder haben Formulierungen wie „up il vitz“ (den „Hügel hinauf eilen“) und ähnliche. Sollen also die Mayastämme etwa Slawen gewesen sein? Völlig absurd!

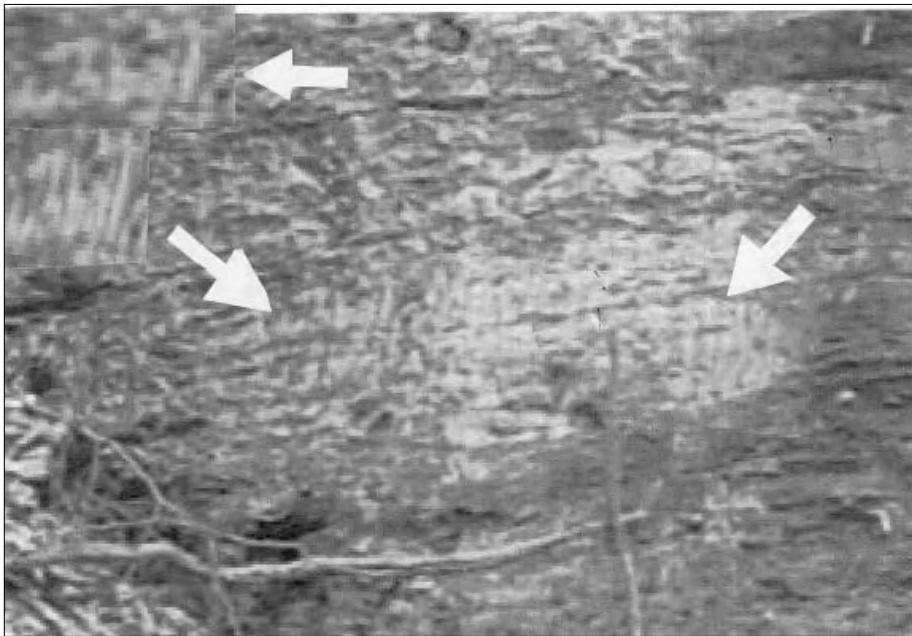


Abbildung 2: Inschrift von der Zwerchhölde in Sternenfels.

Wenn einem serbischen Fußballspieler die rote Karte gezeigt wird, sagt man auf Serbisch: „gruoni“ Kart. „Gruoni“ ist das klassische altdeutsche Wort für „grün“. Die Serben haben also irgendwann das Wort „rot“ durch das altdeutsche Wort „grün“ ersetzt, ebenso wie die Russen (Borussen, also Kleinrussen, werden die Prussen, die Preußen, genannt), die für „rot“ das Wort „krasni“ – „grasfarben“, also grün wie Gras, verwenden.

Wenn in alten Zeiten eine neue Stadt gebaut werden sollte, so musste gerodet werden. Die deutschen Ortsnamen wie Neurod, Rodalben, Rod an der Weil (Taunus) und Rottweil in Süddeutschland (zweimal derselbe Name in unterschiedlichen Schreibweisen) zeugen davon. Also haben „slawische“ Sprachen das altdeutsche „gorod“ (gerodet) zum Wort für „Stadt“ gemacht. „Nowgorod“ ist also nur das altdeutsche Wort für „neugerodet“, Neurod. Heute ist „gorod“ in den slawischen Sprachen oft zur Form „grad“ verkürzt worden, wie Belgrad (in Weißrussland) und Belgrad (Serbien) = die „weiße Stadt“.

Zurück zu den angeblichen slawischen Wenden: Weil man den altdeutschen Satz „S’ wan te witt“ = „es währte der Geist“ wieder einmal nicht übersetzen konnte (oder wollte?), machte man daraus einen Gott der Wenden namens „Swantewitt“, dem man dann ein Heiligtum auf der Insel Rügen zuschob.

Es gibt manchmal merkwürdige Zufälle. Gerade als ich bis hierher geschrieben hatte und überlegte, was ich noch als einleitende Erklärungen zum Verständnis dieses Artikels benötigte, läutete das Telefon und das folgende

Gespräch nahm mir gewissermaßen die Arbeit ab.

Ein Herr am Telefon sagte: „Sie behaupten in einem Ihrer Artikel, dass es keine Kelten und Germanen gab und keine Schlacht im Teutoburger Wald“. „Richtig“ antwortete ich. „Aber man hat Waffen bei Kalkriese gefunden“. „Waffen finden sie überall auf der Welt, weil die Menschen schon immer so dumm waren, wegen jeder Kleinigkeit Kriege zu führen. Im Mittelalter gab es sogar Kriege zwischen zwei benachbarten Städten“. „Aber man hat auch eine römische Maske gefunden“. „Man hat eine Maske gefunden, aber warum soll die „römisch“ sein?“. Der Herr schwieg. „Ihr müsst Euch mal von Eurem Kelten-Römer-Germanen-Schwachsinn verabschieden. Erst vor ein paar Tagen habe ich eine Internetseite entdeckt, wo rechte Spinner mein Buch in übler Weise zerfleddert haben, mit –zig Schreib- und Tippfehlern gerade in den Wortbeispielen, sodass sie völlig unsinnig wirken. Dann merken diese Kerle noch nicht einmal, dass sie mich genau für den Unsinn einspannen, den ich gerade widerlege. Dann sind sie zu feige, ihren Namen zu nennen und schreiben „von Erhard Landmann“ unter ihre Überschrift, sodass ein unbedarfter Leser meinen kann, ich hätte den Schwachsinn verzapft. Dabei begehen sie Urheberrechtsverletzung und Urkundenfälschung und meinen, weil sie sich hinter einer Adresse im Ausland verbergen, sie seien auch noch besonders klug. Hier werden vierzig Jahre wissenschaftlicher Arbeit kaputtgemacht und die Geschichtsfälscher und Wahrheitsvertuscher freuen

sich, dass ihnen ausgerechnet rechte Deppen die Arbeit abnehmen. Wie sagte schon Schiller im Wallenstein: die Wahrheit „einmal herausgegeben aus des Menschen Brust ... gehört sie jenen tückischen Mächten an, die keines Menschen Kunst bezwingen kann“. Kurzes Schweigen.

Dann sagte der Herr: „Und was ist mit der Irminsul?“ Mir fiel eine Redewendung ein, die wir in unserem mitteldeutschen Dialekt haben, wenn Leute besonders schwer von Begriff sind: „Man muss ihn mit der Nase reintitschen (reintauchen)“. Stellen Sie sich vor, jemand sitzt vor einem Teller Suppe und behauptet, es gäbe keinen Teller und keine Suppe. Also packt man ihn am Genick und taucht (titscht) ihn mit der Nase in die Suppe, von der er behauptet, es gäbe sie gar nicht. „Haben Sie zufällig ein altdeutsches Wörterbuch zur Hand?“ fragte ich. „Ja, ich habe hier am PC das altdeutsche Wörterbuch von Oscar Schade“.

„Wunderbar, das habe ich auch hier auf dem Schreibtisch liegen. Schauen Sie also bitte mal unter Irminsul“ nach. „Da steht hohe Säule“ sagte der Herr. „Was steht unter den vorhergehenden und folgenden Worten?“ „Irmingod = großer Gott, Irminman = Menschen, Menschenkinder, Irminthiod = Menschenvolk, Menschengeschlecht. „Vergessen Sie zunächst mal die Vorsilbe „Ir-“ oder besser gesagt, es gibt auch in anderen altdeutschen Texten und Wörterbüchern die Formen „Erminsul, Erminman, Ermingot und Erminthiod und es könnte auch Armin, Ormin oder Urmin heißen. Mit anderen Worten, es liegt hier die in der Sprachgeschichte verbreitete Tatsache vor, dass die Vokale a, e, i, o, u sich austauschen oder verändern. Und da stoßen wir auf das Ergebnis, dass es eigentlich Urminsul, Urminman, Urmingod und Urminthiod heißen muss.“

„Hm“ sagte der Herr etwas unentschlossen. „Was liegt hier insgesamt vor? Urminsul – ein säulenförmiges Raumschiff (auch Ster, Gal, Galgo, Cruz, Kahn, Karren [Karn] genannt und weltweit in unzähligen Säulen oder Obelisk dargestellt) vom Planeten Min in der Galaxie Ur, Urminman – Menschen vom Planet Min, Urmingod – ein Gott vom Planeten Min in der Ur-Galaxie und Urminthiod – ein ganzes Urvolk vom Planeten Min, nämlich unser Menschengeschlecht vom Planeten Min, unsere Menschheitsahnen. Sie haben hier auf vier hintereinander liegenden Zeilen eines altdeutschen Wörterbuches die gesamte Urgeschichte der Menschheit

(das, was man so schön Prähistorie nennt) vorliegen, und dies ist sogar im Voynich-Manuskript in einer Zeichnung abgebildet. **Unglaublich.** Aber wahr!

Deshalb heißt auch der angebliche germanische Feldherr in der angeblichen Schlacht im Teutoburger Wald „Armin (Urmin) der Cherusker“. Wenn nämlich das säulenförmige Raumschiff, die Urminsul, eine Kehre raus zum Himmel fährt und dann zur Erde wieder zurückkehrt, heißt das im Altdeutschen „Urmin(sul) cher us ker“. So wurde aus dem Raumschiff, das eine Kehre fuhr, ein „germanischer“ Feldherr namens Armin der Cherusker, und da man das Fahren nach außen in alten Texten auch „var us“ schrieb, „fahr raus“, wurde daraus gleich noch ein „römischer“ Feldherr namens „Varus“ gemacht. Die Urminsul, das Raumfahrzeug, bekämpfte sich also selbst, als es nach außen und dann eine Kehre fuhr.

In der angeblich persischen Königsgeschichte wird das noch toller. „Dari us“ („da draußen“) „Xerxes“ (eine Kehre gehen) und „Ardaxerxes“ (eine Kehre zur Arda, zur Erde gehen) sollen Großvater, Vater und Sohn eines persischen Königsgeschlechtes sein. Und an dem Namen „Darius“ („Dareios“) will man sogar die Keilschrift (mit den Tafeln ohne Keile) entziffern haben, und natürlich soll in der Vulgata angeblich von Darius und Co. die Rede sein. Sie sehen, der Schwachsinn unserer Geschichtsfälschung hat Methode und kann deshalb auch mit Methode widerlegt werden.

Aus dem Satz „Her Min uones“ – „her von Min“ hat man den angeblichen Germanenstamm der Herminones gezaubert, aus dem Satz „Her min g(e)ild us rex got ho rum“ („Her aus Min geeilt der Recke Gottes aus dem hohen Raum“) ist Hermingildes, der Gotenkönig, geworden. Wieder ein wunderbares Beispiel für Völkererfindungen.

Immer wenn in alten Texten, die man für Latein hält, das Wort „rum“ auftaucht, hat man die davor stehenden Buchstaben zu einem Volk erklärt, das es nicht gab. „In nomine Jesu Christi praecipio vobis“ bedeutet keineswegs, „im Namen Jesu Christi lehre ich euch“, sondern „inno min Ej E su christ ip ra E ci pi ovo bis“ – „Im Min stieg das Ei des (Gottes) E auf, als (wenn) der Strahl des E vorbei zieht bis zur Au.“

Der Herr unterbrach mich. „Gibt es darüber hinaus noch genauere Texte?“. „Jede Menge. Ich habe hier gerade das „Chilam Balam de Titzimin“ liegen, das kann ich fast so gut lesen, wie Sie Ihre Zeitung. Das Buch heißt also:



Abbildung 3: Keine Keilschrifttafel, obwohl sie eine sein könnte mit ihren winzigen Buchstaben, auch sie stammt von der Zwerchhälde in Sternenfels (Foto: K. W. Haug)

„Der Bau des Lahmen streben (oder „zielen“) tat (tit) zi (zu) Min“. Dieses Buch gilt als Hauptzeuge für die nicht existierenden Maya-Prophezeiungen über das Jahr 2012. Weil man solch wunderschöne altdeutsche Sätze wie „Ich can siho buluc (buruc) ahau“ – „Ich kann sehen die Burg (Stadt) in der Ahau (der Wasseraue)“ als Prophezeiung eines Mayakalenders verkauft. Und ein Heer von pseudoesoterischen und halb-esoterischen Magazinen, die auch noch von sich behaupten, gegen die falsche Wissenschaft und gegen die Geschichtsfälschung zu sein, schreibt beängstigende Artikel über das Jahr 2012 und setzt Teile der Menschheit in Ängste. Unverantwortlich! Der Herr schwieg eine Weile und sagte dann: „Das muss ich erst einmal verdauen. Vielen Dank für heute.“

Ich hatte den armen Kerl total überfordert. Übrigens, auch der Name Irmgard, dessen älteste Form Irmingard lautete (als „gard, garden“ wurden in alten Texten die Planeten bezeichnet, der Planet Erde hieß Mittilgard) gehört hierher.

Schon oft, wenn ich einen Spaziergang in meinem Wohnort machte und die Berge des Vordertaunus liegen sah, kam mir der Gedanke, dass zumindest einige dieser Berge künstliche Aufschüttungen sein könnten. Ich wusste, dass dies ein weltweites Phänomen war, dass es überall auf diesem Planeten nicht ausgegrabene Pyramiden gibt und dort überall kleine Inschriften in unseren Buchstaben zu finden sind.

Bei den Pyramiden Amerikas z. B. nicht nur die großen Hieroglyphen-

Inschriften, sondern auch überall kleinere Schriften mit unseren ganz normalen Buchstaben, was den Archäologen und Altamerikanisten aber bis heute noch nicht aufgefallen ist. Deshalb war ich auch gar nicht so sehr erstaunt (aber um so mehr begeistert), als ich erfuhr, dass man bei den Orten Sternenfels, Kürnbach u. a. Pyramiden ausgegraben hat durch eine „Cairn-Forschungsgesellschaft“ (Warum diese Leute sich allerdings mit dem verunzinten, pseudobretonischen Wort „Cairn“ bezeichnen, statt gleich das richtige Urwort Karren, Karn, zu nehmen, bleibt mir ein Rätsel. Es handelt sich bei diesem Wort Karn um das gleiche Wort, wie es im Wort Karneval vorkommt. Ein Karn, ein Karren, als Raumfahrzeug). Der Ort Sternenfels hat denn auch tatsächlich in seinem Stadtwappen eine dreistufige Pyramide mit einem 7-zackigen Stern, der für das Siebengestirn, die Plejaden steht.

Schon in meinem Buch „Weltbilderschütterung“ habe ich geschrieben, dass das Wort Pyramiden von „Pyra“- „Feuer“ und von „miden“ – „meiden, vermeiden“, also „Feuer vermeiden“ kommt. Pyramiden waren also nicht in erster Linie Grabstätten für Herrscher, wie die offiziöse Wissenschaft behauptet, auch wenn vielleicht im Einzelfall mal jemand dort bestattet wurde. Deshalb sind auch die meisten Pyramiden (außer einigen ägyptischen), oben nicht spitz, sondern abgeplattet. Sie waren Landplätze für Raumschiffe, die ja von gefährlichen radioaktiven Flammen und Strahlen umgeben sind, deren „Feuer“ die Bevölkerung „ver-

meiden“ musste. In den altdeutschen und altsächsischen Glossen bezeichnete man deshalb auch die Pyramiden als „irmansuli“, aus „Urminsul“, dem säulenförmigen Raumschiffen aus der Urganaxie wurde „irmansuli“.

Der nächste Hinweis auf die Beziehung von Pyramiden zu Raumfahrzeugen ist das Wort „Egypt“. Woher kommt dieses Wort und was bedeutet es? Wir bezeichnen heute ein Land in Nordafrika als Ägypten und alle Erwähnungen des Wortes in alten Texten beziehen sich angeblich auf dieses Land und sein Volk. „So ein Schmarren“ würden die Bayern sagen. Schon in alten irischen Texten, die aus dem 5. bis 7. Jahrhundert stammen sollen, kommen die Wortformen „E gif, E gipt, E goif, E gupt, E gup, E gyp, E gypt vor (Beachte: im heutigen kyrillischen Alphabet der Russen wird der Buchstabe „y“ noch immer als „u-Laut“ verwendet). Es handelt sich bei all diesen Wortformen (man muss das vorgesetzte „E“, nämlich den Gott „E Li“, abtrennen) um das in alt- und mittelhochdeutschen Wörterbüchern erwähnte Wort für Helm, Kuppe, Kopfbedeckung, Gipfel, Spitze und Glocke. Gemeint ist ein glockenförmiges Raumfahrzeug. Ein solches, wie es am 9. Dezember 1965 in Keksburg/USA abgestürzt ist, von Tausenden von Zeugen gesehen und trotzdem vom CIA erfolgreich abgeleugnet wird. Auch im „Dritten Reich“ soll man angeblich versucht haben, diese „Glocke“, dieses glockenförmige Fahrzeug nachzubauen.

Wie dem auch sei, die sprichwörtlichen „alten Ägypter“ hat es nie gegeben. Weil aber Raumfahrzeuge „hochfahren“ hat man im Zusammenhang mit den „ägyptischen“ Pyramiden von „Phara (h)o s“ gesprochen und machte daraus Herrscher. Auch die heiligen Plattformen der Osterinsel, heute „Ahus“ genannt, waren solche Pyramidenplattform-Landeplätze.

Der Name des Ortes „Sternenfels“ (der Fels derer, die von den Sternen kamen) spricht genauso wie das Stadtwappen für sich selbst. Kommen wir nun zu den dort üblichen Bezeichnungen für die Pyramiden „Zwerchhälde“ und „Rohrhälde“. Bereinigt man diese Namen von ihrem schwäbischen Dialekt und berücksichtigt man, dass in den altdeutschen Dialekten nicht zwischen „d“ und „t“ unterschieden wurde, haben wir hier die „Zwerghalte(stelle)“ und die „Rohrhhalte(stelle)“ vorliegen, den Landeplatz für Zwerg und für Rohre (rohrförmige Raumfahrzeuge) (Siehe Abbildung 1 aus dem Voynich-Manuskript). Dazu muss man wissen,

dass es in der altdeutschen Sprache ein weiteres Wort für Zwerg gibt, nämlich „Urkind“, Kinder aus der Galaxie Ur, den Plejaden. (Das Wort Kind ist hier als Mensch, Wesen zu verstehen). In den achtziger und neunziger Jahren wimmelte es in der UFO-Literatur nur so von kleinen grünen und grauen Männlein, wobei die meisten Beschreibungen wohl auf mitgeführte, kleine Roboter hinweisen (Glühbirnen in den Augen, steifer Gang ohne das Knie einzuknicken, grüne und metallgraue Farbe, Golems – gehende, gebrannte Lehme). Wie die Heinzelmännchen und Wichtelmännchen in Köln, wo wahrscheinlich mitgebrachte Haushaltsroboter ihre Arbeit verrichteten („Wie war zu Köln es doch vordem, mit Heinzelmännchen so bequem“).

Allerdings müssen wir uns auch, wie unsere Märchen und Sagen überliefern, auf lebendige, kleine Zwergwesen einrichten. Im „Popul Vuh“ und anderen Mayatexten ist von den „Alquih“ die Rede, von den Allwichten, den Wichten aus dem All. „Wih, Wich, Wicht“ bedeutete in der altdeutschen Sprache zunächst nur die „Person, das Geschöpf, das Wesen, aber auch die Dämonen. Die tanzenden Derwische von Konya („Derwisch“ – „der Wisch“, „Wicht“, die Person) stellen nach eigenen Angaben in ihren kreisenden Tänzen das „Kreisen der Welten“, der Planeten, dar und zeigen damit den außerirdischen Zusammenhang auch des Wortes Wichte, Allwichte.

In den Märchen und Sagen (siehe das Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot“) holten diese Zwerg vor allem Erze, Edelsteine, seltene Erden und Metalle aus den Bergwerken. Wohl ein wichtiger Grund für ihre Anwesenheit auf der Erde.

Einen besonders klaren Hinweis auf den Zusammenhang zu kleinen Wesen und Raumfahrzeugen bietet das Wort „Astrologie“. Dieses Wort bedeutete ursprünglich nicht die Vorhersage der Zukunft aus den Sternen. „Trolö“, „Trolle“ sind kleine Wesen, die in den nordischen Ländern selbst heute noch eine wichtige Rolle spielen und angeblich noch oft gesehen werden. Der „As“ („Asch“, die fliegende Untertasse) der „Trolö“ „gie“ (geht, fährt, fliegt). Und wir haben noch in der modernen deutschen Sprache die Ausdrücke „trollen“, „troll dich davon“, „troll dich weg“.

„Kobold“ und „Gnom“ werden im Unterschied zu den gutartigen Wichten, stets als Bösewichte angegeben und die Necques, Nixe, Nec und Neckes, von denen das Wort „necken“ kommt, sollen mal gutartige, mal weniger gut-

artige Neckereien begehen. Wenn Sie nun nachforschen, woher das Wort „Gnom“ kommt, heißt es immer, das Wort sei eine Erfindung von Paracelsus. Tatsächlich sprechen aber viele alte Texte vom „Planeta Gnom“, von einem Planeten namens Gnom, von dem die Gnome kamen.

Die Pyramide Zwerchhälde vom (von) Sternenfels diente also als Haltestelle für die Raumfahrzeuge, in denen solche außerirdischen Zwerg, Urkinder, Wichte (Wih, Wih) und natürlich auch größere außerirdische Wesen saßen, und auf der Rohrhälde hielten die Raumfahrzeuge in Rohrform und Säulenform, die Karren und Karns, die Stere, die glockenförmigen Egypts und die Asche der Trolle, und das ist schriftlich dokumentiert.

Schauen Sie sich Abbildung 2 an. Sie zeigt eine Inschrift von der Zwerchhälde in Sternenfels. Dort lesen Sie die Worte „wih bal“ – der „Ball der Wih, der Wichte“, das ball- oder kugelförmige Raumfahrzeug der Wichte. Ganz rechts können Sie dann noch lesen: „-s E sig“ – der Gott „E siegte“.

Offensichtlich gab es auch Kämpfe zwischen den verschiedenen Gruppen der Außerirdischen, die auf diesen Pyramiden-Landeplätzen Zwerchhälde und Rohrhälde landeten.

Die Abbildung 3 ist keine Keilschrifttafel, obwohl sie eine sein könnte mit ihren winzigen Buchstaben, auch sie stammt von der Zwerchhälde in Sternenfels. Leider habe ich nur diese weniger guten Fotografien bekommen. Aber ich fordere Sie alle auf, strömen Sie in Scharen nach Sternenfels und Kürnbach, nicht weil ich die dortige Touristikindustrie unterstützen möchte, sondern weil Sie, soweit Sie sich mit Fotoapparaten und optischen Geräten auskennen, dort jede Menge Inschriften fotografieren können. Sie haben jetzt eine große Chance, den Geschichtsfälschern ins Handwerk zu pfuschen. Mit diesen Fotos von Inschriften, wenn sie denn sehr gut gelungen sind, können Sie dann die Medien, Zeitungen, Magazine und Fernsehkanäle bombardieren, auf die Geschichtsfälschungen hinweisen und die Vertuscher der Wahrheiten über Außerirdische in Bedrängnis bringen. Über die saudummen Antworten, die Sie dann von diesen Medienvertretern erhalten werden (sollten Sie überhaupt eine Antwort erhalten) können Sie sich dann halbtot lachen.

Also, auf nach Sternenfels – Pyramiden in Deutschland. Sie sparen eine Ägyptenreise. ■

Thema Radiästhesie

Türme, Obelisken, Hochhäuser

Ferdinand W. O. Koch

Einst sammelte der Mensch Beeren, dann fing er an zu jagen. Um das Gebiet besser überblicken zu können, stieg er auf einen Hügel oder einen Baum. Da nicht jeder dazu in der Lage war, baute man später Aussichtstürme. Sie dienten aber auch dem Wanderer, der die schöne Aussicht genießen wollte. Wenn etwas weit reichen sollte, musste es hoch sein. War es der Klang der Kirchenglocken, das Sinnbild (Symbol) und sein Wirkungsbereich (z. B. das Kreuz auf dem Kirchturm), das Leuchtfeuer des Leuchtturms für die Schifffahrt usw.

Um die Strahlungsstärke zum Ausdruck bringen zu können, drückt



Obelisken in Luxor (Ägypten)

man sie heute in Bovis-Einheiten aus. Folglich stellen die Zahlen auf den Bildern die Bovis-Einheiten dar. Dabei bedeutet „“ tausend und „“ Million, ohne Vorzeichen = +.

Nun bekam das alles in der heutigen Zeit seine Steigerung. Also setzte sich ein Herr Eiffel zur Weltausstellung in Paris einen Stahlurm als Denkmal. Dabei muss man wissen, dass Metalle negative Erdstrahlen sammeln und verstärkt wieder abgeben. Nach einem Radius von 1,8 km beträgt die Strahlungsstärke noch -60' Bovis. Dies ist die Strahlungsstärke eines Handys, einer Satellitenschüssel, einer Funkuhr, Funktastatur, Funkmaus usw.

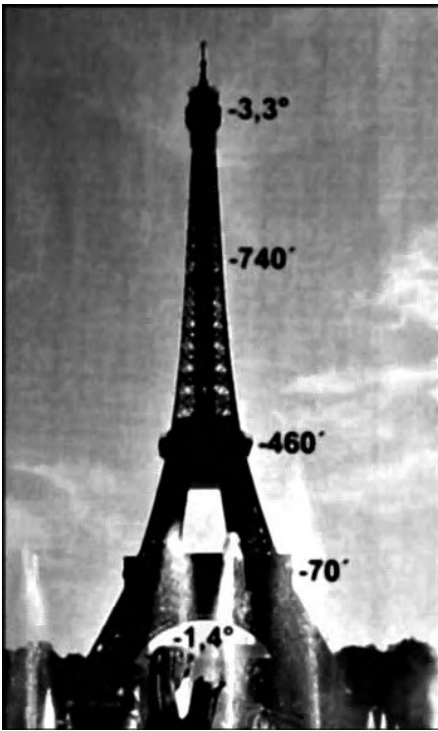
Heute baut man Fernsehtürme. Je höher, desto besser. Jeder will den anderen übertrumpfen und höher bauen als der andere, egal für was. Schon die alten Ägypter und die Iren haben die Wirkungsweise der „Himmelsnadeln“ gekannt. Sie wussten allerdings, dass man diese Gebilde auf positive Plätze stellen muss, um davon profitieren zu können. Wichtig



Rundturm von Ardmore, Co. Waterford



Fernsehturm in Berlin.

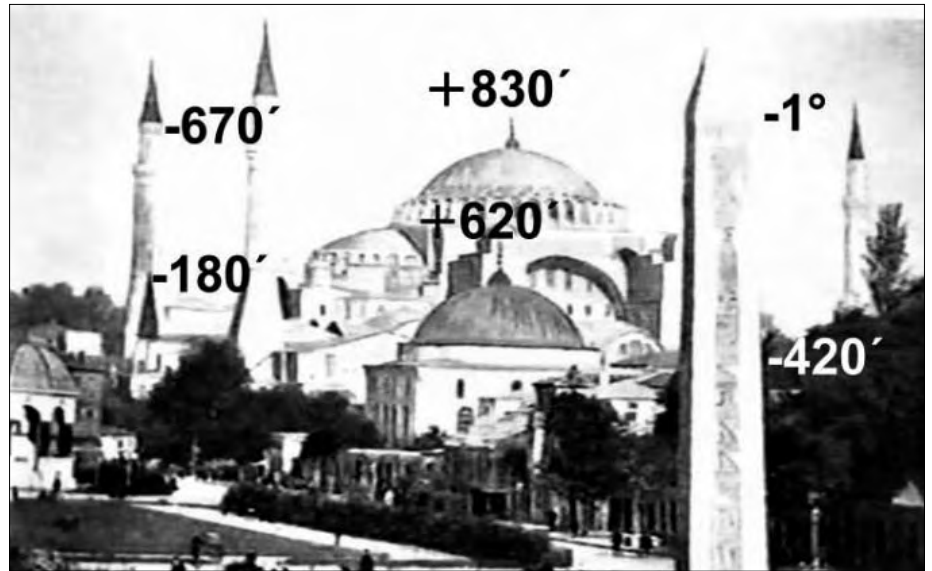


Der Eiffelturm in Paris

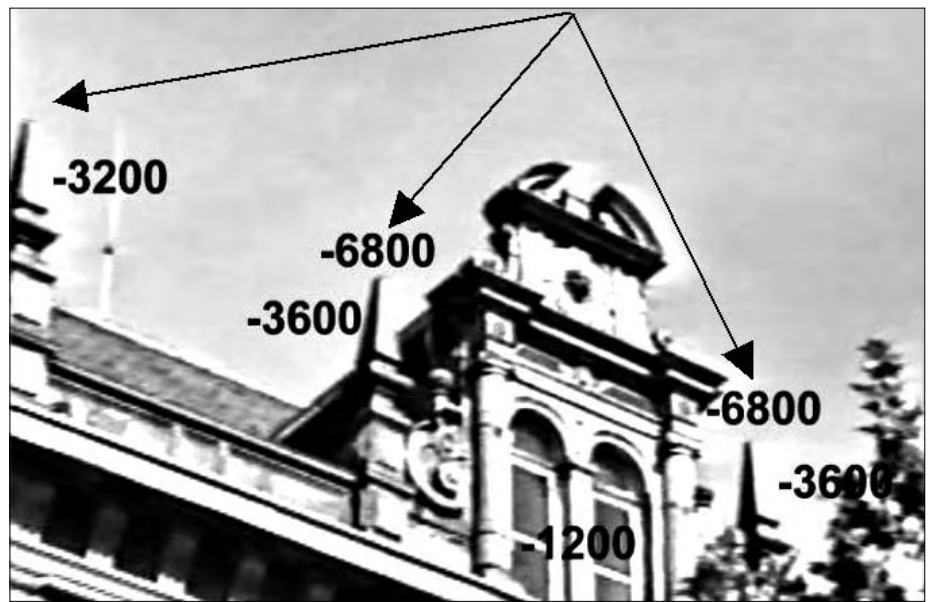
dabei ist, dass die Grundfläche nicht allzu weit über den positiven Platz hinausreicht. Anderenfalls wird das Negative mit einbezogen und nach oben geleitet, siehe Eiffelturm. Dasselbe gilt für Hochhäuser. Hier ist die Grundfläche z. T. sehr groß, womit sie enorm viel an negativer Energie sammelt und nach oben schickt – je höher, desto schlimmer! Das Stahlgitter hat sich negativ aufgeladen und gibt nun die Energie nicht nur verstärkt, sondern auch gestreut nach oben weiter. So wird die gestörte Fläche von Stockwerk zu Stockwerk immer größer.

Unsere neunmalklugen Räuber stahlen die ägyptischen Obelisken und stellten sie zu Hause auf. Doch, wenn zwei das Gleiche tun, ist es doch nicht unbedingt dasselbe. Man stellte das Diebesgut nämlich auf einen x-beliebigen z. B. negativen Platz. Der Erfolg ist eine negative Abstrahlung.

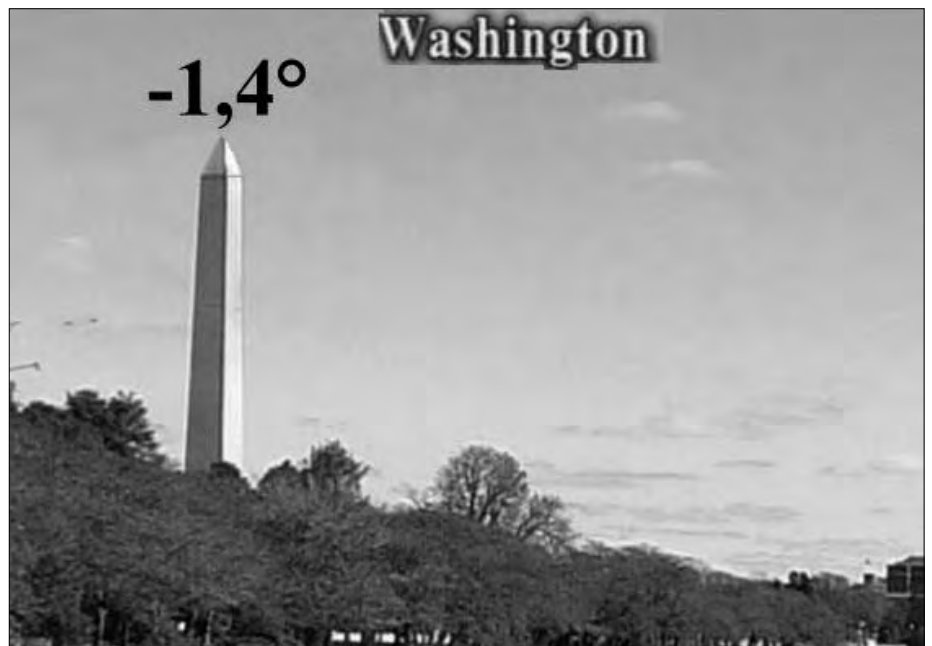
Als die Hagia Sophia noch christlich war, wusste man noch, wie man mit Energien umzugehen hat. Als sie moslemisch wurde und die Minarette hinzugefügt wurden, wusste man nicht mehr Bescheid, stellte sie auf negative Plätze, und so strahlen die „Bleistifte“ eben auch negativ. Die Einen wissen Bescheid, die Anderen nicht. Dabei gibt es eine interessante Erkenntnis. Jeder Kuppelbau sendet nach oben und unten eine positive Strahlung. Bei vielen Kirchen mit einer Kuppel ist in deren Mitte



Die Hagia Sophia in Istanbul



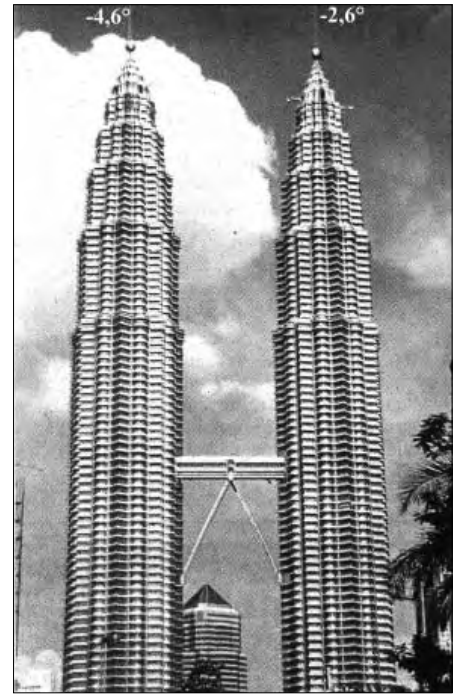
Ein Bürgerhaus mit Obelisken



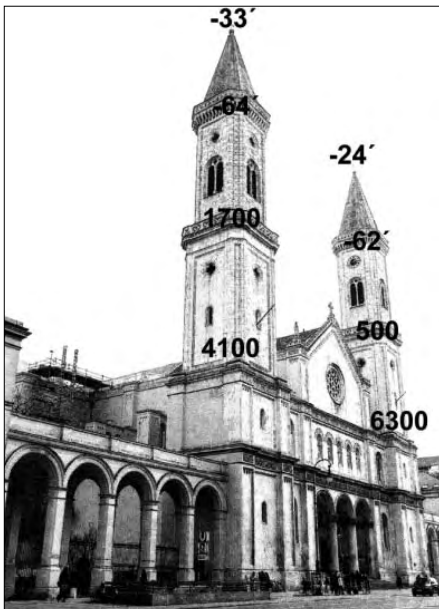
Washington



Eine Ortseinfahrt



Die Petronas-Towers in Kuala Lumpur



Die Ludwigskirche in München

am Boden eine Markierung. Stellt man sich dorthin, so kann man sich binnen kurzer Zeit positiv aufladen!

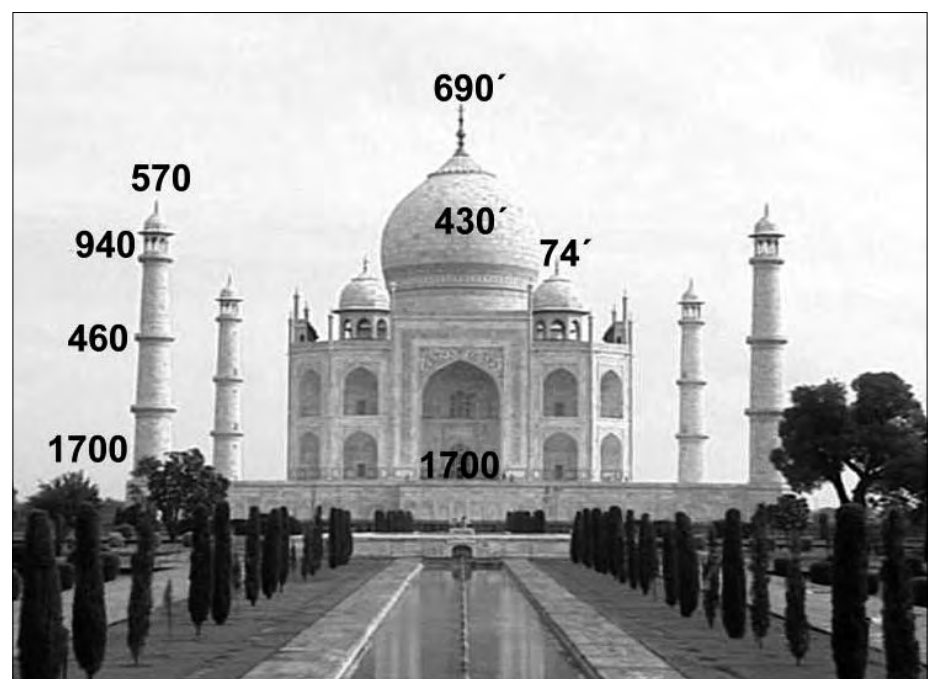
Nun wollte der kleine Mann natürlich auch einen Obelisken, also baute ihm der Architekt welche. Die negative Wirkung kam dann mit der Zeit. Genauso verhält es sich mit den Fernsehtürmen und den Hochhäusern. Da kennt das Größenwachstum keine Grenzen mehr! Hier besteht das Problem nicht nur darin, dass die große Grundfläche zu viel negative Energie aufnimmt und nach oben abgibt, sondern dass die Stahlgeflechtkonstruktion der Decken von Stockwerk zu Stockwerk die

beiden Türme der Ludwigskirche in München.

Dass die Totentürme in Indien negativ strahlen, kann man sich ja noch gut vorstellen. Fatal wird es aber nun wirklich mit den Fernsehtürmen und den Hochhäusern. Da kennt das Größenwachstum keine Grenzen mehr! Hier besteht das Problem nicht nur darin, dass die große Grundfläche zu viel negative Energie aufnimmt und nach oben abgibt, sondern dass die Stahlgeflechtkonstruktion der Decken von Stockwerk zu Stockwerk die



Totentürme in Indien



Beispiel wissender Baumeister: Tadsch Mahal in Indien

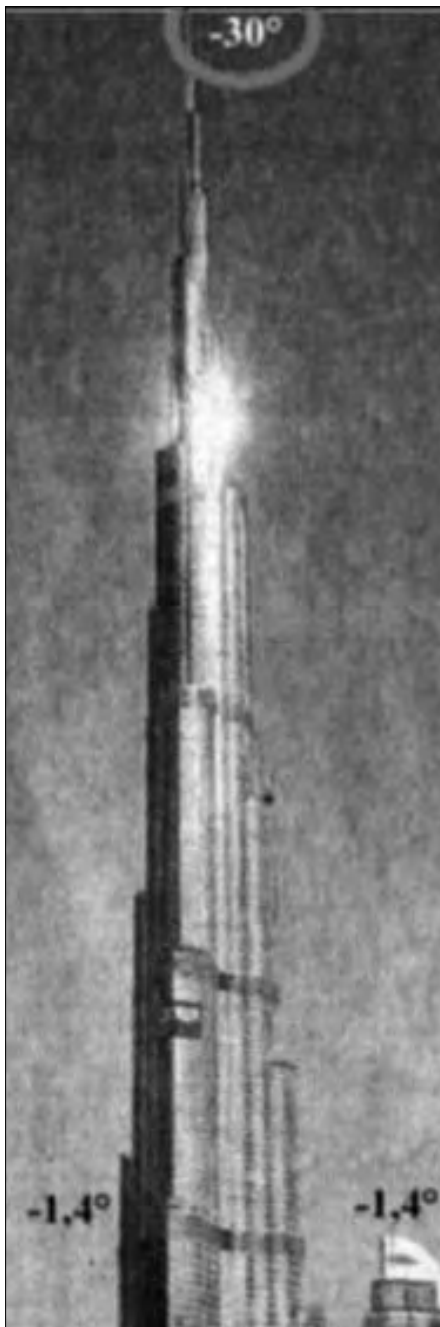
Strahlung verstärkt! Jeder Architekt will in die Geschichte eingehen, koste es was es wolle und sei es auf Kosten der Anderen. Der momentane Gipfel, im wahrsten Sinne des Wortes, ist das Hochhaus in Dubai, mit 818 m. Allerdings haben die Asiaten bereits angekündigt, in Kürze ein noch höheres bauen zu wollen.

Wann endet wohl dieser Wahnsinn? Anscheinend brauchen wir wieder einmal einen Turmbau zu Babel, um zur Vernunft zu kommen.

Derartige Beispiele könnte ich noch viele bringen. Die Radiästheten sind hiermit aufgerufen, meine Ergebnisse zu überprüfen. Vielleicht fahren Sie einmal auf einen Fernsehturm und prüfen die



Beispiel wissender Baumeister: Die Basilikus-Kathedrale in Moskau.



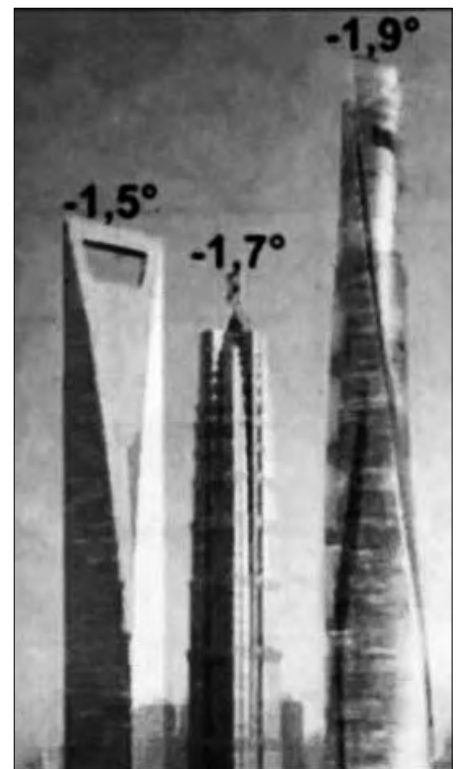
Dubai

Bovis-Einheiten. Wie Sie sehen, eignen sich dazu auch diese Zeitungsbilder aus Shanghai und Dubai. Wann gibt es wohl im Dubai-Hochhaus oben die ersten Kranken oder Toten? In 24 km Entfernung von der Spitze beträgt der Abstrahlwert noch 1° Bovis!

Fazit: Hohe, schlanke Bauwerke müssen eine kleine Grundfläche haben und auf einem positiven Platz stehen, wenn sie positiv wirken sollen. D. h. auf einem +Polpunkt oder dem Kreuzungspunkt positiver Gitter, heiliger Linien oder deren Kombination. Diese Bedingung kann ein Hochhaus niemals erfüllen!

Baute man früher so, dass die gute Energie möglichst viele Menschen erreichte, bewirkt man heute, aus Geldgier und Unwissen, genau das Gegenteil. ■

Ferdinand W. O. Koch
Siegendorfer Str. 1, 81825 München
Tel. 089-4315630



Shanghai

Thema Frühgeschichte

„Out of Africa“?

Andreas Delor

Dieser Aufsatz zeigt die völlige Unhaltbarkeit der „Out-of-Africa“-Theorie, jedenfalls, was die Herkunft der „Europiden“ und der „Mongoliden“ anbelangt. Nun, ich höre hier schon die höhnischen Bemerkungen: „Versuch's doch! Das hat schon so mancher getan und sich damit selbst disqualifiziert!“ Nun, die Unhaltbarkeit von „Out-of-Africa“ ist sogar *sehr einfach* aufzuzeigen.

Ich will noch bemerken, dass ich hier von der „ganz gewöhnlichen Zeitrechnung“ ausgehe, obgleich ich aus Gründen, die hier nicht näher auszuführen sind, der Auffassung bin, dass die Zeit (und sogar die radioaktiven Zerfallsprozesse, an denen sie gemessen wird) in früheren Zeiten völlig anders ablief als heute und gar nicht in Zahlen zu fassen ist. Aber darauf braucht man sich gar nicht einzulassen, schon die gewöhnliche Zeitrechnung reicht aus, „Out-of-Africa“ ad absurdum zu führen. Schauen wir uns also diese Theorie einmal genauer an:

Diese Auffassung geht – sofern sie vom Homo sapiens spricht; von der Out-of-Africa-These bezüglich der *Vormenschen* spreche ich hier *nicht* (die habe ich an anderer Stelle unter die Lupe genommen) – davon aus, dass ein erster Schub negridischer Menschen vor etwa 100.000 Jahren aus Afrika ausbrach (neuerdings gibt es Funde auf der Arabischen Halbinsel, die sogar 125.000 Jahre alt sein sollen) – einerseits in die *Levante* (Ostküste des Mittelmeeres, Israel, Libanon, Syrien); die bedeutendsten Funde sind in den israelischen Höhlen von Skhul und Quafzeh gemacht worden, andererseits über die arabische Halbinsel nach *Indien* (es gibt dort heute noch kleine schwarze Ureinwohner, die Gonds, durch Rudyard Kiplings „Dschungelbuch“ bekannt geworden), dann nach *Hinterindien* (Negritos, ihre 70.000 Jahre alten Spuren finden sich in Indonesien und Südchina), nach *Neuguinea* und *Australien*. An diesem Zug schwarzer Völker gibt es nicht viel zu rütteln – eine eindeutige Out-of-Africa-Bewegung.

In der Levante geben sie allerdings nur ein kurzes Gastspiel; früher und später lebten Neandertaler in dieser Gegend. Erst vor ca. 45.000 Jahren tauchten wiederum Homo-Sapiens-Menschen in

der Levante auf, etwa gleichzeitig mit den Cromagnon- und Aurignac-Menschen in Europa, in der Ukraine, ja sogar schon in Mittelasien. Wo aber kommen nun *diese* Menschen her, *wirklich* aus Afrika?

Zwei Spielarten

In der Out-of-Africa-Auffassung gibt es zwei Spielarten. Eine davon äußert sich so: „*Die genetische Distanz zwischen Afrikanern und Nicht-Afrikanern ist ungefähr doppelt so groß wie die zwischen Asiaten und Australiern und diese wiederum doppelt so groß wie die zwischen Asiaten und Europäern. (...) Demnach sollen sich Afrikaner (Negride) und Asiaten (Australide!) vor 100.000 Jahren getrennt haben, vor 50.000 Jahren Asiaten (Mongolide) und Australier, Asiaten und Europäer schließlich erst vor 35.000 bis 40.000 Jahren.*“ (Luigi Luca Cavalli-Sforza: „Stammbäume von Völkern und Sprachen“ in „Spektrum der Wissenschaft Spezial: Sprachen, Februar 2004; der Aufsatz selbst wurde aber bereits 1992 geschrieben.)

Es ist nicht zu leugnen: Dieser Befund deutet darauf hin, die Wiege des modernen Menschen, der demnach wohl zunächst schwarz war, habe in Afrika gestanden, er sei dann von dort nach Südasien ausgezogen und bis nach Australien gekommen, wandte sich in Ostasien gleichzeitig nach Norden, mutierte dort langsam vom negrid-australischen zum mongolischen Typus, um sich über Sibirien wiederum nach Westen zu wenden und dabei langsam in Weiße zu verwandeln, die dann Europa erreichten. Diese Theorie mag ja nun wunderbar aus den genetischen Daten gefolgert sein, sie hat nur einen kleinen Haken:

„*Die Schädelformen dieser ersten modernen (modern im Sinne von Homo sapiens im Gegensatz zum älteren Homo erectus) Fossilien Chinas ähneln noch nicht der heutiger Chinesen. Vielmehr gleichen sie, wie verschiedene Studien zeigen, frappierend denen mehrerer zehntausend Jahre alter moderner Afrikaner und Europäer. Selbst heutigen Afrikanern und Europäern sahen diese Menschen ähnlicher als heutigen Chinesen.*“ (Günter Bräuer: „Der Ursprung lag in Afrika“ in „Spektrum der Wissenschaft Dossier 1/04: „Die Evolution des Menschen II“)

Die frühesten Spuren von Mongoliden finden sich vor 20.000 Jahren im Nordostzipfel von Sibirien, östlich der Lena (in Dyukhtai) – Europäer gab es in Asien bereits lange vorher. 20.000 Jahre alte Mongolen (Djuktajer) können irgendwie schlecht zu 40.000 Jahre alten Europäern mutieren, es sei denn, sie hätten damals schon eine Zeitmaschine erfunden. Umgekehrt ist es merkwürdig, dass die älteren Australiden, aus denen sie sich entwickelt haben sollen, neben ihrer Mongolen-Umwandlung noch so lange unverwandelt in der gleichen Gegend weiter existiert haben sollen:

„*Leider sind aus der entscheidenden Zeit in den mittleren und nördlichen Regionen Asiens allenfalls eine Handvoll vermessbarer Schädelreste erhalten – die bekanntesten davon wurden in der oberen Höhle von Zhoukoudian bei Peking gefunden. Die drei Schädel des Homo sapiens werden auf ein Alter von 11.000 bis 28.000 Jahren geschätzt und haben in der Tat keinerlei Ähnlichkeit mit denen der mongolischen Völker. Vielmehr ähneln sie denen der heutigen Australo-Melanesier.*“ (Walter Alves Neves und Mark Hubbe: „Luzia und die Geschichte der ersten Amerikaner“ in „Abenteuer Archäologie“ 1/2004)

Die Mongolen hängen in der Luft

Wo man auch hinschaut im eiszeitlichen Asien, man findet überall Schwarze (Südasien und bis hoch nach Peking) und Weiße (Sibirien), da bleibt für die Mongoliden nicht viel übrig! Nun, man meint, sie hätten sich entweder aus nordwärts wandernden „Australo-Melanesiern“ oder aus ostwärts wandernden Europäern entwickelt, bzw. genauer gesagt: Europäer und Mongolen hätten sich aus gemeinsamen, in der Levante (Ostküste des Mittelmeeres) lebenden Vorfahren entwickelt, von wo aus die Europäer-Vorfahren (Cro-Magnon-Menschen) westwärts, die Mongolen-Vorfahren ostwärts gewandert seien. Diese beiden Varianten: aus Schwarzen oder (vereinfacht:) aus Weißen schließen einander allerdings vollständig aus.

Schauen wir doch einmal die frühesten mongolischen Funde an, die man überhaupt gemacht hat. Es sind die

der „*Dyukhtai*“ oder „*Djuktajer*“: „Die zweite Gruppe, die sich in der arktischen Region Nordostasiens niedergelassen hatte, waren die *Dyukhtai*, die überwiegend in der Nähe der Flüsse Lena und Aldan, östlich des Jenissei, lebten. Ihre Kultur wurde auf ein Alter zwischen 18.000 und 12.000 Jahren datiert, obwohl es unbestätigte Hinweise für eine noch frühere Siedlungsstufe gibt. Ihre Werkzeuge waren ganz anders als die der (weißen) *Mal`ta-Afontova*-Tradition.“

Neben anderen Dingen fertigten sie aus kleinen Steinklingen, die als Mikroklingen bekannt sind, sehr wirkungsvolle Werkzeuge an. Wir wissen nicht, woher diese Praxis stammt. Allerdings wurden im Norden Chinas ähnliche Werkzeuge gefunden, die etwa 22.000 Jahre alt sind, und ebenso in Japan, obwohl man letztere nicht verlässlich datieren konnte. Im Gegensatz zu den (weißen!) *Mal`ta*-Völkern waren die *Dyukhtai* eindeutig nach Osten orientiert, was eine besondere Bedeutung bekommt, wenn man den ersten Einwanderungszug über die Beringstraße nach Amerika verfolgt. (...)

Während der letzten Eiszeit gab es zwei Perioden – einmal von 50.000 bis 40.000 Jahren und wiederum vor 25.000 bis 14.000 Jahren – während derer die heutige Beringstraße trocken lag. Dies gilt auch für große Bereiche des Polarmeeres im Norden und der Beringsee im Süden. (...)

Beiderseits der Beringstraße weisen die frühesten Werkzeuge eine ähnliche mikrolithische Klingentechnik auf: diejenigen aus der sibirischen *Dyukhtai*-Tradition und jene, die man in Alaska fand, etwa in den *Bluefish-Höhlen* (etwa 13.000 v. Chr.), bei *Dry Creek* (9000 v. Chr.) und *Akmak* (8000 v. Chr.). (...) Auf der Halbinsel *Chukchi* (auf russischer Seite) wurden an verschiedenen Fundstellen des oberen Paläolithikum ähnlich alte Werkzeuge freigelegt.“ (Göran Burenhult: „Die Verbreitung über die Erde“ in „Die ersten Menschen“, Augsburg 2000). Oder:

„*Zeugnisse der Kultur der Djuktajer hat Professor Motschanow jedoch nicht nur an der Lena ausgegraben, sondern in ganz Ostsibirien – an der Indigirka, an der Kolyma und noch weiter im Norden. Sie gleichen, so sagt er und deutet auf den Aschenbecher vor ihm, den ältesten archäologischen Funden in Alaska „wie eine Zigarette der anderen.“* (Klaus Bednarz: „Östlich der Sonne – vom Baikalsee nach Alaska“, Reinbek b. Hmbg. 2003).

Einmal festgehalten: Die frühesten real existierenden mongolischen Spuren stammen also aus der Zeit vor 22.000 bis 18.000 Jahren und finden sich in der arktischen Region Nordostsibiriens, im Norden Chinas und in Japan – also im nordöstlichen Zipfel Asiens, während alle anderen – gleichzeitigen und früheren – menschlichen Spuren, weiter südlich und westlich davon gelegen, von Afrikanern und Europäern stammen! Die Afrikaner



Abbildung 1: Mongolen oder Indianer? „Alt-Mongolen“: Eingeborene von Taiwan (historisches Foto aus Peter Marsh: „Polynesian Pathways“).

sind in Asien den Funden nach (mindestens) 70.000 Jahre alt, die Europäer immerhin 40.000 Jahre; ein doppelt so hohes Alter als die Mongolen!

20.000 Jahre alte Mongolen (*Djuktajer*) können irgendwie schlecht zu 40.000 Jahre alten Europäern mutieren. Umgekehrt ist es, wie gesagt, merkwürdig, dass die älteren Australiden, aus denen sie sich entwickelt haben sollen, neben ihrer Mongolen-Umwandlung noch so lange unverwandelt in der gleichen Gegend weiter existiert haben sollen.

Angenommen, die Verwandlung von „Schwarz“ über „Gelb“ zu „Weiß“ hätte in Atlantis und zu viel früherer Zeit stattgefunden – sähen die Befunde von Cavallisforza dann anders aus? Er hat schon etwas Reales am Wickel gehabt, nur nicht so, wie er selbst es sich vorstellte.

Klammert man aber die Atlantis-Annahme einmal aus, dann sind die Mongolen weder von Europäern noch von Negriden, noch sind diese von ihnen ableitbar.

Einmal ist es also merkwürdig, dass die Mongolen ausgerechnet im nordöstlichsten Zipfel Sibiriens auftauchen, zum anderen, dass sie wesentlich später dort erscheinen als Schwarze und Weiße. Hinzu kommt, was nicht weniger bedeutsam ist: Es liegen kulturelle Wasserscheiden zwischen diesen drei Völkern. Die Grenze zwischen Europäern und Mongolen (*Djuktajern*) vor 20.000 Jahren etwas östlich der Lena ist absolut scharf, es gibt keine Übergänge, weder genetisch noch kulturell. Ebenso scharf ist die Grenze zwischen Mongolen und Australiden in Nordchina – und alle drei Völker treten in Nordostasien noch lange Zeit parallel auf.

Sehr verwandt aber sind die Spuren der *Djuktajer* denen früher *Indianer* in Alaska. Zudem sind es die ursprünglicheren Mongoliden, welche *Indianern* gleichen:

„(Die ostindischen Stämme der „*Synteng*“ und „*Khasi*“) gehören zur tibetisch-burmesischen Rasse, was nicht nur auf die alten Bergvölker Burmas, sondern auch auf die Bergstämme Tibets verweist. Sie sind mongolischer Herkunft, haben aber nur wenig ausgeprägte mongolische Merkmale, vielmehr eine recht helle Haut, große runde Augen ohne Mongolenfalte, eine stolze Haltung. In allem sehen sie den *Indianern Amerikas ähnlicher als den Mongolen Innerasiens*. Auch das verweist auf ihr hohes Alter, denn die Ausprägung mongolischer Züge ist eine späte Spezialisierung der Rassen Innerasiens, während sich die *Khasi* – wie die *Indianer Amerikas* – schon vor dieser Spezialisierung von den innerasiatischen Völkern getrennt haben müssen.“ (Heide Göttner-Abendroth: „Das Matriarchat“ II 1, Stuttgart 1991).

Es gibt also offensichtlich einerseits ältere „indianerartige“ Mongolide und andererseits jüngere „typische“ Mongolen mit Mongolenfalte, breiten vorspringenden Backenknochen und flachem Gesicht. Zu letzteren gehören auch die Innuits: „*Merkwürdigerweise erscheinen ein paar von jenen Merkmalen sehr häufig bei den Innuits Grönlands, deren flaches Gesicht sicherlich eine Anpassung an die extremen Umweltbedingungen ist und erst vor relativ kurzer Zeit entstand.*“ (Günter Bräuer: „Der Ursprung lag in Afrika“ in „Spektrum der Wissenschaft Dossier 1/04: Die Evolution des Menschen II“).

„Litte Turtle“

Wenn die „*Neu-Mongolen*“ (z. B. Chinesen, Eskimos) in Asien erst ganz spät auftreten, die „*Alt-Mongolen*“ zudem den *Indianern* gleichen, Amerika andererseits nach neueren Funden vermutlich bereits seit (weit?) über 30.000 Jahren besiedelt ist (s. u.), liegt es da nicht nahe,

den Indianern zu glauben, wenn sie Folgendes behaupten:

„Als im Winter 1797/98 der Häuptling der Miamis Little Turtle zu Verhandlungszwecken in Philadelphia, der damaligen Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten, weilte, lernte er den adligen Franzosen Graf Volney kennen, der vor der französischen Revolution nach Amerika geflohen war. Eines Abends kam die Rede auf die Einwanderung der Indianer aus Asien. Dieses Gesprächsthema ergab sich aus der Anwesenheit von fünf Tartaren in Philadelphia, deren äußeres Erscheinungsbild dem der Indianer ähnelte. Graf Volney schob Little Turtle eine Karte des östlichen Asien bzw. des westlichen Amerika hin und erläuterte ihm, indem er auf die Beringstraße zeigte, die europäischen Vorstellungen von der Herkunft der Urvölker Amerikas. Der Indianer erfasste rasch, scharfsinnig, wie er war, die Schwachstelle in der Überlegung des Grafen: ‚Warum können diese Tartaren, die uns so ähnlich sind, nicht aus Amerika gekommen sein? Hat man Beweise vom Gegenteil? Warum sollen wir hier nicht geboren sein?‘“ (René Oth: „Die wahre Geschichte der Indianer“, Augsburg 1999).

Die ganze wissenschaftliche Welt lächelt über solch naive Vorstellungen (die manche Indianer heute noch vertreten), auch der Autor obigen Buches, so wohlwollend er sonst den Rothäuten gegenübersteht – in Wirklichkeit spricht die Wahrscheinlichkeit aber absolut für die Anschauung des Häuptlings.

Einwand: Die sibirischen Fundstätten liegen wie Stecknadelköpfe in der ungeheuren Weite Asiens. So dünn sind sie gesät, dass man leicht geneigt ist, einzuwenden: Es sind so wenige Ausgrabungen in Sibirien gemacht worden, warten wir doch ab, bis hier mehr geforscht worden ist, da werden sich die Mongolen schon noch finden!

Ich glaube nicht daran: Vor 20.000 Jahren war der Kältehöhepunkt der letzten Eiszeit, Sibirien tatsächlich weitgehend entvölkert. Dagegen häufen sich in Südindien, Sri Lanka, Peking, Südchina und vor allem Südostasien ja tatsächlich viel mehr und ältere Funde – aber allesamt von Australiden.

Ich gebe ja zu, dass über die Datierungen – der Djuktajer genauso wie der Alaska-Indianer – sicherlich noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist. Die heute bereits verfügbaren Datierungen – sowie auf jeden Fall die Tatsache, dass die frühesten Mongolen am nordöstlichen Zipfel von Asien auftauchen – sprechen aber genau wie die scharfe Kulturgrenze für die Herkunft der Mongolen aus Amerika.

Umso heftiger müssen sie sich dann Asien erobert haben. Das Modell dafür hat Dschingis Khan geliefert: zusammenballen und losstürmen, nach Westen und

Süden rhythmisch anbrandend, bis heute (ich möchte betonen, dass dies keine Wertung ist: Eroberungen haben auch andere Völker unternommen; insbesondere die Weißen haben sich zu Beginn der Neuzeit allen anderen Völkern gegenüber im wahrsten Sinne des Wortes verheerend benommen!). Dabei differenzieren sich die Mongoliden langsam aus in Hunnen, Mongolen und Turkvölker, sibirische Völker, Finno-Ugrier, Chinesen/Tibetaner – und Südmongolen (Malaien). Eventuell sind aus Amerika bereits *verschiedene Stämme* eingewandert. Die Mongolen zieht es nach Süden und Westen, in rhythmischen Wellen bis nach Europa – Attilas Scharen sind bis nach Frankreich gekommen! Dieser unbändige Drang nach Westen – immer in die gleiche Richtung – ist das i-Tüpfelchen, welches mich nach allem anderen dazu gebracht hatte, die Mongolen nicht über Europa, sondern über Amerika kommen zu lassen.

Indianer

Der amerikanische Sprachforscher Joseph H. Greenberg („Der Sprachstammbaum der Ureinwohner Amerikas“ in „Spektrum der Wissenschaft“ Dossier Sprachen 2004) kommt aus der vergleichenden Betrachtung sämtlicher Indianersprachen zu drei deutlich voneinander unterschiedenen Sprachfamilien: die jüngste ist die der *Innuït* (und Aleuten), welche sich auch als Volk deutlich von den Indianern abheben. Nach Greenberg ist diese Einwanderung etwa vor 5000 Jahren anzusetzen und geschah entlang der Aleutenkette auf ihren Umiaks und Kajaks, welche die Eskimos auch heute noch benutzen.

Als zweitjüngste Einwanderungswelle konstatiert er die „*Na-Dene*“-Sprachfamilie um etwa 9000 v. Chr., zu denen die verschiedenen Stämme der *Athapasken* in Alaska und Nordwest-Kanada gehören. Von diesen haben sich in noch gar nicht so weit zurückliegender Zeit (etwa 900 – 1200 n. Chr.) die Navahos und Apachen abgelöst und sind nach Süden gezogen.

Diese beiden Sprach- und Völkerfamilien (Eskimos und Na-Dene) sind auch unter anderen Wissenschaftlern kaum umstritten, umso mehr allerdings die dritte Familie, welche Greenberg „*Amerind*“ nennt (sie umfasst alle übrigen Indianer Nord- und Südamerikas). Diese Völkerfamilie ist so völlig heterogen, dass Viele meinen, sie sei nicht auf eine Wurzel zurückzuführen, sondern auf mehrere. Oder die eine Wurzel liege unendlich weit zurück – was, da man mit großer Selbstverständlichkeit davon ausgeht, die Indianer kämen aus Asien, bedeuten würde, sie kämen bereits von dort als etliche grundverschiedene Stämme.

Denn in Amerika selbst gesteht man ihnen kein hohes Alter zu:

Das Alter der ersten Amerikaner

Bislang geht man davon aus, die nordamerikanische *Clovis-Kultur* (Beginn: etwa vor 12 - 15.000 Jahren) sei die älteste Indianer-Kultur gewesen. Wäre dies der Weisheit letzter Schluss, so können die Mongolen nicht aus Amerika gekommen sein, da ältere Völker schlecht von jüngeren abstammen können. Seit Längerem aber ist eine heftige Diskussion im Gange, ob das Alter der indianischen Bevölkerung (beider Amerika) nicht *wesentlich* älter ist:

„Die weiter verbreitete urindianische Bevölkerungsgruppe jedoch scheint aus den Nachfahren zweier zeitlich weit auseinanderliegender Wanderungsbewegungen hervorgegangen zu sein. Durch Analyse der für diese Gruppe typischen mitochondrialen DNS-Ausprägungen entdeckte Wallace, dass ein Großteil auf eine Bevölkerung zurückgeht, die vor 30.000 Jahren von ihren asiatischen Wurzeln isoliert wurde und mit der Besiedlung des amerikanischen Großkontinents begann. Eine dieser mitochondrialen DNS-Ausprägungen ist jedoch mit einem Alter von ungefähr 10.000 Jahren weit jünger. Es spricht – nach Wallace – alles dafür, dies als Ergebnis einer jüngeren, zweiten Wanderungswelle zu deuten (...)

Diese Entdeckung wird jenen Archäologen gefallen, die Belege dafür zu haben meinen, dass die Besiedlung Amerikas schon früh, nämlich vor 33.000 Jahren begann. Falls diese Belege für eine frühe Besiedlung stichhaltig sein sollten, dann bleibt immer noch das Rätsel zu lösen, warum sie so selten sind. Erst vor 11.500 Jahren beginnen die Anzeichen menschlicher Besiedlung wirklich zahlreich zu werden. Wallace vermutet daher, diese zweite indianische Wanderungsbewegung habe eine kulturelle Revolution ausgelöst, aufgrund derer diese spätere indianische Bevölkerung mehr Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen habe.“ (Roger Lewis: „Mitochondrien erzählen die Geschichte der Besiedlung Amerikas“ in „Die Indianer“, hrsg. v. Werner Arens u. Hans-Martin Braun, München 1993).

Nicht nur die DNS, nicht nur die Sprache, sondern allein schon das Aussehen, die Religion und die Gebräuche der verschiedenen Amerind-Indianerstämme Nord-, Mittel- und Südamerikas differieren untereinander so stark wie sonst nur zwischen den verschiedenen Großrassen. Die Indianer müssen *uralt* sein, mindestens genauso alt und heterogen wie z. B. die negriden Völker (Afrikaner und Australide).

Die älteste anerkannte Fundstätte in *Südamerika* ist Monte Verde in Chile (Alter: 12.500 – 14.700 Jahre). Bezüglich dieser Fundstätte wird immer wieder gefragt: Wie konnten die Indianer überhaupt so schnell von Nordamerika nach Chile gelangen?

Immerhin gibt es aber eine ganze Reihe von Fundstätten, die offenbar viel älter sind als die Clovis-Kultur (und Monte

Verde). Deren Datierungen – oder die Tatsache, ob es überhaupt menschliche Spuren sind – sind allesamt äußerst umstritten, das ist aber bei der Zähigkeit, mit welcher die „Clovis-Doktrin“ verteidigt wird, auch kein Wunder. Es sind dies:

- Los Toldos* in Argentinien (geschätztes Alter: 14.600 Jahre),
- Pachamachay*, Peru, (g. A.: 13.900 J.),
- Ayacucho*, Peru, (g. A.: 20.000 J.),
- Petra Furada*, Brasilien, (g. A.: 30 – 35.000 J.),
- San Luis Potosa*, Mexiko, (g. A.: 33.000 J.)
- Santo Tomàs Jalieza*, Mexiko, (g. A.: 25.000 J.),
- Chimalhuacan*, Mexiko, (g. A.: 33.000 J.),
- Yukon-Delta*, Alaska, (g. A.: 27.000 J.),
- Mill Iron*, Kanada, (g. A.: 26.000 J.),
- Cactus Hill*, Virginia, (g. A.: 17 – 18.000 J.) – und das alles wird getoppt von der
- Topper-Site*, South Carolina, (g. A.: 50.000 J.).

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Fundstellen vergleichbaren Alters (bis 40.000 und 50.000 v. Chr., sogar in Südamerika), von denen heute keiner mehr redet, weil sie längst – samt dem wissenschaftlichen Ruf ihrer Entdecker – von der Clovis-Fraktion „eliminiert“ wurden.

Ein Problem bzw. Phänomen für sich stellen von Silvia Gonzales auf 40.000 Jahre alt datierte mexikanische Fußspuren in vulkanischer Asche dar, die vor ein paar Jahren durch die Schlagzeilen geisterten. Diese Asche wurde aber bald darauf von geologischer Seite aus auf 1,4 Mio. Jahre datiert! Damit schien „das Problem vom Tisch“, denn damals *kann* es einfach keine Menschen in Amerika gegeben haben – meint man. Wenn aber doch? Die Fußspuren sehen einfach sehr menschlich aus! Und falls nicht, dann müssen es mindestens Menschenaffen sein – auch die aber „darf“ es in Amerika nicht gegeben haben! (Den von Marco Alhelm auf www.agrw-netz präsentierten 7 Mio. Jahre alten eindeutig menschlichen Fußabdruck in der Nähe Tiahuanacos, Bolivien, klammere ich einmal ganz aus, da er mir nicht nur Out-of-Africa, sondern zusätzlich noch den gesamten Darwinismus durcheinanderbringt.)

Das letzte Wort über die obigen umstrittenen Fundstätten ist jedenfalls noch lange nicht gesprochen – insgesamt sind es jedenfalls viel zu viele, als dass die Clovis-Doktrin weiter aufrechterhalten werden kann, ganz abgesehen von den Ergebnissen der Sprach- und Gen-Forscher.

Warum haben es eigentlich diese frühen Fundstätten so schwer, anerkannt zu werden? Weil die Funde, z. B. Steinwerkzeuge, *nicht eindeutig* erscheinen, zu wenig deutlich: Man kann sie auch als zufällig entstanden interpretieren. In der

Wissenschaft aber gilt: im Zweifelsfalle *gegen* den Angeklagten oder: Was nicht 100%ig eindeutig ist, ist nicht existent – so einfach ist es (allerdings fällt mit dieser Doktrin auch *sofort* die Clovis-Ideologie, überhaupt quasi die gesamte Vor- und Frühgeschichte. Sie funktioniert nur, wenn sie selektiv angewandt wird). Allerdings zeichnet sich ab, dass dies nur noch Rückzugsgefechte sind:

„Die Archäologen werden also noch eine Weile weiter und vor allem tiefer graben müssen, um zu beweisen, was einige von ihnen, unterstützt von Genetikern und Linguisten, vermuten. Bis sie fündig werden, wird wohl der Clovis-Mythos weiter erodieren...“ (Christian Nürnberger: „Wer kam als Erster nach Amerika?“ in: *Geo Epoche* Nr. 4, Oktober 2000).

Aufgrund der Tatsache, dass die Mongolen weder von asiatischen Negriden noch von Europäern ableitbar sind, ist tatsächlich unausweichlich, dass die Indianer definitiv über die Beringstraße nach Asien gewandert sind, nicht umgekehrt, dafür tauchen die Mongolen zu plötzlich und Übergangslos vor ca. 20.000 Jahren ausgerechnet in Nordostasien auf. Die Wahrscheinlichkeit spricht gewaltig für die amerikanische Herkunft der Mongolen.

Von wo aus aber kamen sie nach Amerika?

Nun gibt es aber neben der „Schwarz-Gelb-Weiß“-Variante Cavalli-Sforzas noch eine zweite Out-of-Africa-Lesart.

Zweite Out-of-Africa-Lesart

Diese wird heute von den meisten Forschern favorisiert. Danach hätten sich die Mongolen umgekehrt aus ostwärts wandernden Früh-Europäern entwickelt – bzw. beide aus gemeinsamen, in der Levante lebenden Vorfahren. Es gibt scheinbar angesichts der Absurdität von Cavalli-Sforzas Theorie gar keine Alternative. Allerdings müssten sich in *beiden* Out-of-Africa-Varianten genetisch und kulturell *fließende Übergänge* zwischen Europäern und Mongolen in Sibirien finden – tun sie aber nicht!

Der Sturm der Ainu

Um dies festzustellen, seien einmal die Fußstapfen der europäischen Asien-Einwanderer etwas genauer verfolgt:

Diese Nordeuropäer sind (zusammen mit frühen Cromagnons) in Frankreich ihren Werkzeugfunden nach vor 42.000 Jahren nachgewiesen (ihren Knochenfunden nach erst vor 35.000 Jahren) – es ist die „Würm-Pause“, die Zeit einer Zwischen-Erwärmung (Interstadial) innerhalb der letzten großen Vereisung, der „Würm-Wechsel-Wiscinson-Eiszeit“ (115.000 - 9500 v. Chr.), innerhalb derer es mehrere Zwischen-Warmzeiten gab; in der hier fraglichen Zeit das „Mo-

ershoofd-Interstadial“ von 48.700 bis 39.000 v. Chr. (Im Grunde geht aber das Erwärmungs-Zeitfenster der Würmpause von 51.500 bis 24.000 v. Chr.).

In *Griechenland* fand man Europäer vor 46.000, in der *Levante* (Ostküste des Mittelmeeres) vor 45.000 Jahren (daher die durchaus verständliche Meinung, sie seien aus der Levante und vorher aus Afrika gekommen), in der *Ukraine* vor 41.000 Jahren.

Geht man weiter nach Osten, so gibt es eine scheinbare zeitliche Lücke, denn der nächste Fundort ist *Sungir*, 200 km östlich von Moskau um 28.000 v. Chr.:

„Die berühmten, gut erhaltenen Gräber von *Sungir*, außerhalb von Moskau, erlauben uns sogar noch einen größeren Einblick in das rituelle Leben und die soziale Organisation der paläolithischen Großwildjäger. Hier waren sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen mit bemerkenswert reichen Grabbeigaben bestattet. Zudem waren sie in aufwendige Kleidung gehüllt und trugen Kopf- und Perlenschmuck aus Tausenden durchbohrter Tierzähne. Diese Gräber gelten als Hinweis für die Anfänge einer sozialen Schichtung unter den eiszeitlichen Gesellschaften der Jäger und Sammler.“ (Göran Burenhult: „Die Verbreitung über die Erde“ in „Die ersten Menschen“, Augsburg 2000).

Der nächste (sa)markante Fundort:

„Südöstlich von *Samarkand*, im Zentrum Asiens, liegt *Shugnou*, ein Fundort, der sich ebenfalls am Ufer eines Flusses befindet und zugleich eine der am höchsten gelegenen paläolithischen Fundstellen darstellt. Aus den dortigen Knochenlagern geht hervor, dass Pferde, Auerochsen, Wildschafe und Ziegen die häufigsten Jagdwild-Arten bildeten. Die ältesten Schichten von *Shugnou* werden auf ein Alter von 20.000 Jahren datiert. Die Lage dieser Siedlung zeigt, dass die Menschen aufgrund der wachsenden Bevölkerung gezwungen waren, sich weiter nördlich und höher im Gebirge anzusiedeln, noch dazu in immer kälteren Regionen.“ (Burenhult: „Die Verbreitung über die Erde“).

Weiter geht es in den Hindukusch und ins Altai-Gebirge; hier begegnen wir wieder der Zahl 40.000 v. Chr., welche aufzeigt, dass *Sungir* und *Shugnou* spätere Manifestationen einer Wanderung darstellen, die offenbar bereits vor 40.000 Jahren sehr schnell ganz Asien überrannt hat:

„Eine weitere Gruppe *Eurasier* drang unter den damals sehr harschen Bedingungen der Eiszeit in das Gebiet nördlich des Hindukusch ein, vermutlich weil sie durch neu entstandene Wüsten im heutigen Iran von der Rückkehr in den Nahen Osten abgeschnitten wurden. Hier, in Zentralasien, ist vor rund 35.000 Jahren der (genetische) Marker M45 entstanden. Funde von Steinwerkzeugen aus dem Oberen Paläolithikum in den *Altai-Bergen*, die auf rund 40.000 Jahre datiert werden, belegen, dass

damals die ersten Menschen Sibirien erreichten.“ (Wikipedia: „Die Ausbreitung des Menschen über die Erde“).

Offensichtlich ist bei diesem Sturm ein Teil der Menschen nach Süden in Richtung Indien abgeschwenkt, wo sich folgende Situation darbietet:

„Eine Gruppe orientierte sich nach Süden und besiedelte den indischen Subkontinent. Sie wird durch den zusätzlichen Marker M20 charakterisiert, der in Südindien bei etwa der Hälfte aller Männer auftritt, außerhalb Indiens dagegen nur noch zu ein bis zwei Prozent im Nahen Osten. Die Besiedlung Südindiens durch Männer mit dem Marker M20 muss vor etwa 30.000 Jahren abgelaufen sein. Hier liegt einer der wenigen Fälle vor, in denen der Y-chromosomale und der mitochondriale Stammbaum voneinander abweichen, denn Männer mit dem Marker M130 aus der ersten Besiedlungswelle sind kaum noch nachweisbar, während der mitochondriale Cluster M gut repräsentiert ist. Dies wird dahin gehend interpretiert, dass die männliche Bevölkerung aus der ersten Besiedlungswelle getötet wurde bzw. sich jedenfalls nicht mehr fortpflanzen konnte, während die Einwanderer sich die Frauen nahmen.“ (Wikipedia: „Die Ausbreitung des Menschen über die Erde“).

Es zweigen aus dem West-Ost-Strom also einige Menschen nach Indien ab und finden eine Urbevölkerung vor, die sie vielleicht unterwerfen. Diese Vorbevölkerung ist negrid, man sieht es daran, dass insbesondere viele Süd-Indier (Drawidas) sich als Mischlinge von Schwarz und Weiß ausnehmen; andererseits gibt es als austerbende Urbevölkerung tatsächlich auch heute noch in Rückzugsgebieten die bereits erwähnten kleinen, schwarzen Gonds (sie scheinen den Negritos verwandt zu sein).

Fußstapfen der frühen Europäer finden sich aber auch noch weiter im Osten: „Während des oberen Paläolithikums waren Sibirien und der Nordosten Asiens von zwei völlig verschiedenen kulturellen Gruppen besiedelt. Die *Mal'ta Afontova* ist vermutlich die ältere von beiden und trägt ihren Namen nach zwei Fundstellen im Jenissei-Tal, unweit des Baikalsees. (Die anderen sind die „Djuktajer“, Mongolen, AD.) Vor etwa 22.000 Jahren hatten sich Menschen in dieser arktischen Umgebung niedergelassen. Sie wohnten in Langhäusern und jagten hier und auf den Ebenen weiter südlich Großwild, darunter auch Mammute und das Pferd. Abgesehen von bearbeiteten Steinwerkzeugen wie Speerspitzen, Schabern und Meißeln, fertigten sie auch Werkzeuge aus Knochen, Geweihen und Elfenbein an, ja sogar kleine Frauen- und Vogelfiguren. Ganz eindeutig unterhielt diese Gruppe enge Verbindungen zu den zeitgenössischen Kulturen des Westens, besonders zu denen Osteuropas.“ (Burenhult: „Die Verbreitung über die Erde“).

„Sibirische Figurinen, wie einige derer, die am Baikalsee gefunden wurden,



Japanischer Ainu; historische Aufnahme. Man sieht deutlich die Verwandtschaft mit russischen Charakter-Gesichtern, etwa Tolstoi. Man sieht an diesem und an anderen Ainu-Fotos deutlich, dass das Europäer sind.

repräsentieren die östlichsten Beispiele der weitverbreiteten und ausdauernden *Venus-Tradition*. Ganz ähnliche Schnitzereien entstanden über eine Strecke von beinahe 8000 km bis zur Atlantikküste. Die Großwildjäger des eiszeitlichen Eurasiens müssen also intensive Kontakte untereinander gepflegt haben.“ (ebenda).

Ein weiteres kulturelles Indiz: In der französischen Höhle „Les Trois Frères“ ist – eine der wenigen Menschendarstellungen innerhalb der Höhlenmalereien des Magdalénien – eine Figur dargestellt, welche die meisten Wissenschaftler für einen mit Hirschgeweih tanzenden bärtigen Schamanen halten. Geweih-Kopfaufsätze zu genau demselben Zweck finden sich im mesolithischen Deutschland, und noch die Germanen kannten einen Hirsch-Kult (die Cherusker des Arminius sind „Hirsch-Leute“). Mit Geweih-Aufsätzen tanzen sich aber heute noch sibirische Schamanen in Trance! Vermutlich haben die nordischen Völker auf ihrem Zug nach Osten den schamanischen Hirsch-Kult auch nach Sibirien gebracht:

„Ein seltener Glücksfund im schon mehrfach genannten Erfttal (südwestlich von Köln) bei Bedburg erlaubt einen faszinierenden Einblick in die religiöse Gedankenwelt der mittelsteinzeitlichen Jäger und Sammler in Nordrhein-Westfalen. Es sind zwei kapitale Rothirschgeweihe, denen jeweils ein größeres Stück des Schädeldaches anhaftet. In beiden Fällen wurde das Schädeldach mit zwei Löchern versehen.

Derartige Objekte werden von Prähistorikern als Hirschschädelmasken gedeutet. Darunter versteht man einen Kopfschmuck, der vermutlich mit dem Fell und den Ohren

des Hirsches auf dem Kopf eines Zauberers befestigt war. Festgehalten wurde diese Maske durch Lederriemen, die man durch die erwähnten Löcher zog.

Eine derartige Vermummung ist auf einer etwa 13.000 Jahre alten Darstellung aus dem Magdalénien der Höhle Les Trois Frères im französischen Pyrenäenvorland zu sehen. Offenbar wollten sich die damaligen Schamanen damit in ein Mischwesen verwandeln, dem sie übernatürliche Kraft nachsagten. Zu dem Hirschgeweih kamen als Teil der Verkleidung in Les Trois Frères Attribute vom Bären, vom Pferd und vom Raubvogel.

In ähnlich abenteuerlich aussehender Aufmachung tanzten noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Schamanen der sibirischen Tungusen, wenn sie sich in Ekstase versetzten, um Krankheiten zu heilen oder erneutes Jagdglück zu beschwören. Die Hirschschädelmasken aus dem Erfttal bezeugen, dass im Rheinland in der ältesten Mittelsteinzeit um 8000 v. Chr. vergleichbare Rituale praktiziert wurden.“ (Ernst Probst: „Deutschland in der Steinzeit“, München 1999).

„Schlaglichter auf die Religion der Duvensee-Gruppe werfen vor allem die Funde von Hirschschädelmasken aus Mecklenburg (Hohen Viecheln, Plau) und Brandenburg (Berlin-Biesdorf), die mit dem Kult in Verbindung gebracht werden. (...) Auch in Star Carr (England) wurden solche Masken entdeckt. Das dortige Fundgut wird ebenfalls der Duvensee-Gruppe zugerechnet.

In Hohen Viecheln fand man zwei jeweils aus der Stirnpartie eines Rothirschschädels gearbeitete Masken mit abgetrenntem Geweih. Sie wurden vermutlich von Schamanen vor das Gesicht gebunden und bei kultischen Tänzen oder bestimmten Zeremonien getragen. Vielleicht wollte man damit den Verlauf von größeren Jagdunternehmungen günstig beeinflussen. Höchstwahrscheinlich haftete dabei das Hirschfell noch an der Maske. Eigens geschaffene Öffnungen neben den Augenhöhlen sorgten für ein gutes Blickfeld des vermummten Schamanen. Durch ovale Löcher an den Seiten des Schädeldaches konnte man eine Schnur ziehen und damit die Maske unter dem Kinn bzw. dem Nacken festbinden. In Plau und Berlin-Biesdorf barg man jeweils eine Hirschschädelmaske.“ (ebenda).

Also ein Kult, über Frankreich, England, ganz Deutschland – und bis nach Sibirien verbreitet! Ein Kult, der sich auch in Deutschland noch lange gehalten hat – noch die Cherusker des Arminius sind Hirsch-Leute.

Aber zurück nach Sibirien. Weitere Spuren von Europäern finden sich noch ein wenig weiter östlich als alle bisher angeführten Fundstätten, in Schischkino an der Lena:

„Die ältesten Zeichnungen an den Felswänden von Schischkino, hoch über der Lena, stammen aus der Steinzeit, etwa

20.000 bis 15.000 v. Chr. (...) Die Bilder aus der Steinzeit zeigen vor allem Tiere und Jagdszenen, wie sie sich wohl auch am Fuße der Lena-Felsen abgespielt haben. (...) Das am häufigsten dargestellte Motiv ist der Elch, der in Felszeichnungen auf dem gesamten eurasischen Kontinent von Skandinavien bis zum Pazifik immer wieder auftaucht. (...)

Das größte Bild an den Felswänden von Schischkino ist die Darstellung eines Wildpferdes in fast natürlicher Dimension. Sie stammt aus der Jungsteinzeit und ähnelt den Pferdezeichnungen im spanischen Altamira und in den Höhlen des Paläolithikums in Frankreich. (...)

Für diese frappierende Übereinstimmung in der Kunst der Vorzeit Sibiriens und Frankreichs, die offenkundig kein Zufall ist, hat Alexej Okladnikow zwei Erklärungen. Als erste ‚die Einheitlichkeit der vorzeitlichen Weltanschauung und des Denkens auf jener fernen kulturhistorischen Entwicklungsstufe der Menschheit‘. Die zweite, so der Archäologe weiter, klinge vielleicht etwas unerwartet, sei aber nicht weniger wahrscheinlich: ‚Wer weiß, über welche Räume sich die Wanderungen der frühen Jäger erstreckten, die mit ihren Niederlassungen den Herden der Rentiere, Wildpferde und Bisons folgten, als Mammute und Polarfüchse an den Küsten des Eismeres nach Osten zogen.‘ (Klaus Bednarz: „Östlich der Sonne – vom Baikalsee nach Alaska“, Reinbek b. Hmbg. 2003)

All diese Fundstätten gehören zum früh-europäischen Kulturkreis. Dass sich hier – immerhin hat man weder in Mal`ta noch in Schischkino irgendwelche Schädel gefunden – nicht dennoch Europäer klammheimlich in Mongolen verwandelt haben, zeigt die bereits oben zitierte Situation in China:

„Die Schädelformen dieser ersten modernen Fossilien Chinas ähneln noch nicht der heutiger Chinesen. Vielmehr gleicht sie, wie verschiedene Studien zeigen, frappierend denen mehrerer zehntausend Jahre alter moderner Afrikaner und Europäer. Selbst heutigen Afrikanern und Europäern sahen diese Menschen ähnlicher als heutigen Chinesen.“ (Günter Bräuer: „Der Ursprung lag in Afrika“ in „Spektrum der Wissenschaft Dossier 1/04: „Die Evolution des Menschen II“).

An einem östlichen Nebenfluss der Lena – das ist schon fast am nordöstlichsten Zipfel von Sibirien! – stößt man dann unvermittelt doch auf Mongolen: Dyukhtai, vor 20.000 Jahren.

Die Lena oder das Land östlich der Lena scheint also die große Wasserscheide zwischen Europäern und Mongolen gewesen zu sein. Die Europäer aber überwinden diese Barriere und begründen als europide Aynu seit mindestens 10.000 v. Chr. (nach manchen Auffassungen sogar 20.000 v. Chr.) in Japan und auf den Kurilen die Jomon-Kultur (es gibt auch die Theorie,

dass Aynu und Jomon verschiedene Völker sind. Dass aber die Aynu in Japan die Ersten waren, wird auch von dieser Theorie nicht infrage gestellt). Nicht unwahrscheinlich, dass die Aynu sogar weit vor den Mongolen am Ostzipfel Sibiriens waren!

Von den Mongoliden unterscheiden sich die Aynu extrem – es sind z. B. die behaartesten Menschen der Welt, während Indianer und Mongolen eine ganz spärliche Körperbehaarung aufweisen. Die Aynu sehen vielen heutigen Russen ähnlich: Tolstoi, Dostojewski, Solschenizyn, Breschnew! – zwar sind die Russen Slawen, aber anscheinend schaut aus ihren Gesichtern noch ein gut Teil der unterworfenen ursprünglichen eiszeitlich-sibirischen Bevölkerung heraus, die somit Aynu-verwandt erscheint.

Darin, dass die Nord-Europäer als „Aynu“ (stärkste Körperbehaarung der Welt) an den völlig andersartigen Mongolen (so gut wie keine Körperbehaarung) einfach vorbeimarschiert und in Nordjapan/Kurilen immer noch nicht in Mongolen verwandelt sind, liegt ein weiterer eindeutiger Beweis, dass die Mongolen nicht von den Europäern abstammen. Der umgekehrte Beweis aber, dass die Europäer nicht von den Mongolen abstammen können, liegt, wie gesagt, darin, dass die Aynu um mindestens 20.000 Jahre früher in Sibirien als alle Mongolen waren. Die scharfen kulturellen und physiologischen Grenzen zwischen beiden Völkern sagen ein Übriges.

In Japan sind die Aynu heute am Aussterben, ihre wenigen Überlebenden aber sind der lebendige Beweis für diesen ungeheuren Zug europäischer Völker nach Osten. Ganz Europa und Asien wurde – durch das Gebiet der Neandertaler hindurch! – bis zum hintersten Zipfel überrannt. Keines der beiden Völker kann sich aus dem anderen entwickelt haben, sondern nur beide aus gemeinsamen Vorfahren, die wesentlich älter sein müssen.

Nicht unwahrscheinlich aber, dass die Aynu sogar bis Nordamerika kamen: „Wir haben oben bereits am Großhaus der Delaware und dem Winteressen der Winnebago dargelegt, welche Rolle der Hirsch in den Riten der Algonkin und Sioux spielt. Dieses Tier verkörpert ein Grundelement im Denken des amerikanischen Nordostens. Wenn wir nun diesen geweihtgeschmückten Pfahl auch bei den Ahrensburger Renjägern auftauchen sehen, nämlich im Opferteich von Stellmoor um das 10. Millennium ante, dann liegt es nahe, die aus der amerikanischen Arktis abfließenden Tornit bzw. Prä-Tornit mit jenen Ahrensburger Jägern zusammenzubringen, mit ihrer Renökonomie und Renreligion.“ (Werner Müller: „Amerika – die Alte oder die Neue Welt?“, Berlin 1982).

Müller ist der Auffassung, weiße „Tornit“ seien von Nordamerika nach Europa herübergekommen und hätten hier die Ahrensburger Kultur gebildet. Es gibt

aber genauso die Möglichkeit, dass die europäischen Rentierjäger von Frankreich über Russland und Sibirien bis nach Kanada kamen und den Hirsch- bzw. Rentier-Kult dorthin mitbrachten – einmal rund um die ganze Arktis.

Pingpong

Die Unmöglichkeit der Verwandlungsreihe: „Schwarze“ => „Gelbe“ => „Weiße“ ergibt sich daraus, dass die Europäer in Asien viel älter sind als die Mongoliden. Trotz dieser Unmöglichkeit hält der Genetiker Cavalli-Sforza an seinem Konzept fest, und zwar, weil das Gegenmodell: Schwarze => Weiße => Gelbe ganz genauso wenig geht:

„Auf der (genetischen) M168-Linie tritt auch der (genetische) Marker M89 auf. Er koexistiert nie mit M130, muss also entstanden sein, nachdem die erste Gruppe Menschen bereits Afrika in Richtung Australien verlassen hatte. M89 charakterisiert Männer aus dem nordöstlichen Afrika und dem Nahen Osten und ist vor rund 40.000 Jahren (plus/minus 10.000 Jahre) entstanden. Das stimmt mit den ersten Funden von Steinwerkzeugen im Nahen Osten überein, die etwa 45.000 Jahre alt sind (abgesehen von den Funden in Qafzeh und Skhul im heutigen Israel, die aus dem folgenlosen ersten Vorstoß vor 110.000 Jahren stammen).

Einige dieser Menschen sind in den Balkanraum weitergewandert. Allerdings tragen nur wenige Prozent der europäischen Männer den M89-Marker, sodass die meisten Europäer aus einer anderen Wanderungsbewegung (als aus Israel!) stammen müssen. Praktisch alle Europäer stammen von einer Population aus Zentralasien mit dem Marker M173 ab. Weitere Marker (...) datieren die Entstehung von M173 auf ein Alter von 30.000 (!) Jahren. Zu dieser Zeit hatten sich die zentralasiatischen Steppen bis ins heutige Frankreich ausgedehnt. (...)

Der bislang detaillierteste Stammbaum ist 2008 von der Arbeitsgruppe von Cavalli-Sforza vorgelegt worden. Die bisher dargestellten Ergebnisse beziehen sich allerdings immer auf die jeweiligen Urbevölkerungen.“ (Wikipedia: „Ausbreitung des Menschen“; nachgesehen am 4. 2. 2009).

Wie ein Pingpongball wird man von den Befunden ständig zwischen den beiden Out-of-Africa-Spielarten hin- und hergeworfen – in Wirklichkeit aber aus dem Spielfeld katapultiert! Wenn es heißt: „Allerdings tragen nur wenige Prozent der europäischen Männer den M89-Marker, sodass die meisten Europäer aus einer anderen Wanderungsbewegung stammen müssen. Praktisch alle Europäer stammen von einer Population aus Zentralasien mit dem Marker M173 ab.“, dann hat erstens angesichts des viel höheren Alters der Europäer gegenüber den Mongolen die Wanderung der „M173-Träger“ umgekehrt von Europa nach Zentralasien stattgefunden – und es

können einfach keine Mongolen sein.

Andererseits aber stammen diese Europäer ebenso wenig aus der Levante, denn: „Allerdings tragen nur wenige Prozent der europäischen Männer den M89-Marker, sodass die meisten Europäer aus einer anderen Wanderungsbewegung (als aus der Levante) stammen müssen“ (s. o.).

Damit korrespondiert, dass die levantinischen Homo-Sapiens-Menschen des Jungpaläolithikums bereits eindeutige Europäer sind:

„Deutlich älter aber sind die frühesten Sapiens-Funde aus Israel. Die Funde am Karmelgebirge bei Atlit und im Wadi Amud in der Nähe des Sees Genezareth werden heute auf 35.000 bis 45.000 Jahre angesetzt. Der Unterkiefer aus der Tabunhöhle bei Atlit zeigt zum ersten Mal den deutlichen Ansatz zum Kinnvorsprung. Er ist mit dem neuesten Schätzwert von 45.000 Jahren der älteste bekannte Rest des Jetztmenschen. (Dies ist der Stand von 1985; inzwischen kennt man 200.000 Jahre alte afrikanische Jetztmenschen!)

„Seine Begleitwerkzeuge waren die des Neandertalers (Mousterien). Erst ab etwa 35.000 findet der Sapiensmensch zu seiner eigenen reichen Kulturstufe (Jungpaläolithikum): Kleinklingen, die geschäftet wurden, Pfeil und Bogen, Kleinkunst und großflächige Höhlengravuren und Höhlenmalereien (Aurignacien ab 33.000).

Anthropologisch ist seine Skelettmorphologie die des heutigen „kaukasoiden“ Großrassenkreises. Er ist heute gegenüber allen anderen Rassen gekennzeichnet durch lockiges Haar und starken Bartwuchs und umfasst den Europäer, vorderen und südlichen Orientalen, die Ainu in Nordjapan.“ (Wolfgang Schad: „Gestaltmotive der fossilen Menschenformen“ in „Goetheanistische Naturwissenschaft 4: Anthropologie“, Stuttgart 1985).

Wären die frühen Europäer wärme-liebende Afrikaner gewesen, so erschiene außerdem folgendes Szenario äußerst merkwürdig:

„Die naheliegende Überlegung, dass die Cro-Magnon-Menschen, von Südosten kommend, die kältengewohnten Neandertaler immer weiter nach Norden oder in die Alpen vor sich her vertrieben hätten, scheint jedoch irrig. Kurz vor dem Aussterben der Neandertaler scheint es sich vielmehr so verhalten zu haben, dass diese nur noch in den südlichsten Gebieten siedelten, während die Siedlungsräume der Cro-Magnon-Menschen sich weit nördlich davon befanden. Den Westen Europas betreffend, wird davon ausgegangen, dass sich der Siedlungsraum der Cro-Magnon-Menschen im Süden Frankreichs und im nördlichen Teil der Iberischen Halbinsel befand, während die Neandertaler den Süden der Iberischen Halbinsel bis hinunter nach Gibraltar besiedelten, von wo auch nach aktuellem Stand die letzten Funde von Neandertalern stammen. Im Osten er-

gibt sich ein ähnliches Bild mit dem Fundort moderner Menschen bei Sungir (ca. 200 km östlich von Moskau) und dem Fund spätester Neandertaler auf der südlichen Krim-Halbinsel. Zu dieser Zeit lagen die bisher erkennbaren hauptsächlich Siedlungsgebiete der Cro-Magnon-Menschen in Europa daher im Grenzgebiet zwischen Tundren, Kaltsteppen- und Nadelbaumvegetation, während die Neandertaler im klimatisch günstigeren Grenzgebiet zwischen Nadelbaum- und Laubbaumvegetation siedelten.“ (Wikipedia: „Cro Magnon Mensch“, Eintrag vom 5. 2. 2009).

Der Nordeuropäer ist also ganz offensichtlich „der Mensch, der aus der Kälte kam“ – und nicht „out of Africa“. Gegen Out-of-Africa spricht auch noch folgender Befund:

„Die Schädelform (der Europäer) hält die Mittellage zwischen ausgesprochener Kurzköpfigkeit (Ostasiater und Indianer) und Langköpfigkeit (Afrikaner). Die mongoliden (einschließlich indianischen) und negroiden Rassenkreise sind hingegen zeitlich von späterer Provenienz und nicht, wie noch vielfach darwinistisch kurzgeschlossen wird, von ursprünglicher „primitiver“ Natur. Das „Negerkind“ kommt noch heute weißhäutig und lockenhaarig auf die Welt und wird erst nach den ersten Tagen dunkel und nach einigen Monaten kräuselhaarig. Die zeitlich urtümlichere, in diesem Sinne wörtlich genommen „primitivere“ Vorform war der „kaukasoiden“ Typus.“ (Wolfgang Schad: „Gestaltmotive der fossilen Menschenformen“ in „Goetheanistische Naturwissenschaft 4: Anthropologie“, Stuttgart 1985; man stoße sich nicht an der altertümlichen Ausdrucksweise; wer Wolfgang Schad kennt, weiß, dass bei ihm von Rassismus keine Rede sein kann.)

Ebenso macht Schad darauf aufmerksam, dass den Weißen das primitive Merkmal einer starken Körperbehaarung eigen ist – die Afrikanern, Asiaten und Indianern fehlt. Dieser Befund deutet also darauf hin, dass „Schwarze“, „Weiße“ und „Gelbe“ überhaupt nicht voneinander abstammen, sondern von gemeinsamen Vorfahren. Kein Stammbaum, sondern ein Stammbusch! Wenn aber die Europäer weder von Mongolen abstammen noch von Afrikanern, von wem dann? Wenn sie nicht aus Afrika kommen – von wo dann?!

Gerade die extreme Körperbehaarung (zusammen mit den absolut europiden Gesichtszügen) der Ainu im Gegensatz zu der quasi völlig fehlenden Körperbehaarung der mongolischen Völker zeigt den genetischen „Abgrund“ zwischen den beiden Großrassen – sie müssen sich schon urlange voneinander getrennt haben. Und da den amerikanischen Indianern im Gegensatz zu den asiatischen Mongolen auch noch der Bartwuchs quasi völlig fehlt, sollte man vernünftigerweise in Amerika den Ursprung der Mongoliden

annehmen; der Bartwuchs der asiatischen Mongolen ist Indiz einer Vermischung mit den Ainu; an dieser Konsequenz wird man so schnell nicht vorbeikommen. Dies macht aber deutlich, dass weder die Europäer von den Mongoliden noch die Mongoliden von den Europäern abstammen können, insbesondere auch nicht beide von aus der Levante stammenden gemeinsamen Vorfahren (die ja immerhin bereits typische Europäer sind). Die Bärte der asiatischen Mongolen zeigen – beim Barte des Propheten! –, dass die bartlosen Indianer den extrem behaarten Ainu von Amerika *entgegen gewandert* sind und sich mit ihnen in Asien vermischt haben, es gibt gar keine andere Lösung (Sehr selten auch bei den Indianern auftretende Bärte – insbesondere auf Abbildungen aus den dortigen Hochkulturen! – zeigen umgekehrt, dass auch dort vor Kolumbus nicht wenige Weiße gelebt haben, was aus rothaarigen und blonden „Indianer“-Mumien mit europäischen Gesichtszügen und vielen anderen archäologischen Indizien ohnehin überdeutlich wird.)

Da die überwältigende Wahrscheinlichkeit nun aber dafür spricht, dass weder die Mongolen noch die Europäer aus Afrika stammen können, ist „Out-of-Africa“ hier schon zum zweiten Male arg angeknackst. Selbst bei den negriden Völkern sieht es entgegen dem ersten Augenschein letztlich ähnlich aus.

Man entkommt dieser Konsequenz nur, indem man die nun einmal eindeutig vorhandene Großrassen-Differenzierung negiert und Europide, Negride und Mongolide – hokuspokus! – auf wunder-same Weise ineinander verwandelt. Der Mensch *mus*s doch aus Afrika kommen! – dies ist der „Beweis“ für „Out of Africa“!

Aber halt: Gibt es nicht die „mitochondrale Eva“, die vor 175.000 Jahren in Afrika gelebt haben soll, unserer aller Urmutter? Nun, diese genetisch herausgearbeitete Urmutter erlaubt die allerverschiedensten Interpretationen. Sie wird gern als Bestätigung von Out-of-Africa genommen, schließt aber andere Modelle nicht aus. Wer sagt denn, dass sie wirklich in Afrika gelebt hat? Käme sie z. B. aus Atlantis, sähe der genetische Befund nicht anders aus! (Out-of-Africa ist mit alledem nicht vollständig widerlegt. Es gibt immer noch Möglichkeiten, die „weiße“ und „gelbe“ Menschheit trotz alledem aus Afrika zu holen – mit vielen Verrenkungen. Nur spricht, wenn man alles zusammennimmt, die Wahrscheinlichkeit absolut dagegen.)

Wenn aber die vor etwas mehr als 40.000 Jahren in Europa sehr plötzlich auftretenden Cro-Magnon-Menschen nicht aus Afrika kamen, woher kamen sie dann? Wenn die Indianer nicht aus Asien kamen, woher kamen sie dann? ■

Thema Frühgeschichte

Die Echse vom Isterberg bei Bentheim und die Externsteine

Forschungsbericht des Forschungsgruppe Externsteine 2010/2011

Gert Meier

1. Vorbemerkung

Der Isterberg nördlich von Bad Bentheim dürfte den Wenigsten bekannt sein. Er ist zusammen mit dem Burgfelsen von Bentheim einer der westlichsten Ausläufer des Teutoburger Waldes. Bentheim liegt an der holländischen Grenze, westlich von Oldenzaal. Seine Felsen bildeten, ebenso wie die des Isterberges, einen vorchristlichen Kultplatz, den die Burg schützend versiegelt hat.

Bentheim lag – wie auch Oldenzaal – um die Zeitenwende im Einzugsgebiet der germanischen Tubanten. Ihnen sprach keineswegs der römische Feldherr Drusus Recht, wie ein Schild an einem der Burgfelsen Glauben machen wollte. Die im Laufe der Jahrhunderte zu Ems-Germanen mutierten Tubanten – Nachkommen der ursprünglich urslawisch sprechenden Véneter – waren vielmehr engagierte Gegner der Römer, die versuchten, Weser-Germanien ihrem Reich einzuverleiben: bis im Jahre 9 der Befehlshaber der römischen Truppen, ein gewisser der Kaiserclique in Rom unter Oktavian (Augustus) verschwägerter P. Q. Varus sich genötigt sah, sich selbst zu entleiben.

Bentheim, das riecht nach Vergangenheit, und der Isterberg als Kultur- und Kultzentrum ist in der Tat uralt. Wie geriet der Isterberg in das Visier der Externsteinforschung?

Die Entdeckung des Isterberges für die Externsteinforschung ist untrennbar verbunden mit dem Namen des Rheiner Architekten *Karl-Heinz Wend*. *Wend* entdeckte am Isterberg zahlreiche Gesichtersteine. Und vor allem die Echse vom Isterberg.

Das war in den Neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Marburger Felsforscherin und Kulturphilosophin *Elisabeth Neumann-Gundrum* (im Folgenden: ENG) hatte ihre Entdeckungen der vermutlich bereits



Abbildung 1: Die Echse vom Isterberg (Foto: K. H. Wend)

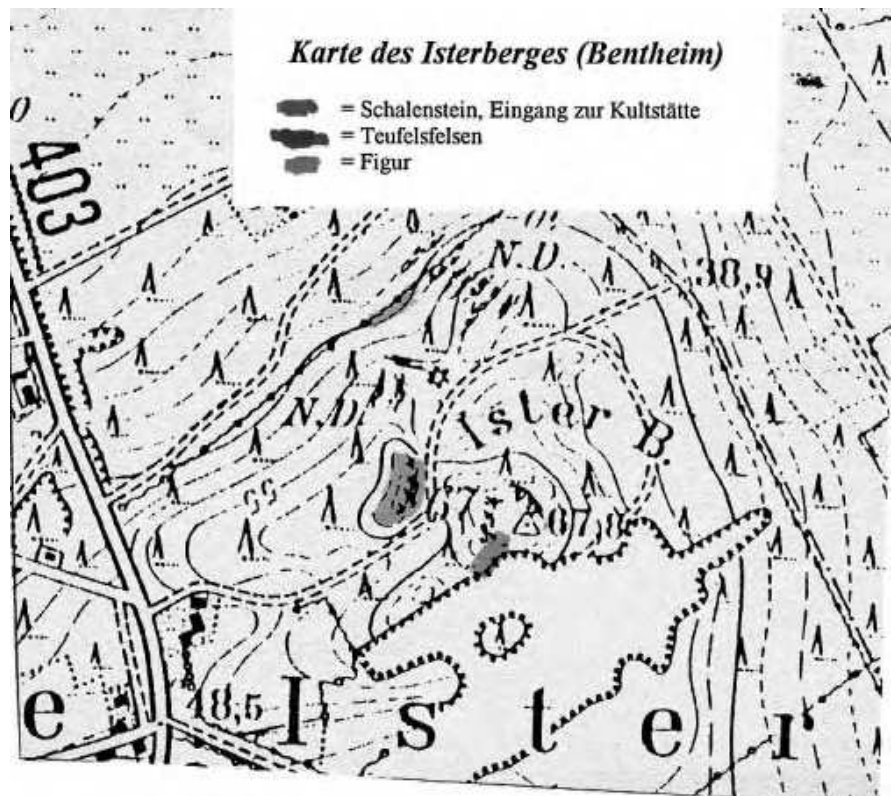


Abbildung 2: Karte des Isterberges bei Bad Bentheim.

altsteinzeitlichen Großskulpturen an den Felsen Europas – mit Besonderheit ihre Funde an den Bruchhauser Steinen (Sauerland) und an den Externsteinen (Lippe) veröffentlicht (1).

Die Echse vom Isterberg musste für die Felsforschung eine Sensation sein, bestätigte sie doch die Thesen von ENG eindrucksvoll. *K. H. Wend* wandte sich an ENG mit dem Angebot, ihr die

Echse vom Isterberg zu zeigen. *Elisabeth Neumann-Gundrum* erkannte sofort die Bedeutung des Fundes. Und – *Karl Heinz Wend* hörte nichts mehr von ihr. Er deutete das als Desinteresse – ein bedauerliches Missverständnis. Dazu sofort mehr.

Wend wandte sich alsdann an den Verfasser dieses Berichtes. Dieser stammt aus einer alten Bentheimer Familie (2) und kannte sich in der Gegend aus. Der Isterberg war sozusagen der Hausberg des Meier-Clans. K. H. Wend und seine Frau führten zweimal am Isterberg. Der Verfasser hielt auf der Jahrestagung des Forschungskreises Externsteine in Horn einen Vortrag über vorgeschichtliche Großskulpturen im Emsland und stellte die Echse vom Isterberg vor (3). *Dirk Müller-Brilon* archivierte die Sammlung, die K. H. Wend von der Großskulpturen des Emslandes angelegt hatte. Diese Sammlung stand für diesen Bericht zur Verfügung.

Das Missverständnis klärte sich auf. In der zweiten Auflage ihres Großbandes über die Felsskulpturen (4) war Elisabeth Neumann-Gundrum ausführlich auf die Echse vom Isterberg eingegangen. Schon Jahre vorher hatte sie auf diesen Fund in ihrem Beitrag „Arbeitsspuren an megalithischen Groß-Skulpturen“ hingewiesen. Weder K. H. Wend, noch der Verfasser dieses Beitrages hatten von diesen Veröffentlichungen Kenntnis genommen.

Dann ruhte der See über zehn Jahre lang still. Bis der Verfasser im Rahmen seiner Quellnymphen-Forschung (5) im Jahre 2010 den Pütz von St. Kunibert, des vermutlich ältesten Kölner Quellheiligtum, geografisch vermaß: und feststellte, dass dieses Heiligtum auf demselben Meridian lag wie die alte Kultstätte von Tankenberg bei Oldenzaal, einige Kilometer westlich des Isterberges.

Nach einigem Suchen fand sich in der 2. Auflage des Werkes von ENG im Nachtrag die Echse vom Isterberg. Dort erwähnt ENG einen uralten Prozessionsweg, der in grauen Zeiten die Echse mit den Externsteinen verbunden haben soll. Dieser Hinweis war Auslöser und Startschuss zu dem nachfolgenden Bericht.

2. Der Isterberg bei Bentheim: ein vorchristliches Kultur- und Kultzentrum

Der Isterberg (Höhe: 67,8 m) nördlich von Bad Bentheim ist ein vorchristliches Kult(ur)zentrum, ein Heiliger Hain gewesen. Sein Mittelpunkt ist der Teufelsfelsen. Daneben gibt es einige



Abbildung 3: Die Wächtersteine zum Kultbezirk (Foto K. H. Wend)



Abbildung 4: Felsen mit dem Zeichen der Venus (Ostara) (Foto K. H. Wend)

andere Felsengruppen, insbesondere den Opferfelsen und den Sloopstein (6). Der Abstand zwischen Teufelsfelsen und dem Flussbett der Vechta, einem Nebenfluss der Ems, beträgt 3700 m. Der Teufelsfelsen gestattet einen weiten Blick ins Land und vor allem auf den Burgfelsen von Bentheim.

Auf dem Isterberg habe ich folgende Geo-Positionen gemessen:

Teufelsfelsen/Echse 52° 21' 31,6"/
7° 09' 03,3"

On top 52° 21' 30,6"/7° 09' 04,1"

Opferstein 52° 21' 30,3"/7° 09' 0,77"

Der Eingang der Kultanlage befand sich anscheinend im Norden des Isterberges. Er wird durch zwei Schalensteine markiert.

Auf der Rückseite dieses Steines ist ein Menschenkopf eingemeißelt. Er schaut einem zweiten Kopf aus Stein, auf der anderen Seite des Eingangs, in die Augen. Es dürfte sich um die beiden Wächtersteine der Anlage handeln. Ein Gesteinsblock, etwa 10 m halbrechts der Schalensteine, trägt sieben senkrechte Einkerbungen. Die Zahl Sieben ist die alte Kennzahl des Planeten Venus.

Ein weiterer Felsen zeigt die Einritzung der ih- (oder inc) -Rune (Lautwert: k).

Die gleiche Rune findet sich an der Kultstätte Druidensitz/Großer Falke direkt am Hermannsweg auf dem Bärenstein bei Horn/Lippe.

Mittelpunkt des Geländes auf dem

Isterberg ist der Teufelsfels. An ihm befindet sich, in einer Ecke eingemeißelt, der Kopf der Echse vom Isterberg.

Ihr Körper setzt sich im Felsen fort. Die Echse wird nachstehend in einem eigenen Abschnitt beschrieben. Der Teufelsfels weist außer der Echse eine Reihe einprägsamer Gesichtsteine auf.

Der Isterberg war in vorchristlicher Zeit auch ein Opferplatz. Dieser befand sich auf einem anderen Felsen, dem Opferstein.

Ein Opferbecken ist etwa 10 cm tief in den Stein gehauen. Die Beckenwanne hat einen Abflusskanal, vermutlich für das Blut der Tieropfer. Neben dem Ausgang der Opferwanne ist eine Schale in den Felsen eingehauen. In Richtung Westen finden sich zwei schmale Vertiefungen, vielleicht für Öle oder andere flüssige Substanzen und sechs paarig geordnete Markierungspfeile, die aber auch Vertiefungen zu praktischen (Kult) Zwecken sein können. Sie zeigen in Richtung Westen und 60° darüber und darunter.

Nicht gedeutet ist ein Stein mit zipfelförmiger Spitze, in den eine Gestalt eingeritzt ist.

Dieser Stein befindet sich im Süden der Anlage auf dem Felsen, der in einem unbewaldeten Zustand der Anlage die Sicht auf den Burgfels von Bentheim zulässt. Die Gestalt besitzt ein rundes scheibenförmiges Haupt. Auf diesem befinden sich drei senkrechte Striche. Zwei weitere Striche gehen von der linken Seite der Scheibe aus – wahrscheinlich handelt es sich um Strahlen. Unter dem linken Arm trägt die Gestalt eine in der Mitte gepunktete Scheibe, vermutlich die Sonnenscheibe. Unter der Figur ist ein Rechteck tief eingegraben.

3. Die Echse vom Isterberg

An einer Ecke des Teufelsfelsens ist der Kopf einer 9,287 m langen Echse herausgehauen und einkulpiert – die Bruchspuren im Felsen sind noch deutlich erkennbar. Die Echse vom Isterberg schaut nach Süden. Der Stein des Felsens, der den Rücken bildet, ist gewellt. Diese Wellung ist naturgegeben und findet sich auch an anderen Felsen des Isterberges. Der Körper der Echse ist naturbelassen. Das Ende des Körpers wird durch eine Unterbrechung des Felsens in Form eines Stichkanals markiert. Ein etwa 15 cm breiter knietiefer Graben trennt das Ende des Körpers der Echse von dem nächsten Felsteil. Der Kopf der Echse besitzt einen langen Maulspalt.

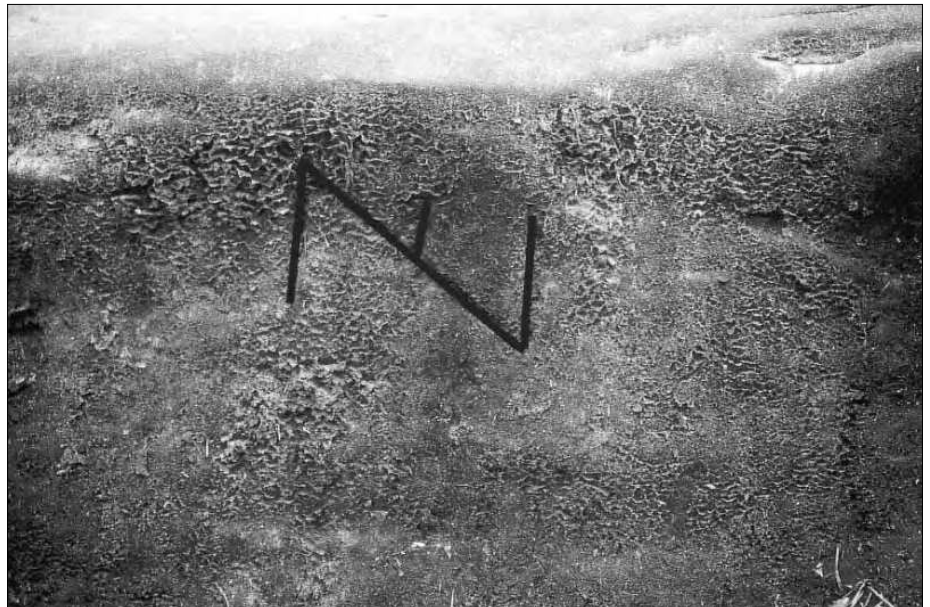


Abbildung 5: Der Runenstein vom Isterberg (Foto K. H. Wend)



Abbildung 6: Der Kopf der Echse vom Isterberg (Foto K. H. Wend)

Dieser setzt sich über den bearbeiteten Teil des Steines hin als Felsspalte fort.

Die Länge der Echse (Maulanfang/Schwanzende (bis zum Trennschacht) beträgt 9,287 m. Man kann natürlich auch anders messen, und K. H. Wend hat das auch getan. Der Kopf der Echse setzt sich nämlich – nach dem Trennschacht – über die ganze Länge des Felsens fort oder, andersherum formuliert: Ein amorpher, wenn auch „schlanker“ Felsen besitzt eine Ecke, die als Echsenkopf ausgestaltet ist, und läuft an diesem vorbei weiter. Ich kann mich deshalb nicht mit der Betrachtungsweise anfreunden, der gesamte Felsen

sei dem „Echsenleib“ zuzuordnen, halte diese Betrachtungsweise aber, wie die nachfolgende zeigt, für vertretbar.

Die Messung der Länge der Echse – von der Schnauze bis zum Trenngraben – ist zum Trenngraben hin punktgenau messbar. Dagegen bleibt Beurteilungsspielraum bei der Frage, wo die Schnauze anfängt – sie verläuft sich im Felsen. Die mehrfach vermessene Länge der Echse betrug von 9,32 m mit einer Toleranz vom 5 cm. Gemeint war von den Skulpteuren der Echse anscheinend die Entfernung von 9,287 m. Diese Länge besitzt Bezüge zur alteuropäischen Geometrie:

$$9,287 \text{ m} \times (7:\pi) \times 2^6 = (360:e) = 132,4365$$

Hier taucht sie das erste Mal auf, die frühgeschichtliche geometrische „Größe (360: e)“. Die Zahl 360 (oder 360°) steht für den Planeten Erde: die Zahl der Grade, in die sie von Pol zu Pol und nördlich und südlich des Äquators eingeteilt ist. e ist die Eulersche Zahl, eine der kosmischen Naturkonstanten. Die „Größe (360: e)“ wird uns bis zum Ende des Beitrages verfolgen.

2^6 ist eine Strukturgröße, die uns der Isterberg überliefert. Gemeint sind die sechs paarig angeordneten Markierungspfeile am Opferstein: Der Opferstein mit seiner Wanne war höchstwahrscheinlich ebenfalls eine protoarithmetische Mitteilung (7) über die Größe von (360: e) in Verbindung mit (7:π) (8). (7:π) schließlich ist die Funktionszahl des Planeten Venus (9). Venus entsprach mythologisch Oстера oder Freya. Ihr Krafttier war der Drache. Der Isterberg war, wie (nicht nur) die Echse zeigt, (unter anderem auch) ein Kultplatz der (zum Schluss germanischen) Oстера oder Freya (gewesen).

Aber die Maße der Echse verraten noch mehr.

Das Auge der Echse ist bildhauerisch gestaltet. Es zeigt zwei menschliche Köpfe: ein Doppelprofil. In die linke Richtung sieht ein skulptierter Kopf, nach rechts der Schattenriß eines Menschenkopfes von den Schultern her gestaltet. Anscheinend litt die dargestellte Person an Altersskypnose. Die Augen beider Köpfe sind immer noch deutlich erkennbar.

Der Durchmesser des Auges der Echse besitzt eine Höhe von 45 cm, eine Breite von 77 cm, eine Breitschräge von 87 cm – die Abweichungstoleranz beträgt jeweils 5 mm. Mit dieser bildhauerischen Gestaltung des Auges der Echse hat es Folgendes auf sich: Der Echsenkopf gibt sich dem Betrachter nur aus einer bestimmten Perspektive zu erkennen. Der Abstand des oberen Kopfendes der Echse vom Erdboden beträgt über 2 ½ m. Das bedeutet: Der Beobachter, der den Kopf der Echse betrachtet, sieht ihn aus einer schrägen Perspektive. Diesem Umstand haben die Bildhauer, die den Kopf der Echse schufen, Rechnung getragen. Tatsächlich ist das Auge länglich. Seine Breite ist für die Messung eindeutig. Für seine Länge gibt es zwei mögliche Abgrenzungspunkte: in der Schräge und in der Diagonalen.

Elisabeth Neumann-Gundrum schreibt dazu (10): Die in dem Echsen-



Abbildung 7: Das Opferbecken am Opferplatz (Foto K. H. Wend)



Abbildung 8: Markierungspfeile am Opferbecken (Foto Andrea Wolters)

auge enthaltenen Menschenkopfprofile liegen, im Verhältnis zum Sichtstand des Beobachters (mit den Füßen auf dem Waldboden) um einiges zu hoch, als dass es in den Maßen, welche die (Foto) Aufnahme annehmen lässt, gearbeitet sein könnte. Tatsächlich besitzt das Echsenauge eine einem Auge nicht entsprechende unnatürlich verlängerte Form. Die frühgeschichtlichen Skulpteure haben eine perspektivische Verkürzung vorgenommen: Der Betrachter sollte nicht auf den Felsen zu klettern

brauchen. Er sollte das Auge der Echse und die beiden Profilköpfe so sehen, wie die Abbildung den Kopf der Echse nebst Auge zeigt.

Aber das Echsenauge enthält noch weitere Geheimnisse. Sie sind in den Maßen des Auges verborgen. 45 cm x 76,6 cm Höhe und Breite des Auges der Echse – ergeben die Zahl 345,6. 3456 ist die Gavrinis-Zahl. Das ist eine der Kernzahlen der frühgeschichtlichen Mathematik, die insbesondere die Konstruktionen des „Ganggrabes“ von



Abbildung 9: Das Sonnenmännchen vom Isterberg (Foto K. H. Wend)



Abbildung 10: Die Echse von der Schnauze bis zum Trenneinschnitt (Foto K. H. Wend)

Gavrinis in der Bretagne bestimmt (11). Die in den Augen der Echse verborgene Gavrinis-Zahl führt uns ein zweites Mal zu der geometrischen Größe (360: e): $345,6 : 2,60955 \text{ (m)} = 132,43662 = (360: e)$.

An den Nüstern der Echse hat K. H. Wend einen Menschenkopf entdeckt, den die Echse aus ihrem Maule (12) entließ.

Weit besser sichtbar ist ein maskenartiges menschliches Gesicht mit weit geöffnetem Mund, das sich oberhalb des Maulspaltes der Echse befindet.

Die Echse vom Isterberg ergänzt die Schar der Echsen, die die Forschungsgruppe Externsteine bisher an den Ex-

ternsteinen und im Eggegebirge gefunden hat (13): Die beiden von Hermann Dörr Schwanzlurche genannten Echsen auf Felsen 4 der Externsteine und in der Nähe von Felsen 11; die Riesenechse mit einem als Kröte skulptierten Hinterteil am Opferplatz in den Hardehauser Klippen bei Kleinenberg (im Jargon der Forschungsgruppe: Krötenarscheche mit Fischmaul); der Wächterdrache im Hellegrund bei Willebadessen (im Jargon der Bibel, Tobias 6 Vers. 3: Herr hilf, er will mich fressen) – anscheinend keine Sinnbilder für Ostara/Freya oder Hinweise auf astronomische Himmelskonstellationen wie der Schwanendrache auf dem unteren Teil des Kreuzab-

nahmereliefs, sondern Abbildungen von Vorbildern, die die Realität geliefert und der frühe Mensch zur Kenntnis genommen hat (14); was Datierungshinweise auf die frühesten Skulptierungen an den Felsen des Externsteines und des Eggegebirges gäbe.

Wolfgang Thiele hat auf die astronomischen Gründe aufmerksam gemacht (15), die das plötzliche Auftauchen von Drachen und anderen Echsen als in Stein gemeißelte Sinnbilder in Teilen Europas und in Ägypten erklären. Dieser kultisch-astronomische Sachverhalt erklärt sich aus den Sternkonstellationen im Sternenzeitalter des Stieres (-4.500 bis -1.900). Polstern war in diesem Sternenzeitalter viele Jahrhunderte lang Thuban, der Alpha-Stern des Sternbildes Drache. Als Polstern zeigte er die Nord-Richtung an, „beherrschte“ den Himmel. Diesen Zusammenhängen bin ich bereits in meinem Beitrag über den Falken und den Drachen auf der Spitze von Felsen 11 der Externsteine (Falkenstein) nachgegangen (16). Andis Kaulins (17) verfolgte die Ursprünge des Falken (= Horus Sternbild = Kleiner Bär) und des Drachen (= Krokodil = Sternbild Drache) bis zu den Anfängen des Alten Ägyptens.

4. Der Hermannsweg – ein frühgeschichtlicher Wallfahrtsweg vom Isterberg zu den Externsteinen?

ENG (18) hat schon 1989 einen konkreten Verdacht geäußert. Sie schrieb:

„Von dieser riesigen Echse aus soll sich bis zu den Externsteinen als Endpunkt und Ziel ein sehr alter, anscheinend urzeitlicher ‚Wallfahrtsweg‘ erstrecken, teils über den Kamm des Teutoburger Waldes. An dessen Hängen, nördlich wie südlich, gäbe es, wie Herr Wend berichtete (ich sah Aufnahmen), ungezählte große, anscheinend z. T. bearbeitete Felsgruppen, zumeist überwuchert von Gestrüpp und Bäumen. Was hier an Einsatz gefordert wäre, ist unvorstellbar ...“

Anscheinend hat Architekt K. H. Wend Informationen gehabt. Er war, wohnhaft in Rheine/Ems, sozusagen im Gelände vor seiner Haustür. Ich freute mich damals, diesen verdienten Heimatforscher, um den bisher kein Hahn krächte, mit meinem Vortrag über die Großskulpturen im Emsland ehren können (19). Dirk Müller-Brilon vom Forschungskreis Externsteine e. V. in Horn hat die vielen Fotos von K. H. Wend, auch soweit sie nicht den Isterberg betreffen, archiviert. Die Bilder sind bei ihm abrufbar.

Karin Meierjürgen, ebenfalls Mit-

glied des Forschungskreises Externsteine, hat einen weiteren Verdacht geäußert: den uralten Prozessionsweg von Bentheim zu den Externsteinen gäbe es noch heute; der allerdings bereits in Oldenzaal begann und über den Tankenberg führte. Sein gegenwärtiger Name laute „Hermannsweg“. Auch das könnte durchaus sein. Beiden Hinweisen ist nachzugehen.

5. Der Teufelsfelsen auf dem Isterberg und Felsen I der Externsteine – eine geometrische Konstruktion der Frühgeschichte?

Unsere bisherige Nachsuche auf dem Isterberg bedeutet konventionelle Forschung: Zu untersuchen war die Vernetzung zweier geografisch benachbarter (Isterberg und Teutoburger Wald), durch dasselbe Motiv (Echsen) verbundener alteuropäischer Kultstätten. Diesem Forschungsansatz würde die beamtete Fachgelehrsamkeit, würde sie nur der Gesichtersteinforschung positive Seiten abgewinnen, vermutlich folgen können. Was aber ist mit dem geometrischen Ansatz der alteuropäischen Vermessungskunde? Wo bleibt die Neue Externsteinforschung? Liebe Freunde, sie ist vorhanden und feiert fröhliche Urstände!

Ich habe bereits geschildert: die Wiederentdeckung des Isterberges – und seiner landschaftsplanerischen Vernetzung mit den Externsteinen – fand im Herbst 2010 in Köln statt, ausgelöst durch ein völlig anderes Forschungsprojekt: das der alteuropäischen Quellnymphenforschung (20). Auf einem Meridian in der Nähe desjenigen, auf dem der Isterberg liegt – tatsächlich schneidet er den Tankenberg, eine dem Isterberg im Westen benachbarte alte Kultstätte - liegt der Pütz von St. Kunibert in Köln, ein ehemaliges Quellheiligtum, die vermutlich älteste Kultstätte Kölns. Diesen Meridian (West-Linie) machte ich zum vorläufigen Ausgangspunkt meiner Berechnung des Isterberges. Mit der großräumigen Vernetzung alteuropäischer Kulturorte oder Kultplätze mit den Externsteinen hatte ich im Rahmen meiner Vernetzungsstudien und archäogeodätischen Strukturkarten (21) Erfahrungen gesammelt.

Elisabeth Neumann-Gundrum hatte einen sachlichen und räumlichen Zusammenhang zwischen der Echse vom Isterberg und den Externsteinen zur Diskussion gestellt: durch einen Wallfahrtsweg vom Isterberg zu den Externsteinen. Mit vielen Umwegen, teils über



Abbildung 11: Das Auge der Echse als Profilkopf (Foto K. H. Wend)



Abbildung 12: Atemgeburt aus der Nüster der Echse (Foto K. H. Wend)

den Kamm des Teutoburger Waldes, teils entlang seiner Hänge und Täler, nördlich wie südlich des Kammes. Für eine frühgeschichtliche geometrisch/geodätische Vernetzung beider Orte müssten andere Regeln gelten. Maßgeblich könnte vor allem die Strecke – die kürzeste Verbindung - zwischen einem Punkt an den Externsteinen und dem Isterberg (im Folgenden: Isterberglinie) sein, wo immer man im Gelände auch die konkreten Messpunkte dieser beiden Endpunkte ansetzte. Der Wallfahrtsweg könnte sich um die geodätische Strecke als eine Art Schlangenlinie der Landschaftsplanung „ranken“. Ähnliches hatte *Walther Machalett* (22) bei den thüringischen Rennsteigen und denen

der fränkischen Hassberge gefunden, die als Wanderwege die E-C-Linie von den Externsteinen zur Cheopspyramide begleiteten.

6. Die Suche nach den Messpunkten der Isterberglinie

Auf der Suche nach einem etwaigen Isterberglinien-Kreis – analog dem Wormbacher Himmelskreis (23) – stellte sich die Frage: Wo würde der Mittelpunkt dieses Kreises gelegen haben? Um diese Frage beantworten zu können, brauchten wir die Geodaten des westlichen Endpunktes der Isterberglinie I und den östliche Endpunkt an den Externsteinen E. Am Ende unserer Forschungen ergab sich: die Isterberglinie I

– E ist die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks. Dieses Ister-Dreieck I – E' – E ist selbst Teil eines größeren geodätischen Planungsvorhabens, das die Externsteine mit einbezieht.

Eine Nachmessung vor Ort ergab die Koordinaten des Punktes I, der Echse vom Isterberg: $52^{\circ} 21' 31,6''$ n. Br./ $7^{\circ} 09' 03,3''$ ö. L. Es gibt am Isterberg weitere Messpunkte, die in Betracht kamen. Aber der aus der Klippe des Teufelsfelsens herausgehauene Echsenkopf war zu prägnant, als dass er wirkliche Alternativen zuließ.

Was den östlichen Messpunkt an den Externsteinen betrifft, mussten wir uns dagegen zunächst mit Mutmaßungen begnügen. Felsen 1 der Externsteine trägt den Namen Drachenstein. Auf dem unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs (24) ist ein Schwanendrache abgebildet. Felsen 5 und Felsen 11 haben Drachen abgebildet. Irgendwo in der Nähe musste der alte Vermessungspunkt E liegen. Aber wo genau? Die konventionelle Vermessungskunde wäre spätestens hier am Ende gewesen. Den genauen Vermessungspunkt E der alten Geodäten auf $51^{\circ} 52' 10,56''$ n. Br./ $8^{\circ} 55' 06''$ ö. L. bestimmte Oswald Tränkenschuh durch geometrische Berechnung: Mithilfe eines rechtwinkligen ganzzahligen π -Dreiecks, mit denen auch die alten Meister konstruiert hatten, und mithilfe der Naturkonstante e .

Tränkenschuh vermutete, dass die Isterberglinie I – E die Hypotenuse eines ganzzahligen rechtwinkligen Dreiecks mit einem Winkel der π -Mathematik sei. Tatsächlich fand er zunächst den Punkt E' mit den Geodaten $52^{\circ} 21' 31,6''$ N/ $8^{\circ} 55' 6''$ O. Dieser liegt auf der Breite von I, 121,1358371 km östlich der Echse vom Isterberg; am südlichen Rande des Heisterholzes südwestlich von Petershagen an der Weser. Der Name (He)isterholz ist vielsagend. Es dürfte sich dabei um ein altes Isterholz handeln. Ister war in der Antike der Name für die untere Donau. Auf Lateinisch lautete der Name Hister. Der Isterberg I und das H(e)isterholz (E') dürften deshalb auch in sachlichem Zusammenhang stehen. Die geografische Position von E an den Externsteinen fand Tränkenschuh, indem er vom Punkt E' aus das Lot fällt.

Tränkenschuh fand außer dem rechten Winkel I-E'-E auch den ganzzahligen Winkel: Der Basiswinkel des Ister-Dreiecks Dreieck E'-E-I beträgt $(7:\pi)$. Die Zahl 7 ist in der alteuropäischen



Abbildung 13: Gesicht oberhalb des Maulspaltes (Foto Gert Meier)



Abbildung 14: Die Isterberglinie (Fertigung Stefan Hövel)

Mathematik die Ordnungszahl für den Planeten Venus (= Ostara/Freya).

Beide Katheten des Ister-Dreiecks besitzen eine Länge, die mit der Zahl 7, der Kennzahl des Planeten Venus und dem Wert seiner Funktionalzahl ($7:\pi$) = 2,228169 (Venusgröße) im Zusammenhang stehen. Die Strecke I – E' besitzt eine Länge von 121,1358371 (km). Diese Länge entspricht dem Produkt aus $20 \times e \times (7:\pi)$. Die Venusgröße ($7:\pi$) = 2,228169, mit der Zahl 20 und dem Wert der Naturkonstante e multipliziert, ergibt 54,36563652 Venusgrößen. Umgerechnet in Kilometer sind dies exakt 121,1358371 km.

Die Venus-Zahl 54,36563652 taucht aber auch bei der Kathete E'-E auf. E liegt genau 54,36563652 km südlich von E'. In dieser Größe steckt, wie wir inzwischen wissen, ($20 \times e$). Der Länge der Strecke I-E', gerechnet in Venusgrößen (54,36563652), entspricht auf der Strecke E'-E dieselbe Zahl (54,36563652) in Kilometern. Sie zeigt die Entfernung zwischen dem Heisterholz und den Externsteinen an. Die genaue Lage von Punkt E im Gelände im Knickenhagen, knapp südlich von Felsen 5, wurde inzwischen von Dirk Müller-Brilon und Uwe Neupert ermittelt.

Der Echse vom Isterberg entspricht an den Externsteinen also der Drache an den Externsteinen, der auf demselben Meridian an wie Punkt E liegt: der uralte Drache, dessen Gestalt – heute noch sichtbar – den Mittelteil des Kopfes des Rufers bildet (25).

Zusammenfassend: Die Punkte E, E' und I markieren ein rechtwinkliges Dreieck. Der Basiswinkel dieses Dreiecks beträgt \tan^{-1} von ($7:\pi$)

$$- 121,1358371 \text{ km} : 54,36563652 \text{ km} = 2,228169; \pi \approx 7$$

$$- (7:\pi) \times 20e = 121,1358371 \text{ oder: } 121,1358371 : 20e = (7:\pi).$$

Die Größe ($7:\pi$) $\times 20e$ ist ein bewährter „mathematischer Baustein“ der alteuropäischen Mathematik. Das Ister-Dreieck ist ein ($7:\pi$)-Dreieck mit den Kathetenlängen von $20e$. Diese Konstruktionsdaten entsprechen denen, die sich aus den gemessenen Größen der Echse vom Isterberg ergaben: die Planetenzahl 7 mit Hinweis auf den Planeten Venus bzw. auf Ostara/Freya und die Naturkonstante e , die auch den Teiler der geometrischen Größe ($360:e$) bildet.

7. Die Länge der Isterberglinie

Bleibt die Hypotenuse des Ister-Dreiecks zu betrachten, die Isterbergli-

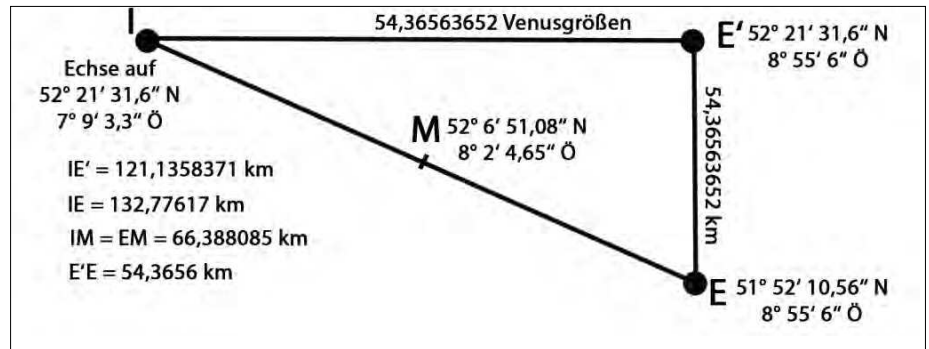


Abbildung 15: Das Ister-Dreieck (Nach einer Skizze von O. Tränkenschuh)

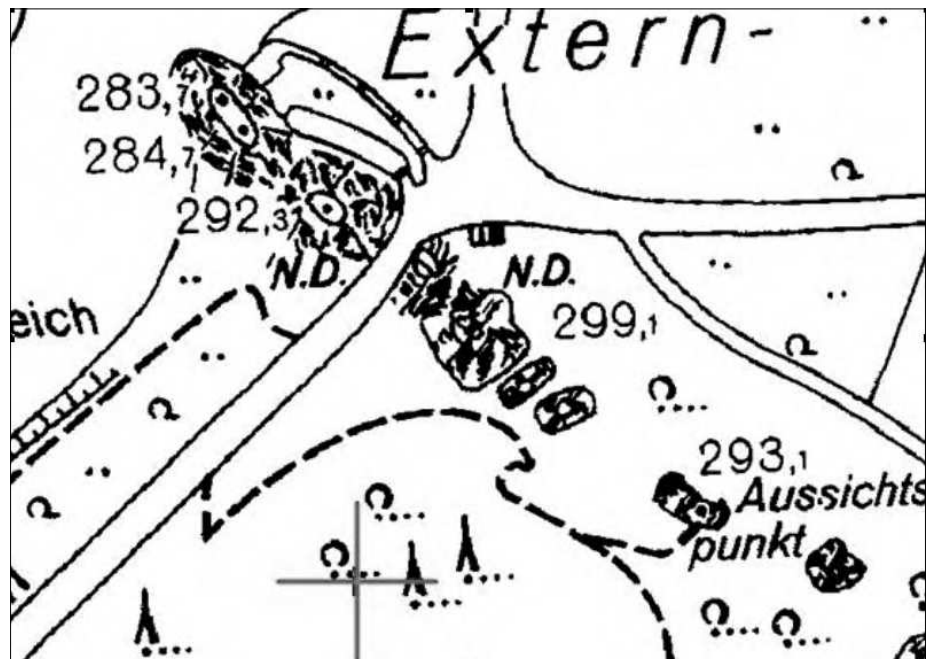


Abbildung 16: Punkt E des Ister-Dreiecks im Knickenhagen (Dirk Müller/Brilon)

nie I – E. Die Entfernung zwischen der Echse auf dem Teufelsfels und Punkt E am Felsen 5 der Externsteine beträgt, über den Meridianabstand gemessen, 132,77617 km. Diese Länge entspricht – bis auf 340 m – dem der geometrischen Größe ($360:e$) = 132,43659. Ich denke, diese Abweichung ist auf die topografischen Schwierigkeiten zurückzuführen, auf die jede Planung Rücksicht zu nehmen hatte. Die alten Meister hatten ja mehrere Gestaltungsziele unter einer Hut zu bringen. Eine der Vorgaben war die Länge der Strecke, die der Größe ($360:e$) entsprach. Westlich von den Externsteinen, in den westlichen Ausläufern des Teutoburger Waldes, benötigten sie einen Felsen, in den sie eine Echse skulptieren konnten. Dieser wurde auf dem Isterberg gefunden. Die Oberflächenstruktur des Teufelsfelsens bot optimale Voraussetzungen für die Darstellung einer Echsenhaut. Hier war der Grundnagel des Planungsvorhabens einzuschlagen: Dieser Punkt (Punkt I) musste auf alle Fälle den Westpunkt

bilden. Andererseits mussten die alten Meister mit ihrer Längenposition von E im Osten zwischen Felsen 1 (Drachenstein) und Felsen 11 (Falke und Drache) bleiben. Jedenfalls aber konnten sie nicht, wenn sie 339,55 m weiter westlich geblieben wären, mit dem Punkt E auf dem Bärenstein – einem eigenständigen Kultbezirk - landen.

Die Länge der Hypotenuse des Ister-Dreiecks ist deshalb wohl ein weiteres Sinnbild der geometrischen Größe ($360:e$). Seit Beginn unserer Untersuchung der Echse vom Isterberg verfolgt uns diese Größe. Was hat es mit ihr auf sich? 360° beträgt der Umfang eines Kreises ($2r\pi$) und damit der Erde, idealtypisch als Kugel betrachtet. e , die Eulersche Zahl, ist eine der Naturkonstanten unseres Sonnensystems. π und e sind die wichtigsten Naturkonstanten und „Duftmarken“ des Planeten Erde (26). Diese beiden Zahlen tauchen in der alteuropäischen Geometrie als Größen immer wieder auf. In der Zahl 6 steckt die Kennzahl des (alten) „Pla-



Abbildung 17: Der Uralt-Drache von Felsen 5 der Externsteine (Quelle: Elisabeth Neumann-Gundrum S. 190)

neten“ Sonne 6 (x 6 x 10). 360 steht aber auch als Sinnzahl für das Ganze des Planeten Erde, versinnbildlicht durch die Anzahl der Grade des Gitternetzes, das die Erde einteilt. Die Tragweite der geografischen Größe (360° : e) ist damit angedeutet, keineswegs bereits erklärt. Sie wurde von Oswald Tränkenschuh erst kürzlich bei der Entschlüsselung des Kreuzabnahmereliefs an den Externsteinen (27) entdeckt. Tatsächlich kommt sie, so Tränkenschuh, sehr häufig vor: insbesondere im Zusammenhang mit den Abmessungen von frühgeschichtlichen Grabbeilagen wie Dolchen, Schwertern etc. Es scheint sich bei der geometrischen Größe (360: e) um eine in Zahlen ausgedrückte Todes- (und Auferstehungs-?) -formel zu handeln.

8. Der Mittelpunkt der Isterberglinie – eine weitere Sensation

Es hat den Anschein, als hätten die

alten Landschaftsplaner der geometrischen Größe (360: e) mit dem Isterdreieck und der Echse vom Isterberg ein Denkmal setzen wollen; wie sie es mit der Cheopspyramide als alteuropäischem Vermessungsmodell auch getan haben. Genau auf der Mitte der Isterberglinie haben sie einen riesigen „Grabhügel“, einen Tumulus angelegt. Grabfunde wurden in dem Tumulus, soweit bekannt, niemals gemacht. Dafür ist der Tumulus (Punkt M) als Markierungspunkt im Gelände um so bedeutender.

Auf die Idee, den Mittelpunkt der Isterberglinie zu suchen, hatte uns die Vorstellung gebracht, dass es – analog dem Wormbacher Himmelskreis (28) – auch einen Isterberglinien-Kreis geben könnte. Damit stellte sich die Frage: Wo würde der Mittelpunkt dieses Kreises gelegen haben? Wir fanden diesen Punkt M nach langem Hin und

Her: Er liegt auf 52° 6' 81,08" n. Br. / 8° 2' 4,65" ö. L. Die Entfernung von der Mitte der Isterberglinie, dem Punkt M, zum Messpunkt der Echse vom Isterberg (Punkt I) und zu den Externsteinen (Punkt E) beträgt 66,388085 km. Der Punkt M war markiert: durch einen riesigen Tumulus - den Höllen-Tumulus des Karl-Heinz Wendel.

Anscheinend verfolgt mich das Finderglück, wenn es um Architekten geht, die auf den Namen Karl-Heinz hören. Der Sauerländer Karl-Heinz Wendel ist bereits als Entdecker des Wendel-Kreises bei Oesterholz südwestlich der Externsteine in Erscheinung getreten (29). Wendel, Mitglied der Forschungsgruppe Externsteine, war im Rahmen seiner heimatkundlichen Studien bereits im Jahre 2004 auf die Gegend um Bad Laer südwestlich von Osnabrück und den Dörenberg-Berg gestoßen. Er hatte das Gebiet in einer Studie (30) näher untersucht und eine Karte gefertigt. Darin war bereits der Tumulus eingetragen.

In der Hölle, die mit Punkt M, dem Tumulus, geodätisch vernetzt ist, scheinen sich verschiedene Systeme der alteuropäischen Landschaftsplanung getroffen zu haben. Einer der uralten Ausgangspunkte für diese Landschaftsplanung Nord-Süd zwischen Weser und Rhein war der Breitengrad 52,177° = 52° 10' 37". Dieser Breitenkreis ist die sogenannte Sternenstraße Nr. 1 (Süd) (31). Diese Sternenstraße verbindet den südenglischen Sakralbezirk, zu dem Stonehenge und Avebury Circle gehören, mit Oels in der Nähe von Breslau an der Oder (32). Auf der Sternenstraße Nr. 1 liegt der Dörenberg mit dem Hermannsturm. Er ist der geodätische Knotenpunkt nach Süden in Richtung Hölle: Der Dörenberg-Meridian auf 8° 03' 12" vernetzt die Sternenstraße Nr. 1 (Süd) mit der Hölle. Im Einzelnen:

Der Dörenberg auf der Sternenstraße 1 (Süd) ist eine Erhebung mit einer Höhe von 331 m üNN. Er ist ein uralter Vermessungsberg. Die Geo-Daten des Dörenberges sind

52° 10' 37" n. Br. (Sternenstraße 1) / 8° 03' 12" ö. L.

Südlich des Dörenberges, ebenfalls auf 8° 03' 12" ö. L. liegt die „Hölle“. Die „Hölle“ ist ein Gewinn, dessen „Thron“ eine Bodenerhebung vom 96, 5 m ist: ein frühgeschichtliches Kultur- und Beobachtungszentrum. Seine Geo-Daten sind

52° 07' 50" n. Br./8° 03' 12" ö. L.

Nach Wendel entstand dieses Beobachtungszentrum vor einigen Tausend Jahren zur Ortung der Himmels-

tenzahl 7 oder die Funktionalzahl (7:π) hinter dem Busch.

Einen Hinweis auf die Ostara von Osterholz enthält der Abstand zwischen

Hölle	52° 07' 50"	und
Tumulus	52° 06' 47"	
Abstand H/T	1' 13" = 73" = 2253,603075 m	

Der Umlauf des Planeten Venus um die Sonne beträgt 225 Erdentage. Der Abstand H/T enthält also einen Hinweis auf den Planeten Venus (= Ostara/Freya).

Die Namensähnlichkeit zwischen Ister und Ostera ist möglicherweise ein Schlüssel für frühgeschichtliche Zusammenhänge, die bisher nicht erkannt wurden. Die von *Jakob Grimm* philologisch rekonstruierte Ostera wäre im Englischen eine Eostera, ausgesprochen – wie Englisch *eastern* – I(o)stera. „Ost“ im Deutschen ist „east“ im Englischen, l'est im Französischen. Ich lasse diese Frage offen. Die älteste Wortprägung der Göttin dürfte Austera gelautet haben. „Osten“ heißt auf Isländisch *austur*, auf Lettisch *austrumi*. Auster auf Lateinisch ist dagegen der Süden.

Der Umfang des Tumulus ist unbekannt. Seine ursprüngliche Höhe dürfte nicht mehr rekonstruierbar sein. Die Maße des ursprünglichen Umfangs des Tumulus, sofern beschaffbar, werden vielleicht weiteren Aufschluss bringen.

Aussagekräftig ist der Name „Hölle“. Hel war nach germanischer und vielleicht schon viel älterer Auffassung (33) die Göttin, die das Leben nahm und das neue Leben gab. Geometrisch dürfen wir hier rechtwinklige Dreiecke mit dem Winkelverhältnis (9:π) erwarten. Die Hölle war die Wirkungsstätte „der Hellen“, der Hel. Der Tumulus liegt im Süden der „Hölle“, in der „tiefsten Hölle“. Die Wiedergeburt war den Menschen der Frühzeit aus dem Norden, vom Dörenberg her verheißen.

Dem Punkt M als Merkzeichen in der Landschaft haben die frühgeschichtlichen Planer die Form eines Grabhügels gegeben. Die geometrische Größe (360°: e) steht – wie unser gegenwärtiger Wissensstand uns vermuten lässt – für den Tod und wahrscheinlich auch für die Wiedergeburt. Dieser Vorstellung die Form eines Grabhügels gegeben zu haben, würde bedeuten: Punkt M – der Tumulus – ist – wie das „Ganggrab“ von Gavrinis, niemals eine Begräbnisstätte gewesen. Es war ein Denkmal für die geometrische Größe (360°: e).

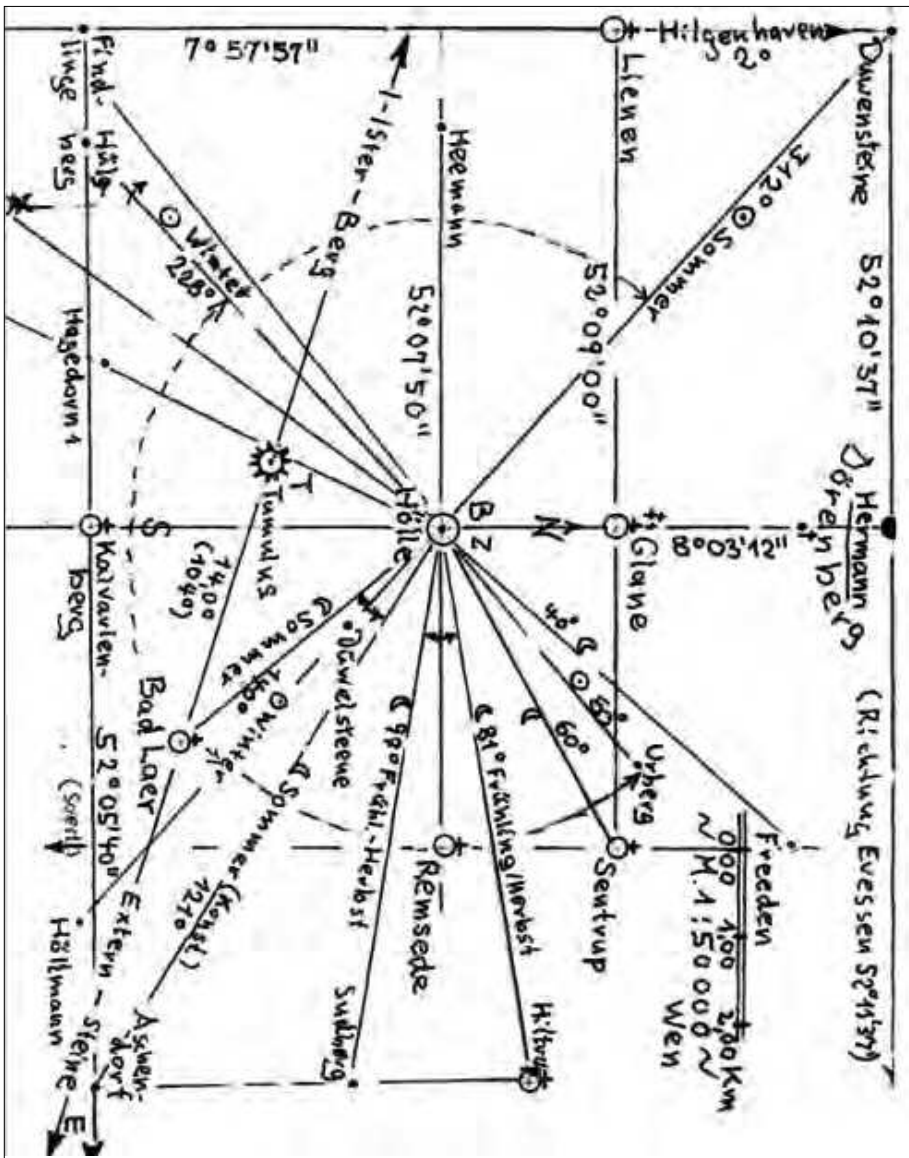


Abbildung 18: Die geodätische Vernetzung des Tumulus (Zeichnung K. H. Wendel)

körper. Man wählte einen Punkt, von dem aus eine Diagonale von 40° den Dörenberg-Breitengrad (52,177° = 52° 10' 37") schneidet. Von hier aus wurde der Himmel beobachtet und das Land vermessen. Von diesem Punkt aus laufen – strukturiert – die Vermessungsachsen in alle Himmelsrichtungen. Die nächste Station nach Süden ist der Kalvarienberg.

2 km südwestlich der „Hölle“, ca. 500 m südlich der heutigen südlichen Grenze des Gewanns „Hölle“, errichteten die frühzeitlichen Planer den Tumulus. Dieser Tumulus befindet sich in einem etwa 2 km langen Gräberumfeld. Er liegt auf dem Vermessungsstrahl, der von der „Hölle“ aus nach Südwesten in Richtung Kloster Vinnenberg läuft. Der Fluchtungswinkel von der „Hölle“ aus beträgt 114° (294°). 114° ist der Himmelswinkel des konstanten Mondaufgangs im Sommer. Der Tumulus liegt

also nicht zufällig in der Landschaft. Er ist vielmehr in die Landschaftsplanung mit einbezogen.

Nördlich des Remseder Baches hat *Uwe Neupert* eine Landschaftsskulptur gefunden. Sie stellt eine Echse, vielleicht eine Eidechse dar. Sechs Grabhügel, darunter der Tumulus, bilden das Auge der Echse und ablagebereite Eier. Ich zähle einen weiteren Hügel, hinten an der Ei-Ablage. Dann wären es sieben Markierungen.

In diese Landschaftsskulptur einer Echse ist der Tumulus integriert. Die Zahl 7 ist, wir wissen das inzwischen, die Ordnungszahl des Planeten Venus, der Venus/ Ostara/Freya. In der mit Planetenzahlen arbeitenden frühzeitlichen Geometrie entspricht Venus der germanischen Ostara. Ihr Krafttier ist, auch das wissen wir inzwischen, der Drache. Wo die Echse auftritt, lauert – zumindest geometrisch – die Plane-

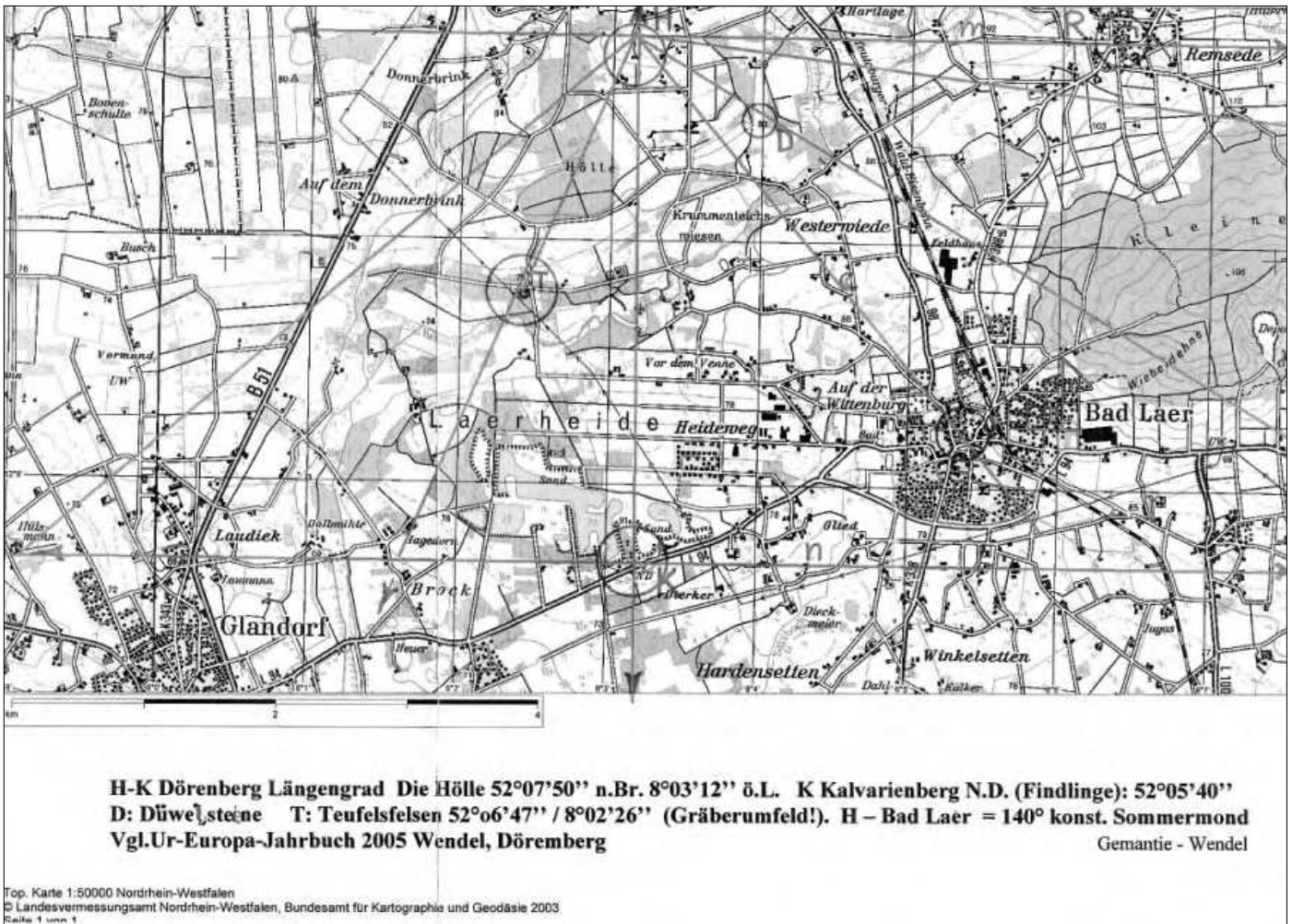


Abbildung 19: Die von der „Hölle“ ausgehenden Planungslinien (Karte K. H. Wendel)

Anmerkungen

1. Elisabeth Neumann-Gundrum, Europas Kultur der Groß-Skulpturen. Urbilder/Urwissen einer europäischen Geistesstruktur, Wilhelm Schmitz Verlag Gießen 1981; 2. erweiterte Aufl. Hartwig Jung Herborn 1995; Über die Geschichte der Gesichtersteinforschung informiert Winfried
2. Katholing, Die Groß-Steinskulpture – Kultplätze der Steinzeit? Eigenverlag Aschaffenburg 2001
3. Vgl. Gert Meier, Die vier Rätsel von Bentheim, Hrsg. Erich Knösig Bentheim 1993; ders., Neues von den Rätseln von Bentheim, DGG 1995 Heft 3, 35.
4. Gert Meier, Vorgeschichtliche Großskulpturen im Emsland, DGG 1999 Heft 1, 33.
5. (Fn. 1) S. 484; erstmalig wurde die Echse vom Isterberg erwähnt in Elisabeth Neumann-Gundrum, Arbeitsspuren an megalithischen Großskulpturen, Jung Herborn 1989, 20.
6. Gert Meier, Studien zur Quellnymphenforschung als Beitrag zur Er-

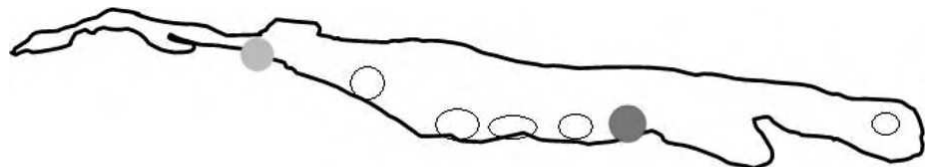


Abbildung 20: Die Echse vom Remseder Bach (Zeichnung Uwe Neupert)

- forschung der Geschichte Alteuropas, Eigenverlag Köln 2011.
7. Der Name Sloopstein deutet in der Regel auf eine frühgeschichtliche Begräbnisstätte der Ahnen; siehe z. B. den Großen und den Kleinen Sloopstein bei Weerssen westlich von Osnabrück.
8. Zu den im Fels hinterlassenen protoarithmetischen Mitteilungen der Frühzeit vgl. Oswald Tränken-schuh, Geometrie der Altsteinzeit – Eiszeitliche Vermessungsmodelle, Mandragora Königsberg/Franken 2009, 49 ff.; ders., Das Kreuzabnahme-Relief an den Externsteinen, Mandragora Königsberg/Franken (2010), 17 ff.; als Korrekturnotiz zu

- diesem Manuskript findet sich folgender Hinweis: „Die Abflussrinne war natürlich sachlich notwendig, damit das Regenwasser abfloss und die Wanne in ihren Dimensionen möglichst lange dem Frost standhalten konnte. Ich halte die Meinung der Vorgeschichtsforschung von „Opferaltären, Blutrinnen, Richtplätzen“ usw. für Ausgebirte der Fantasie des 19. Jahrhunderts“.
9. Auf den Funktionalzahlen – den Grundzahlen 1 – 9 jeweils geteilt durch die Naturkonstante Pi (π) – beruht die alteuropäische Geometrie der rechtwinkligen ganzzahligen π -Dreiecke.
10. Eine Zusammenstellung der Plane-

- tenzahlen und ihrer Bedeutungen findet sich zuletzt bei Tränkenschuh (Fn. 7, Kreuzabnahme-Relief S. 10 f.)
11. Elisabeth Neumann-Gundrum (Fn. 4) 21; ich habe den Originaltext eingedeutscht.
 12. Zum Gang-„grab“ auf der Insel Gavrinis im Golf von Morbihan siehe Gwec'hlan Le Scouëzec, Bretagne mégalithique, Seuil Paris 1987, 231 ff.; Gert Meier/Uwe Topper/Hermann Zschweigert, Das Geheimnis des Elsaß – Was geschah damals am Odilienberg? Tübingen 2003, 197 ff.; Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra Ergänzung IV (200/), 51 ff.
 13. Die Echse vom Isterberg zählt nach (bestrittener) Meinung von Elisabeth Neumann-Gundrum zur Gruppe der Stein-Skulpturen, die sie unter die Rubrik „Atemgeburt“ einordnet.
 14. Gert Meier, Das Kleinenberg-System Das Kleinenberg-System. Frühgeschichtliche Funde im Stammesgebiet der alten Marsen. Bd. 5 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155, 65; ders., Die Mondanlagen-Linie auf dem 9. Meridian (Externsteine – Eggegebirge – Odenwald - Bodensee), 51. 2. Auflage. Blaue Reihe Bd. 50 des Forschungskreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155, 51.
 15. Nachweise der Gleichzeitigkeit von Sauriern und Menschen hat bereits Hans-Joachim Zillmer, Darwins Irrtum, Langen Müller 8. Aufl. 2006, geliefert.
 16. Wolfgang Thiele/Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, Henselowsky Boschmann Bottrop 2. Aufl. 2003 158 ff. (163), 311.
 17. Gert Meier, Falke, Drache und Asgard, die Götterburg, SYNESIS 2005, Heft 6, 13 ff.
 18. Andis Kaulins, Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, SYNESIS 2005, Heft 5, 19 ff.
 19. (Fn. 4) 21.
 20. Jahresveranstaltung des Forschungskreises Externsteine auf der 32. Arbeitstagung am 20. – 24. Mai 1998, Rückschau 1998, 44.
 21. Die Quellnymphenforschung, obwohl von größtem religionsgeschichtlichen Interesse, befindet sich erst in ihren Anfängen. Wir konnten bisher folgende Gewässernamen zuordnen: Gers/Gertrude – Gersbach, Agger; Neith – Nethe/Nette/Nidda/Neiße; Sinn – Sinn/Seine; Nöck – Neckar; Danu – Donau; Tellus – Dill; Kall/ die Helle – Kall.
 22. Gustav Friedrichs/Andis Kaulins/Gert Meier, Osnabrück und die Externsteine in der Frühgeschichte. Bd. 1 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155; Gert Meier, Fulda und seine Beziehungen zu den Externsteinen. Bd. 2 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155; ders., Mainz - Mittelheim - Johannisberg - Die Wiederentdeckung eines frühgeschichtlichen Ortungs- und Markierungssystems im Rheingau. Gelbe Reihe Heft 14 des Forschungskreises Externsteine. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155; ders., Die Kultstätten des Harzes und ihre frühgeschichtlichen Beziehungen zu den Externsteinen. Bd. 3 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg, Postfach 1155; ders., Das Kleinenberg-System (Fn. 13); ders., Das Weser-System.
 23. Zu den frühgeschichtlichen Vernetzungen und Funden zwischen den Externsteinen und der Weser. Bd. 6 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine e.V. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155; ders., Der Drudgerstein (Trude-Gers-Stein) von Bad Marienberg im Hohen Westerwald. Festschrift für Klaus Gerstein zu seinem 80. Geburtstag Eigenverlag Köln 2010; 2. Aufl. 2011.
 24. Walther Machalet, Die Externsteine. Das Zentrum des Abendlandes. Hallonen, Maschen 1970, 277.
 25. Dazu Gert Meier, Aktueller als je zuvor: „Der Himmel ist unter uns“. Neue Betrachtungen zu dem Buch von Wolfgang Thiele und Herbert Knorr, SYNESIS-Magazin Nr. 5/2010, 39; einen Isterberglinien-Kreis haben wir nicht ausmachen können; die einzige Flussmarke, die wir fanden, war der geometrische Ort, an dem die Isterberg-Linie die Ems schnitt: in Rheine.
 26. Zum Kreuzabnahmerelief siehe Oswald Tränkenschuh, Das Kreuzabnahme-Relief an den Externsteinen zur Anerkennung als Weltkulturerbe, Mandragora Königsberg/Franken 201025
 27. E. Neumann Gundrum (Fn. 1), 194.
 28. Zu den „Duftmarken“ Gert Meier – Oswald Tränkenschuh, Die Externsteiner Laue nördlich von Oesterholz/Lippe. Bd. 4 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg, Postfach 1155, 9 f.
 29. Dieses Prinzip haben noch die Baumeister des Kreuzabnahmereliefs an den Externsteinen zum Ausdruck gebracht; vgl. Tränkenschuh (Fn. 18).
 30. Fn. 23.
 31. Gert Meier, Der Wendel-Kreis an den Externsteinen, SYNESIS-Magazin Nr. 3/2008, 18.
 32. Karl-Heinz Wendel, Der Dörenberg – Ein Mittelpunkt der Alten Welt, Ur-Europa-Jahrbuch 2005, 86.
 33. Der Entdecker der Sternenstraßen ist Bochumer Astronom Heinz Kaminski. Dem Geheimnis der Ost-West-Sternenstraße, ihrer Systematik und ihrem Daseinszweck (Kontrolle des Neigungswinkels der Ekliptik) auf die Spur gekommen ist Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg/Franken 2006, 51 ff.; dazu Gert Meier, Die Sternenstraßen entschlüsselt! SYNESIS 2006 Heft 6, 29. Ich habe die Sternenstraße 1 (Süd) zwischen Oels/Niederschlesien und Wormbach einschließlich des Gebietes um den Zopten (Niederschlesien bereist und kartografiert; vgl. Gert Meier Die Sternenstraße 1 (Süd): Von der Eder bis zur Oder, Ur-Europa Jahrbuch 2008, 17. Älteste Namensform der Hel oder „der Hellen“ dürfte „Kall“ gewesen sein. Sie gehörte zu den bereits vorgeschichtlichen Quellnymphen, die das Leben nahmen und das Leben gaben - lange, bevor die „Drei Bethen“ oder „Drei Mütter“ ihre Herrschaft antraten. Als Gaulbeth, Gwilbeth oder Willbeth zog die Kall in die Riege der Drei Bethen ein. ■

Die Stadt der Schlangengötter

Thomas Ritter

Bis zum heutigen Tag werden sie in Asien verehrt - die Nagas. Es sollen gottgleiche Wesen sein, denen es möglich ist, ihre Gestalt zu wandeln, sowohl als Mensch oder als Schlange zu erscheinen. Die grenzwissenschaftliche Literatur beschreibt sie zumeist als dämonische Reptiloide, welche die Menschheit beherrschen und versklaven wollen. Diese Ansicht ist jedoch nur im Westen verbreitet und hat ihre Wurzeln in der jüdisch-christlichen Mythologie. Bereits in der Thora bzw. dem Alten Testament ist von „Satan, der alten Schlange“ die Rede. Hierin begründet sich die Abneigung der meisten Westler gegen diese Reptilien. Ganz anders im Osten. Nicht nur in Indien, sondern in ganz Südostasien genießen Schlangen, insbesondere Kobras (Naga) kultische Verehrung. Sowohl im Hinduismus als auch im Buddhismus stehen sie als Symbol für Weisheit und Wahrhaftigkeit. Shiva, einer der drei Hauptgötter der Hindus, trägt stets eine Kobra um den Hals. Der Schlangengott Naga Raja Deva beschützte Buddha vor den Elementen, bevor dieser Erleuchtung erlangte, heißt es in uralten buddhistischen Überlieferungen.

In Thailand ist den Nagas sogar eine ganze Stadt geweiht. Doch wer kennt schon Nong Khai? Bangkok, Phuket und Pattaya sind hier die bevorzugten Ziele europäischer Touristen. Dabei gilt Nong Khai gemäß der Wertung des US-Magazins „Modern Maturity“ sogar als einer der beliebtesten Zweitwohnsitze amerikanischer Rentner. Diese Stadt in der Nähe der Grenze zu Laos liegt direkt am Mekong, jenem mächtigen Strom, der von Tibet aus bis nach Vietnam fließt. Er soll einer Legende nach durch den Kampf zweier Naga-Fürsten entstanden sein. Einst rangen hier Phraya Suwannaana und Phraya Sutthotana um die Vorherrschaft. Bei ihren Kämpfen sollen sie nicht nur das Flussbett des Mekong, sondern auch die Täler zahlreicher anderer kleiner Flüsse wie des Nan oder Chee ausgeschürft haben. Sutthotana gilt als der Schöpfer des Mekong, aus dem er auch seine Lieblingsspeise, den riesigen Katzenfisch, bezog. Diese Spezies, welche ein Körpergewicht von mehreren hundert Kilogramm erreichen kann, gibt es noch immer, doch sie ist inzwischen vom Aussterben bedroht. Schuld daran hat nicht der Appetit des Naga Raja, sondern die rücksichtslose



Auf dem Mekong.



Buddha

Überfischung der Bestände durch den Menschen, der die Nachfolge der Nagas als Beherrscher der Erde angetreten hat - wenn man den hiesigen, buddhistischen Legenden Glauben schenkt.

Von den Einheimischen hier werden die Nagas noch immer als Götter verehrt. Zu ihren Ehren schmücken die Bewohner Nong Khais Bambusboote mit farbigen Lampions und lassen sie als krönenden Abschluss einer jeden buddhistischen Vollmondzeremonie den Mekong abwärts treiben. Unabhängig von dieser „Lai Rua Fai“ (das Flößen der Feuerboote) genannten Zeremonie, ereignen sich jedes Mal zu Vollmond in

Nong Khai merkwürdige Phänomene, welche tausende Zuschauer anziehen. In jeder Vollmondnacht steigen aus den Tiefen des Mekong feurige Lichtkugeln auf. Sie schießen glosend in die Höhe und verschwinden dann spurlos im Himmel. Nach lokalen Legenden sollen es die Nagas sein, welche diese Feuerkugeln abschießen, um auf diese Weise Buddha ihren Respekt zu zollen. Wissenschaftler sind der Meinung, dass die Gravitationskräfte des Mondes Methanvorkommen auf dem Grunde des Mekong lösen und auf diese Weise für das Phänomen der feurigen Kugeln sorgen. Doch warum erscheinen die Lichtkugeln dann immer

nur in Vollmondnächten? Die Gravitationskraft des Mondes bleibt ja ständig gleich. Dieses Mysterium entzieht sich bisher jeder rationalen Erklärung.

Wer den Nagas nahe kommen möchte, sollte eine Tour auf ihren Spuren unternehmen. Das Abenteuer beginnt in Udon Thani, der Stadt mit dem nächstgelegenen Flugplatz, die durch Thai Airways von Bangkok aus täglich angefliegen wird. In Udon Thani befindet sich Wat Sirisuttho, auch Wang Nakin genannt - der „Palast der Nagas“. Dieser Tempel soll ein magisches Tor zwischen der Welt der Menschen und jener der Drachenschlangen sein, die ihr geheimes Reich durch „sublime Mauern aus psychischer Kraft“ vor unliebsamen Eindringlingen schützen. So überliefern es jedenfalls zahlreiche lokale Legenden. Sie erinnern in ihrer Struktur an keltische Berichte über die „Anderwelt“, jene mystische Heimat der Trolle, Elben und Feen. Klingt hier das Wissen um parallele Welten und ihre Bewohner an, welche zumindest die moderne Quantenphysik als möglich erachtet?

Von Wang Nakin aus geht es weiter nach Wat Po Chai, dem populärsten Tempel von Nong Khai. Er beherbergt nicht nur das heiligste Abbild Buddhas in der gesamten Provinz, sondern auch etliche interessante Darstellungen der Nagas. Doch das unumstrittene Zentrum des Naga-Kultes ist Wat Thai in dem kleinen Ort Pongpisai. Die Einheimischen glauben, dass in diesem Tempel eine geheime Passage ins Reich der Nagas existiert, die noch heute von Eingeweihten jederzeit benutzt werden kann. Der Tempel ist auch einer jener Plätze, von dem aus sich die mysteriösen Feuerbälle des Mekong in jeder Vollmondnacht besonders gut beobachten lassen.

Unweit von hier liegt Phra That Bang Puan, die älteste Pagode der Stadt in indischem Baustil. Gläubige besuchen hier Sra Phraya Naga - den „Teich der Drachenschlangen“.

Die geheimnisvoll spirituelle Atmosphäre von Nong Khai hat auch moderne Künstler inspiriert. Sala Kaew Ku ist ein riesiger Park, der mehr als 200 gewaltige Plastiken und Standbilder beherbergt, die durch hinduistische, buddhistische und andere Glaubensvorstellungen inspiriert wurden. Luang Pu Bunleua Sulit ist ihr Schöpfer. Er hat sich seine Kenntnisse als Steinmetz autodidaktisch angeeignet und lebt heute als Mönch. Den Park nennt er einen Ausdruck seines Wunsches nach einer Welt, in der alle Glaubensbekenntnisse gleichberechtigt miteinander existieren können. Manches an Luang Pu Bunleua Sulitas Werk erinnert auch an die Inszenierungen eines



Buddha und der Schlangengott. Der Schlangengott beschützt Buddha.



Meditierender Buddha.

Dali, Blanco oder einer Nikki de Saint Phalle. Im Park gibt es etwa Statuen, welche Hunde als Autofahrer zeigen. Eingebettet in tropische Vegetation, zieht diese surreale Kulisse spirituelle Sucher ebenso wie Künstler und „ganz normale“ Touristen in ihren Bann. Nong Khai wird von den Einheimischen das „Loch Ness“ Asiens genannt - und dies wohl nicht zu Unrecht.

Verwendete Literatur

Chidsupang Chaiwiroj, City of Serenity and Serpent Gods, Sawasdee (Bordmagazin von Thai Airways), Bangkok, Mai 2011.



Stupa in Nong Khai.

Daniel Dingel †

Nachruf von Wilfried Augustin

Das fand ich auf der Internetseite von Rolf Keppler: <http://www.rolf-kepler.de/wasserauto.htm>

Ich zitiere:

„Daniel Dingel ist im Oktober 2010 gestorben.

Sinngemäße Übersetzung aus dem untenstehenden englischen Text:

Leider endet die Geschichte mit Daniel Dingel nun damit, dass er starb. Er starb nach mehreren Tagen im Krankenhaus aufgrund einiger Krankheiten bzw. Komplikationen im vergangenen Oktober 2010.

Er nahm alle Geheimnisse mit ins Grab. Eine Kommunikation mit seiner unmittelbaren Familie ist zwecklos. Das Handy, das er für mehrere Jahre verwendete, ging an seinen Freund Ing. Toni Domingo zurück. Die offenen Telefonrechnungen wurden durch ihn beglichen, wie seine Tochter Christina berichtet hat. Ich hoffe, dass dies einiges klären konnte. Danke.

*Engineer Toni Z. Domingo
Realtor Christina E. Domingo*

Herr Stöckmann hat am 30. März 2011 über die Tochter Christina E. Domingo von Engineer Toni Z. Domingo folgende Mitteilung bekommen:

The Daniel Dingel Story ceased when Daniel Dingel died after several days in the hospital, due to some sickness/ complications last October 2010.

All secrets went with him. Communications with his immediate family are futile. The cell phone that he used for several years, was returned to Engineer Toni Domingo, the real owner, who paid for his unpaid telephone bills etc. to June 2010.

*I hope this will clarify things.
Thank you.*

*Engineer Toni Z. Domingo
Realtor Christina E. Domingo“*

Nun haben wir also wieder eine Person, die sich zur Legendenbildung eignet. Es gibt diverse Erfinder, deren Werke zum Nachdenken Anlass geben, wie Tesla, der angeblich in der 1930er Jahren mit freier Energie ein Auto betrieb, Hans Coler, der während des Zweiten Weltkriegs einen Konverter für freie Energie gebaut haben soll, John Searl, der sich mit Gravitation und freier Energie befasst hat und andere mehr. Leider sind

inzwischen alle gestorben, ohne dass ihre Ideen in der Praxis allgemein verwirklicht werden konnten. Nun haben wir nun einen weiteren, Daniel Dingel. Er verstarb im Oktober letzten Jahres auf den Philippinen.

Auch Daniel Dingel war wie die anderen ein privater Erfinder, der der Welt schier Unglaubliches präsentierte: ein Auto, das ausschließlich mit Wasser fährt. Die Sache wurde überprüft und für sauber gehalten. Ich erinnere mich an einen Artikel in „AUTO Bild“ die ein Team nach Manila schickten, und die zusammen mit einer BMW-Werkstatt vor Ort bestätigten: Das Auto fährt mit Wasser. Kein Zweifel. Es ist offensichtlich kein Betrug.

Ich zitiere „AUTO Bild“ (<http://www.autobild.de/artikel/dingels-wasserauto-34821.html>):

„Tatsache ist, dass AUTO BILD-Reporter Jörg Wigand auf mehreren Fahrten mit ihm im Großraum Manila sowie bei Überlandtrips auf der Autobahn keinen Verbrennungsgeruch feststellen konnte. Tatsache ist, dass mehrere Investorengruppen nach kürzeren Testfahrten mit Dingel so von seiner Erfindung überzeugt waren, dass sie Vorverträge in Millionenhöhe angeboten haben. Partner Vargas: „Einen davon habe ich schon unterschrieben, so gut ist er. Was fehlt, ist Mr. Dingels Unterschrift.“

Tatsache ist aber auch, dass sich Dingel bislang jedem ernsthaften Test oder dem Prozess der Patentierung verweigert hat. Die einzige mehrstündige Prüfung des Motors wurde in einer BMW-Niederlassung in Manila von einheimischen Ingenieuren vorgenommen. Das Resultat: Alle Ingenieure waren von der Erfindung überzeugt. Warum also zögert er mit der Weiterentwicklung? „Weil meine Erfindung so simpel ist, dass jedermann nur lachen würde, wenn ich sie veröffentliche. Sie beruht nur auf gesundem Menschenverstand, nicht auf innovativem Ingenieurwissen. Wie soll man so etwas patentieren lassen?“ Dingels Dilemma, es scheint nicht lösbar. Vor allem nicht, wenn man ihn unter Druck setzt. Der Mann braucht Zeit und Ruhe. Oder eine Eingebung, wie er aus dieser Geschichte wieder rauskommt.“

Dingel hatte einen Toyota Corolla vermutlich so umgebaut, dass er mit sogenanntem Browngas lief, das er mithilfe der Lichtmaschine, einer Elektrolysezelle und eines speziellen Frequenzgenerators erzeugte. Auch hierzulande fahren Autos mit Browngas-Zusatzdosierung. Die

Betonung liegt auf Zusatz. Denn bei diesen Geräten geht es nur um die Verbesserung der Motorleistung. Es wurden Werte genannt bis zu 30 % Treibstoffeinsparung. Mehr ging bisher nicht. Dingel ließ sein Auto aber mit reinem Wasser fahren.

Der Unterschied liegt für mich in der Erzeugung des Browngases. Die hier bekannten Geräte sind reine Elektrolysegeräte, bei denen das elektrochemische Äquivalent der Wasserelektrolyse zugrunde liegt. Dabei kann entsprechend der konventionellen Regeln der Chemie zwischen Gaserzeugung und Verbrennung im Motor kein Energiegewinn zustande kommen, im Gegenteil, höchstens ein Energieverlust durch den Wirkungsgrad der Lichtmaschine.

Dingel hingegen hatte meines Erachtens nach einen Weg gefunden, mit weniger als dem elektrochemischen Äquivalent das Gas zu erzeugen. Dazu diente sein erfindungsgemäßer Frequenzgenerator. Es scheint so zu sein, dass er Wasser mit weit geringerer Energie in Wasserstoff und Sauerstoff aufspalten konnte, wie sie für die Elektrolyse aufgewandt werden muss. Bei der anschließenden Verbrennung im Motor wurde dadurch zusätzliche chemische Energie frei, die offenbar zum Vortrieb des Autos ausreichte. Vielleicht liegt das Geheimnis nur darin, dass er exakt die erforderliche Resonanzfrequenz des Wassermoleküls herausgetüftelt hat.

Er hat einmal gesagt, die Sache ist so einfach, dass er sie gar nicht bekannt machen könne. Man würde über die einfache Lösung lachen. Das war auch der Grund, warum er wohl kein Patent eingereicht hat. Man hätte es wohl zu einfach umgehen können. Vielleicht wäre das die Lösung aller unserer Automobilprobleme gewesen. Schade, er hat sein Wissen mit ins Grab genommen (oder?).

Ich hoffe, dass eines Tages jemand anderes auf den Dreh kommt, wie Dingels Motor funktionierte. Am Geld kann es nicht liegen. Das hatte Dingel auch nicht, als er seinen Antrieb erfand. Ich hoffe daher, er ruht in Frieden und seine Gedanken haben das morphogenetische Feld erreicht, dass eines Tages jemand seine Idee daraus schöpfen kann.



Hans-Peter Thietz meint:

Staatsterrorismus

Im Vorfeld des vergangenen 26. Juni herrschte beträchtliche Aufregung, da viele Anzeichen darauf hindeuteten, es würde zur Eröffnung der Fußballweltmeisterschaft der Frauen im Berliner Olympiastadion gegen 19 Uhr ein Terroranschlag stattfinden, der auf vermutlich nuklearer Grundlage das Geschehen vom 11.9. in New York noch weit übertreffen sollte. Dieser Tag ist nun vorbei und passiert ist - nichts! Also alles nur blinder Alarm? Ich glaube nicht!

Im Gegensatz zum damaligen 11.9., der völlig überraschend über die USA hereinzubrechen schien, hatte man diesmal - die wie damals zuvor aufgetretenen - verdeckte Hinweise bemerkt und auf breiter Basis in der Öffentlichkeit diskutiert.

Insbesondere durch den dankenswerten Antrag des Rechtsanwalts van Geest vom 31.05.11 an das Verwaltungsgericht Berlin gegen die Bundeskanzlerin und den Berliner Innensenator wurde diese anstehende Gefahr gerichtsnotorisch bekannt, und auch, wenn das Gericht den Antrag abwies, indem es sich für „nicht zuständig“ erklärte, hatte er eine wesentliche Funktion erfüllt - die befürchtete Gefahr war nun informativ auf eine offizielle und dementsprechend breite Ebene gehoben worden.

Und alles passte wie bei den früheren Anschlägen zusammen. Auch diesmal wurde eine Terrorabwehrende Übung zeitgleich für das Olympiastadion anberaumt. Es ist die bewährte Methode, dass ein Anschlag im Hintergrund dieser Weltmeisterschaft ungehindert ablaufen kann, da er sich ja zeitgleich hinter einer Übung versteckt und jedermann sich hinterher damit entschuldigen kann, er habe geglaubt, nur als Teil doch nur einer Übung zu fungieren.

Nach meiner Überzeugung war diese breite öffentliche Kenntnis die Ursache, dass der Anschlag doch noch



„First we take Manhattan, than Berlin“?



abgeblasen wurde; nun noch dazu mit dem Vorteil, solche Warnungen künftig als unbegründete Verschwörungstheorien lächerlich machen zu können und hierdurch jegliche zukünftige Aufmerksamkeit als angeblich unsinnig einschläfern zu können. Das bekannte deutsche Sprichwort „aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“ sollten wir künftig dennoch beachten!

Der gerichtliche Antrag des RA van Geest hat jedoch einen über diese spezielle Fallbezogenheit weit hinausgehenden Wert. In der sich über einige Hundert Seiten erstreckenden Begründung wird hier eine breite Ursachen- und Hintergrundforschung betrieben, die solche Anschläge als Operationen von Geheimdiensten beweist und so als eine Art von Staatsterrorismus offenlegt. Wahrscheinlich war das einem einfachen Bezirksgericht zu heiß, um sich damit befassen zu wollen!

Wollen wir dennoch hoffen, dass sich ein solcher, noch dazu terrornuklearer Anschlag bei uns nicht ereignet!

Ihr H.-P. Thietz

Diese ausgezeichnete Arbeit von van Geest hat mir die Anregung zu einem neuen Buchprojekt mit dem Titel „Staatsterrorismus - als ‚false flag‘-Aktionen“ gegeben, das noch im Juli fertiggestellt sein soll.





Keine Sauriereier in Bayanzag

Herwig Brätz



Ei und Knochen „in situ“.

Mich erinnern die Saurier immer an gerupfte Truthähne. Natürlich fehlt es an Beweisen für mein Gefühl, dass es niemals solche Tiere gegeben hat. Und sind nicht die Hollywood-Filme Beweis genug? Aber man könnte ja mal gucken, ob in der Wüste Gobi wirklich Sauriereier herumliegen.

Die Fahrt dorthin ist leicht: Zehn Stunden Flug von Berlin nach Ulan-Bator, dann zwei Stunden Flug bis Dalanzadgad und nochmal zwei Stunden auf der Piste bis zum Camp in Sichtweite der „Brennenden Dünen“, wie die Mongolen die lehmroten Klippen von Bayanzag nennen. „Bayanzag“ bedeutet „reich-Saksaul“, weil in der Nähe tatsächlich ein für die Gegend ungewöhnlicher „Wald“ aus diesem bemerkenswerten Gehölz steht. Allerdings steht in Dalanzadgad kein Taxi:



Der Fundort

Man muss schon im Reisebüro einen Jeep mieten.

Jedenfalls war der Weg in den 20er Jahren bedeutend schwieriger, wie man dem im Camp anzuschauenden Film über die Expedition des New Yorker Naturkundemuseums in die Wüste Gobi entnehmen kann. Neben Sandstürmen sieht man im Film vor allem Jagdszenen. Die Sauriereier werden nur gezeigt, wie sie schön im Rund gelegt worden sind. Vielleicht haben die Initiatoren der damaligen Expedition gehofft, dass sich jemand dorthin verirren würde.

Das Camp ist nicht eingezäunt, sondern hat eine Begrenzung aus - keine Überraschung - „Sauriereiern“ jeglicher Form, darunter tatsächlich einige in Eiform.

Der Weg in die Schlucht, wo die Sauriereier gefunden werden, kann zu Fuß bewältigt werden, was dort niemand macht: Wer nicht reitet, nimmt den Jeep. Unterwegs sieht man ein Gebilde, das an das amerikanische Monument Valley erinnert. Aber wir wurden aufgeklärt: Ein südkoreanisches Filmteam hat hier Aufnahmen in Amerika imitiert, das Monument wurde mit einem Bagger gebastelt.

Die Eier liegen dort zuhauf, sie haben nur einen einzigen Nachteil: Das sind einfache Lehmknollen in einer Quartärformation. Sie sind weder 75 Millionen Jahre alt, noch waren sie jemals Eier lebender Wesen. Wir nahmen ein paar davon mit, der Kraftfahrer meinte freilich, wir würden mit dem Zeug nur seinen Jeep dreckig machen.

Zurück in Ulan-Bator gingen wir ins dortige Naturkundemuseum, wo außer einem Riesenplastiksaurier tatsächlich genau solche Klumpen als Sauriereier ausgestellt waren. Natürlich wurde scharf darauf geachtet, dass sie nicht fotografiert wurden. Die Fotos haben mongolische Freunde mit ihren Handys geschossen - sie wurden nicht so argwöhnisch beobachtet wie wir Ausländer. Lustig war vor allem eine mit Straußeneierschalen beklebte Knolle.

Die Ausfuhr der „Artefakte“ ist streng verboten, wie hoch die Strafen sind, weiß ich allerdings nicht. Der Zoll am Flughafen rief uns extra aus und konfiszierte gnadenlos alle unsere Beweise - bis auf ein Eichen, das jetzt unseren Raritätenschränk ziert.

In die Mongolei kann man also wegen vieler Dinge reisen, denn es ist ein Land herrlicher endloser Weiten.

Die Saurier aber kamen nie bis Bayanzag. Sie müssen irgendwo anders gelebt haben. ■



Ein „Nest“ im Museum von Ulan-Bator



Eine Lehmknolle mit Straußeneierschale



Solch ein Gebilde haben wir jetzt zu Hause.

Thema Energie

Nuklear-Technik, der größte Irrtum der Menschheit

Dieter Schall, Stanmer-Akademie

Sie wird von den Machern der Wirtschaft und in deren Gefolge von der Politik als die saubere Technologie der Energiegewinnung dargestellt, verkauft und betrieben.

Ich glaube nicht, dass es an dieser Stelle nötig ist, das ganze Spektrum der Nukleartechnik zu erläutern und Folgen für die Welt darzustellen. Dies ist schon viele Mal und in allen denkbaren Medien getan worden. Vielleicht nur ein paar wenige Fakten dazu:

- Die Kernspaltung ist so gefährlich und giftig, dass wir die Anlagen mit einem aberwitzigen Aufwand abschirmen müssen und die dort beschäftigten Menschen sich permanent in lebensgefährlicher Lage befinden.
- Die Kosten für den Atomstrom sind nur deshalb wettbewerbsfähig, weil die Entwicklung der Technologie wir Steuerzahler getragen haben und auch die Entsorgung des Problems nach dem Abstellen der Meiler zu bezahlen haben.
- Die nahe und weitere Umgebung der Anlagen wird in messbarer Dosis Tag für Tag vergiftet und auf lange Sicht unbewohnbar gemacht. Man behilft sich mit der willkürlichen Festsetzung von Grenzwerten, die die Anlage dann sicher erscheinen lassen. Die Menschen in der Umgebung werden unheilbar krank, das ist längst statistisch gesichert.
- Die verbrauchten Brennelemente sind hochgradig giftig und eine sichere Entsorgung ist bis heute nicht möglich.
- Wir hinterlassen unseren Nachkommen für Zeitraum von vielen zigtausend Jahren Ruinen mit tödlicher Gefährlichkeit, ohne dass die Menschen, Tiere und Pflanzen



Kernkraftwerk

die tödliche Wirkung spüren - erst wenn die erlittenen Verletzungen ihre tödliche Wirkung bereits entfaltet haben, wird es sichtbar.

- Welcher Mensch als Vertreter der Konzerne oder Regierungen wollte und könnte es persönlich verantworten, dass lange nach der Zeit unserer Gesellschaft die Reaktoren immer noch strahlen und jeden umbringen, der in ihre Nähe kommt?

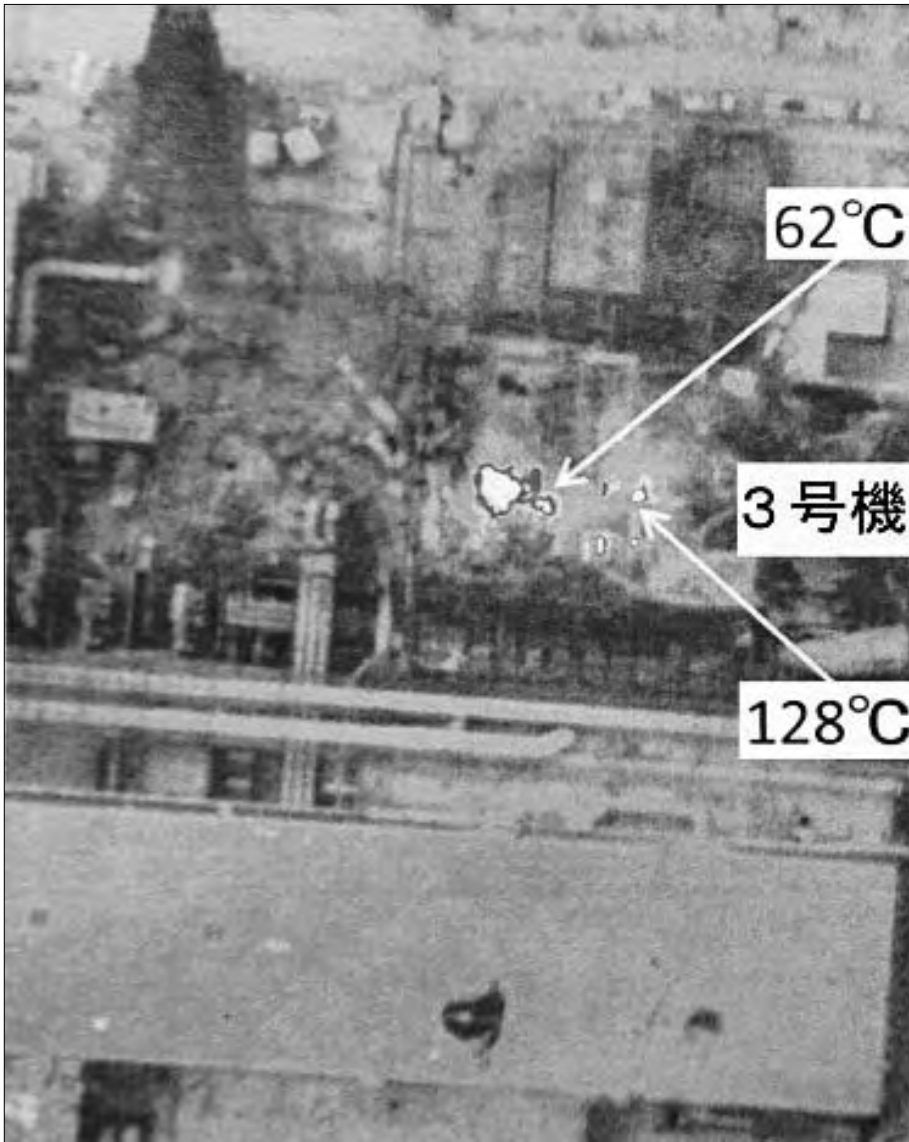
Es braucht wahrhaft nicht viel Verstand, um zu wissen, dass diese Technologie gegen die Natur, gegen den Menschen und gegen unsere Zukunft gerichtet ist. Nur der kurze hohe wirtschaftliche Gewinn für einige wenige ist die Triebkraft dafür, ein

solches Verbrechen an der Menschheit zu begehen.

Wir hören mit stoischer Wiederholung immer wieder, es gäbe derzeit keine andere Möglichkeit, den benötigten Strom bereitzustellen.

Warum ist das falsch?

- Allein durch Einsparungen in den privaten Haushalten können ohne wesentlichen Komfortverzicht die älteren Atommeiler ersatzlos abgeschaltet werden.
- Die Wirtschaft und Industrie könnte durch einfache Sparmaßnahmen bis zu 35 % ihres Stromverbrauchs einsparen. Damit wären alle restlichen Atommeiler überflüssig.



Fukushima

fung und für die Entwicklung und Bestimmung des Menschen. Technokraten und Wissenschaftler wollen uns glauben machen, wir hätten die Welt im Ganzen weitgehend verstanden und könnten sie nahezu vollständig beschreiben - nur wenige Wissenslücken seien noch zu schließen, die bestehende Weltordnung und ihr Geldsystem seien das Bestmögliche und deshalb gut und geeignet für die Zukunft.

Der Absurdität dieses Glaubens sind viele Modernitätsgläubige, Ingenieure und Wissenschaftler anheim gefallen. Wichtigstes Ergebnis dieser Jahrhunderte langen Entwicklung ist die Zerstörung des Planeten und seiner Ressourcen, sind Kriege um die Ressourcen, Leid und Elend für die Mehrzahl der Menschen. Der Verlust der Werte und des Glaubens an die höhere Dimension der Schöpfung haben uns in eine Sackgasse geführt.

Ein Zitat aus Max Plancks Lebenserinnerungen:

Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht durchzusetzen, indem ihre Gegner überzeugt werden und sich belehrt fühlen, sondern vielmehr dadurch, dass die Gegner allmählich aussterben und die heranwachsende Generation von vorneherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist.

Dennoch gibt es Hoffnung. Menschen lassen sich nicht mehr so ohne weiteres wie Schafe in der Herde leiten. Das Aufwachen hat begonnen und wir haben es selbst in der Hand, alles anders und besser zu gestalten.

Grundsatz: Mit der Akademie wollen wir zur Erneuerung und Weiterentwicklung dieses Weltbildes beitragen. Die Akademie, ihre Idee und ihre Zielsetzung ist grundsätzlich frei von politischen, weltanschaulichen und religiösen Dogmen. Sie ist nicht gefördert oder organisiert von Vereinigungen oder politischen Gruppierungen. Sie trägt sich selbst aus der Kraft der Beteiligten und wird sich nichts und niemandem gegenüber verpflichtet fühlen, außer der Idee, an der Bewusstwerdung der kommenden Veränderungen der Welt einen Beitrag zu leisten, interessierte Menschen zu informieren und zum Nachdenken anzuregen.

Dieter Schall
 STANMER - AKADEMIE
www.stanmer-akademie.de
info@stanmer.de

- Das angebliche Problem der Grundlastversorgung kann man durch die Änderung von Gewohnheiten aller Verbraucher, durch intelligente Stromnetze und viele dezentrale Kleinkraftwerksanlagen lösen.

Der gute Wille der Menschen ist längst da - die Nuklearlobby hat noch immer die uneingeschränkte Möglichkeit, Bestrebungen in dieser Richtung zu behindern.

Es wird höchste Zeit, mit der Nukleartechnik ein für alle Mal Schluss zu machen.

Die STANMER - AKADEMIE

Sie wurde zu Beginn des Jahres 2010 eröffnet und soll die Themen der Gesellschaft, Finanzwelt, Technologie und Wissenschaft für das dritte Jahrtausend behandeln. Eine erste Initiative dazu

gab es schon 2002, aber die Zeit war noch nicht reif.

Jetzt ist es so weit.

Diese Akademie hat die Aufgabe, diejenigen Menschen mit dem kommenden Wandel und dem Wechsel der Paradigmen bekannt und vertraut zu machen, die aufgrund ihrer inneren Ausrichtung und Ethik, ihrer Berufslaufbahn oder aufgrund ihrer Stellung in der Gesellschaft Zweifel an der Richtigkeit des Bestehenden hegen. Viele dieser Menschen haben zwar im Innersten den Wunsch nach Änderung, weil sie wissen, dass vieles an den Wurzeln des „Establishments“ nicht stimmt, sind aber bisher zu wenig dazu ermutigt worden, den entscheidenden Schritt zu gehen und zu sagen:

Das Weltbild, das von unserer Gesellschaft und der modernen Wissenschaft entwickelt wurde, macht blind für das eigentliche Wesen der Schöp-

Charruas, Minuanos und der Chef von den Plejaden

Erhard Landmann

Vor mir liegen zwei Bücher des uruguayischen Geschichtswissenschaftlers *Diego Bracco* über die Ausrottung der Ureinwohner des heutigen Uruguay und nördlichen Argentinien, in denen vorwiegend geschichtliche Urkunden und Schriftstücke aus den Geschichtsarchiven zitiert werden. Die Bücher sind ein einziges Argument, ein gewaltiges Bollwerk gegen die multikulturelle Verirrung, Mutter aller Kriege und Kolonialherrschaft, obwohl der Autor das Wort multikulturell nicht erwähnt und vielleicht auch nicht die Absicht verfolgt, es in diesem Sinne zu interpretieren. Die Buchtitel lauten: „Charruas, Guenoas y Guaranis“ und „Minoanos“. All dies sind Namen der ehemaligen dort lebenden Indio-Stämme (nur die Guaranis leben heute noch im weiter nördlich gelegenen Paraguay).

Das Titelbild des ersten Buches ist ein Bild des argentinischen Malers *Angel della Valle* und trägt den Namen „La vuelta del malon“ (siehe Abbildungen 1 und 2). Das Bild ist sehr bekannt und an vielen Stellen im Internet zu finden. Es zeigt eine Kampfszene im Krieg zwischen den eingeborenen Indios und den spanischen Kolonisatoren. Doch auf dem Bild ist noch etwas zu sehen, was bisher scheinbar nur von mir beachtet wird: Über den Kämpfenden ist ein merkwürdiger Flugkörper zu sehen, ein fass- oder spindelförmiges UFO. Wie kommt der Maler, der ja nicht bei der Schlacht dabei war, dazu, solch einen Flugkörper, der artfremd zum Bildthema ist, da hineinzumalen? Man muss wissen, dass sich die ganze Sache im bekanntesten UFO-Sichtungsbereich unserer Erde abspielt.

Viel interessanter ist, was in einigen von Professor Bracco aufgeführten alten Schriftstücken steht. Die Indio-Stämme dort waren umherziehende Nomaden, die in kleinen Gruppen von fünfzig bis hundert Familien lebten und von einem Kaziken (spanische Schreibweise Cacique) angeführt wurden. Daneben gab es noch Schamanen für die religiöse Seite. Die Namen der meisten Kaziken endeten auf einem betonten é: Tacué, Yaguareté, Carapé, Bernabé, Sepé, Bete-té. Manchmal ist dieses betonte auch zu betonten a, i, o, oder u geworden, z. B. Corayá, Olagá. Ein Kazike hat den wunderbaren altdeutschen Namen Nola guayuat – Nola der heilige (weih) Gute.

Kenner meiner Texte ahnen schon: Es

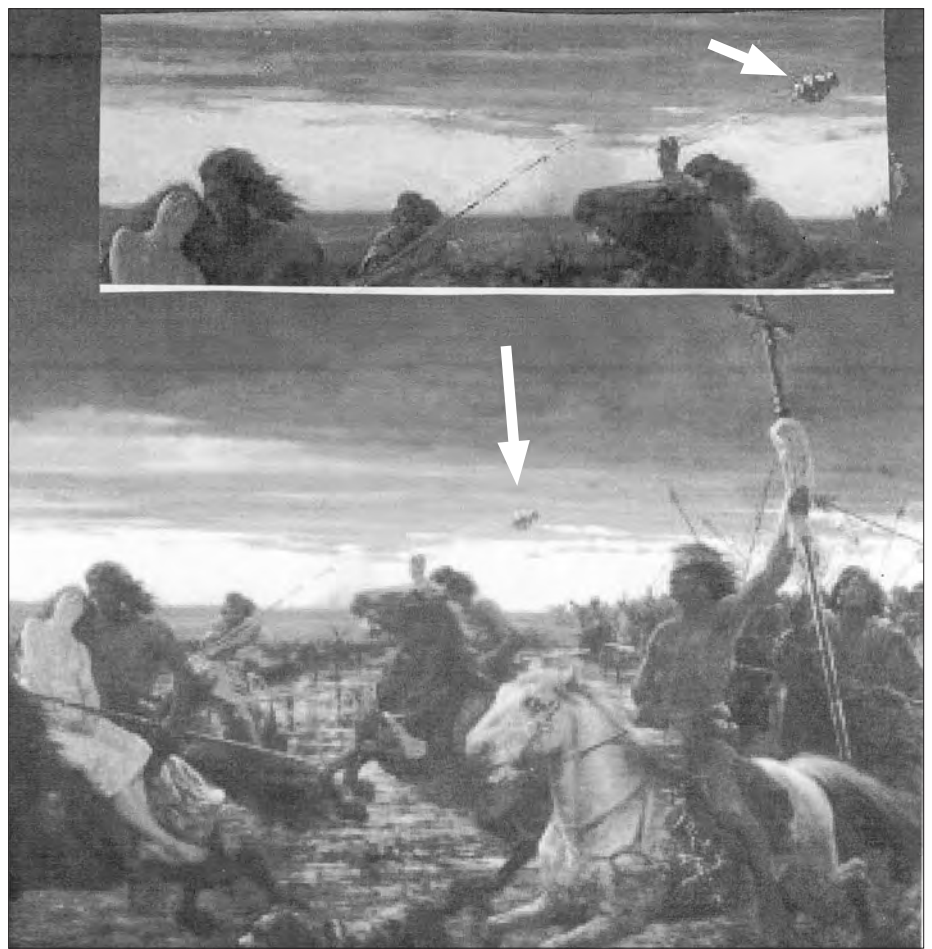


Abb. 1: „La vuelta del malon“

handelt sich bei diesem betonten é um einen Hinweis auf den Gott E Li, der weltweit bei allen Völkern und Religionen vorkommt. Deshalb heißt auch ein von den Indios verehrter Ort dort „Sacangi“ – Gott der Sachsen und Angeln, und ein Kazike hieß tatsächlich Bete-té – es „betet der E“ oder er „betet zum E“.

Ein anderer Ort, der in den Urkunden oft erwähnt wird, heißt Tacuaremboti (dort liegt die heutige Stadt Tacuarembó). „Ta cua rem boti“ – „dahin strebte der Bote“, nämlich der Bote aus dem All.

In den Urkunden, die Professor Bracco anführt, sind nun zwei in diesem Zusammenhang besonders interessant. Sie erzählen beide fast das Gleiche. In beiden Fällen versucht je ein Jesuitenpater mit großem religiösen Eifer, die Indios zum katholischen Glauben zu bekehren. Im zweiten Fall kommt noch hinzu, dass der Jesuitenpater die Indios zu einem Waffenstillstandsabkommen, zu einem vorübergehenden Frieden,

überreden will, denn die Jesuitenniederlassungen, Missionen genannt, waren ständig im Krieg mit den Indios.

Während nun der Jesuit den Indios in schrecklichen Bildern ausmalt, wie sie in der Hölle im Fegefeuer brennen würden, wenn sie nicht schnell zum katholischen Glauben übertreten, und er noch weiteren pseudoreligiösen Schmus vorgaukelt, antworten die Indios, sie würden sofort den katholischen Glauben annehmen (und im zweiten Fall, sie würden sofort dem Waffenstillstand und Frieden zustimmen), wenn es ihr Chef, der oberste Kazike, der allen anderen Kaziken befiehlt, erlauben würde. Wenn es der Quireymba, der Ia Pleman erlaubt. Meine sprachlichen Nachforschungen über das Wort Quireymba ergaben, dass es bei diesen Indios, wie bei benachbarten Stämmen (z. B. den Chané) noch weitere Wortformen Kereimbo, quereimba, queremba, Kereumbau gibt, alles gute altdeutsche Worte, die aber jede eine etwas andere Bedeutung haben.

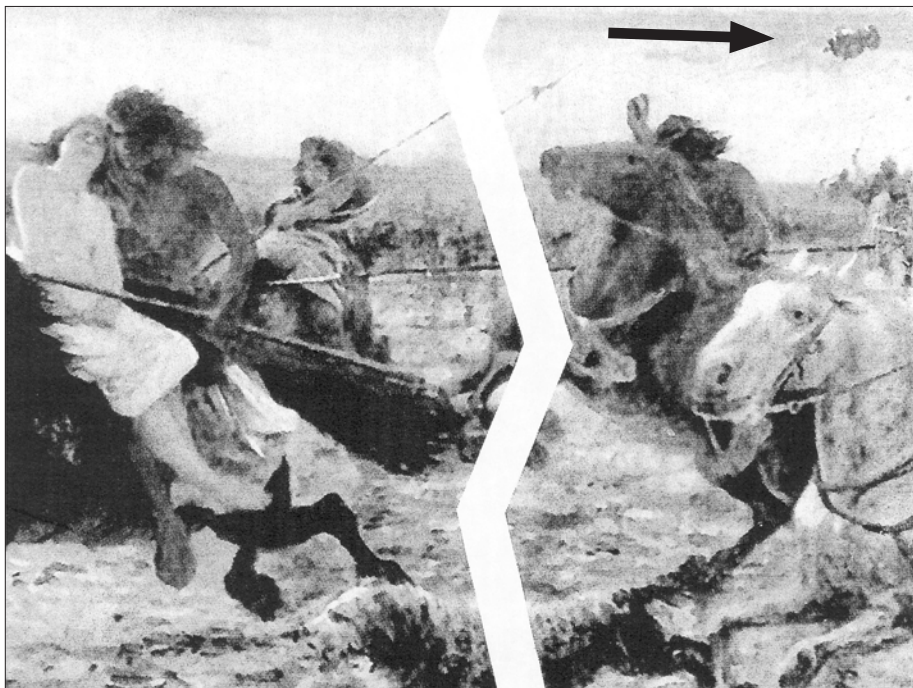


Abb. 2: „La vuelta del malon“

Gemeinsam ist lediglich der Wortteil Bau, Ba, der bekanntlich ein Raumfahrzeug bezeichnet. Kere um bau – der Bau kehrt um, que rem ba – der Bau strebt nach (dem Ziel), kere im ba – er kehrt im Bau zurück. Da der qu-Laut in der theodischen Sprache oft dem w-Laut entspricht und dieser in manchen Dialekten den f-Laut ersetzt, bedeutet Quireymba – das Feuer um den Bau, der Bau im Feuer, also ein von Flammen umgebenes UFO. Darin sitzt der Ia Pleman, der „ewige Plejadenmann“ oder der „ewige Mann von den Plejaden“.

Ple, Pli, Plia sind in alten Texten, besonders in den angeblich lateinischen Texten, die Plejaden. Wir kommen noch darauf zurück. Der eifernde Jesuitenpater will nun gleich wissen, wo der Quireymba des Ia Pleman zu finden sei. Die Indios antworten, dass sie es nicht wüssten, da er mal hier und mal dort sei und im Moment vielleicht auf der anderen Uferseite (sie beziehen ich auf die großen Flüsse Parana und Uruguay). Aber, so sagen sie dem Jesuiten, es sei unmöglich für ihn, sich dem Ia Pleman zu nähern und selbst für sie, die Indios, weil: „der Li ray, (der Strahl des (E) Li) derart gewaltig sei, dass er lebensgefährlich für jeden sei, der vorbei geht. Wir haben hier genau das vor uns, was viele Leute berichten, in deren Nähe ein UFO gelandet war, und die durch die Strahlen ernste gesundheitliche Schäden erlitten hatten oder gar dadurch ums Leben kamen.

Aber die Indios sind nicht die Einzigen, die von den Plejaden berichten. Schon das Abrogans, das angeblich älteste erhaltene altdeutsche Buch, das man für ein altdeutsch-lateinisches Wörter-

buch hält, das aber ein fortlaufender Text ist, weil man die angeblich lateinischen Wörter auch als altdeutsch lesen muss, berichtet auf Seite 33 von der „sipunsterne stat“, der Stadt im Siebengestirn, in den Plejaden (siehe Abbildung 3). In den „lateinischen“ Texten des Vergilius (Vergilius ist gar kein Schreiber, sondern Virgilius. Vergilia ist in lateinischen wie altdeutschen Wörterbüchern die Bezeichnung für die Plejaden, mittelhochdeutsch virgilja, virilje ebenso) wie „Aeneas“ oder „Georgicon“ wird ständig von den Plejaden und vom Weltraum erzählt und keineswegs vom Trojanischen Krieg und der Gründung der Stadt Roms durch Flüchtlinge aus Troja.

Das Wort „vergili ana“ bedeutet die „Ahnin, die Ahnmutter von den Plejaden“. Auch „Plini an us“ besagt, der „Ahn aus den Plejaden“. Das Verb „niusen“, das die Form „nius“ bildet, heißt in theodischer Sprache „besuchen, erforschen, auskundschaften“. Also ist Plinius kein römischer Schriftsteller, sondern heißt tatsächlich „die Plejaden besuchen, erforschen“ und da es in den Plejaden die Sterne und Planeten Mai, (Maia) und Min, (Mino) gibt, bedeuten Plinius maior und Plinius minor, die Sterne und Planeten Mai und Min in der Ur-Galaxie (or kommt von ur) zu besuchen und keineswegs die römischen Schreiber Plinius der Ältere und Plinius der Jüngere (man denkt immer, man glaubt es nicht). Nicht nur die oben erwähnten Minuano-Indios oder die Maya in Mexiko erinnern an die Sterne und Planeten Maia und Mino, auch in Griechenland gab es die Minoer, den Minotaurus (Taurus, die Ur-Galaxie, das Sternbild Stier, zu dem

die Plejaden in alten Zeiten gerechnet wurden) und Minerva, die angebliche Göttin. Minerva ist aber im Altdeutschen der „Erbe von Min“. Auch die asiatischen Völker (China, Korea, Japan), sie alle haben das Wort min in der Bedeutung von Volk, Mensch, Mann.

Nehmen wir einen „lateinischen“ Satz, wie den folgenden „Plinius caecili secundi Epistularum“ („Pli nius caecili is cundi E pi stula rum), was im Altdeutschen heißt: „die Plejaden besucht, schnell eilend ist der Kunde (Bote) des E mit dem Raum-Stuhl“ (Wer schon einmal alte aztekische Codices betrachtete hat, sieht dort lauter fliegende Stühle, auf denen Leute sitzen. Dies ist hier mit Raumstühlen gemeint). Und so fliegt denn auch der angebliche trojanische Held „Aeneas“, „im E As“, im Asch des Gottes E“. Und da wir gerade beim Wort „fliegen“ sind, das in den Schriften über die Plejaden, die einem Vergilius zugeschrieben werden, in den Formen Ulixi und Ulixes auftritt (x = ch, u = v, f, also flichi, fligi), so hat man aus dem simplen Wort „fliegen“ den trojanischen Helden Ulisses, oder besser bekannt als Odysseus, gemacht (man denkt wirklich immer, man glaubt es nicht). Und so erweisen sich denn die ganzen Personen aus der Odyssee und Ilias einschließlich ihres angeblichen Dichters gar nicht als Personen, sondern als Textteile einer Weltraumerzählung. Homer = das hohe Meer (nicht auf der Erde, sondern der Ozean draußen im All), Hel ena = im Hel, im All und keineswegs eine schöne Frau, Priamus = der Musbrei, aber nicht der zum Essen, sondern der Sternestaub, die Verunreinigung im Weltraum. Cassandra = der gesandte Strahl und keine Prophetin, Mene laos = die losen Männer und kein griechischer König, Hector (c = z), er „hetzte zum Tor“, aber nicht zum Stadttor von Troja, sondern zum Tor einer Galaxie wie die Worte „Hec tor ea“ und „s ub Hec tor ea“ zeigen (auf hetzte zum Tor der Galaxie). „Hec tor ili us“ – er hetzte zum Tor eilig hinaus. Weitere Beispiele aus der „Aeneas“, die von Raumfahrt künden: „hoc Iuppiter di ci ta spera“ – „hoch zum Iuppiter tut da die Sphäre (Kugel) ziehen“. „Tribun us ple bei quidem“ – „treiben aus den Plejaden bei weitem“, tribun plebei sind also keine Volkstribunen.

„Sabinorum“ – „sa bino rum“ – „so im Raum“ und kein Volk der Sabiner, das den Römern Ärger machte. „In vaso sag ros“ – „im Fass der Sachse aufstieg“: Denken Sie an unseren Fasching, österreichisch Faschang, alemannisch Fasnet, wo das Fass für ein Raumfahrzeug steht. „Sus pe xeri sag man“ – „bei (mit) einer Kehre sauste der Sachsenmann“ - UFOs pflügen in einer Kehre zu fliegen, das

heißt, schnell auf und schnell wieder runter. „Illo Vergili um“ – er oder es „eilte um die Plejaden“ (Kommentar nicht notwendig). „Haec ai tet Maio“ – das „Ei tat zu Maio hetzen“, Maio ist einer der sieben großen Sterne in den Plejaden, dem die Maya in Mexiko ihren (von ahnungslosen Forschern zugeschanzten) Namen verdanken, da sie, beziehungsweise ihre Ahnen, wie wir noch sehen werden, ebenso wie die oben erwähnten Minuanos, die griechischen Minoer, Chinesen, Koreaner, Japaner usw. von dem wahrscheinlich bei Maio gelegenen Planeten Min, Mino stammen.

Deshalb auch die römische Minerva, keine Göttin, sondern die „Erben von Min“. Was aber bedeutet dann der Name Troia, wenn es die Stadt und den trojanischen Krieg nie und nimmer gegeben hat? (Wenn das Schliemann wüsste, ja, ja, man denkt immer, man glaubt es nicht). Auch das können wir den Texten entnehmen: „Tro ia E no men“ – „es droht der ewige E nun den Männern (oder Menschen). „Pulchra Tro ia nu so“ – „der Pulk, das Bündel Strahlen droht nun so“, die pulchra sind also keineswegs die „Schönen“ von Troja. „Ti sag Min E cyc no sa ether iaquos“ – „der Sachse E von Min quick (schnell) nun so in den Äther jagt.“ – Unsere Physiker streiten sich seit Jahrhunderten, ob es nun den Äther/Ether gibt oder nicht. Es gibt zig „lateinische“ Schriften, wo immer „in den Ether gejagt wird, draußen im All oder in der Erdatmosphäre. „Saturn iaque“ – zum „Saturn jagt“ – (kein Kommentar, aber man denkt immer, man glaubt es nicht). „Ta Li bu sinu stat“ – „da sank der Bau des Li auf die Stadt“. „Quiac ump ro pri E tate“ – „um den rohen Brei (Sternenstaub oder anderer Brei im All) gejagt tat der E.“ „Nun cter ras ord ine“ – „nun rast der Ster in den Ort“, „Cin xere pol um“ – „zieht eine Kehre um den Pol (Nord- oder Südpol), und schließlich liegen die Pleiaden, um sie mal ohne „j“ zu schreiben, es gibt ja viele Schreibweisen, beim Sternbild Stier „curas tri stior“ – „das Tri (das dreieckige Raumfahrzeug, auch heutzutage noch fast täglich gesichtet) zum (Sternbild) Stier gerast“.

All diese pseudolateinischen Sätze sind nur wahllos aus den ersten beiden Büchern des „Aeneas“ genommen. Ich hätte noch stundenlang fortfahren können. Die Römer, die in der altdeutschen und altsächsischen Sprache nur die „Rumliute, Romliute“ – die Leute aus dem (Welt-) Raum hießen, waren also ganz andere, als uns eine total verirrte Geschichts-, Sprach- und Geisteswissenschaft weismachen will. Wer jetzt noch an die lateinisch sprechenden Römer glaubt, die die ganze alte Welt

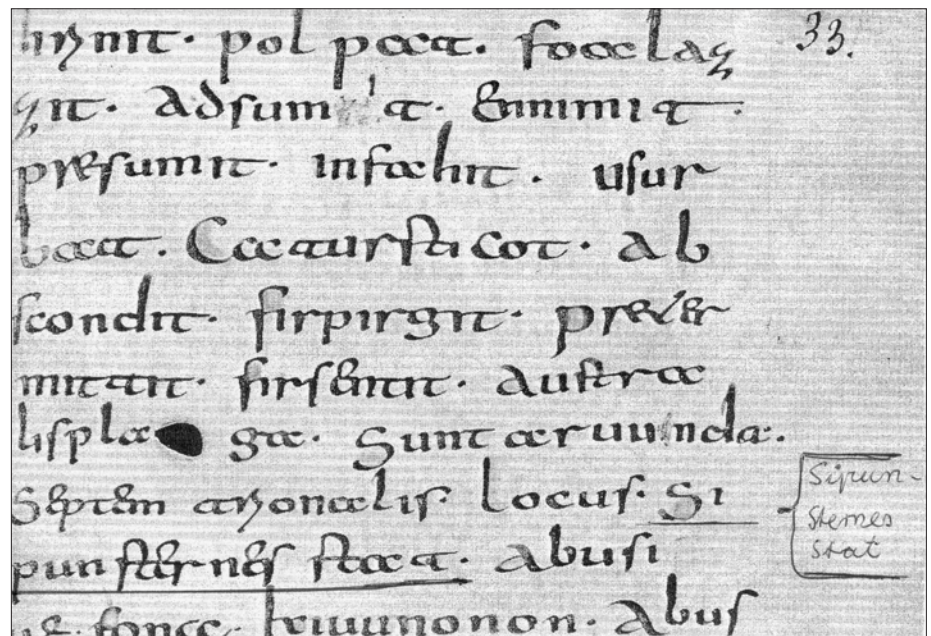


Abb. 3: „sipunsteres stat“, die Stadt im Siebengestirn, in den Plejaden.

eroberten, an die gallischen Kriege eines Caesar, an die Schlacht im Teutoburger Wald, an den „römischen“ Grenzwall Limes, an den Kaiser Augustus, dem ist wahrlich nicht mehr zu helfen (ja, ja, man denkt wirklich immer, man glaubt es nicht). Und was ist mit der berühmten „römischen“ Familie mit Namen Scipio? „Scipio“ ist in theodischer Sprache die „Scheibe“, die „Flugscheibe“, wie moderne UFO-Freaks sagen würden. (Corn) E li us Scipio ist also der „E Li aus der Scheibe, aus der Flugscheibe“ (Sie denken, Sie glauben es nicht?). Der „Scivias“ ist der „Scheiben-Asch“ – unsere klassische fliegende Untertasse. Die vermeintliche Hildegard von Bingen hat darüber ein dickes Buch geschrieben (man müsste es nur richtig übersetzen). Soviel Flugscheibenbesuche und UFO-Sichtungen gab es damals schon (und man denkt dabei immer, man glaubt es nicht).

Wie lange dauert ein Flug zu den Plejaden? Ich weiß es natürlich nicht, und Sie wahrscheinlich auch nicht. Aber im Internet fand ich einen interessanten Artikel: Arbeitsblätter des Institutes für Ethnologie der Universität Bern, Nr 14, 1996. In diesem Artikel wird geschrieben, dass sich heute noch in sehr vielen Haushalten der Maya-Nachkommen in Mittelamerika ein kleines Büchlein befindet, und aus diesem Buch wird in dem Artikel zitiert. Dabei kehren drei Zeilen immer wieder, viele Mal wiederholt:

„biin mina 'an chajak paal siete aanyos
kenu mina'an tal paal siete aanyos
siete aanyos biin mina'an chajak mehen
paal al“

Die Maya, die ja fast 500 Jahre ihre theodische Muttersprache nur heimlich

sprechen durften, und wenn sie dabei erwischt, bestraft wurden, sprechen heute eine von vielen spanischen Wörtern durchsetzte und sehr korrumpierte Sprache. So werden im obigen Textbeispiel die spanischen Worte „siete anos“ = sieben Jahre, als „siete aanyos“ und „sieete aanyos“ geschrieben. Die Worte mina'an - „meine Ahnen“, aber auch die „Ahnen von Min“ haben hier eine doppelte Bedeutung, die sich aber deckt. Was sagt uns der Text?

„In Min (hinein) (oder nach Min) ist der Ball des Ahnen sieben Jahre gejagt, es geht nun nach Min dort der Ball sieben Jahre, sieben Jahre nach Min ist der mächtige Ball aus dem All (oder: der All-Ball) des Ahnen gejagt.“

Demnach brauchten die Ahnen der Maya sieben Jahre, um vom und zum Planeten Min, Mino in den Plejaden zu gelangen. Etwas weiter unten im Text steht: „kastiiga kut al“ - „es steigt der Gott ins All“.

Wie übersetzten die Schweizer Ethnologen dies: „exist punishment hab A3 come“. Für die Leser, die nicht Englisch können: „es existiert Bestrafung hab A3 kommen“. Als Trost für die lieben Schweizer Ethnologen sei gesagt, sie sind längst noch nicht die schlechtesten Maya-Übersetzer. Ich fand schon viel, viel schlechtere und Latinisten, Gräzisten, Hebraisten und Orientalisten sind sowieso unter aller Kanone. Vielleicht gibt einmal ein Leser dieses Textes den lieben Schweizern, die ja sowieso Deutsch als Muttersprache haben, den Tipp, es mal mit Altdeutsch zu versuchen. ■

Ist Sirius das Heimatsystem der Menschheit?

Gernot L. Geise

Insbesondere die ägyptische Tradition kennt sehr viele kosmische Hinweise und Zusammenhänge, die auf das Sternbild des Orion und auf das Doppelsternsystem Sirius hinweisen. »Götter« sollen von dort gekommen sein. In den ägyptischen Totenbüchern wird unverhohlen der Flug in einem Raumschiff zu anderen Sonnensystemen umschrieben.

Ich will hier nicht in die Details gehen und wiederholen, was in vielen Büchern bereits ausführlich beschrieben wurde. Nur so viel: Es ist schon sehr bemerkenswert, wenn gerade auf dem afrikanischen Kontinent das Wissen um Sirius im Sternbild »Großer Hund« (*Canis majoris*) in solch detaillierter Form erhalten ist, das unsere Wissenschaft gerade erst mit hochmodernsten technischen Mitteln zu erforschen beginnt. Und das bei Völkern, die nachweislich niemals in ihrer Geschichte eine solche Technologie besaßen (Stichwort: Die »Dogon«)! Woher stammt also das Wissen dieser einfachen Menschen um das Doppelsternsystem Sirius mit seinen Planeten?

Woher stammt ihr Wissen um die Planeten und Monde unseres Sonnensystems, die ohne Hilfsmittel so gut wie nicht erkennbar sind? Von den »Göttern«, unseren Erschaffern? Oder ist es die Urerinnerung an unseren Ursprungsplaneten?

Sirius A ist ein Hauptreihenstern vom Spektraltyp A1 mit der Leuchtkraftklasse V. Seine Masse ist etwa 2,1-mal so groß wie die unserer Sonne. Seine Leuchtkraft beträgt das 25-fache unserer Sonne. Sirius B, der lichtschwache Begleiter von Sirius A, ist der dem Sonnensystem nächstgelegene Weiße Zwerg. Er ist wegen seiner Nähe von nur rund achteinhalb Lichtjahren einer der bestuntersuchten Weißen Zwerge; die Beobachtung ist aber schwierig, weil er durch die große Helligkeit von Sirius A überstrahlt wird.

Tatsächlich scheint es in vorgeschichtlicher Zeit einige Kontakte zum Sirius-System gegeben zu haben. Bezogen auf die Frage nach der Herkunft des Menschen denke ich jedoch nicht, dass Sirius das ehemalige Heimatsystem



Das Sirius-System im Sternbild *Canis majoris* (Großer Hund) (Wikipedia)

der menschlichen Rasse ist, sondern möglicherweise einer der galaktischen Siedlungsplaneten, die vor unserem System kolonisiert wurden.

Wie eine Besiedlung unserer Galaxis in einem überschaubaren Zeitrahmen möglich ist, darüber haben sich schon andere Forscher Gedanken gemacht. Könnte die *solare* Kolonisation vom Sirius ausgegangen sein? Wenn wir annehmen, dass beim Ausschicken eines Generationenraumschiffes vom Sirius dort eine Zivilisation bestanden habe, die technologisch nicht wesentlich höher als unsere heutige stand, dann ist zu vermuten, dass die technische Entwicklung dort mit dem Abflug der Siedler nicht endete. Nehmen wir eine realistische Flugzeit von fünfhundert Jahren an, dann dürfte die Mutterzivilisation

inzwischen technisch in der Lage sein, Antriebsmöglichkeiten entwickelt zu haben, die einen Flug zum Solarsystem in einer vertretbar kurzen Zeitspanne ermöglichen, wenn auch vielleicht nur für Fluggeräte mit wenigen Insassen. Und diese Kontrollbesuche könnten es gewesen sein, die letztendlich zu den Überlieferungen wurden, dass »Götter« den irdischen Eingeborenen erzählten, sie kämen vom Sirius-System.

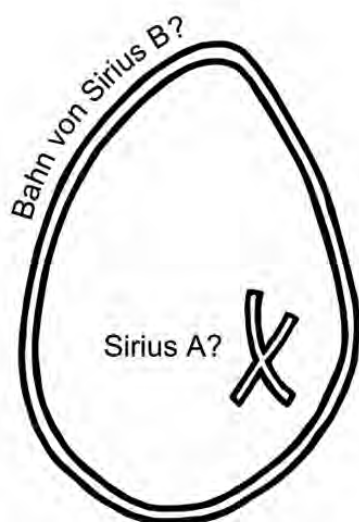
Dazu muss ich einfügen, dass potenzielle Siedler, welche die Erde mit einem Generationsraumschiff erreichten, selbstverständlich zunächst aufgrund fehlender Infrastruktur usw. auf Steinzeitniveau herabsinken mussten und nach einigen Generationen ihre Herkunft mythologisierten.

Vorstellbar wäre, dass die »Si-

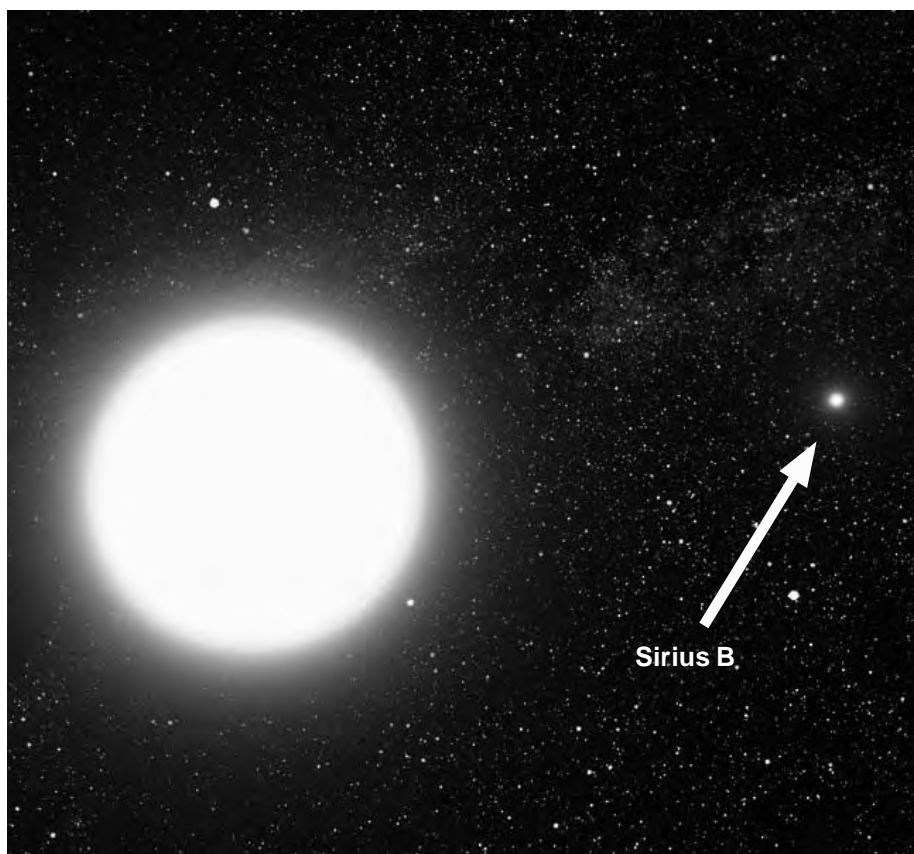
riusgötter« - sofern sie die Vorfahren der Besiedler unseres Sonnensystems sein sollten - mit Waffengewalt gegen einzelne kriegerische Gruppen von Mars-Emigranten vorgingen (hierzu siehe etwa mein Buch »Wir Außerirdischen«). Es ist schwierig, hier differenzieren zu wollen, weil immer nur lakonisch von »Göttern« die Rede ist, wenn höher stehende Intelligenzen auftraten. In den Überlieferungen, in denen man die beschriebenen »Götter« und ihre Taten mit Sirius in Verbindung bringt, wird allerdings niemals davon berichtet, dass sie sich gegenüber den *Menschen* feindlich verhalten hätten. Im Gegenteil! Diesen hätten sie geholfen und sie bei ihrer Weiterentwicklung unterstützt. Außerdem hätten sie ihnen Schutz vor eventuellen Feinden geboten.

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass Sirius, der heute als blau-weißer heller Stern am Nachthimmel steht (wir können nur mit Spezialgeräten erkennen, dass es sich um ein Doppelsystem handelt), noch vor rund zweitausend Jahren durchaus nicht diese Farbe besaß, denn zu dieser Zeit wird er noch als »rot leuchtend« beschrieben.

Während nach Beschreibung und Koordinaten eindeutig Sirius gemeint ist, stimmt die genannte rötliche Färbung nicht mit Sirius' blau-weißer Farbe überein. Seit dem 18. Jahrhundert knüpfen sich Spekulationen daran, ob Sirius tatsächlich im Laufe der letzten zweitausend Jahre seine Farbe geändert haben könnte. In diesem Fall wäre *Ptolemäus'* Bemerkung sowohl allgemein zur Sternentwicklung als auch speziell zu den Vorgängen in der Sonnenumgebung wertvoll.



So stellen die Dogon (afrikanische Eingeborene) das Doppelsternsystem Sirius dar.



Das Doppelsternsystem Sirius, wie es sich NASA-Grafiker vorstellen (Zeichnung: NASA)

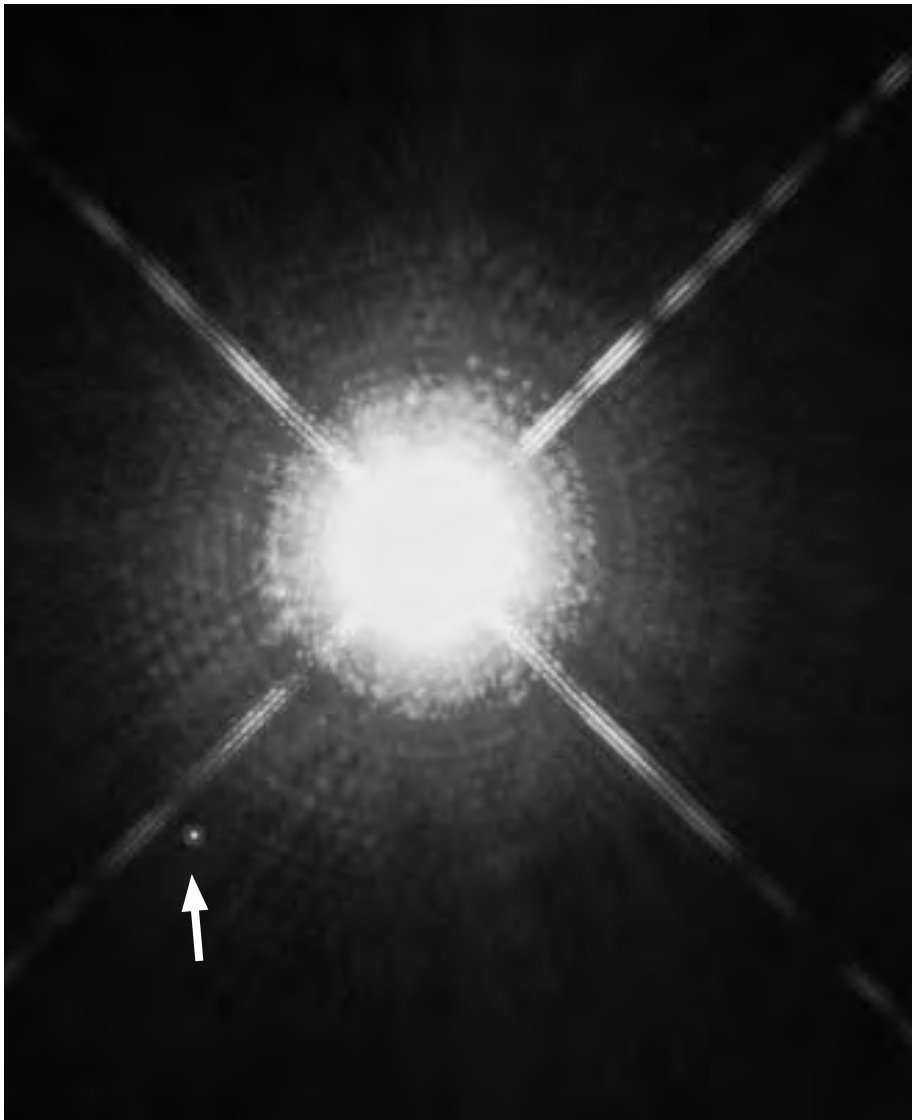
Es lässt sich jedoch auch unter Beziehung unabhängiger Quellen nicht eindeutig sagen, ob Sirius in der Antike rot wahrgenommen wurde oder nicht. Ein assyrischer Text aus dem Jahre -1070 beschreibt Sirius als »rot wie geschmolzenes Kupfer.« Sirius wird von *Aratos* in seinem Lehrgedicht *Phainomena* sowie von dessen späteren Bearbeitern als rötlich bezeichnet. Bei *Plinius* ist Sirius »feurig« und bei *Seneca* sogar roter als Mars. Auch der frühmittelalterliche Bischof *Gregor von Tours* bezeichnet Sirius in seinem Werk *De cursu stellarum ratio* (ca. 580) noch als roten Stern. Andererseits bezeichnet *Manilius* Sirius als »meerblau«, und vier antike chinesische Texte beschreiben die Farbe einiger Sterne als »so weiß wie [Sirius]«. Darüber hinaus wird Sirius oft als stark funkelnd beschrieben; ein eindrucksvolles Funkeln setzt aber die vollen Spektralfarben eines weißen Sterns voraus, während das mattere Funkeln eines roten Sterns kaum Aufmerksamkeit erregt hätte. Fünf andere von *Ptolemäus* als rot bezeichnete Sterne (u. a. Beteigeuze, Aldebaran) leuchten auch für den heutigen Betrachter rötlich.

Nach heutigem Verständnis der Sternentwicklung ist ein Zeitraum von zweitausend Jahren bei weitem nicht ausreichend, um bei den betreffenden

Sternstypen sichtbare Veränderungen bewirken zu können. Demnach ist weder ein Aufheizen von Sirius A von einigen tausend Kelvin auf die heutigen knapp 10.000 K, noch eine Sichtung von Sirius B in seiner Phase als Roter Riese denkbar.

Eine rot leuchtende Sonne ist nach unseren Erkenntnissen relativ strahlungsarm und liegt »im Sterben«. Rote Sterne fallen meist irgendwann in sich zusammen und entwickeln sich dann zu einer Supernova, indem sie explodieren. Hätten die Bewohner dieses Systems inzwischen ihre Technologie auf die Beherrschung von Sonnen ausgeweitet oder gab es eine natürliche Katastrophe, die mit der Umwandlung einer der Sirius-Sonnen endete? Sollte es eine Katastrophe gegeben haben, dann wäre dies die Erklärung dafür, weshalb die »Sirius-Götter« niemals mehr auftauchten, obwohl das Sirius-System mit nur rund achteinhalb Lichtjahren Entfernung relativ nahe bei unserem Sonnensystem liegt.

Unsere Astronomie widerspricht einer natürlichen Katastrophe, etwa der Umwandlung von Sirius in eine Nova/Supernova. Bei einer solchen ehemaligen Sonnenexplosion hätten diesbezügliche Reste verbleiben müssen. Und



Das Sirius-Doppelsternsystem, gesehen vom Hubble-Weltraum-Teleskop. Der kleine Begleitstern Sirius B (Pfeil) befindet sich links unterhalb von Sirius A (NASA)

die konnten bisher nicht nachgewiesen werden.

Handelte es sich also etwa doch um eine technisch eingeleitete »Umschaltung« des Sirius? Aber zu welchem Zweck?

In unserer Galaxis wimmelt es vor erdähnlichen Planeten

Die Astronomie hat in den letzten Jahrzehnten dank immer besserer Sternwarten und (Weltraum-) Teleskope ungeahnte Fortschritte gemacht. Heute ist man in der Lage, in teilweise sehr entfernten Sternensystemen Planeten nachweisen zu können. Gab es noch vor rund zehn Jahren heiße Diskussionen über angeblich festgestellte Jupiter-ähnliche Gasriesen, ist man heute so weit, sogar erdähnliche Planeten nachweisen zu können. Mehr als 1200 solcher sogenannten Exoplaneten wurden bereits entdeckt

(www.wissenschaft.de), Tendenz steigend! Und seit 1995 ist das Wissen über fremde Planeten förmlich explodiert. Das ultimative Ziel der Exoplanetenforschung bleibe jedoch die Antwort auf die alte Frage: »Sind wir allein?«, erklärte die Astronomie-Professorin Sarah Seager vom Massachusetts Institute of Technology (MIT), die sich mit extrasolaren Planeten beschäftigt und heute als Pionierin auf diesem Gebiet gilt.

Das La-Silla-Observatorium der Europäischen Südsternwarte (ESO) in Chile beispielsweise hat inzwischen ein robotisch betriebenes Teleskop TRAPPIST (Transiting Planets and Planetesimals Small Telescope) erhalten, das dort künftig zwei ältere Teleskopmodelle auf der Suche nach Planeten außerhalb unseres Sonnensystems unterstützt. Gesteuert wird das Teleskop aus einem Kontrollraum im 12.000 Kilometer entfernten Lüttich in Belgien.

»Erdähnliche Gesteinsplaneten sind der richtige Ort, um außerhalb unseres Sonnensystems nach Leben zu suchen.« (Emmanuel Jehin, Université de Liège)

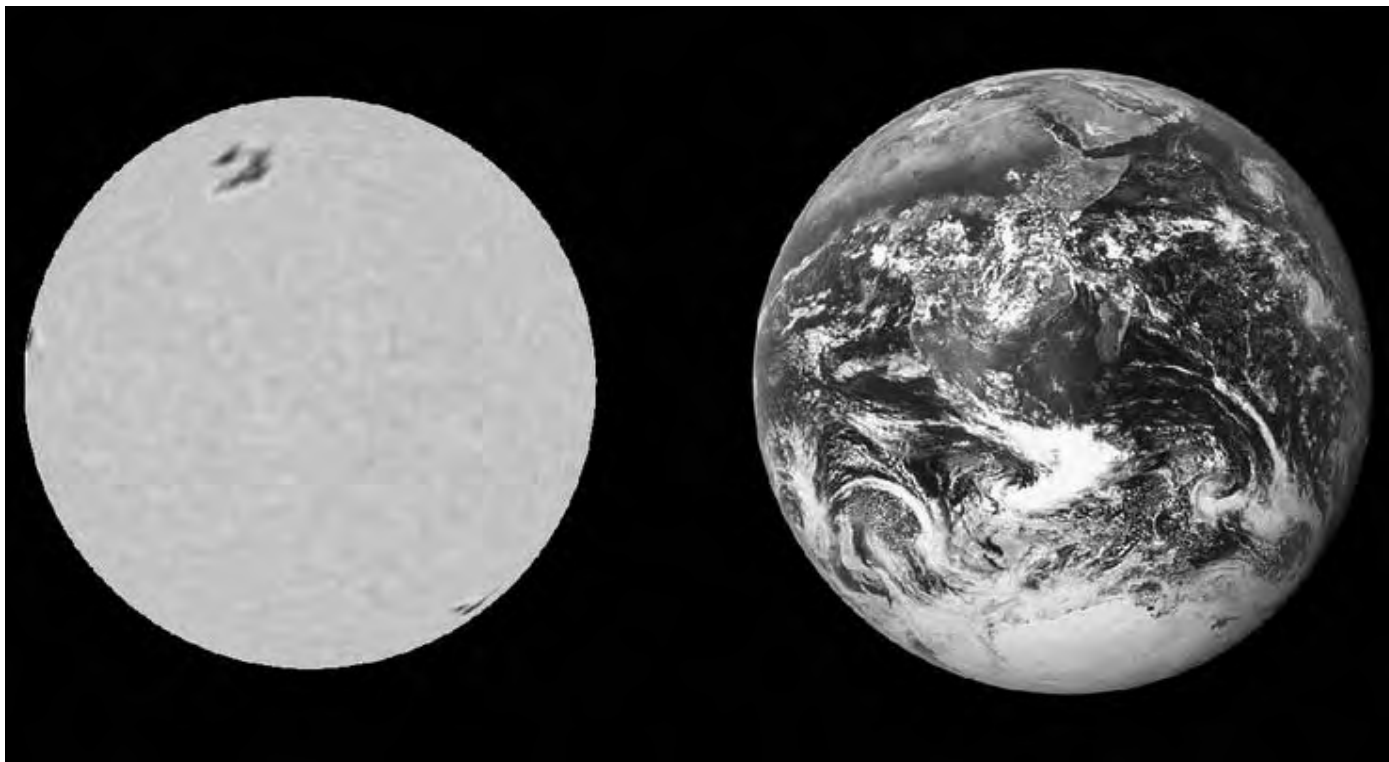
»COROT« und »Kepler« sind aktuell die Stars unter den Weltraumteleskopen. Seit Ende 2006 ist COROT für die französische Raumfahrtbehörde CNES unterwegs, um neue Planeten in den Tiefen des Universums zu finden. Die amerikanische Weltraumbehörde NASA hat »Kepler« im März 2009 ins All geschossen. Beide untersuchen Zehntausende sonnenähnlicher Sterne, wobei sie nach periodischen Helligkeitsschwankungen Ausschau halten, die auf Planeten schließen lassen.

War es früher höchstens möglich, Masse und Umlaufbahn eines Planeten zu ermitteln, können Astronomen heute bei einigen auch den Durchmesser bestimmen, die Dichte ausrechnen und Rückschlüsse auf die innere Zusammensetzung ziehen. Inzwischen ist sogar gelungen, was noch vor zehn Jahren als unmöglich galt: Forscher haben Licht von mehreren Dutzend »Heißer Jupiter« – also auf 1.000 bis 2.000 Grad Celsius aufgeheizte Gasriesen, die ihre Sonnen in äußerst geringem Abstand umkreisen – und von einigen weiter entfernten Planeten aufgefangen.

Eine der größten Attraktionen unter den Exoplaneten ist momentan die Gesteinskugel *Corot-7 b*. Sie hat etwa die gleiche Dichte wie die Erde und besteht wohl größtenteils aus Silikatgestein, konnten die Wissenschaftler anhand der Masse und der Größe des Himmelskörpers errechnen. Das Exotischste ist ihre Atmosphäre aus verdampftem Gestein. »Statt einer Wasserwolke, aus der es regnet, bilden sich Gesteinswolken, aus denen Kiesel herabfallen«, mutmaßt Bruce Fegley von der University of Washington in »Bild der Wissenschaft«.

Corot-7 b gehört zu den etwa zwanzig bis heute bekannten Super-Erden. Die Masse dieser Planeten beträgt etwa das Zwei- bis Zehnfache der Erdmasse. Gewaltige Gesteinskugeln oder Kanonenkugel-Planeten aus reinem Eisen könnten sich darunter befinden. Der Mantel von einigen könnte aus purem Kohlenstoff bestehen. Sara Seager spekuliert:

»Dann dürfte unter ihrer Oberfläche eine Diamantschicht liegen. ... Aber wahrscheinlich wären diese Planeten schwer zu identifizieren, weil ihre



Der Zwergstern Sirius B ist nur etwa so groß wie die Erde (Wikipedia)

Dichte der von erdähnlichen Silikat-Planeten ähnelt.«

Reichlich Wasser – in Form von Eis in speziellen Hochdruckvarianten – gibt es vermutlich auf der Oberfläche von GJ 1214 b, der zweiten Super-Erde, deren Dichte bestimmt wurde.

Einen Schwesterplaneten der Erde und Leben im Weltall zu finden ist zwar bisher noch Zukunftsmusik – aber durchaus realistisch. Vielleicht wird es sogar schon innerhalb der nächsten fünf Jahre so weit sein, noch bevor 2020 das von der NASA geplante Super-Teleskop »Terrestrial Planet Finder« an den Start geht. Sara Seager:

»Ein terrestrischer Planet ist der Heilige Gral der Exoplanetenforschung. ... Die Menschheit wird immer nach einer zweiten Heimat Ausschau halten.«

Der 500 Lichtjahre von der Erde entfernte Exoplanet Corot-7 b hat wohl eine feste Gesteinsstruktur ähnlich wie die Erde. Das schließen Astronomen um *Didier Queloz* vom Observatorium in Genf aus Messungen dieses sogenannten Exoplaneten. Der Planet hat etwa die Dichte der Erde. Daraus schließen die Forscher auch auf eine mit der Erde vergleichbare innere Zusammensetzung. Auch wenn Corot-7 b damit der Erde ähnelt, dürfte es wohl kaum Leben auf ihm geben: Die Temperaturen an seiner Oberfläche

schwanken zwischen minus 200 Grad Celsius und plus 2000 Grad Celsius, teilte die Europäische Südsternwarte ESO in Garching mit.

Der Planet weist eine ganze Reihe weiterer ungewöhnlicher Eigenschaften auf: Er bewegt sich mit einer Rekordgeschwindigkeit von 750.000 Kilometern pro Stunde um seine Sonne. Damit ist er etwa siebenmal schneller als die Erde. Für einen Umlauf um seine Sonne Corot-7 benötigt er lediglich rund 20 Stunden. Sein Abstand zum Mutterstern beträgt dabei nur 2,5 Millionen Kilometer. Zum Vergleich: Der Merkur, innerster Planet unseres Sonnensystems, ist etwa 23-mal weiter von der Sonne entfernt.

Der geringe Abstand erklärt auch die extrem hohen Temperaturen, die auf der dem Stern zugewandten Seite auftreten. Theoretische Modelle sagen daher voraus, dass sich auf der Oberfläche des Planeten flüssige Lava oder verdampfte Ozeane befinden. *Didier Queloz* von der ESO meint dazu:

»Mit diesen extremen Bedingungen ist der Planet definitiv kein Ort, an dem sich Leben entwickelt.«

Auf einer etwas weiter entfernten Bahn bewegt sich in diesem Sonnensystem ein weiterer Planet um das Zentralgestirn, der für eine Umdrehung nur 3 Tage und 17 Stunden benötigt.

Wir sehen, es ist nur eine Frage der

Zeit, bis der erste wirklich erdähnliche Planet in einem anderen Sonnensystem nachgewiesen wird. Das Problem besteht bisher darin, dass erd- oder marsähnliche Planeten relativ klein sind und der Nachweis von Exoplaneten bisher nur auf indirekte Weise geführt werden kann. Sichtbar machen kann man diese Planeten auch mit den stärksten Teleskopen (noch) nicht. Ob es auf diesen Planeten Leben gibt, ist dann die nächste Frage. Und ob es dort intelligentes Leben gibt, die übernächste.

Wenn jedoch erst einmal der Durchbruch geschafft ist, werden wir uns noch wundern, wie sehr es (nicht nur) in unserer Galaxis von erd- und marsähnlichen Planeten wimmelt. Der nächste Schritt wird dann darin bestehen, mit den dort lebenden Intelligenzen Kontakt aufzunehmen, **denn sie sind unsere Verwandten!**

So gesehen ist es für mich widersprüchlich, wenn unsere Astronomen unter Millionen-Einsatz unserer Steuergelder nach erdähnlichen Planeten suchen (oder, wie die zitierte Sarah Seager, nach der Antwort, ob wir »allein« sind), aber andererseits die vorliegenden offensichtlichen Hinweise auf Besuche Außerirdischer auf der Erde einfach ignorieren werden.

»Menschenkind, hast Du Augen zum Sehen und siehst doch nichts!«

Des Pudels Cairn

Wilfried Augustin

Der Leser möge mir verzeihen, aber diese Überschrift musste sein.

Wir alle, die wir privat recherchieren und forschen, haben ein Problem: Wir stoßen an fest gefügte Mauern eines Wissenschaftsbildes, das von „Berufsforschern“ entwickelt und zementiert wurde. Außerhalb dieses Dogmas läuft wenig. Gerade in der Geschichte hängt viel an Meinungen und Vorstellungen von bestimmten Instituten, Professoren und herkömmlichen Lehrinhalten. Dem Außenstehenden fällt auf, dass innerhalb der Archäologie wenig themenübergreifend gearbeitet wird. Kein Wunder, dass dem privaten Rechercheur, der nicht in akademischen Zwängen steckt, manches logisch erscheint, jedoch dem herkömmlichen Geschichtsbild zuwiderläuft.

Uns vom EFODON e. V. ist das alles sehr geläufig. Wir recherchieren und arbeiten privat, ohne Budget, oder wir veröffentlichen in unserem SYNESIS-Magazin Arbeiten von privaten Forschern. Natürlich werden

wir häufig nicht ernst genommen oder belächelt. Aber genauso häufig lachen wir über die Vorstellungen etablierter Archäologen und Geschichtswissenschaftler.

Ein Beispiel, wie Forschungen negiert und ignoriert werden, ist das Forschungsgebiet von K. Walter Haug (www.megalith-pyramiden.de).

Hierin geht es um Steinhälden oder Cairns, von denen K. W. Haug glaubt, dass es sich um megalithische Bauwerke in deutschen Mittelgebirgen handelt. Wenn man sich seine Recherchen und Bilder ansieht, erkennt man ein faszinierendes Arbeitsgebiet mit einer Perspektive, die unser frühzeitliches Geschichtsbild verändern müsste. Müsste! Hier liegt die Betonung. Denn es fehlt bisher der alles schlagende Beweis, der selbst dem störrischsten Archäologen die Stirn bieten kann.

K. W. Haug recherchiert schon seit zwei Jahrzehnten. Wir haben auch schon gemeinsame Exkursionen durchgeführt. Daher die Frage: Warum dieses Thema neu aufgreifen? Der Grund ist

folgender: Wie Sie anhand der SYNESIS-Ausgaben der letzten Jahre gesehen haben, beschäftigten wir uns mit der Frühzeit in Ägypten, Frühzeit in den Mittelmeerländern, Südamerika usw. Spannende Themen, zugegeben. Als wir das letzte Mal zusammenkamen, um das neue SYNESIS-Magazin zu besprechen, diskutierten wir über Mauern, Megalithen und Steinsetzungen in Peru. Spontan kam der Gedanke: Warum nach Südamerika schweifen? Wir haben doch auch spannende Rätsel und interessante Fakten vor unserer Haustür. Von Stein kamen wir zu Cairn und den Arbeiten von K. Walter Haug.

Wir möchten im Folgenden ein Interview mit Walter Haug bringen und im Anschluss daran eines seiner Projekte vorstellen.

Im nächsten SYNESIS-Magazin werden wir weitere interessante Arbeiten von Walter Haug vorstellen.

Ende Oktober/November dieses Jahres werden wir dann eine EFODON-Exkursion zu einigen der interessanten Objekte durchführen.

Interview mit K. Walter Haug

Wilfried Augustin (WA): *Herr Haug, als wir vor einigen Jahren über das Thema sprachen, war das Gebiet der Cairnforschung in Deutschland noch neu und Sie waren der Erste, der sich mit diesem Arbeitsgebiet befasst hat. Wie sind Sie auf „den Cairn“ gekommen?*

K. Walter Haug (WWH): Zufall oder Notwendigkeit, das weiß Gott allein! Wenn Sie im Internet unter „Cairn“ googeln, bekommen Sie jede Menge schöner Bilder von schnuckeligen Cairn-Terriern, aber erst ganz weit hinten Ansichten der Bauwerke, die Archäologen schon seit den 50er Jahren in Frankreich, Irland, Schottland und England erforschen und in einer rustikalen Art als Stufenpyramiden rekonstruieren. Des Pudels Kern ist ja in Goethes „Faust“ der Leibhaftige selbst. Und genauso wird von manchen die größte Entdeckung des Jahrtausends auch behandelt. Die Offiziellen meiden die Auseinandersetzung damit, um es mit ihrem Bild auszudrücken, wie der Teufel das Weihwasser. Weiß Gott warum. Hier sind offenbar Wirkmecha-

nismen im Spiel, die tief im kollektiven Unbewussten gründen und dieselbe Dynamik entfalten, wie die unseligen Glaubenskämpfe, die dieses Land schon seit den zivilisatorischen Anfängen bis ins Innerste erschütterten. Tatsächlich erinnert der amtliche Umgang mit dem Thema eher an das finstere Mittelalter als an die aufgeklärte Geisteshaltung der Wissenschaftsepoche, in der wir uns doch zu befinden glauben.

Wie kam ich darauf? 1989/90 war ich im östlichen Kraichgau auf der Suche nach bearbeitbarem Material für meine Steinskulpturen und stolperte dabei durch allerlei Steinbrüche – was ich anfangs nicht ahnte, durch die gewaltigen Relikte einer unglaublich monumentalen Hochkultur, die zu träumen bisher keiner gewagt hat und die man am allerwenigsten unseren Vorfahren zugetraut hätte.

Anfangs fielen mir nur deren seltsamen Eigenheiten auf: z. T. völlig glatte und gerade Felswände über mehr als vierzig Meter, exakt Nord-Süd orientiert, oder Felswände, die über nahezu sechzehn Meter Höhe mit Spitzmeißeln schraffiert und geglättet sind. Ich

staunte nicht schlecht, da wir ja selbst am Heimatort einen der größten Steinbrüche haben und derartige Bearbeitungen, rein rational gesehen, völlig unmöglich sind. Warum sollen Steinbrecher ihre Felswände vor dem Brechen mühsam glätten, wenn sie sowieso nicht wissen, in welcher Form der Stein sich tatsächlich vom Fels löst? Die Gefahr, dass er an einer nicht erkannten Kluft zerbricht, ist immer sehr groß.

Das Verblüffendste allerdings begegnete mir in Sternenfels in der sogenannten Zwerchhölde. Dort ragt gegenüber dieser äußerst penibel geglätteten und mit seltsamen Mustern überzogenen Felswand ein Ungetüm von Hölde empor, die jedermann für eine Abraumhalde halten muss. Der ganze Innenraum dieses „Steinbruchs“ wird von diesem Koloss ausgefüllt, der, man höre und staune, die umgebenden Felswände um noch einmal knapp vier Meter überragt und eine Ausdehnung von ca. 80 x 60 x 20 Metern hat. Man fragt sich automatisch: Hatten die Steinbrecher nichts anderes zu tun, als Abraum herzustellen? Das Aberwitzige aber sind die Mauern,

die diese angebliche Halde umgeben. Sie sind trocken, also ohne Mörtel, aber äußerst sorgfältig gesetzt. Die Archäologen, die ich darauf aufmerksam machte, sagten, es handele sich um ummauerte Abraumhalden. Ich dachte, das darf ja wohl nicht wahr sein. Warum soll man eine Abraumhalde mühsam ummauern, wenn sie sowieso ständig durch neue Aufschüttungen vergrößert wird?

Ich ließ mir eine Grabungsgenehmigung geben und stellte fest, dass das Mauerwerk sich auch nach innen fortsetzt. Ein Baum auf dem Hang dieses Bauwerks fiel um, dabei kam eine Stufe mit weiterem Mauerwerk zum Vorschein. Damit hatte ich den Beweis, dass sich das Mauerwerk der ersten untersten Stufe schon allein in bis zu geschätzt vier Meter horizontale Tiefe erstreckt, dass wir es also mit einem Stufenbauwerk, einem sogenannten Cairn zu tun haben. Doch die Archäologen in Stuttgart interessierten sich nicht für dieses Grabungsergebnis. Man forderte den Nachweis von Grabkammern und -gängen. Diese sind in Sternenfels auch an anderer Stelle in Form eines Winkelganges vorhanden, jedoch bis auf Leistenhöhe abgetragen.

Als wir im Jahre 2000 einen weiteren sehr gut erhaltenen L-Gang bei Kürnbach („Cairn“-bach) entdeckten, der noch seine Decke aus Felsplatten besitzt, wurde dies wiederum heruntergespielt. Also wieder keine Reaktion auf eine sichtbar erfolgreiche Aktion. Man stelle sich das vor: Ein staatlicher Archäologe entdeckt die Grabkammer einer bisher völlig unbekanntes Hochkultur, und das hier mitten in Deutschland. Die Medien würden sich überschlagen, die Welt kopfstehen. Aber weil ich ein armer kleiner Bürger bin, der absolut nichts zu sagen hat in diesem „unseren“ Staat, können die Verantwortlichen diese epochale Entdeckung einfach verschweigen und unterdrücken. Es ist ja nicht ihre. Nichts dringt an die Medien. So lässt man den Entdecker samt seiner sensationellen Entdeckungen am ausgestreckten Arm verhungern, unter der fadenscheinigen Forderung, wir sollten datierbares Fundgut beibringen.

Erst 2010 gelang es mir bei der Freilegung einer Grabkammer an der Basis von Cairn 1 in der Nekropole auf dem Burgstall von Freudenstein, auf die rudimentären Reste eines Bodenbelags aus römischen Ziegelsteinen und Hypokaustziegeln zu stoßen. Ich verfertigte einen Grabungsbericht, der auch beim EFODON e. V. erschien, und sandte ihn an die zuständige Stelle in Esslingen, bekam jedoch bis heute keine Antwort.

Es gibt also jede Menge mehr als



Abb. 1: Heilbronner Paradies (Felswand)

schlagende Beweise, eindeutige architektonische Merkmale, nur - sie werden einfach ignoriert. Das ist die bittere Wahrheit.

WA: *Cairn steht in Wikipedia allgemein für ein Steinmal oder für einen künstlichen Hügel aus Bruchgestein, mit dem eine oder mehrere Kammern einer Megalithanlage bedeckt wurden. Wie ist Ihre Definition?*

KWH: Die Definition ist die allgemein in der Archäologie international gültige, und meine gefundenen Bauwerke erfüllen deren Kriterien zu 100 %. Wir kennen inzwischen mehr als zwanzig Ganggräber, Steinkisten, Sarkophage, Dolmen und Winkelgänge, die in der Archäologie West- und Nordeuropas, selbst im Norden Deutschlands aus der Megalithperiode bekannt sind, sogar eine Megalith-Grabkammer mit Holzarchitekturimitation, ähnlich den Etruskern, die jene aus dem Tuffgestein meißelten, gibt es hier.

Die Baukörper bestehen aus trocken gesetztem Mauerwerk, insbesondere im Außenbereich, wurden also ohne Mörtel errichtet, der erst von den Römern eingeführt wurde. Die Trockenmauern sind konzentrisch gesetzt, was ein ganz typisches Charakteristikum für Cairns, aber auch für ägyptische Stufenpyramiden ist. Man denkt ja immer, dass eine Stufe waagrecht auf die untere gesetzt wurde. In Wirklichkeit bildet jede folgende Schalenmauer eine aufsteigende Stufe. Im Zentrum jedes Cairns, aber auch jeder Pyramide, steht folglich ein Turm. Solche Strebemauern kann ich

hier ebenfalls an einigen Stellen nachweisen.

Die Bauperiode der Cairns datiert man in einen Zeitraum, der angeblich 3800 v. Chr. beginnt, aber überraschenderweise bis in die Eisenzeit um 500 v. Chr. reicht.

Damit erklärt sich auch, warum unsere Cairns tief unter der Erde im Fels entstanden. Nur hier in Zentraleuropa gab es genügend Eisenerzvorkommen, um das notwendige Metall für die massenhaft benötigten Werkzeuge (Brechtstangen, Schrothämmer, Pickel, Spitz- und Flachmeißel) herzustellen, die aus der Keltenzeit auch tatsächlich gefunden wurden. Man hat sich nur nie gefragt, wozu die Kelten all diese Steinbearbeitungswerkzeuge hatten, aber angeblich nur mit Holz bauen konnten. Alles Quatsch, wie sich jetzt herausstellt. Die Kelten waren nicht nur Meister der Eisenverhüttung und -bearbeitung, sie waren auch die beeindruckendsten Stein-Architekten der Urzeit Europas.

Der absolute Gigant steht bei Heilbronn in einem Steinbruch, in einem Waldgebiet, das „Paradies“ heißt, und weist eine Achsenlänge von ca. 440 m auf. Darin verschwindet der Grundriss der Cheops-Pyramide mit gerade mal 236 m Seitenlänge vollständig.

Hätte man diese besondere Grabattung z. B. in Italien gefunden, hätte sich niemand gewundert, denn die Etrusker bauten ihre Grabhügel ebenfalls in große Steinbrüche hinein, z. B. bei Cerveteri oder Orvieto. Auch sie bauten noch in der Eisenzeit Grabhügel (Tumuli), die Dolmen besitzen und damit den franzö-

sischen Cairns zum Verwecheln ähnlich sehen, z. B. bei Populonia.

WA: Was ist Ihrer Meinung nach der Zweck der deutschen Anlagen?

KWH: Es ist derselbe Zweck, den auch die Cairns in Frankreich, die Großsteingräber Deutschlands usw. hatten. Es müssen ursprünglich Grabanlagen gewesen sein. Die Fundlage ist sehr widersprüchlich. Mal fand man mehrere hundert Skelette in einer einzigen, relativ kleinen Grabkammer, mal nur einen einzigen Krieger mit Hallstattschwert aufgebahrt. Oft genug jedoch sind die Kammern leer gewesen, als man sie fachmännisch untersuchte. Das ist bei Kammern, die ständig für jedermann offen waren auch kein Wunder.

Wir haben das besondere Problem, dass unsere Kammern in Steinbrüchen liegen, die z. T. bis in die Mitte des 20. Jh. ausgebeutet und von den Steinmetzen als willkommene Lagerräume zweckentfremdet wurden. Sie können sich vorstellen, dass fleißige saubere Schwaben nur zu gerne den Besen schwangen, um, natürlich nicht bewusst, auch noch den letzten archäologisch verwertbaren Fitzel hinauszuwischen.

Die Bauwerke sind durchweg sehr groß, oftmals mit Längen von mehr als 200 Metern! Es dürften nicht nur Begräbnisstätten für Sippen, wie man allgemein annimmt, sondern auch für hochgestellte Einzelpersonlichkeiten gewesen sein. Wenn man ein Bauwerk wie die Paradies-Pyramide von Heilbronn oder den Bärenstein am Externstein nimmt, dann kann man Vergleiche zu den größten Grabmonumenten der Welt ziehen, den Kaisergräbern in China und Japan. Nicht nur dort, auch hier muss es organisierte Staaten und mächtige Regenten gegeben haben, die bis jetzt überhaupt nicht ins Bild der offiziellen Altertumswissenschaft Süddeutschlands passen.

WA: Wie weit geht das Gebiet, in dem Cairns entsprechend Ihrer Definition zu finden sind?

KWH: Wir kennen bis jetzt nur die Fundlage in Deutschland, obwohl es auch Meldungen gibt, die auf eine mindestens europaweite Verbreitung schließen lassen. Z. B. wurde einer der prachtvollsten Gold- und Silberschätze der Völkerwanderungszeit in einem Steinbruch in Rumänien gefunden, wie es heißt, unter einer Halde.

In Deutschland reicht das Fundgebiet vom Nordrand des Mittelgebirges im Teutoburger Wald, konkret dem Externstein, bis hinunter zur Donau auf österreichischer Seite bei Linz, von den



Abb. 2: Dolmen in der Felswand (Heilbronner Paradies)

Saarquellen im Westen bis zum Main bei Würzburg. Es handelt sich um eine den geologischen Bedingungen angepasste Grabform. In Norddeutschland wurden die großen Hünengräber angeblich aus Findlingen errichtet, da ja hier keine Steinbrüche im Sand und Torf des Untergrunds geöffnet werden können. Bekannt aber ist auch, dass zum Bau von Stonehenge die gewaltigen Felsquadern über 160 km Entfernung hinweg per Floß antransportiert wurden.

Warum soll diese Technologie nur einmal erfunden und nie wieder angewandt worden sein? In Süddeutschland gab es genügend Steinbrüche, die als Materiallieferant dienen konnten. Und die Technologie des Steinbrechens war ja in der Keltenzeit schon weit entwickelt, wie die Cairns im Süden jetzt beweisen.

Überhaupt dürfte die Anzahl dieser Felsnekropolen noch höher als die der Großsteingräber in der Norddeutschen Tiefebene sein, deren ursprüngliches Vorkommen man auf mindestens 10.000 Exemplare schätzt. Wenn man schaut, wie viele Steinbrüche es hierzulande gibt, die meist eine oder auch mehrere abnorm große Steinhalden besitzen, wie viele davon schon zu Schutthalden mutierten und nach den zuletzt erfolgten Renaturierungsmaßnahmen für immer verschwanden, bekommt man eine Ahnung, was da alles an Kulturrelikten verloren ging, aber auch noch vorhanden sein dürfte.

WA: Wie lange forschen Sie jetzt schon auf diesem Gebiet?

KWH: Wie gesagt, begann alles

1990 mit dem Fund der Zwerchhölde, die anderen folgten ganz automatisch. Wenn man erst einmal die Logik dieser neuen Grabgattung begriffen hat, stellt sich ein völlig neuer Blick auf die angeblichen Schandflecken in unseren Wäldern ein. Man kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus, was da jahrhunderte- und jahrtausendlang in so großer Zahl übersehen wurde. Inzwischen gibt es immer mehr aufgeklärte Menschen, die sich den unverstellten Blick auf die Realitäten gönnen und mit ihren Fundmeldungen zu mir kommen. Es wird noch viele Überraschungen geben.

Ich musste mich in die Kulturzonen übergreifende Materie von Grund auf einarbeiten. Wenn jemand diese umfassende Pionierarbeit geleistet hat, dann sollte man ihn, denke ich, durchaus als Archäologen bezeichnen, auch wenn er das Fach an keiner Akademie studiert hat.

WA: War das nicht sehr teuer? Wie haben Sie das finanziert?

KWH: Ich interessiere mich seit meiner Jugend für die geheimnisvollen Megalithen. In den 70er, 80er und 90er Jahren, als es noch genügend Arbeit und vernünftige Löhne gab, bereiste ich, wie viele meiner Generation, Nord-, West- und Südeuropa genauso wie Nordafrika und besichtigte die großen Monumente der Menschheit. In der Bretagne und in Schottland begegneten mir dieselben Bauwerke, wie wir sie auch hier in Steinbrüchen haben, die Cairns. Damit hatte ich meinen Forschungsgegenstand gefunden.

Die Cairn-Forschung war anfangs die Arbeit eines ehrenamtlichen Mitarbeiters der Landesdenkmalämter, obwohl ich offiziell nicht als solcher gelte, ja in höchstem Maße lästig zu sein scheine. Anfangs gab es tatsächlich redlich gemeinte Bemühungen eines anerkannten e. M., mich als solchen beim Amt einzuführen, aber dessen Forschungsfeld, die Äcker und was der Pflug so an Scherben an den Tag bringt, war nicht mein Ding. Ich konzentrierte mich ausschließlich auf die Steinbrüche, die aber der Landeskonservator in Stuttgart schon von vornherein im Brustton der Entrüstung als völligen Quatsch abgetan hatte.

Die Privatforschung musste ausschließlich selbst finanziert werden. Alles, was ich für die Grabungen benötigte, Spaten, Hacke, Kelle, Eimer etc., hatte ich noch aus dem Fundus meines verstorbenen Vaters, der noch vor dem Krieg den Beruf des Maurers in der örtlichen Baufirma seines Vaters gelernt hatte. Die Architektur spielt in unserer Familie also schon seit Generationen eine Rolle.

Ein dicker Brocken waren und sind die Benzinkosten, die mir nicht als betriebliche Kosten angerechnet werden, da ich mich weigere, ein Datenschutz verletzendes Fahrtenbuch zu führen. Die Ausgrabungsstätten und andere Stätten, die man fotografisch dokumentieren will, liegen durchschnittlich mehr als zwanzig Kilometer entfernt. Wenn man die Woche durcharbeiten will, summiert sich das, vor allem, wenn man als arbeitsloser Lehrer auf die dürftige Unterstützung angewiesen ist. Bis Anfang des Jahrtausends gab es noch mehr sinnvolle und von Schülern benötigte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für arbeitslose Lehrer. Jetzt werden sie wie jeder Penner von der Straße behandelt.

WA: *Hatten Sie Unterstützung von irgendeiner Seite?*

KWH: Seit den menschenverachtenden „Sozial“-Reformen der rot-grünen Koalition arbeite ich als Nachhilfelehrer, was ein Leben und Forschen auf Hartz-IV-Niveau bedeutet. Es reicht hinten und vorne nicht. Der ständige Terror sadistischer Arbeitsvermittler zermürbt einen moralisch. Immer wieder wird einem der ohnehin knappe Regelsatz gekürzt, nur weil man sich die ständigen Schikanen und Willkür nicht bieten lassen will.

Trotzdem habe ich es geschafft, diese Internetseite aufzuziehen. Alles, was dazu an Softwarekenntnissen nötig war, habe ich mir selbst unter herben Rückschlägen erarbeitet. Man muss eben alles selbst tun. Aber jetzt steht



Abb. 3: Der Dolmen besteht aus bearbeiteten Steinblöcken.

die Seite, und jeder, der will, kann sich über die prähistorischen Pyramiden Deutschlands informieren.

WA: *Welche der von Ihnen gefundenen Anlagen zeigt am deutlichsten den Charakter einer Megalithanlage?*

KWH: Megalithik hat viele Facetten. Die meisten verbinden damit, was das Wort bedeutet, große Steine. Doch die kommen bei Cairns in der Fassade kaum vor, eigentlich nur in den Ganggräbern, wo sie als tonnenschwere Deckplatten auf trocken gemauerten Wänden aufliegen oder in die Wände eingefügt sind. Das weiß hier in Süddeutschland offenbar so gut wie kein Archäologe. Deshalb lehnen sie unsere steinernen Hügel von vornherein ab und bestreiten, dass es sich um Megalithik handele, weil sie in den Cairns, die sie bis jetzt besichtigt haben - Kürnbach und Schmie - angeblich keine großen Felsplatten sahen. Ganz klar, dort findet man keine grobschlächtigen Findlinge, welche die Dolmen in Westeuropa und der Norddeutschen Tiefebene auszeichnen. Dafür konnten sie große Felsplatten bestaunen, die akkurat bearbeitet und in Rechteckform gebracht sind. Sie besitzen sogar Randabtiefungen, was ein Beweis für eisenzeitliche Bearbeitung darstellt. Der Karlsruher Archäologe konnte diese Felsplatten in Kürnbach horizontal in der Decke des Ganges betrachten, und in Schmie sowohl in den Decken, als auch vertikal in den Wänden. Trotzdem hat er keine Konsequenzen aus seinen Beobachtungen gezogen.

Tatsächlich sind die Ganggräber hier sehr gut mit den Ganggräbern in der Bretagne, in Schottland oder England zu vergleichen, die z. T. fast identische Formgebung besitzen, wie die Ganggräber auf dem Marsberg bei Würzburg-Randersacker. Auf dem benachbarten

Sonnenstuhl fanden wir große Megalithen sogar in den Fassaden!

Dennoch wurde amtlicherseits selbst noch 2010 auf www.bruchsal.org ohne jede Sachkenntnis argumentiert, ein Beweis, dass sich die Zuständigen bis heute nicht mit der Materie auseinandergesetzt haben. Die Artikel auf der Internetz-Zeitung mit den aussagekräftigen Fotos hatten sie offenbar gar nicht gelesen, als sie ihre Stellungnahme abgaben. Die süddeutschen Archäologen erweisen sich damit einfach als ungebildet. Aber Nachhilfe von einem Außenseiter lehnen sie auch ab. Ein heilloses Dilemma, unter dem die Erforschung der gewaltigsten Grabbauten Europas am meisten zu leiden hat.

Hier die auf bruchsal.org veröffentlichten Artikel:

10.7.2010: <http://www.bruchsal.org/story/gibt-es-megalithmonumente-im-kraichgau-zaberg%C3%A4u-und-stromberg>

26.8.2010: <http://www.bruchsal.org/story/megalithmonumente-bw-vs-landesamt-f%C3%BCr-denkmalspflege>

Daraufhin meldete sich ein Leser der Internetzeitschrift mit seiner eigenen Fundmeldung

<http://www.bruchsal.org/story/cairns-bruchsal>.

Die Stellungnahme des Landesamts für Denkmalspflege in Karlsruhe erfolgte am

25.9.2010: <http://www.bruchsal.org/story/doch-keine-megalithmonumente>.

Meine Antwort am

27.9.2010: <http://www.bruchsal.org/story/nat%C3%BCrlich-megalithmonumente-was-denn-sonst>



Abb. 4: Heilbronner Paradies, Rampe.

Jeder kann sich seinen Reim darauf machen.

Eigentlich gibt es keine charakteristische Megalithanlage. Es gibt verwirrend viele Formen, die aber alle ein Kriterium eint. Sie entstanden in Steinbrüchen.

Einen exemplarischen Cairn haben Sie übrigens schon selbst besichtigt. Es ist die Sommerhölde bei Kürnbach. Sie besitzt zwar jetzt nur noch eine intakte Grabkammer, aber zudem Besonderheiten, die sie auf eine Stufe mit dem bekanntesten Cairn der Welt stellt, dem Cairn von Barnenez in der Bretagne, dessen Baubeginn um 3800 v. Chr. datiert wird. Der Kürnbacher Cairn hat ein Ganggrab, das genauso aufgebaut ist, wie die meisten der elf Gänge des bretonischen Cairns: Die Wände bestehen auch hier aus trocken gesetztem Mauerwerk und einer Decke aus großen, aufliegenden Felsplatten. Die großen Felsplatten in den Wänden fehlen also bei beiden Cairns, dennoch sind die Trockenmauern stabil genug, die schweren Deckplatten zu tragen. Diese Konstruktionsgleichheit hat bisher noch kein baden-württembergischer Archäologe überprüft!

Unser Cairn ist auch wie der jungsteinzeitliche Prototyp aus zwei aneinander gebauten Teilen aufgebaut, eines Primär- und Sekundärcairns, die in aufeinanderfolgenden Epochen entstanden sein sollen. Grundlage für die um mehrere Hundert Jahre auseinander liegenden Datierungen dürften das Fundgut in den elf Grabkammern gewesen sein. Bei uns jedoch ist der aus zwei Teilen bestehende Cairn Teil eines gewaltigen Gesamtkonzepts, denn unterhalb des sechzig Meter langen Cairns sitzen auf dem Berghang mindestens acht weitere genauso lange Stufen, jede mindestens acht Meter hoch, die insgesamt eine Hangpyramide ergeben, die sich vom Tal bis zur Bergkuppe über achtzig Meter Höhe erstreckt.

Dieses beeindruckende Monument habe ich auch als Motiv für mein Buchcover ausgewählt („Die Entdeckung deutscher Pyramiden“, Cernunnos-Verlag, 2003, walhala@aol.de).

Wie bizarr diese neue Grabgattung ist, erkennen Sie an Bildern (Bild 1 - 3). Diese zerklüftete Felswand trägt auf einem Absatz in ca. 10 m einen Dolmen. Nun kommen die orthodoxen Archäologen sehr in Erklärungsnot. Was hat ein solches prähistorisches Bauwerk dort verloren? Man erklärt es vermutlich zu einem Lagerraum, der eben nicht aus Brettern entstand, wie alle sonst in Industriesteinbrüchen, sondern eben in der uralten megalithischen Technik aus großen Felsplatten. Macht ein Lagerraum in einer hoch aufragenden Felswand irgendeinen Sinn? Natürlich nicht. Wie sollen die Steinbrucharbeiter da hinaufgekommen sein? Jedes Mal mühevoll hinauf kraxeln und nach dem dritten Bier, das man dort kühl gelagert hat, kopfüber herunterstürzen? Es ist absolut lächerlich, was die Wissenschaft uns schon seit Jahrzehnten als Erklärungsmuster anbietet. Das in Resten vorhandene Trockenmauerwerk beiderseits des Dolmens macht deutlich, dass hier die Ruine eines massiven Grabbaus vorliegt, ein Cairn.

Wenn man vor Ort ist, erschlägt einen die nackte Realität, denn just gegenüber dieser geheimnisvollen Wand ragt das mit ca. 440 m Achsenlänge wohl größte Grabmonument Europas empor, das so groß ist, dass auf einem Foto selbst mit Weitwinkel immer nur kleine Aspekte abgebildet werden können (Bild 4). Ein 160 m langes, ins Bauwerk eingeschnittenes Portal konnte bisher noch nicht fotografiert werden.

WA: Werden Ihre Ergebnisse inzwischen von der Archäologie anerkannt?

KWH: Es gibt Archäologen, die entweder schon aus dem Berufsleben

ausgeschieden sind, oder erst gar nicht hinein kamen, die sind nicht dem Konformitätsdruck ausgeliefert, der die meisten mundtot oder zu unkritischen Nachplapperern macht. Es gibt ein wunderbares Sprichwort, welches das Problem zum Ausdruck bringt: Der Fisch stinkt vom Kopf her. Wenn ein Archäologe nach jahrelangem Studium endlich eine Stelle bekommen hat, wird er sicher niemals Meinungen und Direktiven desjenigen in Frage stellen, dem er diese wunderbare Arbeit zu verdanken hat. So entsteht eine Atmosphäre des Konformismus und Opportunismus, die mit objektiver Wissenschaft überhaupt nichts mehr zu tun hat.

Tatsächlich ist es bis heute offizielle Amtsmeinung: Was Herr Haug, der selbst ernannte Entdecker, behauptet – als wenn Entdecker sich selbst ernennen könnten, genauso wenig wie es eine Instanz gibt, die diese ernennt – sind lediglich Steinbrüche. Man begegnet dieser Meinung im Internet, wo absolut Inkompetente, die sich noch nie auch nur irgendeine dieser Kammern angeschaut zu haben, diese dreiste Behauptung aggressiv und in Basta-Manier auf internationalen Foren verbreiten und sich mit der Pseudo-Autorität des Studierenden über die gewissenhafte Arbeit von Jahrzehnten mokieren, ohne selbst auch nur einen Blick auf die Forschungsergebnisse geworfen zu haben. Das ist die Generation „Copy & paste“, die, unfähig zu eigenen Gedanken, meint, ihr fliege alles zu, wenn sie nur im Strom mitschwimme und immer alles macht, was von ihr erwartet wird - siehe Baron zu Gutenberg. Akademische Punks.

Eine promovierte Archäologin aus Hamburg hat mich z. B. schon dreimal zu Vorträgen in die Hansestadt eingeladen. Wenn sie nicht von den Funden überzeugt wäre, hätte sie das wohl nicht getan.

Der Erste, der ein Gutachten über

die Megalithkammern abgab, war *Dr. Ziermann* vom Amt für Kultur und Archäologie in Stade/Niedersachsen, eine Koryphäe im Fachbereich jungstein- und bronzezeitliche Grabarchitektur mit einem umfassenden Überblick über die europäischen Grabformen der Vorgeschichte. Der erkannte anhand der eingesandten Fotos sofort Forschungsbedarf. Aber der ausgewiesene Fachmann hat bei uns im Land, wo man amtlicherseits nicht einmal das Wort Cairn kennt, leider nichts zu sagen. Hier verfährt man nach dem uralten Leitspruch „Was der Bauer nicht kennt, das (fr)isst er nicht“.

WA: Was müsste getan werden, um noch deutlichere Beweise zu finden, die die Archäologie nicht ignorieren kann?

KWH: Wir dürfen nicht auf den einen großen Goldschatz hoffen. Oder haben Sie jemals gehört, dass in Dolmen und Hünengräbern Schätze gefunden wurden? Wo Gänge schon seit Jahrtausenden zugänglich sind, ist nichts mehr zu erwarten. Wir kennen allerdings Fundstätten, die sehr vielversprechend sind, z. B. der Winkelgang auf dem Marsberg bei Würzburg-Randersacker, der nach seinem Entdecker „Geise I“ benannt wurde. OK, wir wissen jetzt, dass „Geise II“ von Ihrer Frau entdeckt wurde. Also nennen wir den lieber „Irene-Gang“.

Aber dieser „Geise-Gang“ hat es in sich. Der abgewinkelte Endteil wird nämlich stufenweise niedriger, während gleichzeitig noch die ersten Stufen einer abwärts führenden Treppe parallel dazu im Boden zu erkennen sind. Hier ist also ein unbekannt großes Gangteil bis fast zur Decke verschüttet. Man weiß nicht, wie lange schon, aber ich denke, seit der Zeit, als auch der Palenque-Gang, die Grabkammern der Etrusker, die Gräber im Tal der Könige, usw. gleichermaßen mit Schlamm (der Sintflut?) verschüttet wurden.

Wir dürfen also auch hier zumindest eine ungestörte Grabkammer erwarten. Wenn sie vergleichbar kostbares Grabinventar enthält, wäre die Hochkultur Pyramiden bauender Kelten bewiesen. Vielleicht sollten wir uns mit aller Ernsthaftigkeit und allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln darauf konzentrieren. Das Gelände gehört der Uni Würzburg. Es muss doch auch im konservativen Frankenland eigenständig denkende Menschen geben, die dieses Forschungsprojekt unterstützen würden. Ich möchte gerne mit dem EFODON e. V. darüber im Gespräch bleiben.

WA: Welche Unterstützung würden Sie sich wünschen?



Abb. 5: Zugang zum „Geise I-Gang“ auf dem Marsberg bei Würzburg-Randersacker.

KWH: Finanzielle und logistische Hilfe jeder Art. Es ist ja nicht so, dass die akademische Welt Deutschlands dieses Forschungsprojekt grundsätzlich ablehnt. Von 2004 bis 2006 fanden umfangreiche geomagnetische und geoelektrische Messungen an den Cairns im Kraichgau und Zabergäu statt, mit Messinstrumenten, Studenten und einem Doktoranden der Universität Karlsruhe, Fachschaft Geophysik, dem ich für seinen unermüdlichen Einsatz an Feierabenden und selbst Sonntagen sehr zu danken habe, *Dipl. Geophys. Philipp Heidinger*.

Mindestens ein großer, noch unentdeckter Hohlraum von etwa fünf Metern Höhe wurde etwa 25 Meter tief in der Zwerchhölde von Sternenfels entdeckt. Leider waren es zu wenige geoelektrische Messungen, um ihn genau zu lokalisieren. Gerade diese Messtechnik ist sehr Erfolg versprechend. Italienische Archäologen konnten damit an die 4000 etruskische Grabkammern orten. Schwierig, weil finanziell nicht zu stemmen, sind die jetzt erforderlichen Sondierungen mittels Bohrung und dem Niederlassen eines Endoskops. Hier könnte man allein locker 4000 bis 10.000 Euro verbraten.

Natürlich ist es mehr als überfällig, dass die Landesdenkmalämter endlich ihre Verantwortung annehmen und selbst Grabungen organisieren. Wir können ihnen jede Menge Ansatzpunkte nennen. Schließlich handelt es sich um das Kulturerbe der Menschheit, um unser ganz spezielles, das mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln erforscht werden muss. Gewaltige Finanzmittel

fließen in Grabungsprojekte außerhalb des Kontinents, für die eigene Hochkultur hat man überhaupt nichts übrig. Es ist nicht zu fassen!

Der Skandal ist doch, so das Fazit nach zwanzig Jahren, dass die verantwortlichen Leistungsverweigerer bis jetzt keine einzige Minute in eigene Forschungsarbeit investiert haben, man prüft bis heute nicht die massenhaft vorhandenen Bauwerke und Grabgänge, was ein Leichtes wäre. Dennoch wird vom hohen Thron der Studierten herab alles mit Verachtung überzogen, was das eigene beschränkte Hirn nicht zu denken wagt. Die Cairns sind offenbar in einen Giftschrank gesperrt, damit sich auch ja niemand von Amts wegen damit befasst. Man stelle sich das vor, am Ende wird doch der sensationelle Fund gemacht. Die hohen Herren in ihren Amtsstuben stehen bis auf die Knochen blamiert da.

Vielleicht sollte man eine private Stiftung ins Leben rufen, welche die zu erwartenden Mittel für eine fundierte Erforschung bereitstellt, und sich gar nicht mehr auf den Staat verlassen. Doch dazu bräuchte man zuerst einmal Sponsoren.

Wenn ich allerdings berücksichtige, wie hinter den Kulissen gegen uns gearbeitet wird, z. B. wenn Medien sich beim Amt über unsere Forschungsarbeit erkundigen und dort alles, was wir tun, mit der Autorität päpstlicher Unfehlbarkeit als Spinnerei hingestellt wird, da möchte man Gott- und jegliches andere Vertrauen in die Welt verlieren. Der Einfluss der höchsten Archäologen im Land ist erdrückend. Sie verhindern, dass überhaupt irgendetwas in der Fach-

presse erscheint, in archäologischen Zeitschriften, aber auch in einflussreichen Heimatpostillen wie der viel gelesenen „Schwäbischen Heimat“. Und ohne Veröffentlichungen dort gilt man als Nichts. Es ist wie in einer Diktatur, einer Art Mullah-Regime verbohrt Archäologen, welche die frische Brise einer neuen Zeit mit aller Dumpfheit ignorieren und zu eliminieren versuchen.

Um die Mindestkriterien seriöser Wissenschaft zu erfüllen, müsste in Baden-Württemberg und auch in Bayern ganz bald eine unabhängige Kommission eingesetzt werden, vielleicht unter der Regie des Bundesministers für Kultur, mit Megalith-Fachleuten aus anderen Bundesländern, die ja im Land offensichtlich nicht vorhanden sind, die ein Prüfverfahren in Gang setzen, das diese deutlich erkennbaren Architekturen nach dem allgemeinen Kenntnisstand der Megalith-Forschung mit den bekannten prähistorischen Architekturen und Grabgängen in anderen Bundesländern und Ländern der Europäischen Gemeinschaft vergleicht.

WA: Was sind Ihre nächsten Ziele?

KWH: Mal sehen, wie sich die Grabungskampagne dieses Jahres organisieren lässt. Das Geld für einen Tag Baggergrabung an der Zwerchhalde liegt jedenfalls bereit. Hier müssen wir mit bis zu drei Meter tiefen Ablagerungen kämpfen, die aber noch ungestörte Portale verbergen könnten.

Wir spekulieren natürlich, wie alle, die sich dafür interessieren, auf den einen bahnbrechenden Fund. Die römischen Ziegelsteine aus dem frühmittelalterlichen Satellitengrab waren dem Amt 2010 ja keine müde Antwort wert. Ob es jetzt Scherben aus der Keltenzeit sein werden? Das Amt hat immer die Möglichkeit, jede unserer Bemühungen einfach zu ignorieren, da keine Vertrauensperson des Amtes bei den Grabungen beteiligt ist, und damit das Ergebnis als nicht vertrauenswürdig abgelehnt werden kann.

Zufälligerweise lässt sich mein erster Vorname mit K. abkürzen, wie Kafkas Hauptperson in „Das Schloss“. Die Albträume seines Protagonisten habe ich nun mehr als zwanzig Jahre selbst erlebt. Man ist mit einem Gegenüber befasst, das überhaupt nicht zu fassen ist, und fühlt sich in eine Rolle versetzt, die das Maximum an Rechtfertigung erfordert. Das Gegenüber aber tut alles, was man an Argumenten vorbringt, als lächerlich und belanglos ab, ohne dass man überhaupt die geringste Chance auf objektive und faire Beurteilung bekommt. Man versucht immer wieder,

mit den Zuständigen ins Gespräch zu kommen und diese gerechte Beurteilung einzufordern. Aber alles misslingt. Man kämpft gegen eine Nebelwand der Verachtung. Die Zusendung meines Buches mit den Grabungsdokumentationen und archäologischen Vergleichen wurde vom Landeskonservator bestätigt, gelesen wurde es offenbar nicht. Eine Diskussion unter den fachlichen Kriterien, wie ich sie aufzeigte, fand nicht statt.

2010 unternahm ich einen neuerlichen Versuch und nahm am „Landespreis für Heimatforschung“ teil, den das Regierungspräsidium Freiburg turnusmäßig veranstaltet. Ich reichte meine Homepage auf einer CD ein, mit dem dort dokumentierten umfassenden Forschungsstand, den zahlreichen Fotos von Cairns und Ganggräbern, Grabungsfotos, Recherchen, etc. Ich erwartete, dass nun vonseiten der Jury, in der immerhin auch Archäologen vertreten sind, eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema Cairn-Architektur in Süddeutschland stattfinden würde. Weit gefehlt. Die Regierung fand die Arbeit nicht einmal einen Trostpreis wert. Im letzten Brief drückte man immerhin Respekt für die große Arbeit aus, was das auch immer bedeuten soll. Für die Forschung ergibt sich daraus überhaupt nichts. Seit mehr als zwanzig Jahren drückt man sich mit fauler Dickfelligkeit vor der Verantwortung.

Dennoch soll man die Hoffnung nie aufgeben. Der Betonkopf, der derzeit sein archäologisches Imperium in Baden-Württemberg regiert, könnte, wie Mubarak auch, sehr schnell auf das Altenteil abwandern – oder uns noch einmal zehn Jahre das Leben schwer machen.

Mut geben einen solche lustigen Begebenheiten, wie sie ein Mitforscher jüngst zum Besten gab. Originalzitat:

„Habe heute spontan mit meinen Schülern (bin Sonderschullehrer an einer Schule für Erziehungshilfe) eine Exkursion unternommen. Ich habe ihnen nicht gesagt, wo wir hinfahren und was wir anschauen. Ich habe sie lediglich gefragt, was sie sehen und wie sie das interpretieren würden. Sie waren durch die Bank begeistert und haben die Dinge ohne Hinweise von mir erkannt (Kammern, Bauwerke, Trockenmauern, geglättete Felswände, Meißelspuren etc.). Das muss man sich mal ‚reintun‘! Das sind amtlich erklärte Lernbehinderte und Verhaltensgestörte!!! Ich habe ihnen dann erzählt, dass es diese Dinge offiziell nicht gibt. Darüber waren sie sehr erstaunt, und ein türkischer Schüler hat mich spontan gefragt: ‚Sin die dumm oder was, des sieht doch jeder Idiot, das des gebaut isch?‘ Ich wollte dir/leuch das nicht vorenthalten. Es ist zum Brüllen.“



Abb. 6: Der „Geise I-Gang“ auf dem Marsberg bei Würzburg-Randersacker.

WA: *Walter Haug, recht herzlichen Dank für die Darstellung Ihrer Arbeit. Ich hatte gehofft, dass es inzwischen etwas mehr Anerkennung von offizieller Seite gegeben hätte. Aber wie schon gesagt, uns vom EFODON e. V. kommen die offiziellen Reaktionen sehr bekannt vor. Bei vielen unserer Arbeiten und Ergebnisse machen wir ähnliche Erfahrungen.*

Nun bin ich persönlich der Meinung, dass Schularchäologie, eine Disziplin ist, die durchaus gute Ergebnisse erzielt, insbesondere mit modernen physikalischen Methoden. Diese Ergebnisse werden jedoch nur in einem erlesenen, hermetisch abgeschlossenen Kreis behandelt. In diesem Kreis bestimmen „Obergurus“ oder „Platzhirsche“ die Wahrheit, unabhängig von der wirklichen Geschichte. Erst wenn diese Personen ausgestorben sind, kann eine neue Wahrheit zutage kommen, die jedoch von den neuen Platzhirschen wieder vehement verteidigt wird. So geht es weiter, halt wie in Brehms Tierleben.

Das Gute für uns ist jedoch, wir müssen uns nicht in diesem hermetischen Kreis bewegen. Zum Glück können wir denken und glauben, was uns beliebt.

Und das Entscheidende: Die Wahrheit ist absolut. Sie richtet sich nicht nach Titel und Gehaltsklasse.

Die Zielrichtung Ihrer Forschung deckt sich mit Zielen des EFODON e. V., ein alternatives Geschichtsbild darzustellen. In Ihrem Fall betrifft das sogar noch unsere engere Heimat. Um so mehr ist es unser Wunsch, Ihre Forschung zu unterstützen.

Das Ende New Yorks durch Meteoritenimpakte

Bernhard Bouvier



Abb. 1: Explosion des Tunguska-Meteoriten (zeichnerische Darstellung)

Einer der zur Zeit bedeutendsten Seher ist der „Waldviertler“, ein Bauer, benannt nach der österreichischen Gegend, in der er lebt. Mittlerweile Anfang 70 hatte er seine Schauungen vor rund fünfzig Jahren, als noch ganz junger Mann.

Eine seiner Schauungen möchte ich hier herausgreifen, weil sie das Ende der Stadt New York beschreibt (1):

„Bei der Zerstörung New Yorks sah ich hingegen Einzelheiten, die man mit dem Auge niemals wahrnehmen könnte. Es war auch die Lauffolge um ein Vielfaches langsamer. Ich sah diese Stadt in allen Einzelheiten. Da fiel ein dunkler Gegenstand auf einer sich stets krümmenden

Bahn von oben herab. Gebannt starrte ich diesen Körper an, bis er barst. Zuerst waren es Fetzen, dann lösten sich auch diese auf. In diesem Moment begriff ich noch immer nicht, was geschehen war. Der erste Sprengkörper explodierte einige Häuser weit hinter einem größeren, mit der Breitseite am Meer stehendem Haus, die anderen Häuser standen, vom Meer aus gesehen, etwas südlicher dahinter.

Die Häuser fielen nicht um oder in sich zusammen, sondern sie wurden meist als Ganze, sich nur wenig neigend, vom Explosionsherd weggeschoben. Sie zerrieben sich dabei förmlich von unten her. Von vorne hatte es den Anschein, als würden sie näherkommend im Erdboden versinken.

Als ich wie üblich vom Hof aus gerade

eine Kleinigkeit essen gehen wollte, kam erstmals diese Meldung im Radio. Das könnte, wie ich es für möglich hielt, zur Mittagszeit sein (Ortszeit). Wenn man aber bedenkt, dass es im Frühsommer sehr zeitig hell wird, könnte das auch in den Morgenstunden sein. Bei uns konnte ich da noch keinerlei Kriegseinwirkungen erkennen. Folglich muss dieses Ereignis viel früher eintreten als bisher angenommen wurde. Den Reden nach zu schließen, müsste es ein Bravourstück eher psychopathischer Gegner sein.“

„Die Überschwemmungen im Mittelmeergebiet werden durch A-Waffenzündungen in großer Höhe über der Adria, von Norden beginnend, hervorgerufen. Die Erschütterungen sind bei uns deut-

lich spürbar. New York wird unerwartet bereits zu dieser Kriegszeit durch kleine Sprengsätze, die sehr nieder explodieren, zerstört. So entsteht der Eindruck, als würden die Häuser von einem ‚heftigen Sturm‘ weggeblasen. Im Explosionsherd sah ich nichts ‚Feuerartiges‘. Es dürfte um die Mittagszeit (Ortszeit) sein. Ich sah alle Einzelheiten klar und außergewöhnlich deutlich. Bei uns (Österreich) gibt es zu der Zeit noch keinen Krieg. Wie die Meldung von der Zerstörung erstmals im Rundfunk durchgegeben wurde, wollte ich gerade eine Kleinigkeit essen gehen. Überall wurde darüber heftig und aufgeregt diskutiert. Bei uns ist etwa frühlingsartiges Wetter.“

Von einem persönlichen Zusammentreffen des Bauern mit dem Autor Wolfgang Johannes Bekh weiß dieser zu berichten:

„Nicht minder plastisch beschrieb er mir die Zerstörung New Yorks. Er ergriff das Wachsmodel einer Marzipanform, das auf meinem Ulmer Schrank stand, und demonstrierte, als sei dieser hochformatige Körper ein Wolkenkratzer, wie die Gebäude Manhattans gleichsam von unten her zerrieben und immer kleiner werden, bis sie in sich zusammenfallen, und das Gebiet, auf dem sich die berühmte Skyline erhob, wieder ebene Erde sei. Er sah aber nicht nur den Untergang New Yorks, er sah sich mit anderen Dorfbewohnern zusammenstehen und das Ereignis kommentieren. Dass dies der Racheakt von Terroristen sei, hörte er sagen. Sicher, was die Amerikaner gemacht hätten, sei nicht schön gewesen. Dass man aber deswegen gleich eine ganze Stadt zerstöre, das gehe entschieden zu weit! So redeten die Leute.“

Bislang waren die Analytiker teils der Auffassung, hierbei könne es sich um den Anschlag am 11. September 2001 handeln, andere vermuteten, dieses Geschehen stehe wohl noch aus, weil dabei doch nicht die ganze Stadt New York vernichtet worden sei. Und als Ursache der Zerstörung könne man sich wohl nur den Einsatz einer Atomrakete denken.

Jedoch beschreibt die Schau beides nicht, und beide Vorstellungen befriedigen daher auch nicht den aufmerksamen Leser. Hingegen werden hier die Einschläge der Trümmerteile eines weiter oben zerplatzten Asteroiden geschildert.

Erstellt in Zusammenarbeit mit dem



Abb. 2 (oben) und Abb. 3 (unten): Chicago 1871, nachdem die Stadt von mehreren Meteoriten getroffen wurde, wie man heute vermutet.



ausgewiesenen Schauungsfachmann
Alexander Hauser:

- Es fällt ein dunkler Gegenstand: Raketen sind in der Regel nicht dunkel. Womöglich glüht der Meteorit wegen zu geringer Fallgeschwindigkeit nicht richtig durch oder ist von im Falle abbrechenden Eigentrümmern umgeben.
- Der Körper zerbricht, und die Fetzen lösen sich auf: Wenn es wirklich Tochttersprengköpfe wären, lösten sich diese nicht auf, sondern flögen in ihrer Bahn weiter.
- Was vor allem gegen Sprengkörper spricht: Er sieht im Explosionsherd nichts Feuerartiges, wie es bei einer Atombombe der Fall sein müsste. Bei einem Impakt werden indes sofort so viele Trümmer und Dreck aufgewirbelt, dass Hitze- und Glutentwicklung im Zentrum für den sich seitlich befindenden Beobachter verdeckt werden.
- Der Waldviertler spricht zwar von mehreren – genauer zwei – Sprengsätzen, schildert aber nur die Explosion des ersten! Hier zeigt sich die Dürftigkeit seiner Deutung. Es bleibt vom zerberstenden Meteoriten ein größerer Teil übrig, der einschlägt.
- Die Wolkenkratzer New Yorks würden niemals durch nieder explodierende Sprengkörper weggeblasen werden, sodass sie sich von unten her zerrieben. Statt dessen ist hier wohl ein Effekt zu vermuten, als zöge man das Tischtuch unter einem darauf stehenden Weingläse weg: Der obere Teil verharrt träge und das Ganze kippt nach vorne um. Genauso wird durch eine heftige Bodenverschiebung als Impaktfolge den Häusern das Fundament ruckartig unter dem Baukörper um einige Meter weggezogen, nämlich so weit, dass die Flexibilität der Häuser dem nicht mehr nachkommt. Als Ergebnis brechen die tragenden Strukturen am Fuße der Häuser einfach ab und die Gebäude kippen um.
- Die Welt rechnet mit solch einem Ereignis nicht. Jedoch ist jedem noch der 11. September 2001 im Gedächtnis, und so hallt es aus allen Radio- und Fernsehstationen wider: Terroranschlag!



Abb. 4: Chicago 1871

So kommt das vom Waldviertler beobachtete Gerede über psychopathische Gegner, und dass man doch nicht gleich eine ganze Stadt vernichten müsse, zustande.

Auf Abb. 1 sieht man in einer künstlerischen Darstellung das Zerplatzen des Tunguska-Meteoriten am 30. Juni 1908 bzw. eines seiner größeren Teile, bevor die Einzeltrümmer in den Boden einschlagen.

Und wir sehen dabei ebenfalls diese „gekrümmten Bahnen“, tiefer bzw. darunter: dessen „Fetzen“. Ganz rechts an der Wolke sind auch zwei kleinere Brocken, die etwas weiter seitlich einschlagen werden und dort Sekundärschäden bewirken. Das entspricht der Schau des Waldviertlers im Grund völlig!

Der Waldviertler:

„Die Häuser fielen nicht um oder in sich zusammen, sondern sie wurden meist als Ganze, sich nur wenig neigend, vom Explosionsherd weggeschoben. Sie zerrieben sich dabei förmlich von unten her. Von vorne hatte es den Anschein, als würden sie näherkommend im Erdboden versinken.“

Es brechen den Häusern dort schlichtweg die Fundamente weg. Das Zerbersten des Ursprungsmeteoriten ruft sicher eine weitaus größere Druckwelle hervor als das Aufschlagen der kleineren Sekundärtrümmer, sodass anzunehmen ist, das Umlegen

der Häuser ginge tatsächlich darauf zurück. Der Meteorit zerberst, seine Trümmer schlagen ein, dann erreicht die Druckwelle die Stadt. Da die Häuser seitwärts weggeschoben und nicht von oben flach zerdrückt werden, ist die Explosion viele Kilometer von der Stadt entfernt anzusiedeln. Der Waldviertler sah von Norden bis Nordwesten auf Manhattan und am Himmel den Meteoriten explodieren. Die Trümmer schlagen hinter der Skyline in unbekannter Entfernung ein. Schlussendlich erreicht die Druckwelle von schräg oben die Insel und schiebt die Gebäude auf seinen Blickpunkt zu. So erklärt sich auch, warum nachher auf dem Boden New Yorks ebene Erde und kein Krater sein soll.

Merke: Wenn man die Lösung eines Rätsels weiß, wirkt die Lösung simpel. Auf die Idee, man müsse als Ursache des Kollapses der Hochhäuser sich wohl „Sprengkörper“ denken, kommt der Waldviertler doch nur aufgrund des Resultates!

Es zeigen sich Unstimmigkeiten bei der Lösung „Atomrakete“ massiv in diesen Überlegungen:

- Es gäbe nur eine Detonation. Einen Typus Atomraketen, der sich niedrig über dem Ziel in Tochttersprengkörper zerlegt, gibt es nicht. Der Waldviertler indessen spricht eindeutig von einem sich zerlegenden

Objekt, dessen kleinere Fetzen sich auflösten, bzw. im weiteren Verlauf für das Auge unsichtbar bleiben.

- Es würde einen Lichtblitz mit Feuerball und Atompilz geben, der sich weit über die Stadt erhebe. Ein solcher wurde vom Waldviertler jedoch nicht beschrieben.
- Die Brocken schlagen offenbar nacheinander (!) ein!
- Eine Atombombe zerstört Häuser nicht von unten her, sondern flächig frontal.
- Der Schaden erstreckte sich bei nieder hinter oder zwischen Häusern explodierenden Bomben nur auf direkt umliegende Gebäude. Dahinter stehende, würden von ihren Nachbarn weitgehend vor der Druckwelle abgeschirmt werden, je stärker, je weiter sie vom Explosionsherd entfernt lägen.

Die Interpretation als Atombombenexplosionen von Ereignissen, die tatsächlich Naturkatastrophen sind, ist ein wiederkehrendes Deutungsmuster des Waldviertlers. So legt er dem Erdriss in Tschechien die Explosion großer Atombombenlager zugrunde und bezeichnet ohne jede Logik als A-Waffenzündungen in großer Höhe, was am Boden Erdbeben und Überschwemmungen auslöst und wohl ebenfalls zerplatzende, einschlagende Meteoriten sind.

In Abb. 2 sieht man die Stadt Chicago 1871, nachdem sie von mehreren Meteoriten getroffen wurde, wie man neuerdings vermutet.

Als Chicago 1871 so abbrannte, da loderten in der ganzen Region die Wälder und die Ernten. Ein Weiler wurde dabei komplett ausgeradiert: keine Überlebenden!

Am selben Tage wurden die mehrere Hundert Kilometer entfernte Stadt Peshtigo und die am anderen Ufer des Michigansees gelegene Stadt Holland vernichtet.

Wenn die Nachricht der Zerstörung New Yorks wenige Minuten später gleich in allen Medien verbreitet wird, vermuten die Menschen natürlich, es handele sich dabei sicherlich wieder um einen Terroranschlag. Jedoch passt die Schauung des Waldviertlers definitiv nicht auf ein Bombenattentat mittels einer „Atomrakete“.

Der Seher Anton Johansson (Finnmarken, 1907) beschreibt ebenfalls die Vernichtung New Yorks (2):



Abb. 5: Die Tunguska-Region nach dem Meteoritenereignis.

„Unter den nordamerikanischen Städten wurden folgende als besonders betroffen bezeichnet: Chicago, Minneapolis, Washington und New York; letztere war am schwersten betroffen. Davon zeugten Ruinen und eingestürzte Gebäude; der Orkan fuhr heulend durch die Straßen der Weltstadt, und die riesigen Wolkenkratzer schwankten.“

Die Stimme erläuterte, dass diese Gebäude von Zerstörung bedroht seien. Alles war in Rauchwolken gehüllt, große und kleine Gegenstände wurden vom Sturm mitgerissen und wirbelten in Mengen durch die Luft. Zugleich brachen in vielen Stadtteilen gewaltige Feuersbrünste aus. Am Hafen ergossen sich haushohe Brecher weit ins Land hinein. Große Speicher und Lagerhäuser stürzten zusammen und wurden eine Beute des Meeres. Viele Schiffe wurden aufs Land geschleudert, andere versanken im Hafen.

Nicht nur in der Stadt New York, sondern auch in ihrer weiteren Umgebung loderten große Brände, der Himmel glich einem einzigen Flammenmeer. Auch in den Waldgebieten Kanadas sah ich riesige Brände.

Ich erfuhr, dass Kanada mehrfach das Opfer großer Brandkatastrophen werde; ich sah es wiederholte Male dort brennen. Aber auch die Verwüstungen durch den Orkan waren in diesem Lande gewaltig, ich sah, wie die stattlichen Wälder umgenickt wurden.“

Zum Vergleich die Tunguskaregion nach dem dortigen Meteoritenereignis (siehe Abb. 5).

Johansson weiter:

„Gegenden um die großen Seen schienen besonders schwer heimgesucht. Unter den dort gelegenen schwer beschädigten Städten wurde besonders Quebec erwähnt, und zwar mehrmals.“

Aus den Aussagen,

- dass sich haushohe Brecher weit ins Land hinein ergießen,
- dass Speicher und Lagerhäuser eine Beute des Meeres werden,
- dass viele Schiffe auf das Land geschleudert werden,
- lässt sich folgern, dass Meteoritenteile auch ins Meer stürzen und Tsunamis hervorrufen.

Es hat der Waldviertler zwar die Zerstörung und das Ende New Yorks gesehen, jedoch ist diese, seine Schau, auf diese eine Stadt begrenzt. Von den anderen betroffenen Städten (Chicago, Minneapolis, Washington, Quebec, etc.) weiß der Waldviertler nichts bzw. hat davon schlicht keine Schauungen.

Hier muss sich in großer Höhe ein sehr beachtlicher Asteroid zerlegt haben, dessen Teile unter anderem auch (!) New York zerstören.

Im Zusammenhang mit diesem Geschehen könnte folgende Schau stehen, welche die Seherin Christine Bauer-Rap (Schwarzwald) hatte (3):

„Früh morgens lag ich im Bett; etwa um 5.45 Uhr wurde ich im Geiste entrückt. Das war ungewöhnlich, weil früh am Morgen erlebte ich höchst selten eine Vision. Ich befand mich irgendwo im

Freien, nahe dem Erdboden, jedoch freischwebend in der Luft, und schaute in die Natur, in die Landschaft meiner Heimat. In ganz kurzer Zeit verfinsterte sich das Firmament und es fing an, heftig zu donnern. Dieser Donner trieb mir Schauer über den Rücken, ich empfand eine furchtbare Angst. Es war ein Gefühl in mir, als müsse gleich ein Erdbeben folgen. Gleich nach dem Donnern stürzten massenweise große Steinbrocken – ich meine es waren Granitbrocken – zu Boden. Es waren so viele, als hätte es Steinbrocken geregnet. Einige waren ganz klein wie Steine, andere riesengroß. Etwa zwei Meter vor mir schlug ein großer, wuchtiger Brocken mit dumpfem Geräusch auf dem Erdboden ein. Und danach sah ich einen großen, zentnerschweren Stein vor mir liegen, es war kein weicher Sandstein, sondern ein Granitstein. Nun schaute ich viele zerstörte Häuser und viele tote Menschen in eingestürzten Häusern der Umgebung, auf den Straßen und auf den Fluren. Danach sah die Landschaft so aus, als wenn ein starkes Erdbeben stattgefunden hätte. Damit war die Vision, die nur etwa eine Viertelstunde gedauert hatte, zu Ende. Auch die zuvor geschilderten Visionen über mächtige Himmelskörper dauerten jeweils ungefähr fünfzehn Minuten.“

Davon ausgehend könnte man vermuten, weithin in der Nordhalbkugel der Erde schlugen Teile eines weit hoch oben, am Rande der Stratosphäre, zerplatzten Asteroiden ein. Und nicht nur in Nordamerika.

Geologische Zeiträume in Rechnung gestellt, sind massive Asteroidenimpakte, die durchaus auch großflächig ganze Landstriche vernichten, so selten gar nicht.

Abb. 6 zeigt ein Luftbild, das einen Teilausschnitt der Einschläge eines geplatzten Asteroiden vor rund 12.500 Jahren in North-Carolina – ebenfalls USA – zeigt.

Der bayerische Seher Irlmaier berichtete in den 50er Jahren von einem gewaltigen Beben, das besonders die USA betreffen werde, allerdings in der Bundesrepublik auch das Rheinland. Er nannte das ein „Weltbeben“. Ein wenig spüre man es auch bei ihm, in Bayern. Ein Zusammenhang zwischen dem Trümmerhagel und diesem „Weltbeben“ wäre durchaus in Betracht zu ziehen.

Spätestens dann ist davon auszugehen, dass das bereits jetzt massiv angeschlagene Finanzsystem vollends



Abb. 6: Das Luftbild zeigt einen Teilausschnitt der Einschläge eines geplatzten Asteroiden in North Carolina vor rund 12.500 Jahren.

kollabiert und damit auch die Weltwirtschaft. Als Folge brächen dann – in Europa mit Schwerpunkt im mediterranen Raum – die ersten Unruhen aus, die viele alte Seher ja ausführlich beschrieben haben. Und das ist dann auch das Ende der EU. Möglicherweise beschreibt *Nostradamus* dieses Gesamtgeschehen in Vers X/83:

„Sonne, 20 Grad Stier (jährlich der 10. Mai), so stark zittert die Erde,

dass es das große, gefüllte Theater zerstört.

Die Luft, Himmel und Erde verdunkelt und in Aufruhr.

Dann wird der Ungläubige Gott und die Heiligen anrufen.“

Der Waldviertler führt aus, es sei dann etwa frühlommerliches Wetter – was zu Mitte Mai passen würde. Was hier zerstört wird und kollabiert, das ist kein Fußballstadion oder Schauspielhaus, kein Operngebäude oder dergleichen, sondern es handelt sich dabei um das „Welttheater“ – das „Theatrum Mundi“!

Anmerkungen

(1) Quelle: Bekh, Wolfgang Johannes: Das

dritte Weltgeschehen. Pfaffenhofen 1980.

(2) Quelle: Gustafsson, A.: Merkwürdige Gesichte! Die Zukunft der Völker von Anton Johansson. Stockholm 1953.

(3) Quelle: Meiereder, Alois: Der Alde Gott lebt noch.

Über Bernhard Bouvier

Bernhard Bouvier hat sich über lange Jahrzehnte intensiv mit den Bildern der Seher beschäftigt. Es handelt sich dabei nicht (!) um „Prophezeiungen“ (religiös – wenn ... dann), sondern um spontan empfangene Information, die häufig diffus/verwaschen/symbolisch verfremdet sind. Und das ist schlicht die künftige Gegenwart.

Hat man über 350 valide Quellen, dann bildet sich in etwa die Linie der Ereignisse heraus. Das, so meint er, belegt zu haben.

1988 schüttelten die Lektoren aller großen Verlage nur freundlich den Kopf über das Ganze, besonders jedoch über die Liste im „Vorlauf“.

Chronologie des III. Weltkrieges nach Bernhard Bouvier

Diese Tabelle wurde von Bernhard Bouvier nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit Seherschaungen **1988** auf der Quellenbasis rund 350 validen Schauungen erstellt und ist als Übersicht der wesentlichen Ereignisse im Anhang seines (leider vergriffenen) Buches abgedruckt.

1. Vorlauf

a) Allgemeines Geschehen

- Wiedervereinigung Deutschlands (?)
- USA werden in einen Nahostkonflikt verwickelt.
- Kommunismus in der Sowjetunion scheitert (Juni 1991).
- Stationierungsstreitkräfte der USA und UdSSR ziehen ab.
- Bundeswehr wird reduziert.
- Schwere Unruhen auf dem Balkan, besonders in Jugoslawien.
- Wirtschaftskrise im Westen, neue Steuern.
- Weltweiter Börsen- und Bankencrash.
- Handlungsunfähigkeit der westlichen Regierungen.
- Krieg/Unruhe im Osten Afrikas.
- Russland gewinnt Einfluss auf die Ölregion.
- Abfall der Katholiken von Rom, Kirchenspaltung.
- Verfolgung von Priestern in Italien und Frankreich.
- Terroristischer Sprengstoffanschlag auf Hochhäuser im Zentrum New Yorks mit verheerenden Folgen.
- Krise im Innern der Bundesrepublik bis zum verdeckten Bürgerkrieg.

b) Vorzeichen des Kriegsjahres

- Man entdeckt einen Planetoiden, dessen Bahn die der Erde kreuzt.
- Außergewöhnlich milder Winter.
- Innenpolitische Lage in Italien und Frankreich ist außer Kontrolle.
- Straßenkämpfe in Paris, die Stadt brennt.
- NATO handlungsunfähig.
- Krise im östlichen Mittelmeerraum um Israel.
- Scheitern von Friedensgesprächen.
- Russland besetzt Iran/Irak/Türkei.
- Zweiter Golfkrieg.
- Aufmarsch von Flottenverbänden im Mittelmeer.
- Krisenkonferenz auf dem Balkan kurz vor Feldzugsbeginn.
- Mord am Dritten Hochgestellten.

2. Verlauf des Krieges

a) Frühsommer

- Russische Truppen besetzen Jugoslawien und Griechenland.
- Einmarsch der russischen Truppen nach Norditalien mit Stoßrichtung Südfrankreich.
- Der Papst flieht aus Rom.
- Truppenverbände der Russen besetzen den Norden Skandinaviens.

Damit:

- Abschluss der Flankensicherung des Angriffs in Europa.
- Deutschland und Frankreich sind isoliert, ebenso die übrigen Staaten im Zentrum Europas.
- Letzte Versuche, den Konflikt zu begrenzen und Friedenshoffnungen.
- Bürgerkriegsähnliche Zustände in Italien und Frankreich.

b) Hochsommer

- Überraschender Angriff der Russen auf das Zentrum Europas mit drei Armeen:
- Norddeutsche Tiefebene in Richtung Niederrhein.
- Durch Sachsen /Thüringen in Richtung Köln.
- Durch Tschechien in Richtung Oberrhein in das Elsass und Richtung Besancon/Lyon.
- Zerstörung Frankfurts a. M. und Teilen des Ruhrgebietes.
- Rote Truppen erreichen die Kanalküste.
- Truppenlandungen in Alaska und Kanada.
- Französische Truppen treten zum Gegenangriff an.
- Polen kämpft an der Seite des Westens.
- US-Luftstreitkräfte, vermutlich aus dem Nahen Osten, trennen entlang einer Linie Stettin - Prag - Schwarzes Meer mit einer chemischen Barriere die erste strategische Staffel des Angreifers von der zweiten und den Reserven sowie von seinem Nachschub.
- Schlachten bei Lyon und Köln, etwas später, Mitte August, bei Ulm: Der Angriff der Roten ist gescheitert.
- Einsatz von Atomsprengkörpern, z. B. auf Paris, Prag, London, Münster, Ulm und viele andere Städte.
- China besetzt den Osten Russlands.

c) Herbst

- Weltweite Naturkatastrophen von kosmischen Ausmaßen, ausgelöst durch einen Himmelskörper.
- Weltweite Erdbeben.
- Massensterben der Menschheit.
- Veränderungen des Küstenverlaufs durch Hebungen und Senkungen der Erdkruste.
- Polsprung - Schollenverschiebung - Klimaveränderung.
- Drei Tage Finsternis.
- Russland bricht zusammen.
- Vernichtungsschlacht in Israel (Armageddon).
- Revolution in Russland.

3. Nachkriegszeit

a) Unmittelbar

- Schwerste Hungersnot weltweit.
- Menschheit durch Krieg/Erdbeben/Gifte/Verdursten (!) erheblich dezimiert.
- Unsicherheit und Unruhen; Not.
- Bandenkriege und Plünderungen.
- Klima in Europa wird subtropisch.

b) Im folgenden Jahr

- Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung.
- Papst kehrt im Frühjahr nach Rom zurück.
- Einigung des deutschen Sprachraums.
- Republiken werden Monarchien, z. B. Deutschland, Frankreich, Polen und Ungarn.
- Kaiserkrönung im Kölner Dom.

- Zusammenschluss der skandinavischen Länder sowie Spaniens mit Portugal.

c) Weitere Zukunft

- Reform des Christentums.
- Russland wird christlich.
- USA zerfallen in vier Teilstaaten und werden unbedeutend, ebenso wie Russland.
- Europa blüht in einer langen Friedenszeit auf.
- Deutschland in Europa und weltweit in führender Stellung.

d) Fernere Zukunft

- Erneute Polarität: Europäisch-christliches Abendland gegen arabisch-islamische Welt.
- Neue Kriege.
- Zurückdrängen des islamischen Einflusses.

„Völlig unmöglich! - schreiben Sie doch mal ein Buch mit anderen Schauungen als Basis!“

Sein Buch „Die letzten Siegel“ von 1988 ist leider nur noch antiquarisch erhältlich, da es vergriffen ist, obwohl es in mehreren Auflagen veröffentlicht wurde. In Internet wird es auch schon mal für 150.-€ angeboten (Bei Amazon.de etwa ist es für z. Z. 95,98 € erhältlich).

Vergeblich hat Bouvier 1988 versucht, den Lektoren zu erklären, dass quer durch die Zeiten und quer durch Europa die Seher sämtlich Bruchstücke aus einem (!) geschlossenen Gesamtgeschehen beschreiben. Das sie damals allzu oft selbst nicht verstanden.

Es handelt sich dabei um einen Umbruch, der den des Endes des Römischen Reiches bei Weitem übertrifft. Nicht mehr würde er heute den „Russischen 10-Wochenfeldzug“ zum Rhein nennen: => „III. Weltkrieg“.

Damals war Bouvier zu sehr im damals gegenwärtigen Denken befangen. Nach „WTC“ wollte FOCUS mit ihm und dem Buch den Aufmacher des nächsten Heftes machen. Als sie jedoch bemerkten, dass auch weitere Zukunft Inhalt des Buches war, ließen sie das Vorhaben und ihn wie eine heiße Kartoffel fallen.

Mittlerweile sind wir bereits am Beginn des Finanzkollapses. Alles Weitere folgt nun logisch und fast zwingend.

Das z. Z. beste Buch zum Thema hat Bouviers Freund *Leo DeGard* geschrieben: „Armageddon“ (etwa bei Amazon zu erhalten).

Den Reiz seines eigenen Buches macht aus, dass es eben mittlerweile über 25 Jahre alt ist und belegt, dass die (teils recht alten) Seher Richtiges sahen.

„Taurec“ (Forumschef, siehe nachfolgenden Link) arbeitet seit rund drei Jahren an einem alles umfassenden Werk mit ausführlicher Quellensammlung (Appendix).

„Präkognition“ ist kein so seltenes Phänomen, jedoch muss man erst einmal an die Quellen herankommen!

Man kann vielleicht sagen, dass rund 15 % der gedruckt vorliegenden Quellen Fälschungen sind - meist nur Repetition valider. Was insofern deswegen nicht so dramatisch ist. Und etwa 3 % sind hirnrissige Narrenposen. Oft von bigott-christlichen Spinnern aus den USA: „*der Antichrist kömmt!!*“ ... und dergleichen.

Bouvier hat sich aufgrund jahrzehntelanger Recherchen zu diesem Thema international einen Namen gemacht und gilt heute als einer der bestinformierten Fachleute zum Thema Seherschauungen.

Bouviers Fachforum findet man hier im Internetz:

<http://seherschauungen.de.ps-server.net/forum/forum.php>

Interessierte können sich dort jederzeit anmelden. ■

Literatur

Bernhard Bouvier

Die letzten Siegel

Weissagungen, Seherberichte, Visionen

ISBN 3-89478-167-X

Ewertverlag S. L.

215 Seiten, Paperback

Bernhard Bouvier

Nostradamus

Der größte aller Seher
Seine prophetischen Verse
kompetent übersetzt und
entschlüsselt

ISBN 3-89478-153-X

Ewertverlag S. L.

479 Seiten, Paperback

Thema Radiästhesie

Gespräch mit dem Erbauer von Sacsayhuaman

Ferdinand Koch



Abb. 1: Ein Teil der Festung Sacsayhuaman bei Cuzco (Peru).

Nun ist es schon rund dreißig Jahre her, dass ich die hochinteressante Festungsanlage Sacsayhuaman bei Cuzco sah. Erfreulicherweise hat sich in der Zeit einiges positiv geändert. Schauen Sie mir heute meine alten Dias an, so denke ich bei manchen, das hätte ich doch vor Ort genauer ansehen sollen. Dafür habe ich heute den Vorteil, mich mental in frühere Jahrhunderte zurückversetzen zu können. Da ich Rutengänger ausbilde, kann ich mit den damaligen Zeitgenossen mental (gedanklich) kommunizieren. Also fragte ich den Baumeister dieser Anlage, wann und wie er sie geschaffen hat. Da ich meine, Sie wird das Interview auch interessieren, habe ich diesen Artikel verfasst.

Sacsayhuaman ist eine sehr große Festungsanlage mit drei Wällen, oberhalb der alten Inkahauptstadt Cuzco in Peru. Sie wurde durch die gewaltigen Steine weltberühmt, die dort passgenau zu zackenförmigen Zyklopenmauern gesetzt wurden. Eine architektonisch, militärisch und logistische Meisterleistung.

Da ich über solche Bauwerke gerne mehr wissen wollte, setzte ich mich, wie so oft, einfach mit dem Erbauer dieser Anlage mental in Verbindung und ließ mir Näheres berichten. Dass er heute als Hausfrau in Australien



Abb. 2: Detail der Festungsmauer.

inkarniert ist, spielt dabei keine Rolle. Sicherheitshalber ließ ich mir jedoch die Angaben durch die Akasha-Chronik bestätigen.

„Den Bau der Festungsmauern begann ich 1414, und er dauerte 47 Jahre, bis 1461. Die Steine dafür wurden mit Keilen in den Felsspalten aus dem Steinbruch herausgesprengt. Andernfalls schlug man Löcher, in die man Holz presste und dann mit Wasser begoss, bis das Holz aufquoll und so den Stein spaltete. Anschließend machte man die Oberfläche

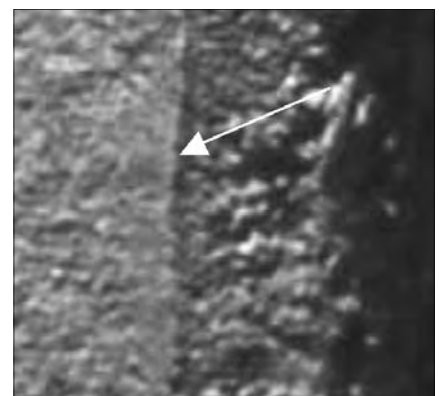


Abb. 3: Quetschwulst.



Abb. 4: Eindrücke im Stein.

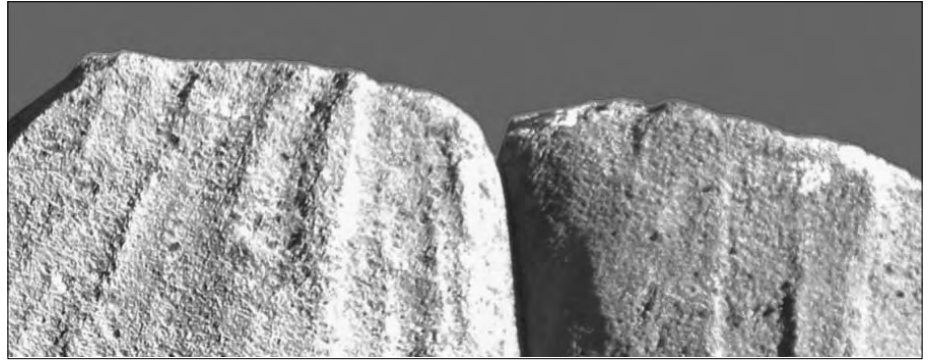


Abb. 5: Erweichtes Gestein.

vorübergehend mit Pflanzensaft weich (Eindringtiefe 20 cm für 10 Stunden). So konnte die äußere Form eines Blockes schon problemlos grob vorgefertigt werden. So eine Kante, wie die hier abgebildete (siehe Abb. 3), meißelt man nicht. Es ist

ein Quetschulst, der die Steine so formschlüssig machte, dass meistens kein Blatt Papier dazwischen zu schieben ist. Die unterschiedliche Größe und Verschachtelung der Steine gibt einer Mauer eine enorme Stabilität, auch in Bezug auf Erdbeben.

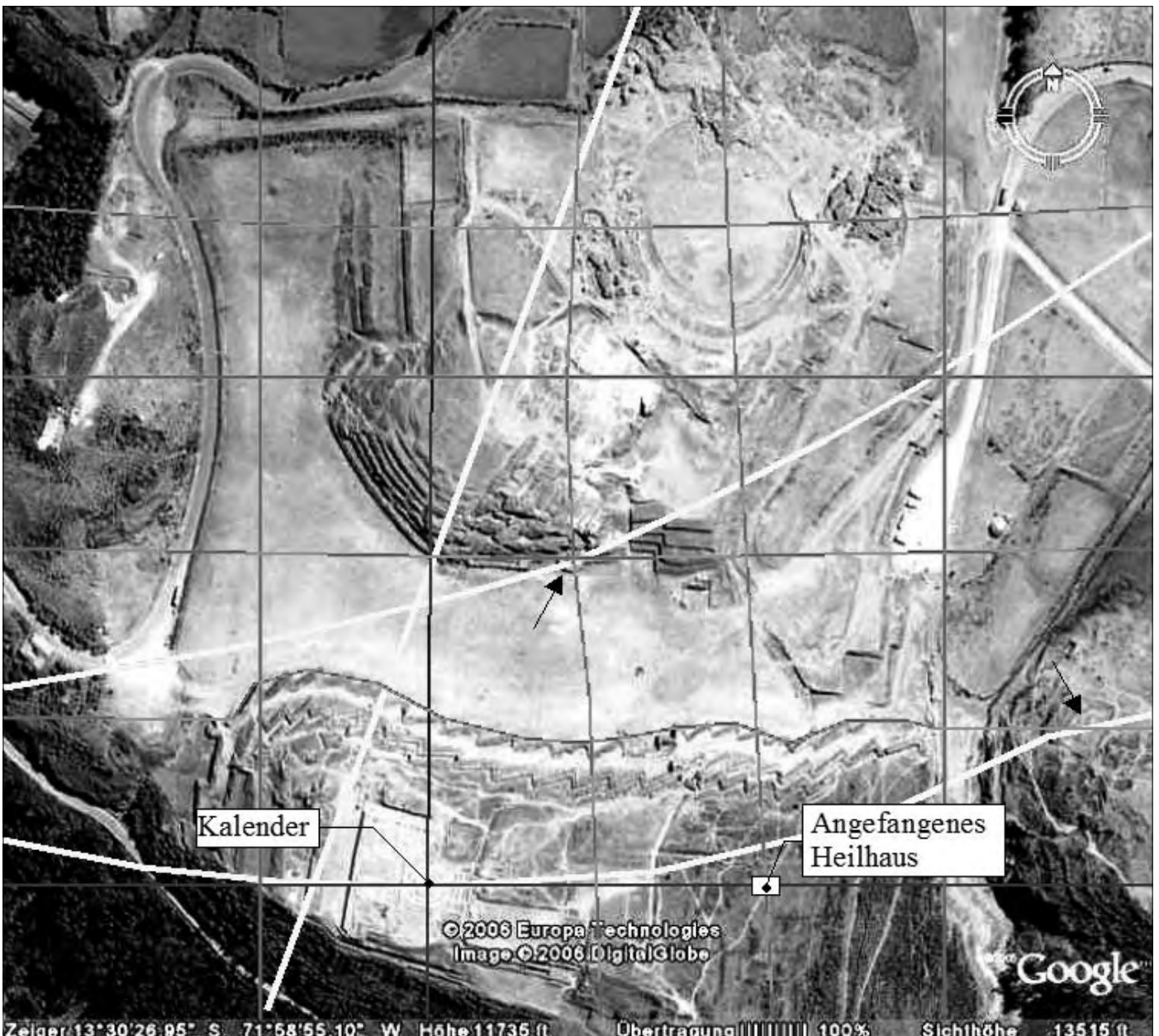


Abb. 6: Manipulierte Gitter.

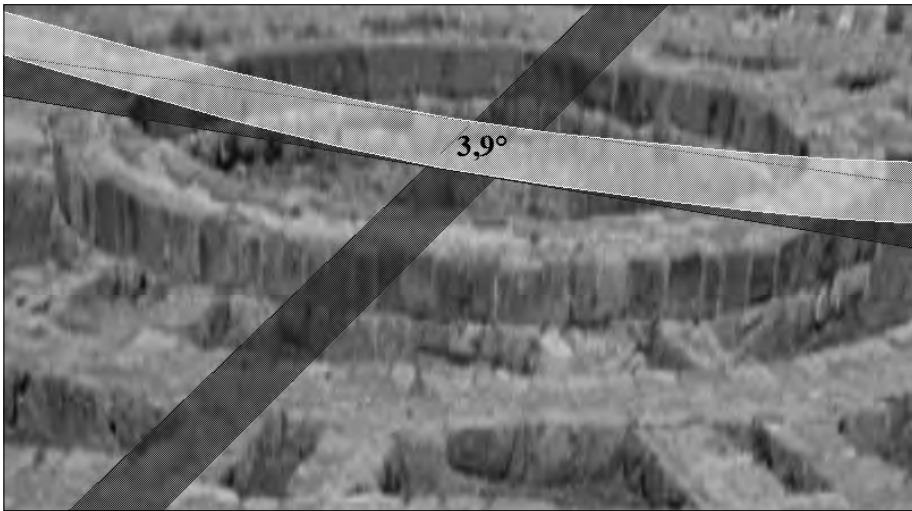


Abb. 7: Kalenderanlage.



Abb. 8: Restaurierung

Der Priester besaß die Möglichkeit, die Steine zu levitieren. So konnten sie gedreht und z. B. in rund einem Meter Höhe transportiert werden. Vor Ort wurden sie dann ‚verzarkt‘ indem man

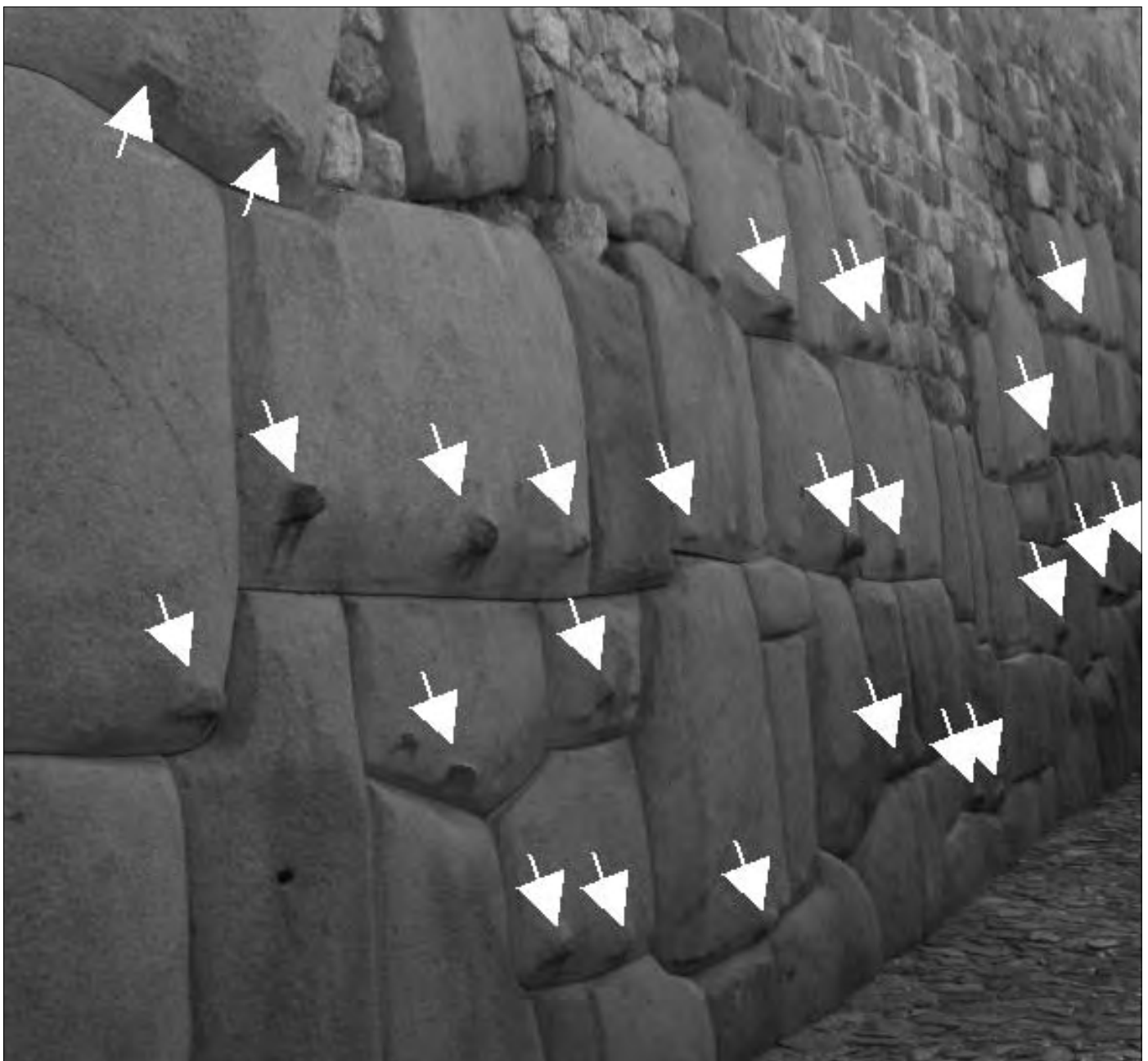


Abb. 9: Steine für das Heilhaus.

die vorgeformten Steine wie Hefeknödel auf- und ineinander setzte. Die ungewöhnlichen Formen gewährleisteten eine erhöhte Sicherheit bei Erdbeben.

Teilweise wurden die Steine aber nach der Installation nicht mehr fertig bearbeitet, wie man an den Druck- und Schleifspuren sehen kann. Das war auch nicht mehr möglich, denn eine Pflanzenpest 1567 führte zur Ausrottung der notwendigen Pflanzen zum Weichmachen der Steine. So blieben viele Arbeiten bis zum heutigen Tage liegen.

Doch zunächst kam etwas viel Wichtigeres. Die Priester sagten dem Inka Atahualpa (heute als Farmer in Australien inkarniert) schon 1448 voraus, dass man die Weiter- und Feinarbeiten an allen Bauwerken ruhen lassen sollte, denn es stünden schlimme Überfälle einer fremden Macht bevor. 1450 begann dann der Bau von Machu Picchu als Fluchtburg bzw. -stadt. Jedoch erst 1463 wurden alle nicht dringenden Arbeiten in Cuzco und Ollantaytambo eingestellt. Man ließ alles liegen und stehen und baute weiter an der Ausweichstadt Machu Picchu (fast unzugänglich hoch oben in den Bergen) und an den Festungsanlagen in Ollantaytambo.

Die Anlage Sacsayhuaman brauchte ihre Qualität nie zu beweisen, d. h., sie wurde nie angegriffen. Der angekündigte Gegner kam 1532 also nicht mit großem Heer, sodass man ihn zunächst nicht als solchen erkannte und ihn nicht ernst nahm. Der Inka schätzte also die Spanier falsch ein und bemerkte den Irrtum erst, als es bereits zu spät war. Anscheinend konnte er gar nicht so schlecht denken, wie die Spanier waren, bzw. er fügte sich seinem, ihm von den Priestern vorhergesagten Schicksal.

Auf dem Bild (Abb. 6) sehen wir, dass ich nichts dem Zufall überließ, sondern die heiligen Linien und die Gitter so bog, wie ich es brauchte. Es wird Sie überraschen, denn auch die 400er Linie bog ich so, dass sie alle Spitzen der äußeren Verteidigungsmauer tangierte. Dadurch erreichte ich, dass unsere Verteidiger auf dem Wall mit zusätzlicher Energie aufgeladen worden wären.

Die Kreisanlage oben auf der Festung liegt im Schnittpunkt von 2000er Gittern und einer dorthin verschobenen heiligen Linie (Abb. 7). Es war ein Kalender und Observatorium zugleich, in den Stäbe eingesteckt werden konnten, die eine Anpeilung der Sterne ermöglichten. So

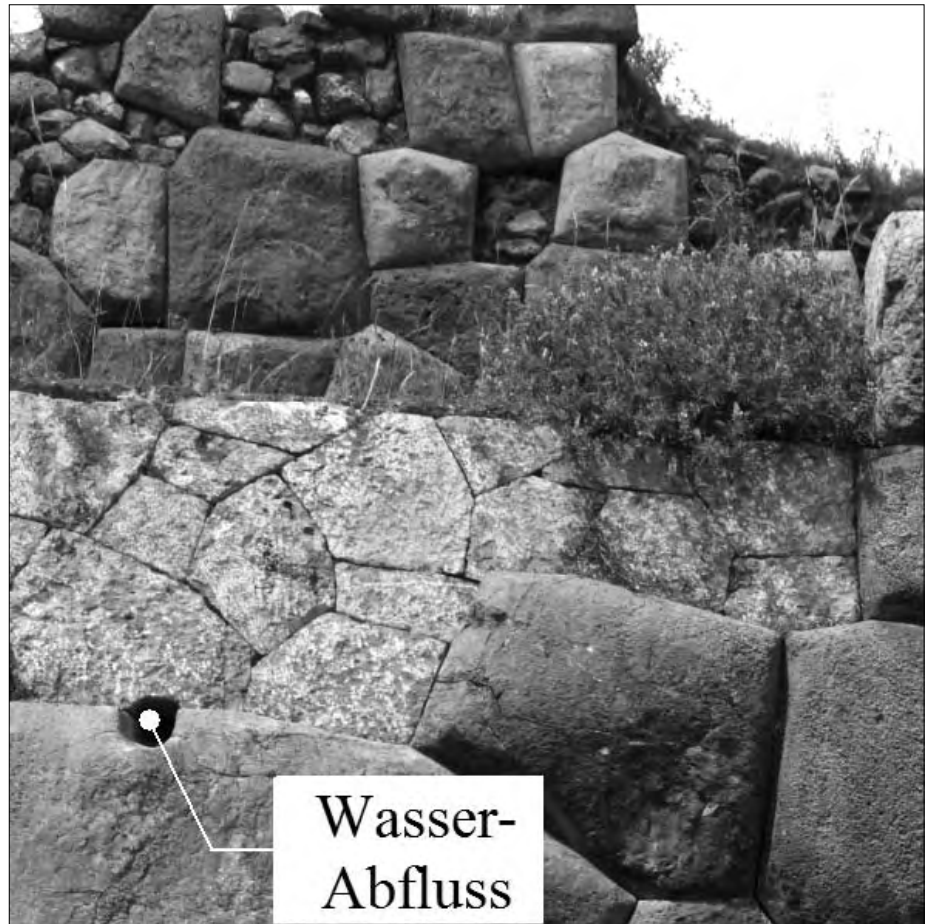


Abb. 10: Moderne Verlegung

konnte man die wichtigen Tage des Jahres genau berechnen. Aufgrund des enorm hohen Boviswertes im Zentrum wurde diese Kreisanlage zum Energieverteiler, der bis 1,4 km im Radius strahlte.

Die große Bergkuppe innerhalb der Festung sollte noch bebaut werden, doch es kam eben nicht mehr dazu. Ein im Bau befindliches Heilhaus ließ mein Nachfolger abbauen und die Heilsteine (Abb. 9) zweckentfremdet für dringende Baumaßnahmen in der Stadt verwenden.“

Wie wir sehen, waren die Baumeister durchaus in der Lage, mit Erdstrahlen umzugehen und Gitterlinien nach Bedarf zu biegen (so wie ich es auch in meinem Radiästhesie-Seminar lehre). Der Plattform (siehe Pfeil) und dieser Ruine (siehe Abb. 6) sollten Sie größte Aufmerksamkeit widmen, falls Sie einmal nach Sacsayhuaman kommen. Es sind jeweils Schnittpunkte von 400er Gittern mit heiliger Linie.

Dieses Wissen war in vielen Völkern verbreitet, bevor es die Kirche ausrotete. Die katholische Kirche hat heute noch sehr gute Rutengänger, gibt es aber nicht zu.

Wie man sieht (Abb. 8 und 10), wird heute überall restauriert, was vermutlich durch Erdbeben zum Einsturz kam. Es liegt der Verdacht nahe, dass die Festungsmauer von Sacsayhuaman auch als Steinbruch Verwendung fand. Vielleicht werden die Steine, sofern vorhanden, heute vermessen, um dann möglicherweise per Computer wieder ihren alten Platz zu bekommen.

So hat man sich mehr oder weniger Mühe gegeben, dem Original nahe zu kommen.

Leider ist viel Wissen verloren gegangen, doch wir können es zum Glück wieder rekonstruieren.

Bildquellen

Abb. 1, 2, 3, 6: Ferdinand Koch
Abb. 4, 5, 7, 8, 9, 10: Gernot L. Geise
Abb. 6: Google Earth
Bildbearbeitungen: Ferdinand Koch.

Die Wolfsteine im Westerwald und die Polsternbezirke des „Himmel unter uns“

Stefan Hövel

In seinem jüngsten Beitrag in dieser Zeitschrift (1) hatte *Gert Meier* prognostiziert: Das Buch von *Wolfgang Thiele* und *Herbert Knorr* „Der Himmel ist unter uns“ (2) sei aktueller als je zuvor. Nur einige Monate später hat sich diese Prognose erfüllt. Die Forschungsgruppe Südwestfalen hat ihrem Co-Präsidenten *Klaus Gerstein* (Siegen) zu seinem 80. Geburtstag mit einer Festschrift ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt.

Der Titel der Festschrift lautet: „Der Drutgerestein (Trude-Gersstein) von Bad Marienberg im Westerwald“ (3). Es geht dabei eigentlich um die Geschichte der Wolfsteine und um die frühgeschichtliche Landschaftsplanung im Hochwesterwald um Bad Marienberg. Der gleichzeitige Zugewinn an Erkenntnissen zum „Himmel unter uns“ ist allerdings beachtlich. Sie sollen dem Leser dieser Zeitschrift nicht vorenthalten bleiben.

1. Der Polsternbezirk Meschede

Der Ort Meschede an der Ruhr im Sauerland hat *Wolfgang Thiele* vor ungelöste Probleme gestellt (4). Meschede an der Ruhr steht im „Himmel unter uns“ für den Doppelstern Alkor und Mizar im Sternbild Großer Wagen. Der Große Wagen trug im Alten Ägypten den Namen Maskheti (= Meschede?), das bedeutet „Stierschenkel“ (5). Ein Stierschenkel ist im unteren Teil des Kreuzabnahmereliefs an den Externsteinen abgebildet.

Der Platz, wo in frühgeschichtlicher Zeit (frühestens ab -2800) diese Markierung stand, wurde in frühester christlicher Zeit durch zwei Kirchen besetzt: die Kirche Mariae Himmelfahrt und die Stiftskirche St. Walburga. Der durch diese beiden Kirchen gebildete heilige Bezirk sei seit unvor-denklichen Zeiten Ausgangspunkt verschieden langer Prozessionen mit unterschiedlichen Wegführungen

gewesen. Neben dem Umkreisen des Stiftbezirkes und der alten Kirchspielkirche gäbe es Berichte über Großprozessionen: über die Klausenkapelle bis Schloss Laer. Das westliche Umfeld von Meschede (6) besitzt die exakten Ausmaße eines Polsternbezirks.

Dieser Befund erstaunt. Meschede besitzt eine astronomische Schlüsselfunktion am Sternenhimmel der nördlichen Halbkugel. Zum „Himmel unter uns“ stand Meschede mit seinen beiden Positionssternen dagegen eher in einem lockeren Zusammenhang. Es liegt östlich – bisher ohne ersichtliche Verbindung von der y-Achse. Polsternbezirke waren nach der bisherigen Sicht Positionen auf den beiden Himmelsachsen - die y-Achse vom Nordufer der Lippe bei Benninghausen bis Mainz und die x-Achse von Hemeln an der Weser bis Osterfeld bei Oberhausen am Rhein – vorbehalten.

2. Der Polsternbezirk von Schmallenberg

Diese Version war aber schon seit der Veröffentlichung von *Elke Moll* in dieser Zeitschrift im Jahre 2007 widerlegt (7). Darin wurde von einem Pol-



Abbildung 1: Der Große Wolfstein bei Bad Marienberg.

sternbezirk auf dem Wilzenberg (um den Kaiser Wilhelm-Turm) berichtet, den *Gert Meier* und *K. H. Wendel* entdeckt hatten. Der Wilzenberg liegt zu Wormbach, dem Zenithpunkt auf der y-Achse des „Himmels unter uns“, in ausgesprochener Seitenablage.



Abbildung 2: Der Stierschenkel am unteren Teil des Kreuzabnahme (Foto: Gert Meier)

In Seitenablage zur y-Achse liegt auch ein weiterer Polsternbezirk: der von Schmallenberg im Sauerland; ein Umstand, der im Jahre 2007 zur Entdeckung des Schmallenberg-Systems führte. Das Schmallenberg-System ist ein eigener sauerländischer Bodenhimmel – ein Subsystem des „Himmels unter uns“ im Sternbild Jungfrau. Seine Nord-Süd-Achse ist der Meschede-Meridian $8^{\circ} 17' 27''$. Flankiert wird er – ähnlich den Leitlinien der Polsternbezirke – von zwei Parallelmeridianen (8): von dem Meridian $8^{\circ} 16' 27''$ im Westen und dem Meridian $8^{\circ} 18' 27''$ im Osten.

Zu dieser Gruppe von Meridianen bringt die Festschrift für Klaus Gerstein neue Einsichten. Nordpunkt des Meschede-Meridians ist der Ort Meschede an der Ruhr, Südpunkt nach dem bisherigen Stand der Erkenntnisse die Burg Greifenstein an der Dill. Außerdem liegen auf diesem Meridian die Städte Schmallenberg und Dillenburg, und er tangiert westlich die Stadt Herborn. In kürzester Entfernung parallel dazu verläuft – westlich – auf $8^{\circ} 15' 30''$ der Pilatusmeridian mit seinen Parallelmeridianen $8^{\circ} 14' 38''$ (westlich) und $8^{\circ} 16' 22''$ (östlich) (9). Heinz Kaminski (10) hielt den Meridian $8^{\circ} 15' 30''$ für eine der vielleicht schon vorgeschichtlichen Nord-Süd-Sternenstraßen. Zwischen Mainz und dem nördlichen Ufer der Lippe als Landmarke (Flussmarke) haben die Planer des „Himmels unter uns“ die y-Achse ihres Bodenhimmels gelegt: auf den Pilatus-Meridian, auf die viel ältere Nord-Süd-Achse zwischen Borghetto St. Spirito am Mittelmeer und der Ahlhorner Heide im Norden. Zwischen Meschede und Greifenburg wurde dadurch die Linie der frühgeschichtlichen Landschaftsplanung eine neue „sechsspürige“ Achse. Durch die Verdoppelung des Durchmessers der Polsternbezirke verlieren Meschede und Schmallenberg ihre scheinbare Ablage-Position: Sie und ihre Polsternbezirke liegen direkt an der (hier verbreiterten) y-Achse des „Himmel unter uns“.

3. Der Polsternbezirk Hörbach

Die Erkenntnis, dass die frühgeschichtlichen Planer und Konstrukteure den „Himmel unter uns“ auf sehr viel älteren Trassen angelegt haben, bestätigt sich auch, wenn wir die West-Ost-Planungslinie des Polsternbezirkes Hörbach näher betrachten. Die frühgeschichtliche West-Ost-Kulturationslinie $50^{\circ} 40' 00''$ (11) führt vom Petersberg im Siebengebirge nach Osten. Sie bildet vermutlich die nördliche Grenze des alten Heiligen Haines der Wolfsteine

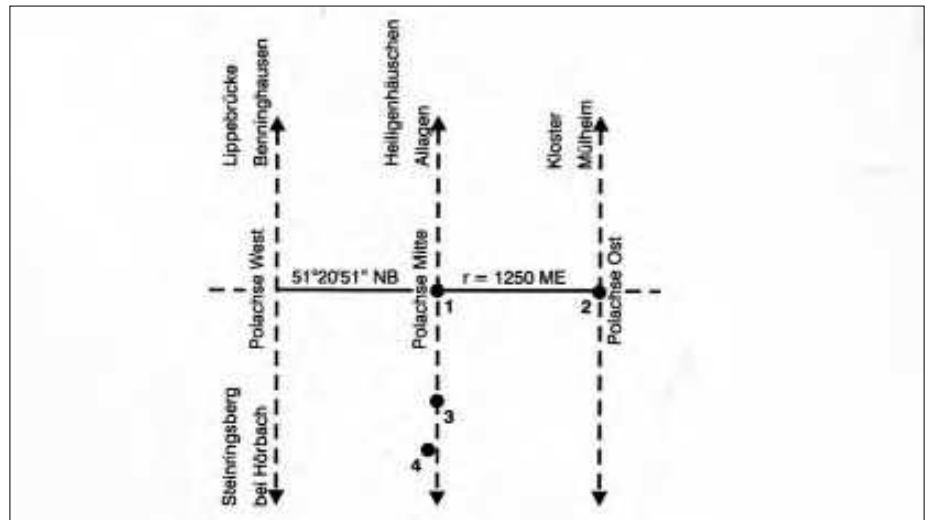
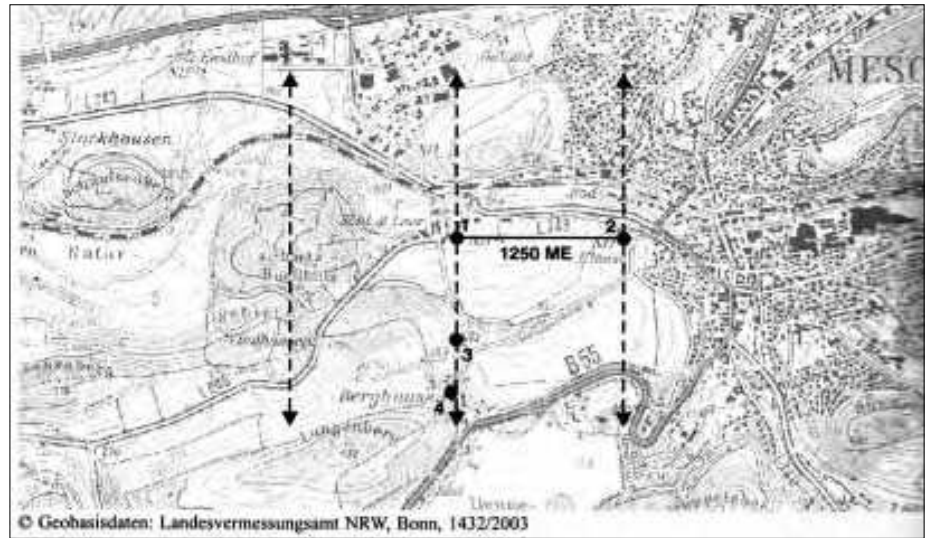


Abbildung 3: Der Polsternbezirk von Meschede (Quelle: Thiele/Knorr S. 280)

auf der Marienberger Höhe bei Bad Marienberg/Hochwesterwald, schneidet den Steinringberg und die Anlage „die Klippen“ sowie die Kirche bei Hörbach. Dort „überquert“ sie die y-Achse des Himmels unter uns und setzt sich als Südtangente des Herborn-Kreises nach Osten fort. Sie mündet als Südtangente des Hüfnfeld-Kreises in der Kuppelrhön. Der weitere Verlauf ist unbekannt.

Die Kirche von Hörbach kennzeichnet den Südhorizont des „Himmel unter uns“.

Bereits Thiele/Knorr (12) waren aufgefallen, dass die Nordtangente des Polsternbezirkes Hörbach nicht auf $50^{\circ} 40' 00''$, sondern knapp südlich auf $50^{\circ} 39' 38''$ liegt. Nutzte man hier, so fragt Wolfgang Thiele, die topografischen Gegebenheiten und nahm eine kleine Abweichung in Kauf? Mitnichten. Auch in diesem Falle wurde Rücksicht auf bereits bestehende viel ältere Planungslinien genommen: die Mittelachse des Hachenburg-Kreises (Hachenburg-Linie) auf $50^{\circ} 39' 37''$. Die Hachenburg-Linie dürfte im Bereich Bad Marienberg die Kultbezirke

des Kleinen und des Großen Wolfsteins voneinander abgegrenzt haben. Hier war die Landschaft also ebenfalls bereits geometrisch gestaltet. An diesen alten Anlagenkomplex fügten die Architekten des „Himmels unter uns“ auf dem Reißbrett den Polbezirk Hörbach an: knapp südlich des Südhorizontes, der auf der Petersberg-Linie lag.

4. Der Polsternbezirk Mainz

In Schmallenberg/Sauerland haben die frühgeschichtlichen Landschaftsplaner die beiden Vermessungssysteme – das der Oesterholzkreise und das der Polsternbezirke – im Schmallenberg-System miteinander verbunden. In Mainz ist das nicht gelungen. Mainz bzw. der 50. Breitenkreis (13) bildet nach dem bisherigen Stand der Erkenntnisse die südliche Begrenzung des „Himmel unter uns“. Die Geo-Daten sind die Folgenden:

Zentrum des Mainz-Kreises (Oesterholzkreis) mit den geografischen Positionen:

Nordtangente	$50^{\circ} 01' 14''$
Mittelachse	$50^{\circ} 00' 37''$

Südtangente 50° 00' 00" n. Br.
 Westtangente 8° 14' 27"
 Lotlinie 8° 15' 27"
 Osttangente 8° 16' 27" ö. L.
 ist die Altstadt von Mainz.

Diese – genauer gesagt der Dom – ist gleichzeitig nordöstlicher Eckpunkt eines Polsternbezirks mit den Nord-Süd-Achsen

8° 14' 38" (Westachse)
 8° 15' 30" (Mittelachse)
 8° 16' 22" (Ostachse)

Dom zu Mainz

Der Mainz-Kreis und der Polsternbezirk decken sich nicht, auch nicht teilweise. Sie grenzen vielmehr aneinander.

Die Türme des Doms von Mainz liegen auf dem 50. Breitenkreis. Dieser bildet die Südtangente des Mainz-Kreises. Der Dom ist gleichzeitig der Messpunkt am nordöstlichen Rand des Polsternbezirks Mainz auf 8° 16' 28" ö. L. Das ist exakt der östliche der drei Meridiane der Nord-Süd-Achse des Thiele'schen Bodenhimmels, um 1250 ME (= 1040 m) nach Osten versetzt.

Die Versuche, im Einzugsbereich des „Himmels unter uns“ unterschiedliche Planungssysteme in Übereinstimmung zu bringen, haben also zu verschiedenen Lösungsansätzen geführt.

5. Neues aus der Anstalt

Die wesentliche Erkenntnis der jüngsten wissenschaftlichen Bemühungen um den „Himmel unter uns“ ist: Er fügt sich ein in die Folge der Anlagen und Artefakte, die die Eliten der Menschen Alteuropas seit der Altsteinzeit geschaffen hat. Alle diese Anlagen und Artefakte hängen mit den Maßen der Erde, mit ihren „Duftmarken (14)“ und der Vermessung der Erde und des Sonnenkosmos zusammen. Im Laufe von mutmaßlich mindestens 80.000 Jahren. Das alles ist bei *Oswald Tränkenschub* nachzulesen (15). Der „Himmel unter uns“ ist eine relativ moderne Errungenschaft. Er bediente sich älterer Vorlagen. Er steht indessen in der Tradition der ersten, voreiszeitlichen, verschollenen Hochkultur Europas, der „Menschen vor dem Eis“ (16).

Anmerkungen

1. Gert Meier, Aktueller, als je zuvor: „Der Himmel ist unter uns“, Neue Betrachtungen zu dem Buch von Wolfgang Thiele und Herbert Knorr SYNESIS Heft 5, 39.
2. Thiele Wolfgang und Herbert Knorr: Der Himmel ist unter uns, Henselowsky-Boschmann 2. Aufl. Bottrop 2003.
3. Der Drudgerstein (Trude-Gers-Stein)

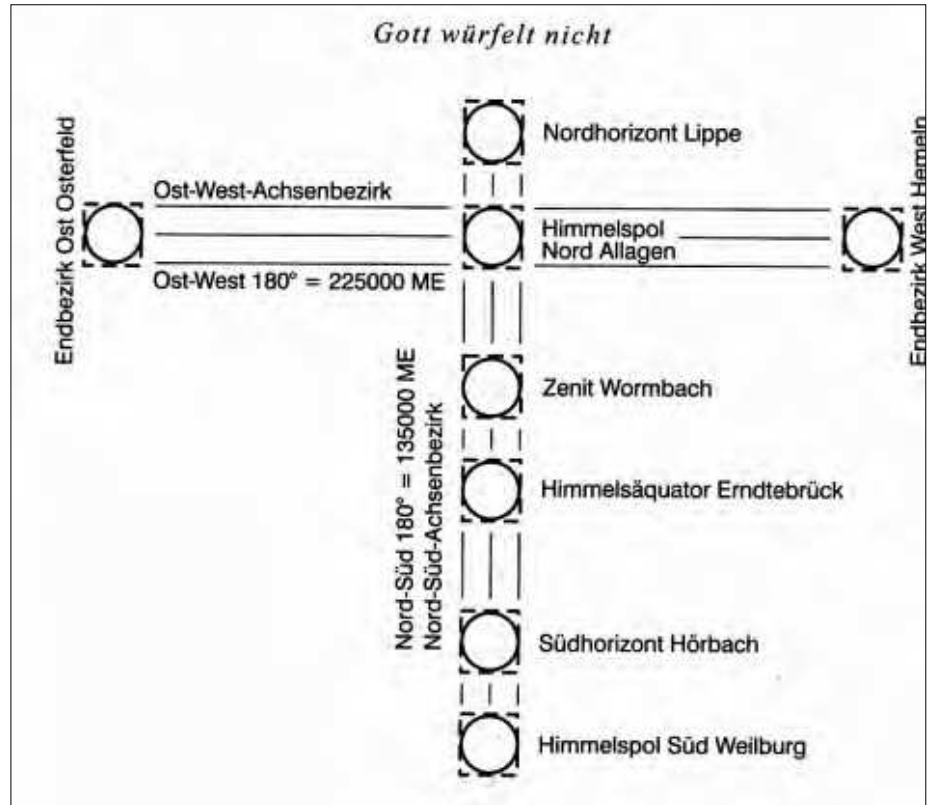


Abbildung 4: Himmelsachsen und Polsternbezirke (Quelle: Thiele/Knorr)

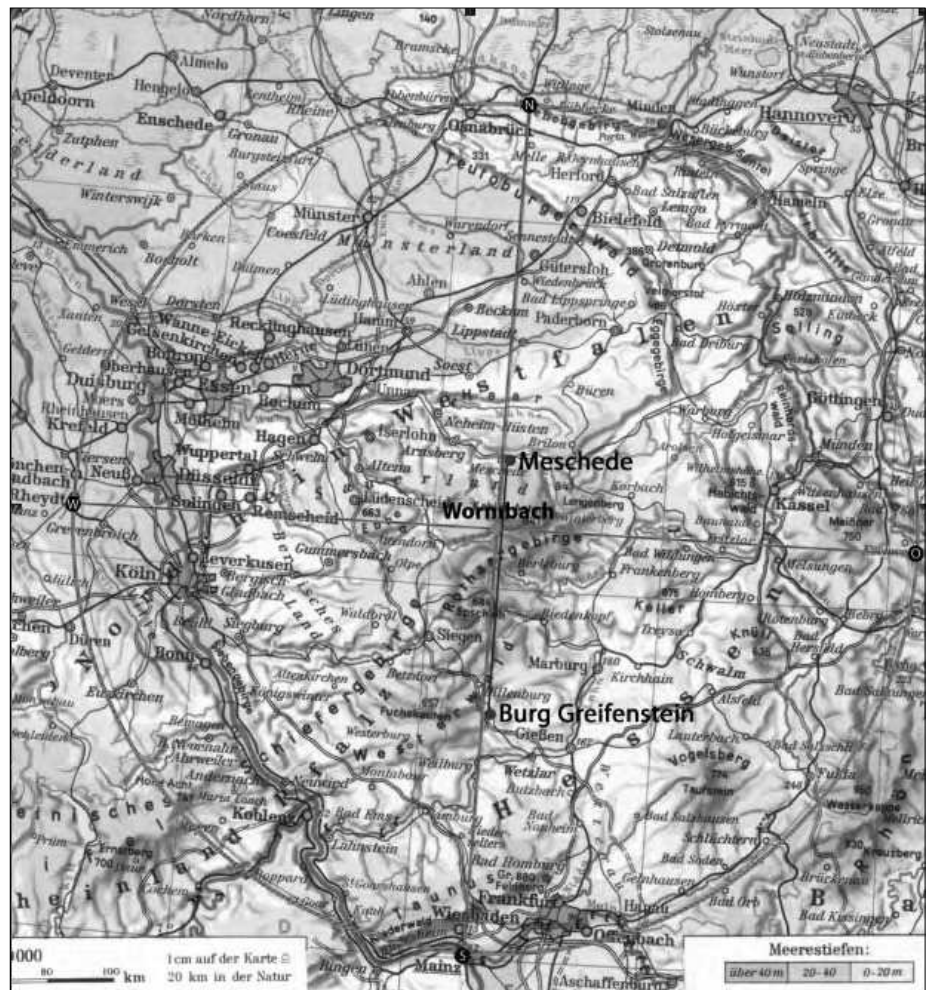


Abbildung 5: Die y-Achse des „Himmel unter uns“ zwischen Meschede und Schmallenberg

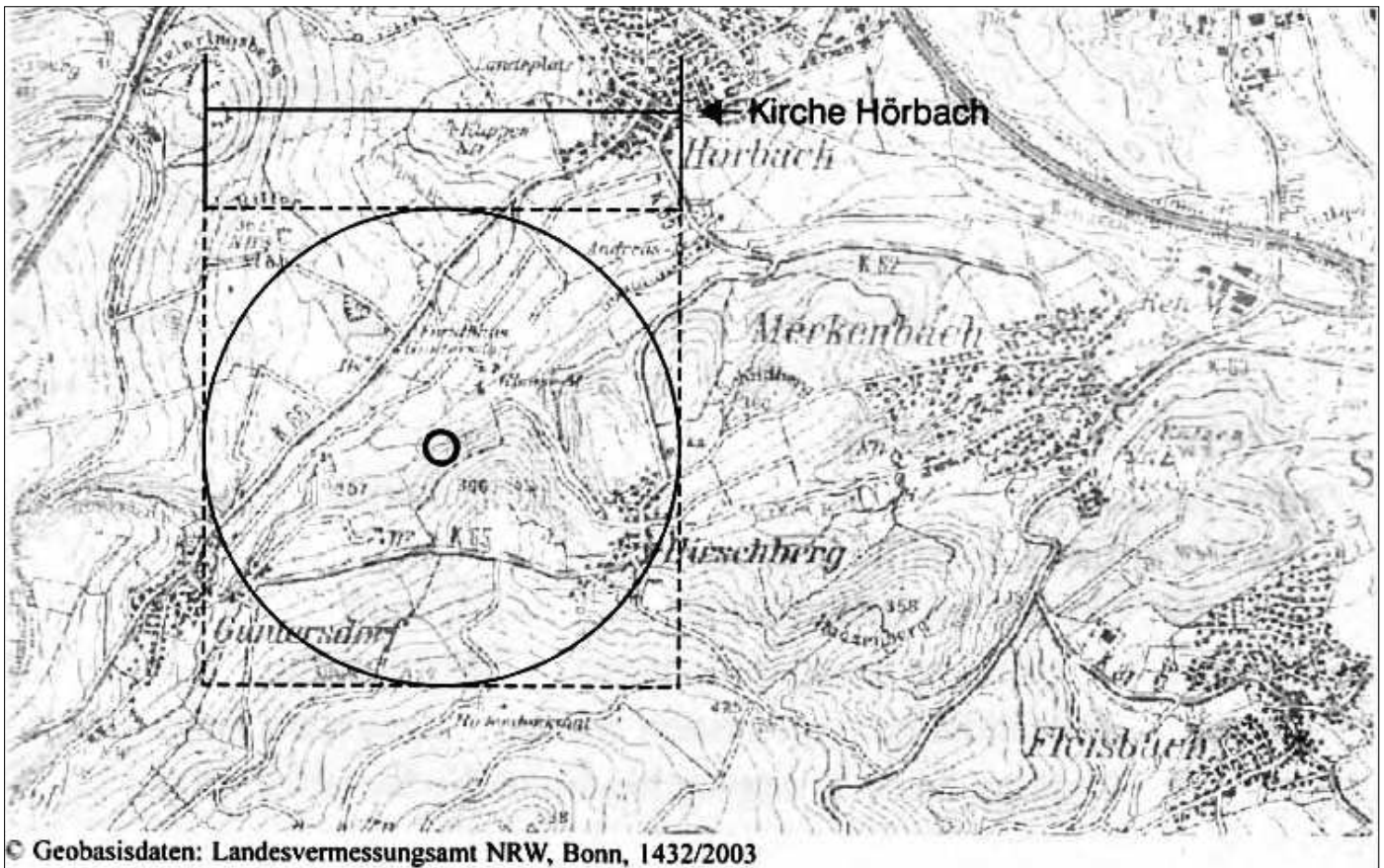


Abbildung 6: Südhorizont und Polsternbezirk Hörbach (Quelle: Thiele/Knorr)

von Bad Marienberg im Westerwald. Festschrift für Klaus Gerstein zu seinem 80. Geburtstag Eigenverlag Köln 2010.

4. Thiele/Knorr (Fn. 2) 204 ff.
5. Thiele/Knorr (Fn. 2) 222.
6. Thiele/Knorr (Fn. 2) 280.
7. Elke Moll, Wie der Wilzenberg im Sauerland ein Heiliger Berg wurde, SYNESIS-Magazin 2007 Heft 4, 23.
8. Ich möchte diese Betrachtung nicht durch die Darstellung der beiden unterschiedlichen Vermessungssysteme – Oesterholzkreise und Polsternbezirke komplizieren. Beide Vermessungssysteme folgen den gleichen Strukturprinzipien. Wer sich über das Vermessungssystem der Oesterholzkreise informieren möchte, lese Gert Meier, Der Wendel-Kreis an den Externsteinen, SYNESIS-Magazin 2008 Heft 3, 18.
9. Thiele/Knorr (Fn. 2) 295.
10. Heinz Kaminski, Sternenstraßen der Vorzeit, Bettendorf München 1995, 296; ders., Die Götter das Landes Vestfalen, Der Wormbacher Tierkreis – Schlüssel zur keltisch-germanischen Kultstätte, Grobel Fredeburg 1988.
11. Zu den Kulturlinien Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg/Franken 2006, 116 ff.
12. Thiele/Knorr (Fn. 2) 295.
13. Gert Meier, Mainz - Mittelheim - Johannesberg - Die Wiederentdeckung eines frühgeschichtlichen Ortungs-

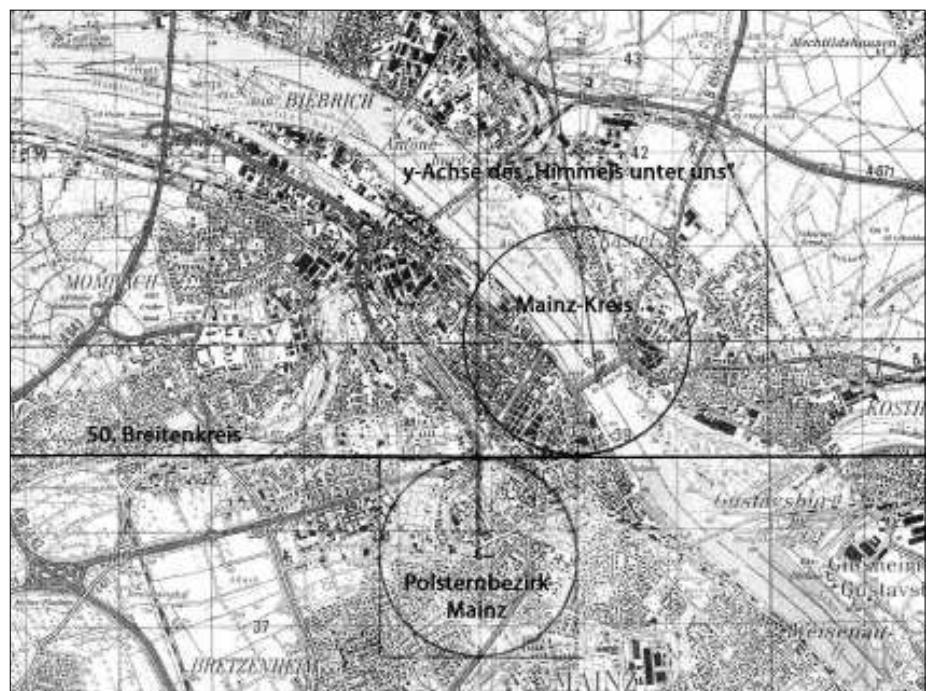


Abbildung 7: Oesterholzkreis und Polsternbezirk Mainz

- und Markierungssystems im Rheingau. Gelbe Reihe Heft 14 des Forschungskreises Externstein, 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155.
14. Gert Meier/Oswald Tränkenschuh, Die Externsteiner Laue nördlich von Oesterholz/Lippe. Bd. 4 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungs-

- kreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg, Postfach 1155, 9 f.
15. Tränkenschuh Oswald, Die Scheibe von Nebra, Mandragora, 116 ff., Königsberg/Franken 2006, nebst Ergänzungsheften I – VI.
16. K. H. Horken, Ex nocte Lux, Wasmund Tübingen 1972. ■

Lokaltermin

Themenbereich: Kelten

Eine Festung aus Klamotten

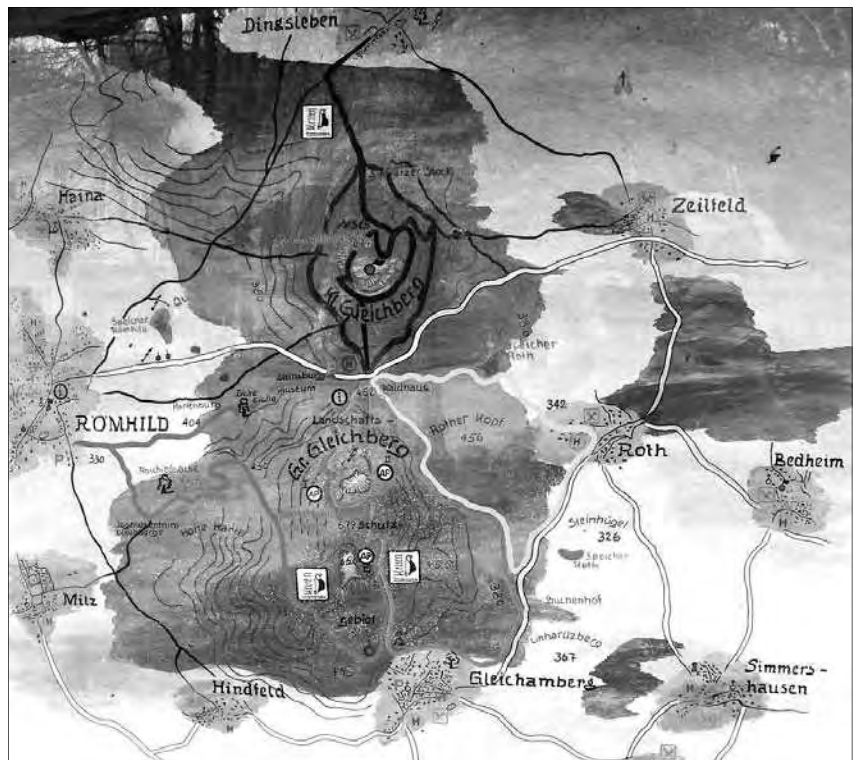
Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fabrrouten



Bilder 1 und 2: Die Lage der Gleichberge (oben: Google Earth)

Ich kenne viele keltische Höhensiedlungen und Festungen, aber keine ist so eigenwillig wie die *Steinsburg bei Römhild* auf dem kleinen Gleichberg. Eigenwillig, weil sie komplett aus Bruchsteinen besteht.

Der kleine Gleichberg ist eine von zwei Bergkegeln, die direkt nebeneinander vor dem südwestlichen Rand des Thüringer Waldes stehen (siehe Bild 1). Zwei Kegel ragen markant aus der Ebene empor. Beide Kegel stehen direkt nebeneinander. Einer ist 642 m hoch und wird der kleine Gleichberg genannt. Den anderen mit 679 m nennt man den großen Gleichberg (siehe Bild 2). Geologisch handelt es sich um vul-



kanische Kegel, die im Tertiär entstanden. Das ist der geologische Abschnitt von 65-2,6 Mio. Jahren vor unserer Zeit. Das Alter der Gleichbergkegel wird auf 15 Mio. Jahre geschätzt. Die Vulkane sind längst erloschen. Übrig blieb das lockere Basaltgestein. Daher auch der schotterartige Aufbau der Steinsburg.

Basaltsteine waren im 19. Jahrhundert ein begehrter Baustoff für den Straßenbau. Man hat um 1900 intensiv die Steine abgebaut. Dabei fand man auf dem kleinen Gleichberg die Reste eines keltischen Oppidums. Die Funde waren spektakulär. Sie wurden um 1900 unter der Leitung von Professor *Alfred Götze* gemacht. Professor Götze gelang es aufgrund der Funde den Steinabbau zu stoppen. Leider war schon einiges zerstört. Einige Wälle wurden gerettet andere auch wieder restauriert.

Wenn man von Südwesten her den Thüringer Wald anfährt, kann man die Kegel schon deutlich sehen. Von Römhild aus geht die Straße, die nach Hildburghausen führt, direkt durch die zwei Kegel hindurch. Linkerhand liegt der kleine Gleichberg, rechterhand der große Gleichberg. Nicht nur der kleine, sondern auch der große Gleichberg zeigen Spuren keltischer Besiedlung.

Auf dem Sattel zwischen den Bergen entstand 1929 ein frühgeschichtliches Museum, das Steinsbergmuseum, in dem die Funde aus der Umgebung ausgestellt werden. Die Funde stammen aus keltischer Zeit, aber auch aus der frühgeschichtlichen Epoche davor. Das Museum ist sehenswert.

Die beste Zeit, die Gleichberge zu besuchen, dürfte das Frühjahr sein. Die Berghänge haben einen Bewuchs aus Laubbäumen. Solange deren Blätter noch nicht heraus sind, stehen die Flächen voller Bärlauch und Bergblumen. Dann sind auch die Mauerstrukturen am besten zu erkennen.

Es führt ein gut ausgeschilderter Wanderweg vom Parkplatz vor dem Steinsbergmuseum auf den Gipfel des Berges zu den Steinresten des keltischen Oppidums. Von unten, vom Museum aus, kann man bereits den kahlen „Steinhaufen“ erkennen, der früher einmal ein befestigtes Oppidum war (siehe Bild 3).



Bild 3: Der kahle „Steinhaufen“ war früher einmal ein befestigtes Oppidum.



Bild 4: Geht man den Wanderweg bergauf weiter, kommt man zu den Resten der Steinwälle.



Bild 5: Rekonstruktion der Steinwälle im Steinsbergmuseum.

Geht man den Wanderweg bergauf weiter, kommt man zu den Resten der Steinwälle (siehe Bild 4). Die sind natürlich im Laufe von 2000 Jahren zerfallen. Zur Keltenzeit sollen sie in einer typischen Konstruktion aufgebaut gewesen sein (siehe Bild 5: Rekonstruktion im Steinsbergmuseum). Die Mauer besteht aus zwei sorgfältig geschichteten Außen- plus zwei Innenmauern. Dazwischen wurde Basaltschutt geschichtet. Diese Mauerart ist natürlich nur typisch für diese spezielle Basaltgegend. Nur hier gibt es den Basaltbaustoff. In anderen Gegenden, wie z. B. in Bayern, dominiert die Pfostenschlitzmauer.

An einigen Stellen lässt sich noch ein dreifacher Mauerring erkennen (siehe Bild 6).

Weitere Mauerreste sind manchmal unklar, was den Zweck betrifft. Als ich das Gelände durchstriefte, fand ich recht viele Mauerreste, Durchgänge und Gruben, in denen ich keinen Sinn erkannte (siehe z. B. Bild 7). Aber Vorsicht bei Interpretationen. Wir müssen berücksichtigen, dass auf dem Berg Basaltsteine gewonnen wurden, bis Professor Götze den Abbau beendete. Es sind in dieser Zeit Transportwege, Durchgänge, Abraumhalden und Lagerplätze entstanden, die nichts mit den früheren keltischen Strukturen zu tun haben.

Bild 9 skizziert die erhaltenen bzw. rekonstruierten Steinwälle. Man erkennt deutlich den äußeren und den inneren Verteidigungswall. Die Ausdehnung der Anlage beträgt ca. 1100 x 800 m. Im Inneren sieht man eine abgetrennte Zone, eine Art „Akropolis“, ein exponierter Bereich, der wohl Fürsten und Druiden vorbehalten war. Dieser Aufbau ist ähnlich anderen keltischen Anlagen z. B. in Frankreich und Nordspanien. Wie sehr die Steinstruktur sich jedoch von anderen Anlagen unterscheidet, sieht man in Bild 8. Die gesamte Bergkuppe ist ein einziger Steinhaufen.

Vom Gipfel des Berges hat man eine fantastische Fernsicht. Bewegungen von Personen, Reitern, Wagen und natürlich auch feindliche Kolonnen waren schon in großer Entfernung zu beobachten (Nicht umsonst hatten die Russen auf dem Berg daneben, dem großen Gleichberg, Spionage-



Bild 6: An einigen Stellen lässt sich noch ein dreifacher Mauerring erkennen.



Bild 7: Es gibt recht viele Mauerreste, Durchgänge und Gruben, in denen ich keinen Sinn erkannte.



Bild 8: Die gesamte Bergkuppe ist ein einziger Steinhaufen.

einrichtungen installiert). Der Berg war außerordentlich günstig als Relaispunkt für das keltische Nachrichtensystem geeignet. Wie man sich noch heute überzeugen kann, besteht direkte Sichtverbindung zu einer Reihe weiterer Berge und Hügel. An der Stelle, wo höchstwahrscheinlich die keltische Signalstation war, wurde später eine Kapelle gebaut. Auch das ist typisch. Sie können davon ausgehen, dass eine alleinstehende katholische Kapelle früher eine keltische Einrichtung war. Die Kapelle St. Michael auf der Steinsburg (siehe Bild 10: Die noch erhaltenen Grundmauern der Kapelle) wurde 1517 zum ersten Mal in einem Schriftstück erwähnt. Zuvor gab es einen hölzernen Vorgängerbau. 1527 wurde die Kapelle durch einen Blitzschlag zerstört – die Kelten hätte das sicherlich gefreut (Information über das keltische Nachrichtensystem siehe EFODON-Buch von Gernot L. Geise „Das keltische Nachrichtensystem“, ISBN 3-89539-606-0).

Die strategische Bedeutung der Steinsburg ergab sich durch mehrere Faktoren:

- Die Steinsburg war das Machtzentrum einer Region. Viele Funde deuten auf eine dichte Besiedelung um die Gleichberge herum hin. Am Fuß des Gleichberggebietes befindet sich z. B. das Gräberfeld von Merzelbachwald. Das ist das größte Hügelgräberfeld Thüringens mit über hundert Grabhügeln. Die Gräber werden in die Hallstattzeit um -700 eingeordnet. Die Hügel sind bisher nur zum Teil geöffnet. Bild 11 zeigt einen geöffneten Grabhügel. Bild 12 zeigt das noch ungeöffnete Gräberfeld. Das Gräberfeld ist von Römhild aus leicht zu erreichen.
- Eine bekannte Fernhandelsstraße geht an der Westseite des Thüringer Waldes entlang. Sie existierte sicherlich schon während der Keltzeit. Man nennt sie die Weinstraße. Bei den Gleichbergen zweigt eine Trasse nach Osten ab zum heutigen Hildburghausen im Werratal, in dem sicherlich auch ein wichtiger Handelsweg verlief. Von hier aus ging es weiter den sogenannten Rennweg entlang über

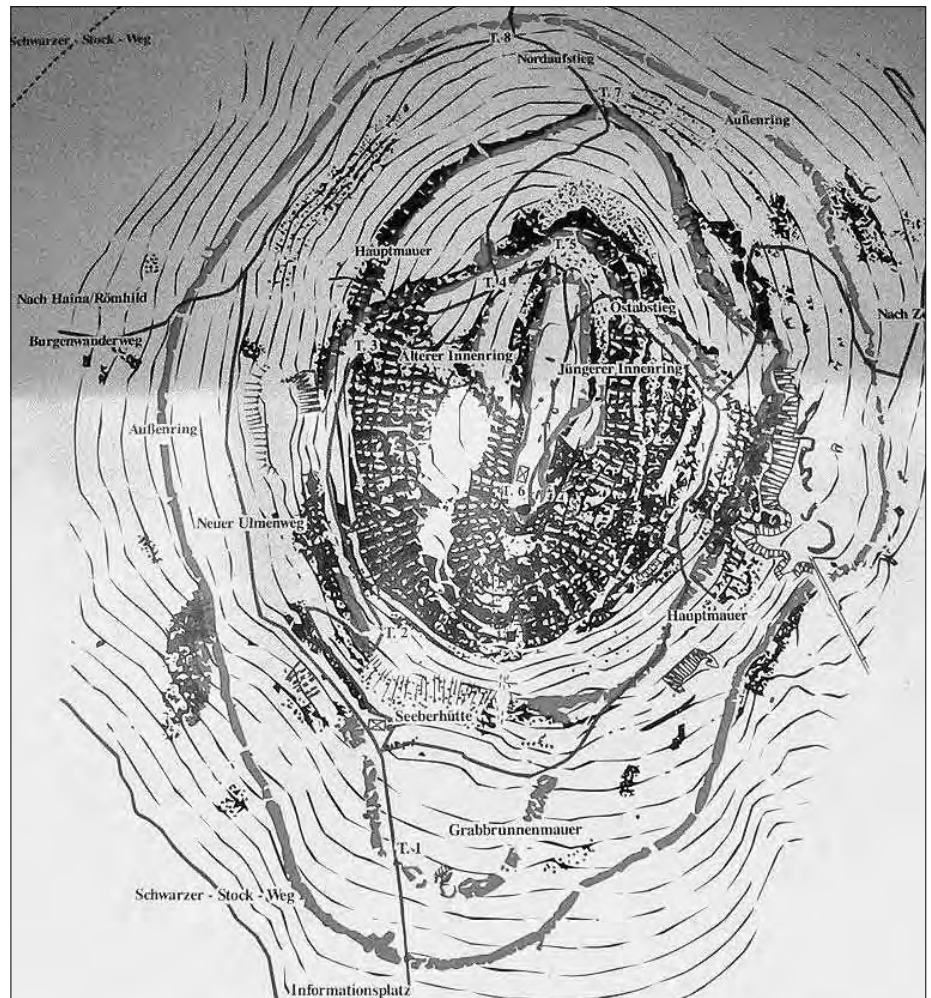


Bild 9: Skizze der erhaltenen bzw. rekonstruierten Steinwälle.



Bild 10: Die noch erhaltenen Grundmauern der Kapelle St. Michael.

die Höhen des Thüringer Waldes in das östliche Siedlungsgebiet. Die Gleichberge riegeln diesen Zugang ab und kontrollieren diese wichtige West-Ost-Route. Bild 13 zeigt die Straßen um die Gleichberge in keltischer Zeit. Diese Karte wird im Steinsburgmuseum gezeigt.

- Die Höhen des Thüringer Waldes bilden eine Art Außengrenze für die keltischen Stämme. Meines Wissens nach gibt es wenig keltische Siedlungszeugnisse östlich der Berge. Es sind hier auch keine Keltenschanzen bekannt. Keltenschanzen sind im Bereich Süddeutschland ein sicheres Zeichen für keltisches Kernland. In Karten zur Verteilung der Keltenschanzen kann man deutlich sehen, dass diese Anlagen umso weniger werden, je weiter man Richtung Thüringer Wald kommt. Östlich des Thüringer Waldes ist keine Schanze bekannt. Hier liegt wohl germanisches Siedlungsgebiet. So gesehen kann man die Gleichberge auch als eine wirkungsvolle keltische Grenzbefestigung ansehen (Information über Keltenschanzen siehe EFODON-Buch von Gernot L. Geise „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, ISBN 978-3-932539-30-5).

Wenn Sie die Steinsburg besichtigen und ein wenig Zeit mitbringen, könnten Sie auch den großen Gleichberg besteigen. Hier führen ausgeschilderte Wanderwege hinauf. Auf dem Berg sind noch keltische Wälle auszumachen.

So kommen Sie hin

Von Westen:

Die A 71, Ausfahrt 25, bis Bad Königshofen. Dann die Landstraße nach Römhild nehmen. In Römhild die Straße nach Hildburghausen fahren. Nach ca. 7 km erreichen Sie das Steinsburgmuseum.

Von Osten:

Die A 73 nehmen, Ausfahrt 5, Richtung Hildburghausen. Die B 89 bis Hildburghausen fahren. Von dort fahren Sie die Landstraße Richtung Römhild.

(Wilfried Augustin)



Bild 11: geöffneter Grabhügel.



Bild 12: das noch ungeöffnete Gräberfeld.

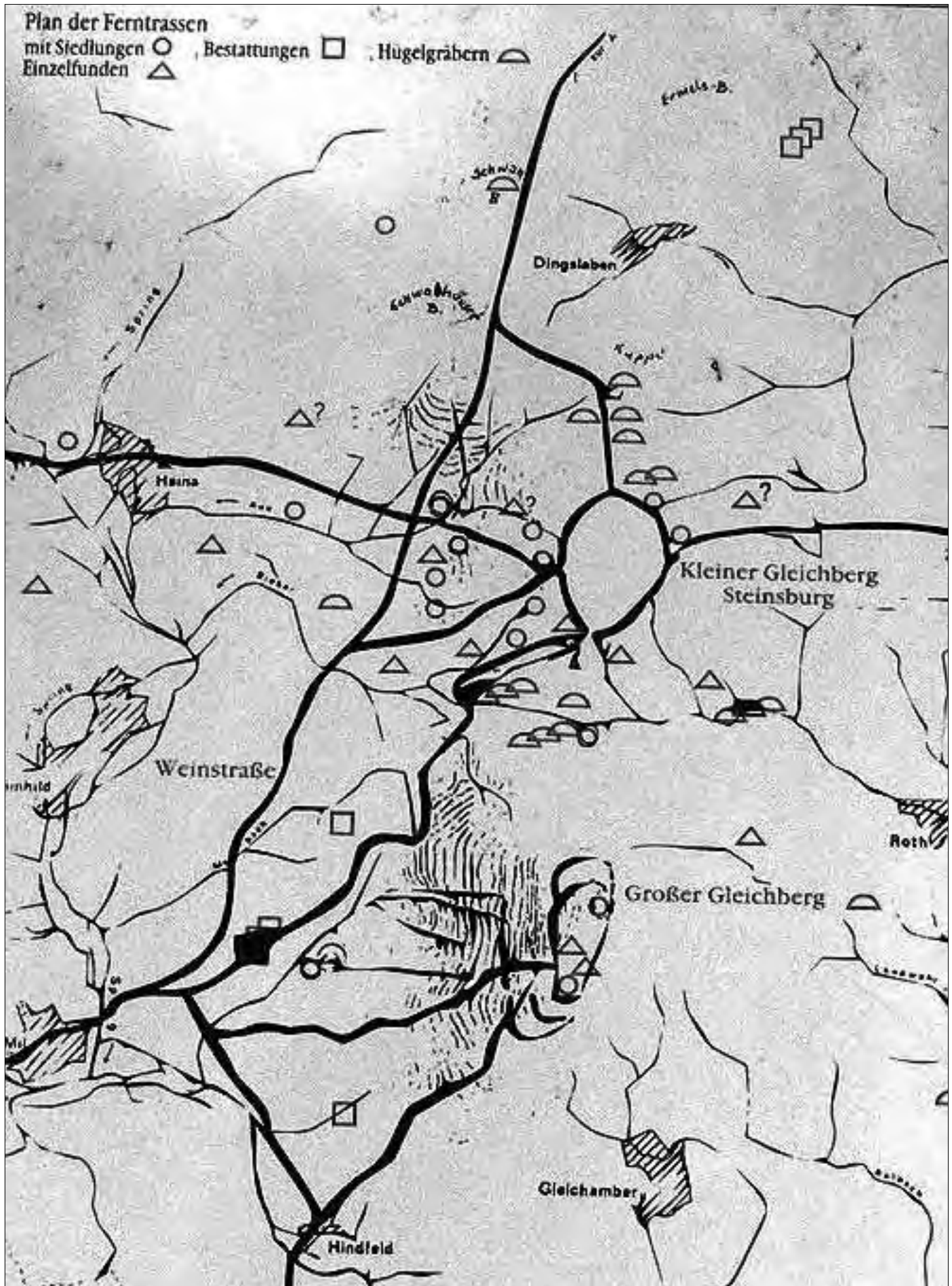


Bild 13: die Straßen und Trassen um die Gleichberge in keltischer Zeit. Diese Karte wird im Steinsburgmuseum gezeigt.



Hans-Peter Thiety meint:

Pkw-Maut und Euro-Kollaps

Am 18.4. meldete der ZDF-Teletext auf der Startseite 120:

„Trotz aller Dementis lässt der Bundesverkehrsminister Peter Ramsauer (CSU) nach Informationen von „Bild.de“ eine Pkw-Maut prüfen. Demnach könnten künftig bis zu 365 Euro für eine elektronische Pkw-Vignette pro Jahr für die Fahrt auf Autobahnen und Fernstraßen fällig werden.“

Ein Blick auf den Kalender bestätigt jedoch, dass der 1. April schon weit zurückliegt. Hat man im Verkehrsministerium denn völlig jeglichen Bezug zur Realität verloren? Auch wenn es sich hierbei noch um keine gesetzliche Maßnahme handelt, sondern angeblich nur ein völlig unverbindliches Arbeitspapier, zeigt allein schon der Gedanke, die - ohnehin durch die stetig steigenden und inzwischen nicht zuletzt durch den hohen Bundessteueranteil Rekordniveau erreichten Benzinpreise - wütenden Autofahrer noch mehr belasten zu wollen, eine Abkopplung vom eigenen Volk.

Infolge allgemeinen Protestes hat man allerdings inzwischen zurückgerudert und will statt dessen dann die Kfz-Steuer streichen, und für die jetzige Legislaturperiode habe man im Koalitionsvertrag ohnehin eine Pkw-Maut ausgeschlossen.

Also auch da wurde – wie dies zeigt - dieser Maut-Gedanke bereits behandelt! Höchste Wachsamkeit scheint hier bürgerlicherseits angebracht, denn was hat man uns nicht alles schon vor Wahlen versprochen – die 3%-Merkel-SPD-Mehrwertsteuererhöhung lässt grüßen!

Für den „Europäischen Rettungsschirm“, das heißt für die maroden Haushalte anderer EU-Staaten, werden in unverantwortlicher Weise Milliarden über Milliarden vorsorglich bereitgestellt; da spielt offenbar für eine uns aufgezwungene Währung, die wir Deutschen keineswegs wollten und auch nicht brauchen, da wir bereits mit unserer D-Mark Exportweltmeister waren, Geld kaum eine Rolle! Und nun versucht man hingegen das eigene Volk auszupressen, anstatt diese leichtfertig offerierten Unsummen dem Wohl des eigenen Volkes zugutekommen zu lassen.

Für eine Rettung der finanziell kollabierenden EU-Staaten gibt es gemäß Experten ohnehin nur eine andere Lösung: die Wiedereinführung nationaler Währungen, um durch entsprechende Abwertung wieder auf dem internationalen Markt bestehen zu können und so zu einem ausgeglichenen Haushalt zu gelangen.

Da die Grundvoraussetzungen für die Einführung des Euro, so hart wie die D-Mark zu sein und allen Nationen einen stetig steigenden Lebensstandard zu gewährleisten, sich als Illusion erwiesen haben und nicht gegeben sind, bedeutet das:

Zurück zur D-Mark und Austritt aus der Währungsunion, anstatt im Gegensatz zu unserem früheren Wohlstand nun selbst mit in einen finanziellen Abgrund gerissen zu werden.

Doch die Bundesregierung ist durch ihre nicht mehr vertretbare Euro-Euphorie weiterhin vor dieser Einsicht verblendet und will nun sogar einen dauerhaften „Rettungsschirm“ in fast Billionenhöhe maßgeblich mitfinanzieren, letztlich zulasten von uns, dem eigenen Volk, statt gemäß Schwur **„Schaden von ihm abzuwenden und seinen Wohlstand zu mehren“!**

Doch es zeigt sich hiergegen ein Hoffnungsschimmer – in Finnland! Bei den eben erfolgten Wahlen konnte in Finnland die euroskeptische Partei „Wahre Finnen“, die die EURO-Rettungsschirme strikt ablehnt, ihren Stimmenanteil verfünffachen, zweitstärkste Kraft werden und dürfte so voraussichtlich in die finnische Regierungsebene einziehen. Da zur Etablierung dieser unseligen Rettungsschirme internationale Einstimmigkeit gegeben sein muss, besteht die Hoffnung, dass durch ein Scheitern dieses EU-Transfers durch Finnland eine Rückkehr zu den nationalen Währungen – und damit auch zu unserer D-Mark – erzwungen werden könnte.

Wer gründet nun auch auf deutschem Boden eine offensichtlich dringend notwendige gleichartige Partei? Eine Partei **„Die wahren Deutschen“**? Sie würde die fast 50 % betragende Nichtwählerschaft mobilisieren, wohl (vielleicht in Kooperation mit der finnischen Partei?) auf Anhieb in die vorderste Reihe der etablierten Bundes-Parteien eindringen und so in die derzeit ablaufende unselige Entwicklung einzugreifen vermögen – falls die leider fehlende erforderliche Zeit dies noch zulässt.

Doch wie sich soeben zeigt, scheinen sich die Ereignisse bereits bis Jahresende

2011 ohnehin und im Selbstlauf zu überschlagen! Der amerikanische Zukunftsforscher *Gerald Celente* dürfte Ihnen bekannt sein. Er hat erstaunlich treffsicher die wesentlichen finanziell-wirtschaftlichen Ereignisse jüngster Vergangenheit vorausgesagt, wie insbesondere auch die letzte Weltwirtschaftskrise, und wird deshalb international mit seinen Voraussetzungen sehr ernst genommen.

Ein endgültiges Weltwirtschafts- und Währungsdesaster hatte er für das kommende Jahr 2012 angegeben, doch in Auswertung der derzeit ablaufenden Ereignisse soeben dieses Desaster jetzt auf die kommenden Monate, also auf das zweite Halbjahr 2011 vorgezogen korrigiert.

Udo Ulfkotte hat diese neuerliche Verlautbarung Celentes ausgewertet und über den Kopp-Verlag folgende Nachricht verbreitet (1):

23.04.2011

Zukunftsforscher Gerald Celente: Apokalypse 2011 nicht mehr abzuwenden

„Seit etwa 20 Monaten prognostizierte Celente den Crash der Vereinigten Staaten und Europas - allerdings bislang für die zweite Hälfte des Jahres 2012. Nun korrigiert er sich und warnt vor dem Ausbruch von Krieg überall vor unseren Haustüren schon 2011. Und zwar in den Vereinigten Staaten wie auch in Europa. Der Grund: die Rückkehr der Wirtschaftskrise, die unabwendbare Schuldenlast und Migrationsströme von Menschen, die aus ärmeren Staaten zu uns kommen und nach einem besseren Leben suchen.“

Man muss sich beim Lesen der nachfolgenden Passagen stets vor Augen halten, dass der bislang weltweit beachtete Gerald Celente für alle Zeiten seinen Ruf verlieren und ihn keiner mehr ernst nehmen wird, wenn auch nur Bruchteile der unten aufgeführten Prognosen nicht eintreffen. Celente ist gefragter Gast in allen wichtigen Talk-Shows der großen amerikanischen Fernsehsender. Er leitet ein Unternehmen, das sich mit Trendforschung befasst. Er wäre wohl pleite, wenn er Unsinn verbreiten würde. Doch das, was Sie gleich lesen werden, klingt auf den ersten Blick für manch einen wohl so abstrus, dass man zwischendurch immer wieder tief Luft holen muss.

Die Geschichte der unmittelbar bevorstehenden Zukunft hat nach Auffassung von Celente längst begonnen: Die Unruhen von Asien über die islamische Welt bis nach Lateinamerika, die »Demokratie-Demonstrationen« in Nordafrika und arabischen Staaten - sie

alle sind angeblich die direkten Vorboten einer Bewegung, die an unseren Grenzen nicht haltmachen wird. Celente mahnt alle Bürger der wohlhabenden Welt, sich jetzt auf den nahenden Krieg vorzubereiten. Und zwar mit Waffen und Lebensmittelvorräten. Er empfiehlt jetzt: »Gold, Waffen und die Ausarbeitung von Fluchtplänen«. Ihm ist, so schreibt er, durchaus klar, dass man ihn für »alarmistisch«, »verrückt« und »pessimistisch« halten wird. Doch er weist eben auch darauf hin, dass er als einer von wenigen auch Monate vor dem Beginn der Weltwirtschaftskrise 2008 diese korrekt bis ins Detail prognostiziert hat. Der 1946 geborene Celente, Sohn italienischer Einwanderer, hat in den vergangenen Jahrzehnten viele Entwicklungen vorausgesagt. Sie mögen einige Monate früher oder später eingetroffen sein, als von ihm skizziert - aber sie trafen eben tatsächlich ein. Und deshalb findet der Mann heute weltweit Gehör.

Celente nennt die Verlautbarungen westlicher Regierungen, die derzeit einen wirtschaftlichen »Aufschwung« prognostizieren, »reine Propaganda«. Er ist überzeugt davon, dass NATO-Kriege wie jener in Libyen nur einem Ziel dienen: der Ablenkung der Bevölkerung von der Realität. Nach seiner Auffassung ist die Jugend weltweit ohne die geringsten Perspektiven. Und das, was in Ländern wie Tunesien, Ägypten oder Libyen geschehen sei, könne auf alle anderen Staaten übertragen werden. Er ist überzeugt davon, dass sich diese perspektivlose Jugend der Welt in sehr kurzer Zeit weltweit vereinigen und gegen jene losschlagen wird, denen es (noch) gut geht.

Zudem sei die Regierung des amerikanischen Präsidenten Obama keineswegs so edel und gutmütig, wie diese sich nach außen gebe. Washington werde den (in naher Zukunft eskalierenden) Libyen-Krieg dazu missbrauchen, um den chinesischen Einfluss in Afrika zurückzudrängen und einen weiteren Krieg in oder um Syrien provozieren, um den russischen Einfluss in Nahost einzudämmen. Alle diese Kriege, mit denen Obama vom eigenen wirtschaftlichen Versagen in den USA ablenken wolle, seien längst fest geplant. Und jeder dieser provozierten Kriege werde dann rasend schnell den nächsten nach sich ziehen. Parallel dazu würden die Lebensmittelströme in der globalisierten Welt unterbrochen. Menschen, die etwa in der Europäischen Union wie selbstverständlich Salat aus Spanien oder Gurken aus der Türkei essen, würden auf einmal feststellen, dass sie sich auf Lebensmittelimporte verlassen hätten, die es dann einfach nicht mehr gebe. Es beginne dann ein Kampf um noch verfügbare Lebensmittel. Und Migranten, die aus ihren Heimatländern etwa nach Europa oder in die USA geflohen seien, würden die inneren Unruhen aus ihren Heimatländern exportieren. Neben der schweren Lebensmittelkrise werde es eine Rückkehr von Rassismus, Ausländerfeindlichkeit und Nationalismus geben, wie man es sich heute wohl

kaum vorstellen kann - und zwar durch alle Bevölkerungsschichten hindurch, weil jedem auf einen Schlag die Rettung der eigenen Familie am wichtigsten sei.

In der Europäischen Union werde es wohl am schlimmsten werden. Sehr bald schon werden die EU-Bürger nach Auffassung von Gerald Celente merken, wie sie von der EU belogen und betrogen worden seien. Ihr Geld, ihre Ersparnisse, ihre Zukunftsvorsorge - alles weg. Policen von Spareinlagen und Versicherungen seien dann auf einem Schlag nur noch bunt bedrucktes Papier. Reich seien dann nur noch einige EU-Politiker und jene, die mit dem Geld anderer gezoxt hätten. Und jene, die sich rechtzeitig (wie etwa Menschen, die schon Gold und Silber gekauft haben) durch Edelmetalle vor der kommenden Krise abgesichert haben.

Der Wutausbruch der Bevölkerung in Europa werde nicht mehr kontrollierbar sein. Die EU werde sehr bald auseinanderbrechen. Aus dem sich entwickelnden europäischen Bürgerkrieg (jedes Land fühlt sich angeblich dann vom anderen betrogen) würden dann gleich mehrere Kriegsherde inmitten Europas. Die traditionellen Animositäten und Vorbehalte der verschiedenen europäischen Bevölkerungsgruppen (vor allem benachbarter europäischer Staaten) würden über Nacht wieder aufbrechen und in Gewalt umschlagen. Weil Europa seine Armeen (aus Geldnot) weitgehend abgeschafft habe oder fern der Heimat einsetze, werde die neuen innereuropäischen Kriege niemand mehr befrieden können. Hinzu kämen laut Celente die Wanderungsbewegungen (die schon eingesetzt haben) von Europäern, die auf der Suche nach Arbeit in anderen Ländern sind.

Man reibt sich verwundert die Augen, was einer der renommiertesten Zukunftsforscher der Welt uns für die nächsten Monate voraussagt. Denn staatstragende deutschsprachige Medien sehen derzeit weit und breit nur einen Unruheherd: die Bundesliga ...

Wenn Celentes Prognosen sich als unzutreffend erweisen, dann wird man künftig über ihn lachen. Was aber, wenn er eben nicht Unrecht hat? Immer wieder ruft er die Bürger in seinem jüngsten Newsletter dazu auf, Geld in Edelmetalle umzutauschen, sich zu bewaffnen und Lebensmittelvorräte anzulegen. Noch wichtiger aber, so Celente, sei es, sich mental auf die sich abzeichnende Lage vorzubereiten. Wer das nicht mache und jetzt noch über solche Prognosen lache, der werde psychisch kollabieren und die kommende Zeit ganz sicher nicht überleben.

Erschreckend ist vor allem, dass Celente nicht einen oder zwei Kriege prognostiziert, sondern viele verschiedene, die nun kein Mensch mehr aufhalten kann, weil ihre Ursachen alle unterschiedlich sind: Kriege zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten (innerhalb eines Landes, also Arme gegen Wohlhabende); Abgabekriege gegen Regierungen, die ständig die Steuern erhöhen, weil sie bankrott sind; ethnische Kriege innerhalb

eines Landes oder zwischen Nachbarstaaten; Bürgerkriege; religiös motivierte Kriege; Territorialkriege (etwa um landwirtschaftlich nutzbare Flächen) - die Auflistung ist endlos lang. Und Celente prognostiziert zum ersten Mal, dass es sich um »totale Kriege« handeln werde, bei denen alle verfügbaren Waffen skrupellos von jedem eingesetzt würden.

Celente ist davon überzeugt, dass es hinter dieser Entwicklung eine Hand gibt, die das alles steuert. Keine höhere religiöse Macht, sondern eine Finanzoligarchie, die auf Krieg spekuliert und alles dafür tut, damit diese Entwicklung so und nicht anders kommt. Diese profitiere von steigenden Ölpreisen, steigenden Lebensmittelpreisen, Waffenverkäufen - und vor allem vom Platzen der Geldblase. Denn für das alles zahlen am Ende, so Celente, nur die einfachen Bürger. Die großen Finanzmagnaten der Welt kassieren nur und werden noch reicher. Man kann nur hoffen, dass Celente (dieses Mal) mit seiner düsteren Prognose für die zweite Jahreshälfte 2011 Unrecht hat.“

Ich weiß nicht, ob Sie davon etwas halten - aber wir haben diese Aussagen mal gegengeprüft. Dabei wurde uns bestätigt, dass der TEURO-Kollaps tatsächlich noch bis Jahresende stattfindet und wir zum Jahreswechsel zu 2012 die D-Mark wieder in der Hand halten sollen (2). Der Hauptteil der von Celente angesagten Ereignisse würde sich aber doch - wie ursprünglich gesehen - ins Jahr 2012 verschieben.

Wenn also die Rückkehr der D-Mark angesagt ist, dürfte das mit einem Auseinanderbrechen der EU noch 2011 einhergehen und alle Rettungsschirme und dergleichen kollabieren. Wir würden so von den Ereignissen förmlich überrollt werden und dann ganz andere Sorgen haben, als uns über eine Pkw-Maut Gedanken machen zu müssen; das alles würde dann wohl hinweggefegt.

Doch - wie geht es dann weiter? Es ist also höchst ratsam, uns auf das Kommen dieser Ereignisse vorzubereiten und wir können nur hoffen, dass das dann mit einem Ende des derzeit in unserer Welt herrschenden allgemeinen Wahnsinns verbunden ist und tatsächlich eine neue Episode von Frieden, Wahrheit, Gerechtigkeit - dann auch gegenüber Deutschland! - und Harmonie anbricht, wie von vielen Sehern als ein „Goldenes Zeitalter“ angesagt. Packen wir's an und leisten den uns möglichen Beitrag hierzu.

Ihr H.-P.Thietz

Anmerkungen

- (1) <http://info.kopp-verlag.de/hintergruende/geostrategie/udo-ulfkotte/zukunftsforscher-gerald-celente-apokalypse-2011-nicht-mehr-abzuwenden.html> - hier in redaktionell leicht gekürzter Fassung HPT
- (2) Soeben wurde ich auf eine Hellscherin namens „Tedora“ hingewiesen, die, jetzt in der Schweiz lebend, ebenfalls die Rückkehr der D-Mark bis Jahresende voraussagt.

Oswald Spenglers kluge Voraussicht der chronologischen Entwicklung in der neueren Geschichtsschreibung

Uwe Topper

„Das schwierigste Problem in der Erforschung der altamerikanischen Kulturen ist ihre absolute Chronologie. Ohne diese Feststellung des Ganges der Geschichte nach Tempo und Dauer, deren äußeres Zeichen nur die Jahreszahlen sind, gibt es kein wirkliches geschichtliches Wissen.“ So beginnt Oswald Spengler 1933 seine kleine Schrift über „Das Alter der amerikanischen Kulturen“ (Anm. 1).

Das Erstellen einer Chronologie ist schwierig, doch vielleicht möglich, erklärt er, denn die „Entwicklung der amerikanischen Kulturen steht nicht für sich, sondern bildet irgendwie ein Element der Weltgeschichte, in welche das Geschehen der einzelnen Kulturen nach Ort und Zeit verflochten ist.“

Das ist ja der Grundsatz und die Methode seiner kulturmorphologischen Betrachtungsweise, die er im „Untergang des Abendlandes“, auf das er sich auch direkt bezieht (hier auf II, S. 52), entwickelt hat. Im Vortrag drückt er nun klar aus, was er ein Jahrzehnt früher nur am Rande streifte: die Unzuverlässigkeit der Jahreszahlen der modernen Chronologie. Wenn er damals Justinian und die Entstehung des Islams gleichsetzte, aber über die Jahreszahlen, die ja damit zugleich umgeworfen werden, kein weiteres Wort verlor, außer der generellen Feststellung, dass eben jede Zeit und Kulturstufe ihre eigenen Zahlenbegriffe prägt (Anm. 2), so packt er nun den Stier an den Hörnern und sagt (S. 139):

„Solange wir Westeuropäer außerhalb der Bibel, der antiken Autoren und abendländischen Chroniken von Geschichte nichts wussten, halfen wir uns mit der biblischen Zeitrechnung von der Schöpfung der Welt an. In die-



se 6000 Jahre ließ sich alles Bekannte leicht einordnen. Seit aber vor einem Jahrhundert die Ausgrabungen und die Entzifferung originaler Inschriften in Ägypten, Babylonien, Griechenland, China, Indien und darüber hinaus überall die Suche nach prähistorischen Bodenfunden begannen, reichte dies Prinzip der Ordnung nicht mehr aus.

Damals entstand, aus Mangel an echten, bewiesenen Zeitansätzen und aus dem germanischen Hang zum Unendlichen, die Freude an ungeheuren Jahreszahlen für das, wovon man nichts Sicheres wusste. Man warf mit Jahrtausenden in der Geschichte und mit Jahrmillionen in der Vorgeschichte um sich, sobald man Zeichen von Entwicklung fand.“ Das hört sich nicht nur witzig an, sondern auch revolutionär. Dabei hat er durchaus auch die rebellierende Pose Darwins im Blick, des Theologen, der den Glauben behält, während er das Dogma angreift. Denn Spengler fährt kräftig fort:

„Dazu trug die heimliche Neigung, die christliche Zeitrechnung ihrem theologischen Sinne nach zu vernichten, ebenso bei wie der verzweifelte Versuch der Schule Darwins, die materialistisch und kausal gedachte Entwicklung von

Tier- und Pflanzenarten festzuhalten, obwohl man in messbaren Zeiträumen nichts davon sah.“

Doch dann kommt der neue Vorstoß, der diesen Unendlichkeitswahn absurd erscheinen lässt:

„Das Schwelgen in großen Zahlen ist heute zu Ende. Sobald man wirkliche Beweise fand, schwand die Reihe von Jahrtausenden zu menschlichen und natürlichen, sehr geringen Maßen zusammen. Es ist keine Rede mehr davon, die Cheopspyramide, die ersten sagenhaften chinesischen Kaiser und babylonischen Könige viele Jahrtausende v. Chr. anzusetzen oder die spanischen Höhlenzeichnungen um Jahrzehntausende hinaufzurücken. Selbst die ägyptische Chronologie, die Eduard Meyer aufgebaut hat, wird von A. Schärft am Anfang um einige Jahrhunderte verkürzt aufgrund von Daten über die Lebensdauer von Personen, die unter den ersten Dynastien Hofämter bekleidet haben, und die Grabfunde von Ur, von ihren Entdeckern mit einem gewissen Sensationsbedürfnis um -4000 angesetzt, sind von Weidner und Christian mit Recht auf die Zeit um -2600 herabgerückt worden. In China haben die Funde von Orakelinschriften auf Knochen und Schildkrötenschalen und die Ausgrabungen Anderssons bewiesen, dass die wirkliche Geschichte mit glaubwürdigen Daten und Zahlen nicht über 1400 hinaus gereicht haben kann. Und die Methode de Geers, an den Jahresschichten des schwedischen Bändertons die absolute Dauer der Eiszeit abzuzählen, hat zu einer gewaltigen Verkürzung der üblichen fantastischen Ansätze geführt. Man kommt damit auf Zeiträume, die nach Tempo und Dauer endlich der Natur des menschlichen Lebens entsprechen.“

Dies waren die neuesten Erkenntnisse der Zeit nach dem 1. Weltkrieg, die Spengler als vorbildlich anführt, vorbildlich in dem Sinne, dass sie aus der rein spekulativen Schwärmerei der Chronologenrebellion des 19. Jahrhunderts zu einer mehr bodenständigen Zeitbestimmung hinleitet, die mit den Erkenntnissen der Kulturmorphologie eher vereinbart werden können. Im Grunde, sagt er, war diese Faselei von den unermesslichen Zeiträumen schon eher abzubrechen gewesen:

„Man hätte durch geschichtliche Erfahrung längst dahin gelangen sollen. Die großen Epochen der Weltgeschichte vollziehen sich sämtlich in ganz kurzer Zeit. Vollkommene Umwandlungen der künstlerischen Formelsprache, für die der Prähistoriker gewohnheitsmäßig mit Dutzenden von Generationen rechnete, haben sich im Licht bekannter Zeiten stets in zwei bis drei Menschenaltern vollzogen. Es ist psychologisch unmöglich, dass zwischen Raffael und Bernini oder zwischen Lessing und Hölderlin ein paar Jahrhunderte gelegen haben könnten. Der Weg vom romanischen zum gotischen Stil und vom Rokoko zum Klassizismus wird in weniger als einem Jahrhundert zurückgelegt. ...

Große Städte wie das ägyptische El Amarna und das Samarra der Kalifen sind in einer einzigen Generation erbaut und verlassen worden.“

Am Musterbeispiel Ägypten, an dem Spengler sehr oft seine Theorie ausbreitet und seine Argumente schärft, wird das ersichtlich: *„Allein aus Gründen der organischen Stilentwicklung ist es selbstverständlich, dass Eduard Meyer mit seiner Schätzung des Abstandes zwischen der 6. und 12. und der 12. und 18. Dynastie in Ägypten auf je etwa 200 Jahre und nicht Flinders Petrie mit 1700 Jahren recht hat. Damit gliedert sich die eigentliche Weltgeschichte - die der Hochkulturen - auf den kleinen Raum seit 3000 v. Chr. ein. Erst damit gewinnt sie Gestalt und innere organische Notwendigkeit. Erst damit erscheint die gewaltige Größe und Wucht dieses Geschehens in voller unerbittlicher Deutlichkeit. Die antike, indische, chinesische Kultur beginnen etwa gleichzeitig nach der Mitte des 2. Jahrtausends; das wird schon dadurch bewiesen, dass der Streitwagen als überlegene Waffe in ihnen allen am Anfang plötzlich und entscheidend erscheint.“* (Anm. 3)

Ob die hier gebotenen Zahlen auf Spengler zurückgehen, sollte nachgeprüft werden, denn sowohl *Anton Mirko Koktanek* als auch *Hildegard Kornhardt*, die seinen Nachlass verwalteten und zugegebenermaßen seine Texte schöneten, um dem Zeitgeschmack entgegenzukommen, haben seine Jahreszahlen geändert.

Wir würden jedenfalls seit 1995, als ich diesen Text unter Kollegen herumreichte, noch einmal Abstriche machen, und das ganz im Spenglerschen Sinne.

So hat er, gerade was Alt-Ägypten angeht, einen klaren Fingerzeig gegeben in seinem Vortrag am 2. Oktober 1924 vor dem Orientalistentag in München: „Plan eines neuen Atlas antiquus“ (1951, S. 96-104). Mit einem lapidaren Satz (S. 99), der die ganze Einsicht Spenglers enthält, gibt er zu erkennen, wie man vorgehen muss, wenn man das alte Ägypten zeitlich einordnen will: *„Ägypten hatte ursprünglich keine natürliche Westgrenze in der Wüste.“* (Hervorhebung O. Spengler).

Das alte Ägypten können wir uns als Staatsgebilde nur vorstellen, wenn das Niltal östlich wie westlich durch Wüsten eingegrenzt wird. Hätte der Nil damals noch ein Umland gehabt mit Wäldern und fruchtbaren Ebenen, bewohnt von Viehhirten (Räubern!) und Ackerbauern, dann wären die Kriege des „Mittleren Reiches“ gegen Syrien oder auch die Eroberung des „Neuen Reiches“ durch Kambyzes unvorstellbar. Nachbarn konnte Ägypten nicht haben, so wie es sich uns geschichtlich darstellt. Die Beschränkung auf das enge Niltal ist die Grundbedingung für die so eigenartige, ja einmalige altägyptische Kulturform.

Daraus ergibt sich ein zeitlicher Anhaltspunkt für die Entstehung des hochkulturellen Ägypten: Vor der Wüstenbildung der Sahara und der Nubischen Wüste gab es keinen ägyptischen Staat.

Aus den herrlichen Felsbildern, sowohl den gemalten als auch den gemeißelten, in der gesamten Sahara und Nubischen Wüste ergibt sich, dass noch vor recht kurzer Zeit die Nebentäler des Nils reichlich Wasser führten, dass selbst die Gebirge mit Wäldern bedeckt waren und dass Giraffen, Elefanten, große Rinderherden und viele Menschen die Landschaft der heutigen Wüstengebiete belebten. „Vor wenigen

Jahrtausenden“, offiziell sogar bis nach den Punischen Kriegen in die Zeit der Römerherrschaft hinein, wurden Löwen und Elefanten und reichlich Korn aus dieser Region geholt. Die Garamanten fuhren mit ihren Pferdewagen bis jenseits des heutigen Wüstengürtels durch grünes Land zum Tschad-See. Das schraubt die Entwicklung des Pharaonen-Reiches auf wenige Jahrhunderte zurück.

Diese relative Beurteilung lässt sich vielleicht auch noch in Zeitabständen ausdrücken.

Wie stark hätte nicht die ägyptische Kultur – ihre Schrift und ihre Ästhetik – über das Niltal hinausgreifen müssen, wenn sie nicht dermaßen streng isoliert gewesen wäre, wie wir das heute vor uns sehen? Hätten wir nicht im Fezzan oder in der Charga oder am Roten Meer und auf dem Sinai die Zeugen ihrer Kultur in großer Zahl (statt einzelner primitiver Hinweise) antreffen müssen, wenn diese Gegenden lebensfreundlich und bewohnt gewesen wären, als das ägyptische „Alte Reich“ blühte? Und hätten die Pharaonen ihr Bauholz, für das sie Eroberungszüge und Handelsaufträge bis zum Libanon unternahmen, nicht bequem aus dem Umland holen können, wenn die Berge am Nil noch bewaldet gewesen wären? Wann trocknete denn das Umland am Nil soweit aus, dass es menschenleer und eine sichere Grenze wurde? Vor zwei bis drei Jahrtausenden, sagen heutige Geologen.

Älter kann die ägyptische Kultur nicht sein.

Die Entstehung der Sahara ist durch ein plötzliches Ereignis ausgelöst worden, die ruckartige Hebung der Kontinentalscholle. Die Austrocknung ging dann recht schnell und erbarmungslos vor sich, die Überlebenden konnten sich kaum anpassen und mussten fliehen; (die Kamelnomaden eroberten erst später einen kleinen Lebensraum dort zurück). Diese plötzliche Austrocknung muss die einzigartige ägyptische Hochkultur hervorgerufen haben, mit ihrer Bewässerungstechnik und Friedenszeit. Ihr Ende kam ebenso plötzlich, eine große Flutwelle warf die Tempel zur Erde und rottete die Menschen aus, die Hieroglyphen lesen konnten. Wir erinnern uns: Athanasius Kircher (17. Jh.) fand niemanden, der ihm diese geheimnisvollen Schrift-

zeichen vorlesen oder deuten konnte. Das engt die Datierung weiter ein: zwischen zwei Katastrophen.

Auch diese Thematik hatte Spengler ausführlich bearbeitet, das würde aber die jetzige kurze Notiz sprengen. Statt dessen will ich zu seinem anfangs erwähnten Aufsatz zurückkehren und seine Feststellung zitieren:

„Die altamerikanischen Kulturen müssen sehr viel jünger sein.“ Stellt man diese Kulturen mit ihren Pyramiden und rennenden Boten (statt Wagen), mit ihrer hohen Entwicklung einer Beamtenhierarchie und sogar dem Ansatz einer Chronologie neben die pharaonische Kultur, wird einem die „Nähe“, die weltkulturelle Zusammengehörigkeit, ohnehin deutlich.

Nach einem scharfen Verweis an jene, die von uralten Sternwarten träumen, die sich auch für Babylonien nicht mehr belegen lassen, stellt Spengler die Frage erneut:

„Aber wie alt sind dann die amerikanischen Kulturen? Eine eigene Geschichtsschreibung gab es hier nicht und jedenfalls ist sie für uns verloren. In Mexiko, wo Maya und Azteken eine Einheit geschichtlicher Entwicklung bilden, haben Spinden und andere amerikanische Gelehrte (siehe Anm. 4) aus chronologischen Daten auf Mayastelen eine Beziehung der dortigen zur westeuropäischen Zeitrechnung herzustellen versucht, die meiner Überzeugung nach gelungen ist. Damit gelangt man für die Geschichte dieser Kultur auf rein nachchristliche Zeiten. Aber dergleichen fehlt für alle Völker weiter im Süden und damit bleibt nur die Hoffnung auf datierbare Berichte von außen her, also von Ostasien, um zu bestimmten Ansätzen für die Geschichte dieser Welt zu gelangen. Versagt auch diese Möglichkeit, so müssen wir für immer auf eine historische Ordnung verzichten, von den letzten Zeiten der Inka etwa abgesehen. Was spanische Mönche an Reihen von Königsnamen und Dynastiezahlen aufgeschrieben haben, ist durchaus Fantasie.“

Spengler betrachtet nun den pazifischen Raum als Ganzes und stellt „Behauptungen“ auf, wie er selbst sagt, die eine „schwache Möglichkeit“ bieten, ohne die wir auf das eigentliche Ziel geschichtlicher Erkenntnis verzichten müssen. Von Japan und der allgemein nicht ganz verstandenen Vielfalt der dortigen frühen Bevölkerung ausgehend

gibt er Hinweise, wie die Kulturen an der Westküste Amerikas, vor allem Perus, verständlich werden. Und mit der Datierung der japanischen Kultur, die selbst den Chinesen unbekannt war, gewinnt er Anhaltspunkte für die jungen amerikanischen Kulturen. „Die ... überlieferten Erzählungen vom Anfang des (japanischen) Reiches verlieren sich wie überall in mythischen Nebeln, und die traditionelle Chronologie, die mit dem sagenhaften Jimmu um 700 v. Chr. beginnt, ist falsch.“

Die Anfänge können frühestens zu Beginn unserer Zeitrechnung liegen, erklärt er. Der koreanisch-chinesische Einfluss dürfte damals noch kaum vorhanden gewesen sein, statt dessen eher ein „malaischer“ Zustrom, den er in Anführungsstrichen setzt, weil mit diesem schwammigen Ausdruck nichts gewonnen ist. Durch Spengler wird die ganze Weite des Stillen Ozeans einbezogen, die Kultureinflüsse in Richtung Osten bis zur Küste Amerikas werden möglich. Und damit die Datierung der mittelamerikanischen Hochformen in die Jahrhunderte von 800 bis 1400, wie sie amerikanische Forscher vorschlugen (wie Anm. 4). Spengler schließt vorsichtig:

„Wenn das alles sich als richtig erweisen sollte, so wäre damit ein Mittel gegeben, um in den alten Kulturgebieten von Peru, Ecuador und Kolumbien wenigstens ungefähre chronologische Ansätze zu gewinnen und damit vielleicht eine geschichtliche Ordnung der ‚Kultur-schichten‘ anzubahnen. Jedenfalls aber wäre bewiesen, dass auch hier wie in Mexiko die eigentliche Entwicklung nicht viel mehr als ein Jahrtausend umfasst hat und im Wesentlichen dem ersten Jahrtausend n. Chr. angehört.“

Diesen Folgerungen wird heute nichts mehr entgegengehalten, sie haben sich als wegweisend gezeigt.

Hinweis:

Der deutsche Philosoph und Historiker Oswald Spengler ist am 29.5.1880 in Blankenburg am Harz geboren und lebte seit 1911 als Privatgelehrter in München. Er scheute nicht, zu aktuellen politischen Fragen Stellung zu nehmen. Sowohl sein weltberühmtes zweibändiges Hauptwerk „Der Untergang des Abendlandes“, das direkt nach dem 1. Weltkrieg erschien, als auch sein wenig verbreitetes Nach-

lasswerk „Frühzeit der Weltgeschichte“ (eine Notizensammlung) haben die moderne Geschichtskritik und Chronologieforschung beeinflusst. Unter seinen Aufsätzen und Vorträgen steht derjenige über die frühen amerikanischen Kulturen wegen seiner eigenwilligen Ansätze unseren neuen Thesen am nächsten. Spengler starb 1936, von der damaligen Herrschaft wegen seiner kompromisslosen Offenheit gemieden.

Spengler, Oswald (1918-22): Der Untergang des Abendlandes (2 Bde., dtv 5. Aufl. 1979) (1937): Aufsätze und Reden (München)

(1966): Frühzeit der Weltgeschichte (posthumes Fragment, München)

Anmerkungen

- 1) nachgedruckt in „Reden und Aufsätze“, Beck Verlag, München (1937; 3°, 1951)
- 2) siehe Topper, Uwe (1998): Die »Große Aktion« (Tübingen) und (1999): Erfundene Geschichte (München, S. 128 f).
- 3) siehe hierzu Spenglers Schrift: „Der Streitwagen und seine Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte“ (1933) in „Reden und Aufsätze“ (1951, S. 148-152), sowie Topper, Uwe (2003): horra. Die ersten Europäer (Tübingen)
- 4) Untergang d. Abdl., II, S. 52 – dort werden die beiden amerikanischen Autoren genannt, auf die sich Spengler stützt:
„L. Spence, The civilization of ancient Mexico, Cambr. 1912; und H. J. Spinden, A study of Maya art, its subject, matter and historical development, Cambr. 1913, die unabhängig voneinander den Versuch einer Chronologie machen und zu einer gewissen Übereinstimmung gelangt sind.“

Weitere Literaturhinweise von Spengler:

„Franke (1930) Geschichte des chinesischen Reiches.

Scharff, A. (1927) Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte.

Weidner und Christian (1929) Archiv der Orientforschung V (S. 139 ff.)“



Die Ostertafel von Périgueux

Uwe Topper

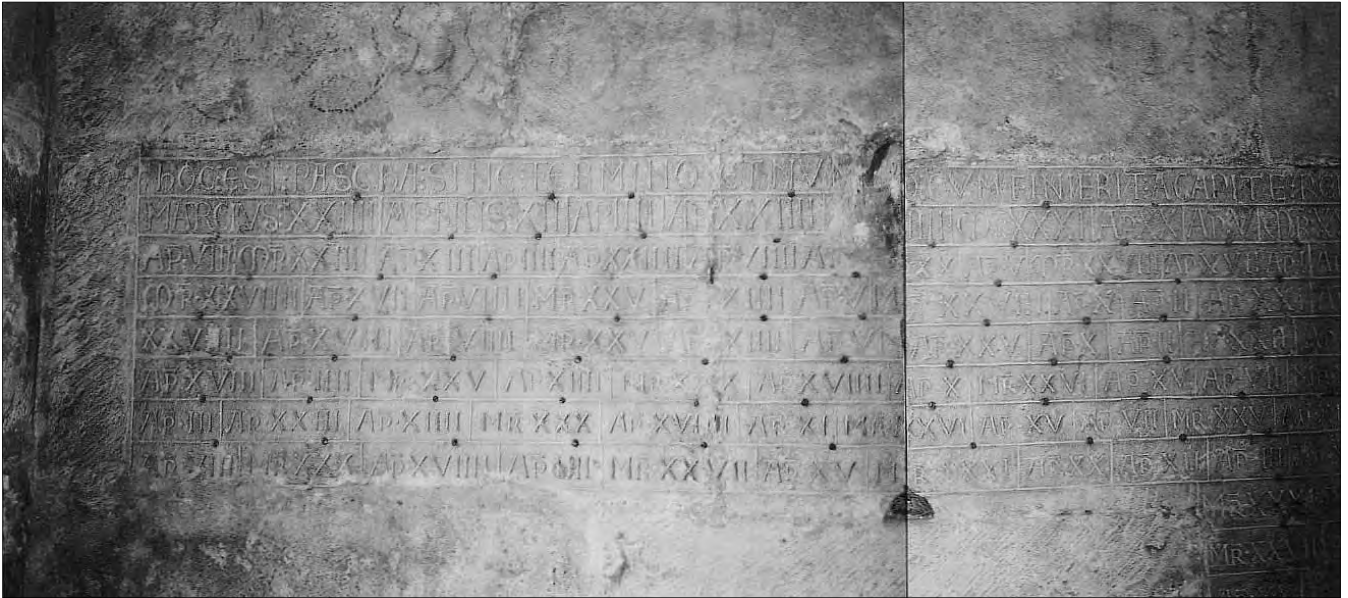


Abb. 1: Die Inschrift ist in der Südwand des Altar-Kuppelraumes etwas erhöht angebracht.

Mit Dank an *Dr. Ulrich Voigt*, der mich durch diese seine neueste Forschungsanregung zu einer Fahrt nach Périgueux veranlasste.

1. Die Inschrift

Die in ihrer Art einmalige Inschrift zur Bestimmung des Osterdatums befindet sich in der Kirche Saint-Étienne de la Cité in Périgueux (Frankreich) und ist dort als Sehenswürdigkeit angezeigt sowie durch eine besondere Lampe erhellt. Sie macht den Eindruck einer unfertigen Arbeit eines handwerklich versierten Steinmetzes. Die Kirche war einst die Kathedrale der Stadt und des Bistums, wurde aber nach ihrer Zerstörung 1577 durch eine andere Kirche der Stadt ersetzt. Die beiden vorderen quadratischen Kuppelräume der Ruine sind heute wieder als Pfarrkirche hergerichtet, die man besichtigen kann. Die Kuppelhallen sind genau Ost-West-gerichtet, eine saubere Bauleistung der Renaissance.

Die Inschrift ist in der Südwand des Altar-Kuppelraumes etwas erhöht angebracht. Sie wird meistens ins 6. Jahrhundert nach Christus datiert.

2. Beschreibung der Inschrift

(siehe Zeichnung und Foto)

Die acht Zeilen der Inschrift sind insgesamt 173 cm lang und 40,5 cm hoch, die Buchstaben und Zahlen sind etwa 3 cm hoch, die Zeilen haben 5 bis 5,5 cm Höhe; der kleine Extrakasten unten links hat nur drei kurze Zeilen von gleicher Höhe, deren letzte nicht bis zum Ende ausgeführt ist. Nur ein kleines Stück in der Mitte der obersten drei Zeilen ist beschädigt, lässt aber die Rekonstruktion des Textes zu. Obgleich sich die Inschrift rund zwei Meter über dem Boden befindet, kann man die Daten doch gut ablesen, außerdem kann man auf den Steinsockel steigen, der darunter liegt.

Bei jedem Datum der Liste sieht man jeweils über der Tageszahl eine Bohrung, in die wohl ein Stock oder metallener Griffel gesteckt wurde, womit man den Ostertag des laufenden Jahres anzeigen konnte. Die reine Erwähnung der Tage ohne Mondphase bezeugt, dass sie nur für den Gebrauch für die Gemeinde (liturgisch) und nicht als Instrument für Komputisten (wie etwa der Stein von Ravenna) gedacht war.

Die oberste Zeile ist wichtig für die Beurteilung der Daten:

HOC EST PASCHA SINE TERMINO ET NVM(ER)O CVM FINIERIT A CAPITE REINCIPE

„Dies ist Ostern ohne Begrenzung oder Zahl. Wenn es zu Ende ist, fang am Anfang wieder an!“

Die Begrenzung (Terminus) kann als Osterterminus, also als Tag des Ostervollmonds, aufgefasst werden, der hier Einfachheit halber nicht erwähnt wird, da eigentlich überflüssig; desgleichen ist die Zahl (Nvmervs), die als Goldene Zahl des jeweiligen Jahres auf Ostertafeln häufig vorkommt, hier weggelassen. Diese Deutung gibt der „Corpus“ (1979). Man kann den Text auch so auffassen: „Hier sind die Osterdaten ohne Ende und Jahreszahl; wenn die Tafel endet, fang von vorne an!“ So hat es *Cordoliani* (1961) aufgefasst.

Der zweite Teil des Satzes ist identisch in beiden Interpretationen und besagt alles: Es handelt sich angeblich um eine ewige Tafel. Dies hat auch *Bruno Krusch* so verstanden.

Leider fehlen die letzten vier Daten in der Tafel.

Liste der Daten auf der Tafel:

Zeile 2:

24.3.
12.4.
4.4.
24.4.
9.4.
31.3.
20.4.
5.4.
28.3.
16.4. zehn Jahre

Zeile 3:

8.4.
24.3.
13.4.
4.4.
24.4.
9.4.
1.4.
20.4.
5.4.
28.3.
17.4.
1.4.
21.4.
13.4. 14 Jahre (gesamt 24 J.)

Zeile 4:

29.3.
17.4.
9.4.
25.3.
14.4.
5.4.
28.3 - „Corpus“ hat 23.3.; Gruterus hat 27.3. - korrekt ist 28.3.
10.4.
2.4.
21.4.
6.4.
29.3. Zeilenwechsel im Datum nach ausgeschriebenen Marcivs - 12 Jahre

Zeile 5:

18.4. (37. Jahr)
9.4.
25.3.
14.4.
6.4.
25.4.
10.4.
2.4.
22.4.
6.4.
29.3. 11 Jahre

Zeile 6:

18.4. (48. Jahr)
4.4.; hier müsste es 3.4. heißen – **Fehler** in der Tafel!
25.3.
14.4.
30.3.
19.4.
10.4.
26.3.
15.4.
7.4.
29.3.
11.4. 12 Jahre (59. Jahr)

Zeile 7:

3.4.
23.4.
14.4.
30.3.
19.4.
11.4.
26.3.
15.4.
7.4.
25.3. – korrekt wäre 23.3. - **Fehler** in der Tafel!
11.4.
3.4.
23.4. (13. Jahre, gesamt 72 J.)

Zeile 8:

8.4.
30.3.
19.4.
4.4.
27.3.
15.4.
31.3.
20.4.
12.4.
3.4.
16.4.
8.4. (12 Jahre, gesamt 84 J.)

Extrakasten:

31.3.
19.4.
4.4. (Zeilenende)
27.3.
16.4.
31.3. (Zeilenende)
20.4. (nur Zeilenanfang) (zusammen 91 Jahre)
Die Liste ist hier abgebrochen, es fehlen noch vier Daten zur Vollständigkeit des ganzen Zyklus.

3. Zur Veröffentlichungsgeschichte der Tafel

Die früheste heute noch greifbare Erwähnung der Inschrift scheint in *Gruterus* (Heidelberg 1602/03) vorzuliegen, mehrere Autoren haben sich später darauf bezogen (*De Rossi, Giry, Bruno Krusch*). Der bei Gruterus für die Inschrift angegebene Text, schreibt *Cordoliani* (1961), gehe auf eine Abschrift von *Scaliger* und *Pierre Pithou* zurück und scheint dort nicht korrekt wiedergegeben zu sein; es sei eine ganze Gruppe von elf Daten durch flüchtiges Abschreiben ausgefallen. Außerdem sind fünf Daten falsch angegeben, vier davon jeweils um einen Tag zu niedrig. Hier muss es sich nicht unbedingt um Flüchtigkeit handeln, denke ich, es kann auch durch Rechenfehler bei Nichtbeachtung des Schalttages verursacht sein. Die entsprechende Veröffentlichung von Scaliger fehlt heute vermutlich (?), es wäre wünschenswert, sie aufzufinden. Wenn es sich bei den Fehlern in der sogenannten Abschrift um Rechenfehler handeln sollte, dann ist Scaligers Text nicht Abschrift sondern Entwurf dieser Tafel.

Alfred Cordoliani (1961), der obige Angaben macht und die Inschrift fachgerecht beschreibt, hat unbegreiflicherweise das Original nicht gesehen, sondern nur aufgrund einer Fotografie beurteilt. Sie ist bester Qualität, leicht perspektivisch verzerrt nach oben, stammt von einem *C. M. Jacques* von 1960, gelangte durch *M. Crozet* vom Centre d'étude supérieure de Civilisation médiévale in Poitiers an Cordoliani und ist der Veröffentlichung als Tafeldruck beigegeben.

Cordoliani behauptet, dass die Inschrift („table“) auf einer Marmortafel sei, die sich ursprünglich „im Chor rechts vom Altar“ befunden habe. Er schließt das vermutlich aus der Beschreibung von Gruterus, die auch Krusch vorlag. Heute befindet sie („die Marmortafel“) sich an der Südwand des ersten Kuppelraumes. Sie müsste nach dem Wiederaufbau der Kirche (nach der Zerstörung durch die Calvinisten 1577) dorthin verbracht worden sein, wird im Text insinuiert. Außerdem wird behauptet, dass sie lange Zeit vermisst war.

Dies ist die typische Verschleiertechnik, die die Kirche anwendet, wenn sie Datierungen verwischen will. Es handelt sich nämlich nicht um eine bewegliche Tafel aus Marmor, sondern um eine Inschrift, die in vier Mauersteine (aus dem ortsüblichen Kalksandstein) der Südwand eingritzelt ist, deren Lage

seit Errichtung der Kirche nicht verändert worden sein kann. Die Inschrift ist in die fertig verbauten Mauersteine gehämmert worden, wie an den Fugen leicht erkennbar (siehe meine grobe Skizze). Der erste und zweite Kuppelraum sind bei der Zerstörung 1577 erhalten geblieben, es wurden nur die beiden westlichen Kuppelräume der Bausubstanz eingerissen. Die Inschrift befindet sich an ihrer originalen Stelle im „Chorraum“ (wenn man so will) und jedenfalls „rechts vom Altar“ und kann nicht verpflanzt worden sein. Dass von einer Tafel die Rede ist, könnte durch die gewöhnliche Ausdrucksweise gekommen sein, die stets von einer Ostertafel spricht, wenn eine Rechenmethode vorliegt, an der man Ostern abliest. Eine marmorne Tafel dagegen ist nicht vorhanden.

Diese (in derartigen Schriften häufig angewandte) Verschleierung ist notwendig, weil sonst das von den Theologen und Archäologen wie Cordoliani geforderte hohe Alter (6. oder 7. Jahrhundert) nicht vertretbar wäre: Er sagt, sie sei „lange Zeit ins Jahr 547 datiert“ worden (S. 59), wird von ihm aber mit guten Gründen um ein Jahrhundert jünger gemacht. Der nächste Schritt wäre (mein Vorschlag, der noch nicht angewendet wurde), die Inschrift als eine Abschrift der verlorenen Marmortafel zu deklarieren, dann wären alle Spuren beseitigt. Der Kuppelraum ist ein typisches Renaissancebauwerk und wird etwa vor 500 Jahren geschaffen sein. Die Inschrift in der Wand muss daher frühestens aus dem 16. Jahrhundert stammen. Allein schon die leicht durchschaubare Verschleierungsweise lässt auf die Schwäche hinsichtlich der Datierung schließen.

Eine neuere Beschreibung befindet sich in „Corpus des Inscriptions de la France méditerranéenne, Dordogne et Gironde, Bd. 5 (S. 28-31 und Tafel VII), Univ. de Poitiers 1979“ (hier zitiert als „Corpus“). Der Autor von 1979 wiederholt die Aussage von Cordoliani, die steinerne Tafel habe sich ursprünglich („primitivement“) rechts vom Altar im Chor befunden, obgleich anzunehmen ist, dass er die Inschrift selbst gesehen hat. Wie er eine solche Behauptung mit seinem Gewissen vereinbaren kann, bleibt ein Rätsel. Mildernd wirkt, dass er nicht mehr von einer Marmortafel spricht, sondern nur noch „Stein“ in der Mauer der Südwand sagt. Die beigegebene Tafel zeigt offensichtlich dasselbe Foto von 1960, leider etwas beschnitten und ohne Herkunftsangabe.



Abb. 2: Detailansicht des oberen Mittelteils der Inschrift.

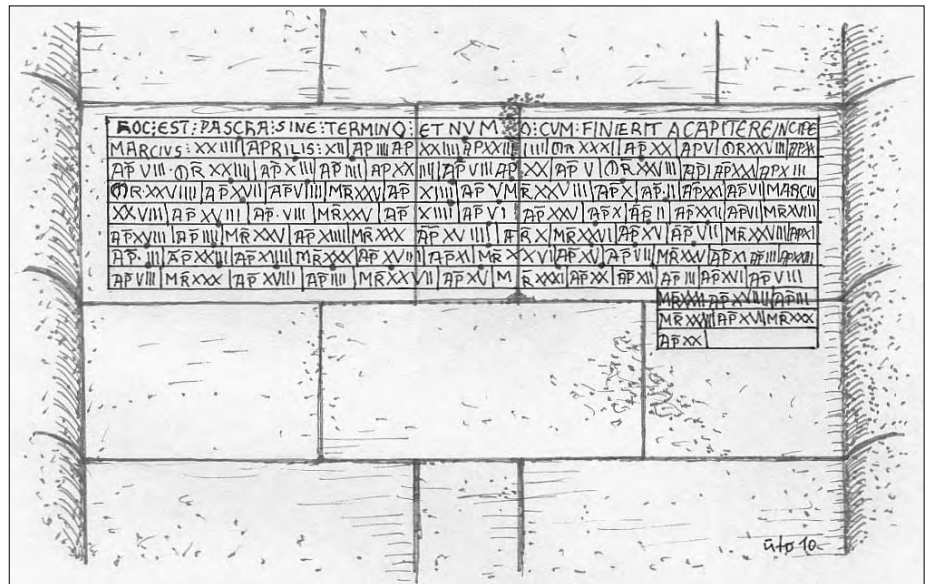


Abb. 3: Diese Zeichnung ist nur eine grobe Skizze, um die Lage der Inschrift zu zeigen; für Einzelheiten benütze man die Fotos.

Die Konservatorin des Museums von Périgueux zeigte mir im Museum auf meine Frage nach einer Marmortafel eine schwarze flache Marmorplatte ohne Inschrift, die vermutlich als Untersatz für etwas gedient hatte. Eine weitere Marmortafel gebe es nicht in Périgueux.

Cordoliani hat die beiden Fehler der Tafel bemerkt und richtiggestellt. Im „Corpus“ 18 Jahre später steht nichts davon, dort befindet sich ein neuer Fehler in Zeile 4 der Abschrift.

4. Zur Datierung der Inschrift

Die Tafel trägt keine Jahreszahl, was für ihre praktische Benützung zur Feststellung von Ostern notwendig wäre. Im Gegensatz dazu behauptet Cordo-

liani (S. 57), der Autor der Tafel hätte es nicht nötig gehabt, eine Jahreszahl anzugeben, da er überzeugt war, dass es sich um einen ewig fortlaufenden Zyklus handele. Dagegen meine ich, es müsste ein Anfangsjahr angegeben sein, sonst wäre die Anwendung der Liste unmöglich, selbst dann, wenn sie ewig fortläuft. Das Problem könnte darin bestanden haben, dass es keine allgemein eingeführte Jahreszählung gab und der Hersteller glaubte, dass die Anzeige durch einen Griffel im Loch ausreichte.

Lange Zeit wurde die Ostertafel auf AD 547 datiert. Wer das Anfangsjahr 547 ermittelte, arbeitete kurzsichtig, denn nach heutiger Rückberechnung

hört schon nach den ersten zehn Jahren (der gesamten Zeile 2 der Tafel) die Gleichheit der Daten auf. Wie konnte das möglich sein?

Das Anfangsjahr, das Cordoliani mit strenger Logik findet, ist jedoch 631, wobei die ersten vier Jahre (627-630) des Zyklus fehlen, was schon Krusch feststellte. Die Osterdaten der Liste stimmen mit den theoretisch rückerrechneten auch für diesen zweiten Abschnitt der dionysischen fünf 19er Zyklen überein, wie Cordoliani sagt. Die Verlegung vom 6. ins 7. Jahrhundert sei damit berechtigt.

Der „Corpus“ datiert die Tafel um ein halbes Jahrtausend später: In der Überschrift seines Textes steht „c. 1136“, womit wohl AD gemeint ist, was wahrscheinlich ein Druckfehler für 1163 ist, wie später im Text ersichtlich. Er stellt das Anfangsjahr 1163 zu einer anderen Inschrift, die sich in einer in die Nordwand des zweiten Kuppelbaus gebrachten romanisch dekorierten (Schein-) Tür befindet, deren Herkunft unklar bleibt. Das linke Kapitell zeigt eine „romanische“ Doppelfigur, ein symmetrisches Fabelwesen. Zusammen mit einem davor aufgestellten Taufstein bildet die Scheintür ein museales Stück in dieser restaurierten Kirche. Sie führt am linken Rahmen eine Inschrift des Erbauers der Tür, *Constantin von Iarnac*, und darunter das Epitaph eines *Johannes* („von Asside“, wie der Autor des Corpus behauptet) mit Datum. Demnach sei ein Bischof Johannes am 2. Mai 1169 der Inkarnation des Herrn gestorben, nachdem er neun Jahre weniger sieben Tage in dieser Kirche als Bischof regiert habe. Zwar hat diese Inschrift mit der Ostertafel nichts gemeinsam (außer, dass die Türsteine sich heute in derselben Kirche befinden), aber als Anfangsjahr der Tafel könnte 1163 sehr gut dienen, denn dann geht die Tafel bis 1253 fehlerfrei durch. Das 12. Jahrhundert als Zielpunkt der Inschrift wurde schon von Abbé Lebeuf (1749) vorgeschlagen, „richtigerweise“, wie der Autor des „Corpus“ sagt (S. 30). Man geht allgemein davon aus, dass die Tafel für die Zukunft erstellt war, nicht nachträglich.

Mir hat es den Anschein, als habe man die Inschrift in der Türsäule absichtlich so hergestellt, dass die Regierungszeit des Bischofs zum Anfangsjahr der Ostertafel passt. Man müsste also beim Anbringen der Inschrift die Tafel auf ein Jahr 1163 bezogen haben, was dann später (bis einschließlich 1961 durch Cordoliani) wieder vergessen



Abb. 4: Zusammen mit einem davor aufgestellten Taufstein bildet die Scheintür ein museales Stück in dieser restaurierten Kirche.

wurde. Mathematisch spielt das keine Rolle: Wenn man eine passende Jahreszahl einsetzt, dann stimmt das Osterdatum dieser Sequenz. Das kann immer wieder mal passend sein und muss nicht auf Täuschungsabsicht hinauslaufen.

Paläografisch betrachtet ist die jüngere Zuordnung zu unterstützen: Die Inschrift der Ostertafel zeigt in der ganzen ersten Zeile und in den Monatsbezeichnungen (dreimal ausgeschrieben, sonst stets abgekürzt) Buchstaben, sonst nur römische Zahlzeichen. Diese erste Zeile reicht aus, um auf den ersten Blick schon (die erwähnte Konservatorin war unbefangen und sicher) die Inschrift als unmöglich spätantik oder frühmittelalterlich einzustufen, sondern eher zur Renaissance gehörig,

wobei das vom „Corpus“ angegebene 12. Jahrhundert als frühester Termin ihrer Ansicht nach möglich sei (der Autor des „Corpus“ gehörte der Univ. Poitiers an, wo die Konservatorin studiert hat). Warum Fachleute wie Cordoliani oder Krusch das nicht gesehen haben, bleibt schleierhaft. Da einige Buchstaben in zwei Varianten vorkommen (E rund und eckig, desgleichen das M) und das H (rund) und O (oval) eher gotisch aussehen, dürfte meine Zuweisung ins 16. Jahrhundert richtig sein. Sie wird auch dadurch unterstützt, dass die Daten nicht in römischer Manier (abhängig von Kalendern, Nonen und Iden) sondern als Soundsovielter im Monat angegeben werden, was frühestens im 15. Jahrhundert vorzeigbar ist. Marcius



Abb. 5: Das unterstützende AD-Datum ist in der Inschrift am linken Türpfosten enthalten.

(März) mit C statt mit T ist ebenfalls eine junge Schreibweise. Insofern kann von einer Archaisierung oder gar Fälschungsabsicht seitens der Auftraggeber der Ostertafel nicht die Rede sein. Dies trifft eher für das „bischöfliche“ Epitaph zu, wobei die Bezeichnung „Jahr der Inkarnation“ für das 12. Jahrhundert ein auffälliges Problem darstellt. Vermutlich hätte man hier die westgotische ERA vorgeben müssen.

5. Überlegungen zum Sinn der Tafel

Das Hauptanliegen der Tafel ist in der ersten Zeile klar ausgedrückt: einen „ewigen“ Osterkalender zu bieten, soweit sind die meisten Interpreten sich einig. Man setzt auch voraus, dass eigentlich 95 statt 91 Daten angegeben

sein müssten, da fünf mal 19 (Mondzyklus) erst eine sinnvolle Anzahl ergeben. Dass es bei der Tafel nicht um eine komputistische Übung geht, ist durch die Einfachheit und „Sparsamkeit“ („Corpus“ S. 29) der Datenanzeige bezeugt. Der „Corpus“ hat weiterhin klargestellt, dass keine komputistische, sondern nur eine liturgische Absicht dahintersteht, dass die Tafel also nur für den praktischen Gebrauch in der Gemeinde gedacht war.

Da 95 Jahre eine nicht durch 4 teilbare Einheit ist, ist die Anzahl der darin enthaltenen Tage verschieden, je nachdem an welcher Stelle im vierjährigen Schalthrhythmus dieser Zyklus begonnen wird. Der Unterschied beträgt einen Tag. Wenn sich nun nach 95 Jahren (drei Generationen) jeweils eins von vier

Osterdaten um den Wert 1 verschiebt – die anderen drei Daten bleiben korrekt – dann ist das praktisch belanglos, weil man ja weiß, wann Sonntag ist und den fehlerhaften Tag „automatisch“ richtig stellt. Die Tafel bleibt benützbar über drei Zyklen hinweg (285 Jahre). Der Auftraggeber hatte außerdem den mittleren der drei Zyklen ausgewählt, sodass im nächsten Zyklus die Verschiebung des jeweils vierten Ostertages nur um einen Tag weiter erfolgte, während sie im vorherigen Zyklus um einen Tag geringer war. Ein Benutzer der Tafel hat das sicher schnell erkannt und sich nicht verwirren lassen.

Allerdings ergibt sich aus heutiger Sicht: Nach dreimal 95 Jahren würde sich für den, der einen unkorrigierten Julianischen Kalender verwendete, die Reihenfolge der Osterdaten radikal ändern. Die zyklische Wiederbenutzung der Tafel wäre nur für einen Julianischen Kalender möglich, wie ihn Sacrobosco der Kirche empfahl, indem in 288 Jahren ein Schalttag ausfällt. Nur dann wäre die Tafel „perpetuum“ (ewig). (288 ist 12 mal 24, eine Näherungsformel, die der damaligen Jahreslänge nach Hipparch entsprach).

Warum nur 91 Daten geboten werden statt 95, die zumindest eine dreimalige fast gleiche Abfolge garantiert hätten, ist nicht erklärt worden. Es scheint, dass der Steinmetz einen Fehler beging, als er am Ende von Zeile 4 entgegen seiner Gewohnheit, den Monat stets abzukürzen (als MR = März, oder AP = April), das Wort MARCIVS voll ausschrieb und dadurch den Platz für ein Datum verlor. In dem unteren Kasten kam er somit in Bedrängnis und hatte für die letzten vier Daten nur noch den Platz für drei übrig. Warum er nun nicht wenigstens die letzten drei Daten in die Leerstelle eintrug, ist unklar.

Mir kommt der Gedanke, dass die Datenliste bei Anbringen der Inschrift noch nicht als Ganzes vorlag, sondern dem Handwerker erst im Laufe der Arbeit schrittweise mitgeteilt wurde, weil der Komputist noch rechnerisch daran arbeitete. Darum konnte der Steinmetz auch nicht von vorneherein den Raum für die 95 Daten einteilen und musste schließlich einen kleinen Sonderkasten rechts unten anfangen, den er dann nicht vollendete, weil entweder er oder der Komputist starb oder das Unternehmen durch eine Weisung vom Vatikan abgebrochen wurde, weil die Kalenderkommission sich von Sacrobosco und damit von der unbegrenzten Wiederholbarkeit der 95 Jahreszyklen

getrennt hatte. Ebenso wäre denkbar, dass der Auftraggeber aus einer fortlaufend überlieferten Aufzeichnung von Osterdaten die Liste aufstellte, wobei er sich zum Zeitpunkt des Auftrags an den Steinmetz im Jahr 91 der Liste befand. Die letzten vier Daten standen noch aus, sie lagen in der Zukunft. Der Gedanke, dass die Liste am Ende zyklisch sein würde, entsprang dann eher einer Intuition als einer genauen rechnerischen Erkenntnis. Aus allen diesen Möglichkeiten sollte eine als die wahrscheinliche herausgefunden werden. Ich schlage vor, dass die Benutzung von Sacroboscos Vorschlag zur Korrektur des Julianischen Kalenders der Anlass gewesen sein könnte.

Die Trennung des Vatikans von Sacrobosco aufgrund der neueren Messungen der Jahreslänge durch Ulugh Beg in Persien (um „1440“) hat sehr spät stattgefunden. Auch Kopernikus gründete seine Berechnungen noch auf die alten Angaben von „Hipparch“ (wie sie Sacrobosco verwendete), und mit ihm alle Astronomen seiner Zeit. Der Vorgang der Ablösung dürfte grob in die Mitte des 16. Jahrhunderts gestellt werden, und das gibt auch den Hinweis für den Augenblick des Abbrechens der Tafel. Durch die Kalenderkommission wurde die neue Jahreslänge der Perser endlich anerkannt und die 95-jährige Tafel somit ihrer Ewigkeitsgültigkeit beraubt: Nicht in 288 Jahren fällt ein Schalttag aus (das bewirkte ein Fortlaufen der 95er Zyklen), sondern schon in 128 ($2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2$) Jahren fällt ein Tag aus, lautete das neue Messergebnis der Perser. Nachdem der Vatikan dies durch eigene Messungen nachgeprüft und für richtig befunden hatte, war die 95-jährige Periode erledigt. In diesem Augenblick hörte der Steinmetz mit seiner Arbeit auf, das war also etwa zwischen 1560 und 1580. Es könnte auch sein, dass er im Jahr 1577 gerade diese Tafel meißelte, als durch die Calvinisten und deren Zerstörungswut seine Arbeit unterbrochen wurde.

Wenn ich Cordoliani richtig verstehe, wäre die Tafel für die Jahre 631-721 gültig gewesen, die fehlenden vier Jahre hätten also am Anfang gelegen. Ihre Gültigkeit wäre dann auch für 1163-1253 möglich gewesen, nämlich 532 Jahre später, wie das „Corpus“ feststellt. Der 95er Zyklus vor 1163 weist nicht vollständig dieselben Osterdaten auf: Alle vier Jahre, nämlich im Schaltjahr, liegt der Ostertag um einen Tag früher als im Zyklus 1163-1257.

Das Versetzen der Tafel in das 6./7.

Jahrhundert oder ins 12./13. Jahrhundert ist allerdings nur dann sinnvoll, wenn man für die Herstellung der Tafel eine andere als die heute übliche Jahreszählung (AD) annimmt, eine absichtliche Veraltung oder gar Fälschung halte ich für unwahrscheinlich. Der tatsächliche Zeitpunkt der Tafel müsste wegen der Baulichkeit (Renaissancebau) vor nicht mehr als rund 500 Jahren angenommen werden.

Was nun die Möglichkeiten betrifft, die 95 Osterdaten (von denen 91 fortlaufend in der Tafel stehen) mit rückberechenbaren zusammenfallen zu lassen, muss ich die beiden Varianten durchprüfen: Jahresbeginn am 1. Januar („Julianischer Kalender“) und am 1. März („traditioneller Kalender“).

Je nachdem, wann der Jahreswechsel vorgenommen wird, ergeben sich Verschiebungen um ein Jahr. Die Zählung der Jahre hat darum eine große Bedeutung zur Anwendung der Tafel. Wenn man bei 1 anfängt (1501), und das Jahr am 1. März beginnt, müsste die Tafel funktionieren, genau wie der Ravennastein, der ein Jahr eher einsetzt als diese Tafel.

Voigt (2005) und Lewin (2005) haben ohne Bedenken mit einem Jahresbeginn am 1. Januar gerechnet, was nicht allgemeingültig und zumindest für den Vatikan erst im 17. Jahrhundert bezeugt ist.

Es ist aber nach meiner Ansicht nicht nötig, eine Stellung der Tafel in unserem 16. Jahrhundert zu finden (wie ich das früher für die auf dem Stein von Ravenna befindliche Inschrift tat (Topper 2006), denn es sind nur folgende Grundlagen wichtig: Die Tafel behauptet, einen immerwährenden Zyklus der Osterdaten anzuzeigen. Dies wäre (unter der Voraussetzung, dass alle 95 Daten angegeben wären) nur möglich im korrigierten Julianischen Kalender des Sacrobosco, der in 288 Jahren einen Schalttag ausfallen lässt (dreimal 95 ergibt 285, das kommt nahe genug). Im traditionellen Julianischen Kalender (jedes vierte Jahr ist ein Schaltjahr) und im Gregorianischen Kalender (Ausfall von 3 Schalttagen in 400 Jahren) geht das nicht.

Eine willkürliche Verschiebung der Ostertafel in „irgendein“ Jahrhundert ist unmöglich wegen der Mondstellung. Meiner Ansicht nach müsste die Gültigkeit irgendwann in die Mitte des 16. Jahrhunderts oder bald danach fallen. Eine Voraussage der Osterdaten wäre dann mit dieser Liste nicht geplant gewesen, sondern eine Dokumentation

der abgelaufenen und eine Erwartung der Wiederholung derselben nach dem Ende der Liste. Passend dazu ist insbesondere das hier angewandte Prinzip von Sacrobosco, der traditionell ins 13. Jahrhundert gestellt wird, aber in seinen Schriften eindeutig zur Renaissance gehört, da er ja einen Sprung über zehn Tage vorschlug, zwecks Wiederherstellung des traditionellen Frühlingspunktes, und das ist erst in der Zeit von Gregor XIII. als richtig erkannt worden.

Literatur

Mehrere der angegebenen Werke habe ich nach Cordoliani zitiert, ohne sie einsehen zu können; hier versehen mit (.?).

Cordoliani, Alfred (1961): *La table pascale de Périgueux*, in: *Cahiers de civilisation médiévale* 4 (1961) 57 - 60.

Corpus des Inscriptions de la France méditerranéenne (1979) t.5: Dordogne, Gironde (Univ. de Poitiers, Centre d'Étude supérieure de Civilisation méditerranéenne, avec l'aide du CNRS)

Giry, - (--): *Manuel de diplomatique* (.?).

Gruterus, J. (1602): *Inscriptiones antiquae urbis Romanae* (Heidelberg) (.?).

De Rossi, (--): *Inscriptiones christianae urbis Romae* (.?).

Krusch, Bruno (1880): *Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie*, Bd. I (1884): „Die Einführung des griechischen Paschalritus im Abendland“ in: *Neues Archiv*, Bd. IX, S. 129-141

Lebeuf, Abbé Jean (1749): *Inscriptions gallo-romaines* - (.?).

Lewin, K.-H. (2005): *Komputistik contra Phantomzeitthese*, in: *Zeitensprünge* 17, Heft 2, 455-464

Sacrobosco, Johannes (auch Hilligenwald, Hollywood) („1235“): *De Anni Ratione* (16. Jh., viele Drucke)

Topper, Uwe (2006): *Kalendersprung* (Tübingen)

Voigt, Ulrich (2005): *Über die christliche Jahreszählung*, in: *Zeitensprünge* 17, Heft 2, 420-454 (2009): *Zyklen und Perioden* (Likanas, Hamburg)

Abbildungen

Alle Fotos und Zeichnung: U. Topper



Sodom und Gomorra?

So domaet gomo rra

Erhard Landmann

59. Ya ayyuha alnabiyyu qul li-azw ajika wabanatika wanisa-i almu/mineena yudneena
AAalayhinna min jal abeebihinna thalika adna an yuAAarafna fal a yu/thayna wakana Allahu
ghafooran ra heeman

Abb. 1

Ich kannte eine kluge und politisch weit sehende Person, die leider verstorben ist und welche die Partei der Grünen in Deutschland als die Partei „Sodoms und Gomorras“ bezeichnete, weil sie sich von Altkommunisten unterwandern ließ, die wahren Probleme der Überbevölkerung und Umweltzerstörung an eine linke Ideologie verraten hat und stattdessen umweltpolitische Kinkerlitzchen betreibt.

Aber es soll hier keineswegs um einen politisch motivierten Artikel gehen, sondern um die Einleitung zu einem sprachwissenschaftlichen Artikel und um die Fragen: Hat es Sodom und Gomorra wirklich gegeben? Gab es vielleicht mehrere Sodoms und Gomorras? Hießen die Städte wirklich Sodom und Gomorra? Was berichten die Vulgata („lateinische“ Christenbibel) und andere Schriften, Kommentarschriften zur Bibel, wie beispielsweise die des angeblichen Hieronymus, zur Genesis?

Schon, wenn man den Text der angeblichen lateinischen Vulgata neben den Text von Luthers Übersetzung legt, stellt man ein regelrechtes Chaos bei den angeblichen Namen von Orten und Personen fest. So steht zum Beispiel in Genesis Kapitel 14,10: „vallis autem Sylvestris“, was Luther mit dem „Tal Siddim“ übersetzt, und Hunderte „Namen“ wie Nabuchodonozar mit Nebukadnezar oder Melchisedek („in die Milchstraße setzte das Ek“). Dabei handelt es sich gar nicht um Namen, sondern um Sätze und Satzteile. Es ist übrigens dasselbe, wie bei angeblichen Übersetzungen von Maya- und Aztekentexten. Wenn man einen Satz oder Satzteil nicht richtig übersetzen kann, macht man daraus einen Namen eines Herrschers oder Gottes. So entstehen

dann solche Lächerlichkeiten wie „Herrscher 13 Kaninchen“ oder Kalendertag „9 Krokodil“.

Der von mir hoch geschätzte Luther, der uns schließlich vom katholischen Joch befreite (ohne ihn wäre es zum Beispiel nicht möglich, diesen Artikel hier gefahrlos zu schreiben und zu lesen) und dem wir es verdanken, das es heute in den deutschsprachigen Ländern eine einheitliche Hochsprache neben den örtlichen Dialekten gibt, konnte die Christenbibel deshalb nicht richtig übersetzen, weil man ihn gezwungen hatte, vorher die Kunstsprachen Latein, Altgriechisch und Hebräisch zu lernen.

Das Altlatein war bekanntlich eine Lingua continua. Das heißt, es wurde ohne Zwischenräume für Wörter, kontinuierlich fortlaufend, geschrieben. So wurde zum Beispiel der Satz: „Latein ohne Zwischenräume“ so geschrieben:

LATEINOHNEZWISCHENRAEUME“. Später, bei der absichtlich herbeigeführten Sprachverwirrung wurde dann willkürlich geteilt. Dann wurde daraus etwa: „Late inoh nez wischenra eu me“ oder „Late in ohn ezwischenrae ume“. Ich habe hier bewusst kein echtes lateinisches Beispiel gewählt. Die werden im Laufe des Textes noch folgen, denn wenn man „Latein“ auf diese Weise erzeugt hat, wird man umgekehrt durch ein neues Wiederausammensetzen und Wiederzerlegen die Ursprungssprache wiederherstellen können.

Wenden wir uns nun der Geschichte von Sodom und Gomorra zu. Die erste Überraschung ist, dass Genesis Kapitel 19, welches als der Bericht über die Vertilgung von Sodom und Gomorra gilt, überhaupt nur zweimal die Worte

Sodom und Gomorra erwähnt, während die vorhergehenden Kapitel 13, 14 und 18 viel mehr darüber berichten, ebenso wie Kommentarschriften zur Genesis, wie etwa „Hieronymus Liber quaestionem hebraicum in Genesim“. Was bedeutet nun der angebliche Name der Stadt Sodom, jener Stadt, die ja von Gott so furchtbar bestraft worden sein soll? Namen und Dinge haben ja in der Regel eine sinnvolle Bezeichnung. Wer Englisch, Altsächsisch oder Altdeutsch kann, dem fallen sofort die Worte „doomsday“ = der „Tag des Jüngsten Gerichts“ (eigentlich nur der „Tag der Bestrafung“) oder Altdeutsch „duomtag, tuomtag“ und die Worte „doman, tuomem, tuommen, duoman, duamen“ = „strafen“ und „bitumen“ = „bestrafen“ ein.

Und Sodom und Gomorra sollen ja mit dem schwarzen Erdpech vernichtet worden sein, das man bis heute noch „Asphalt“ und, ja richtig, „Bitumen“ nennt (Übrigens, überall auf der Erde, wo man heute noch dieses Erdpech, diesen Asphalt und Bitumen findet, findet man auch Ruinen uralter Städte. Deshalb meine weiter oben erwähnte Vermutung: Gab es vielleicht viele Sodoms und Gomorras?). Und was heißt dann Asphalt? Dasjenige, was aus dem As, Asch (dem fliegenden Asch, der fliegenden Untertasse) gefallen ist. Wir werden es gleich noch sehen. Es ist in den Schriften belegt. Diese schwarze, klebrige Masse hieß nämlich in der theodischen Sprache (die wir zukünftig statt des „Latein“ hier unterlegen müssen) „lim“ = der Leim. Und so schreibt denn auch der angebliche Hieronymus: „limna asphaltitis“ = „limna asphaltitis“ = „Leim, nun aus dem Asch fallen tat es“.

Wie hoch mag die mathematische

Wahrscheinlichkeit sein, dass eine Stadt, die Gott fürchterlich strafte, durch Zufall „so strafte“ hieß, dass das Mittel, mit dem bestraft wurde, durch Zufall bis heute „bestrafen“ heißt und dass das Mittel, das aus dem fliegenden Asch fiel, durch Zufall bis heute „Asphalt“ heißt, wo doch „Hieronymus“ schreibt, dass es „Leim“ hieß, dass es Leim war?

Der Schweizer Sprachwissenschaftler Wadler hat Mathematiker ausrechnen lassen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein Wort, das kein Lehnwort ist, in nicht verwandten Sprachen aber gleich lautet und das Gleiche bedeutet, 4,9 bis 11,025 Milliarden ist. Wie hoch ist dann die Wahrscheinlichkeit, dass elf in einem Text hintereinander stehende „lateinische“ Worte fünfzehn Worte in theodischer Sprache ergeben und dann noch einen sinnvollen Satz zum im Text behandelten Thema? Eine *Unmöglichkeit*, dass dies Zufall sein könnte!

So schreibt uns der angebliche Hieronymus: „terrae absorpta sit et ex eo tempore quo sodomo et gomorra“ = „ter ra E absorpta si tet, ex E ot empore quo, sodomaet gomo ra“ = „der Strahl (des Gottes) E absorbieren (aufsaugen) si tat, das Ex (dreieckiges Raumfahrzeug) des E empor zu Ot (Galaxie Ot) geht, so strafte der Strahl des Herrn“ („Gomo“ = siehe altdeutsches Wörterbuch, ist eigentlich der „Mann“, hier aber mit der „Herr“ übersetzt). Und dieser Satz beschreibt auch noch einen Tatbestand, den Hunderttausende, um nicht zu sagen Millionen sogenannter UFO-Sichter beschrieben haben und etwas, was sonst nur in billigen Science-Fiction-Filmen vorkommt: Dass ein dreieckiges Raumfahrzeug mit einem Strahl etwas aufsaugt, absorbiert.

Und weil wir gerade bei mathematischen Wahrscheinlichkeiten sind: Die Wahrscheinlichkeit, dass in einem Text über zwei brennende Städte die Worte „es brennt, es lohet, es lot“ mehrfach vorkommen, ist mehr als normal. Wie hoch aber ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Hauptperson in einer solchen Geschichte der Herr „es brennt“ ist, der Herr „es lot“? Das könnte bestenfalls in einer maßlos zynischen Satire vorkommen, aber doch nicht in den heiligen Büchern gleich mehrerer Religionen und nicht in einem geschichtlichen Be-

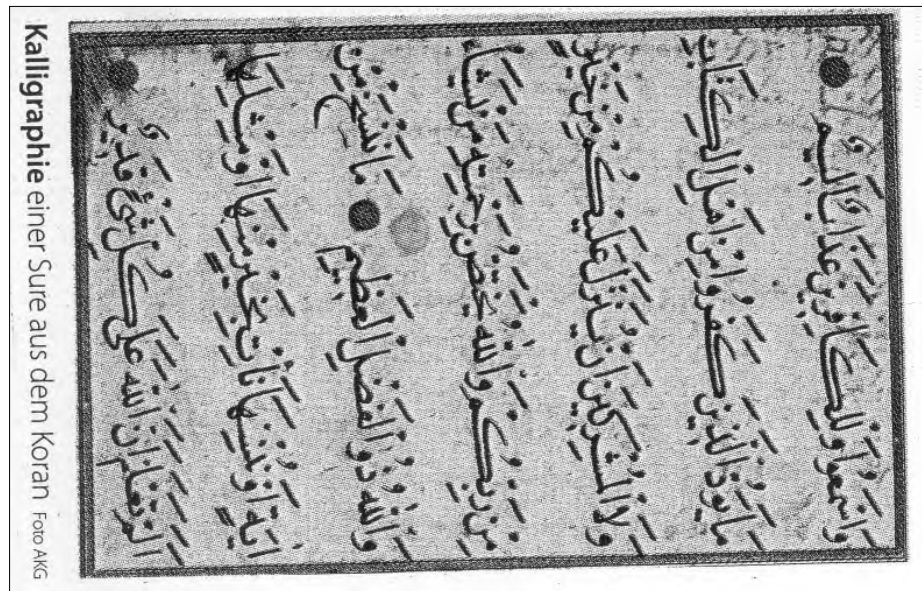


Abb. 2

richt. Doch wie soll die Hauptperson in dem total falsch übersetzten Bericht von „Sodom und Gomorra“ heißen? Herr Loth, Herr „es brennt, es lot“.

Gehen wir also „in medias res“, wie die Lateiner sagen würden. Nur, dass dieser Satz etwas anderes aussagt, als die Lateiner glauben: „medi as res“ – „mit dem Asch stieg auf“, mit dem gleichen Asch, aus dem das Erdpech fiel und das man deshalb bis heute Asphalt nennt. (Sie sehen, aus jedem „lateinischen“ Satz kann man spielend leicht einen Satz in theodischer Sprache machen, vorausgesetzt, man beherrscht diese Sprache richtig, und gleichzeitig kann man die Lateiner lächerlich machen, obwohl dies natürlich nicht mein vorrangiges Ziel ist. Es wäre mir viel, viel lieber, sie zur Einsicht zu bekehren).

So steht in Genesis Kapitel 14,10: „bituminis itaque rex sodomorum et gomorrae terga verterunt ceci deruntque ...“ – „bitumini si ta quer ex, so domo rumet gomo rra eter gaver te runt, ceci de runt que ...“ – „sie strafend da kehrt das Ex, so straft räumend (weggehend, wegfahrend) des Herrn Strahl, in den Äther die Runde gefahren, quick (schnell) die Runde geht ...“ und etwas weiter unten steht: „rex sodomorum ad abram da mihi ...“ – „rex so domo rum ad abram da mihi ...“ – der „Recke so strafte, dem (Welt-) Raum zu strebte der Mächtige ...“. (Abram = zustreben, angreifen ist ein Tätigkeitswort in altdeutscher Sprache und „raha, raham“ = Sache, Ding, Zu-

stand usw. ein Hauptwort in derselben Sprache, vor dem in den Texten gelegentlich die Silbe „ab“ steht. Und dennoch glauben die drei Religionen Christentum, Judentum und Islam, dass der angebliche, gemeinsame Erzvater, dessen Pseudonachkommen sich seit Jahrhunderten gegenseitig umbringen und was jeden Tag zum Ausbruch des 3. Weltkrieges führen kann, Abraham sei, der vormals Abram hieß.)

Genesis Kapitel 13: „sodomam et gomorram ...“ – „so domo met gomo rra m ...“ – „so strafte mit des Herren Strahl ...“. Im Unterschied zum oben bei „Hieronymus“ zitierten Satz, wo steht: „so strafte des Herren Strahl“ steht hier: „so strafte *mit* des Herren Strahl“. Kehren wir zu „Hieronymus“ zurück, weil er auf den Weltraum und den Himmel verweist: „sodomorum et gomorrae ...“ und etwas weiter: „melchisedek“ – „so domo rumet gomo rra E ... melchi sed ek“ – „so strafte, wegfahrend des Herren E Strahl ... in die Milchstraße setzte das Ek“, weiterhin „ei bituminis“ – das „Ei (-förmige Raumfahrzeug) bestrafte es“ oder „dum deus humilitatem“ – „dumde us humili tat E m ...“ – „strafte aus dem Himmel tat (Gott) E ...“ oder „umbras arietum et“ – „umb ra sari E tumet“ – „um den Strahl herum schnell strafte der E“.

In einer Mayahandschrift, der man unsinnigerweise den Namen „El Titulo de Ilocab“ gegeben hat und die nur neun winzige Seiten eines Schulheftes

umfasst, steht auf der 4. Seite: „E hila xotomo como ra ubi ... ban“ (hier sind die angeblichen Sodom und Gomorra als „xotomo como ra“, also gleich in wunderbarer theodischer Sprache, geschrieben) - „Der heilige E bestrafte, es kommt der Strahl auf ... die Bahn“. Übrigens, auch in alten baskischen Texten, die ja ein noch viel schöneres Theodischa sind, als das Lateinische, kann man lesen: „sodoma ta gomorra“ - „so strafte da des Herren Strahl“.

Jesaja, Kapitel 13,29 schreibt: „subperbia chaldeorum sicut subvertit deus sodomam et gomorram ...“ - „su perbia chald eo rum sic ut sub vertit de us so domo gomo rra m ...“ - „so beim (Sternbild) Bären vom kalten ewigen Raum fiel er heraus, gänzlich (ganz und gar) vertilgte er von außen, so strafte er mit des Herrn Strahl“. Besonders zu erwähnen beim letzten Satzbeispiel ist, dass „subvertit“, was laut altdeutschem Wörterbuch von *Oscar Schade* bedeutet: „sub“ von „suber, subar“, eigentlich „sauber, rein“; aber auch „gänzlich, ganz und gar“ und „vertit“ von altdeutsch „fartuon, vertuon“ = „vertilgen“, auch in lateinischen Wörterbüchern die Bedeutung beibehalten hat, „subvertit“ = „zerstören, vertilgen“.

Das altdeutsche Wort „mulen, mullan, mullen, muljan“ bedeutet ebenfalls „zermalmen, zerstören“ und in Genesis Kapitel 18 lesen wir: „sodomorum et gomorrae multiplicatus est et“ - „so domo rumet gomo rra E, mul ti plica tu se stet“ - „so strafend weicht (räumt) des Herren E Strahl, zermalmen tun ti Blitze so die Stätte“ (nicht: die Städte). (Ich wage hier gar nicht zu fragen, was „mul ti Kultur“ heißt, um mich nicht der Verfolgung undemokratischer Kräfte auszusetzen. Aber gerade, weil ich beweise, dass es einst eine einheitliche, weltweite Kultur gab, weil ich beweise, dass es keine Rassen und Semiten gibt und gab, muss ich darauf hinweisen, dass eine Vermischung der Kulturen erst wieder erfolgen darf, wenn die Ursachen der Feindschaft unter den Kulturen, hauptsächlich die Religionen mit ihren falsch übersetzten, pseudoreligiösen Büchern, beseitigt sind. Aber was tun die gedankenlosen Schildbürger-Ideologen in der deutschen Politik, sie machen ein Gesetz zum Schutz aller Religionen, ohne eine Definition, was

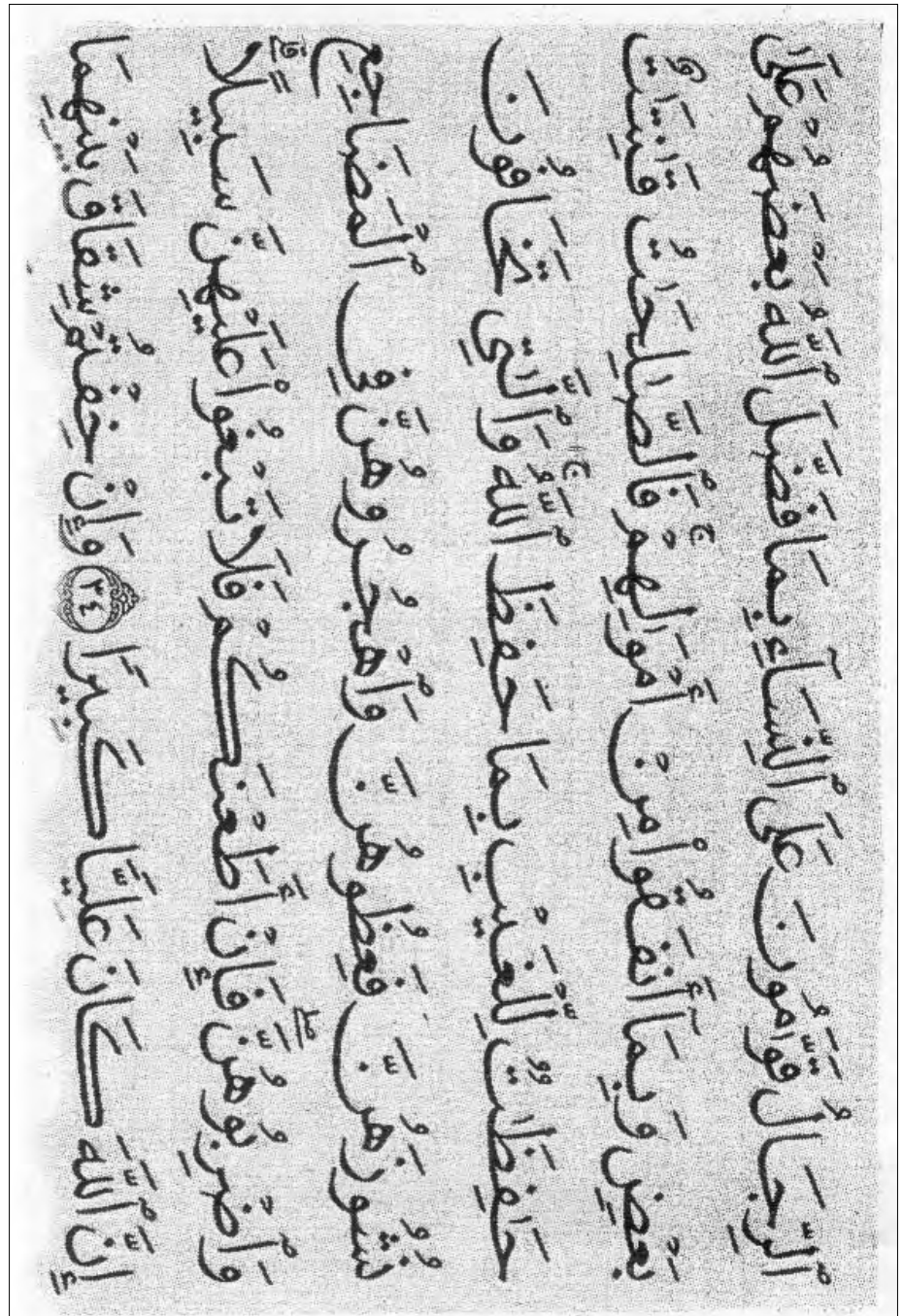


Abb. 3

eine Religion wirklich ist und sein soll. Neue Sodoms und Gomorras, diesmal nicht von Außerirdischen, sondern von irdischen Kräften, drohen unser Schicksal zu sein. Jeden Tag kann der 3. Weltkrieg im Nahen Osten wegen der Pseudoreligionen ausbrechen.)

Genesis Kapitel 18,26 steht geschrieben: „sodomis quinquaginta iu stos in media“, - „so domi squin quaginta iu stos in medio“ - „so strafte der Schein des Wagens da, schon stößt er in die Mitte“ (der Wagen, verstanden als Raumfahrzeug und der Schein als Strahl). Das Wort Wagen als Raumfahrzeug leitet uns zum ebenfalls total

falsch übersetzten Koran über („koran, koren“ in Altdeutsch = „versuchen, prüfen“ und keineswegs „Buch“ wie die Muslims behaupten), wo man auch nicht merkt, dass angebliches Altarabisch nur Theodischa Sprachha ist.

In Sure 33, Vers 59 (siehe Abbildung 1), der berühmt-berüchtigten Stelle, die angeblich das Verhüllungsgebot (oder „Kopftuchgebot“) enthält, was schon zu zahllosen Prozessen führte und den deutschen und europäischen Steuerzahler Unsummen kostete, steht (lesen Sie in Abbildung 1 selbst): „ta yna wakana alla hu ghaforan ...“ - „da ihn der Wagen ins All hochgefahren ...“ oder, (da hier

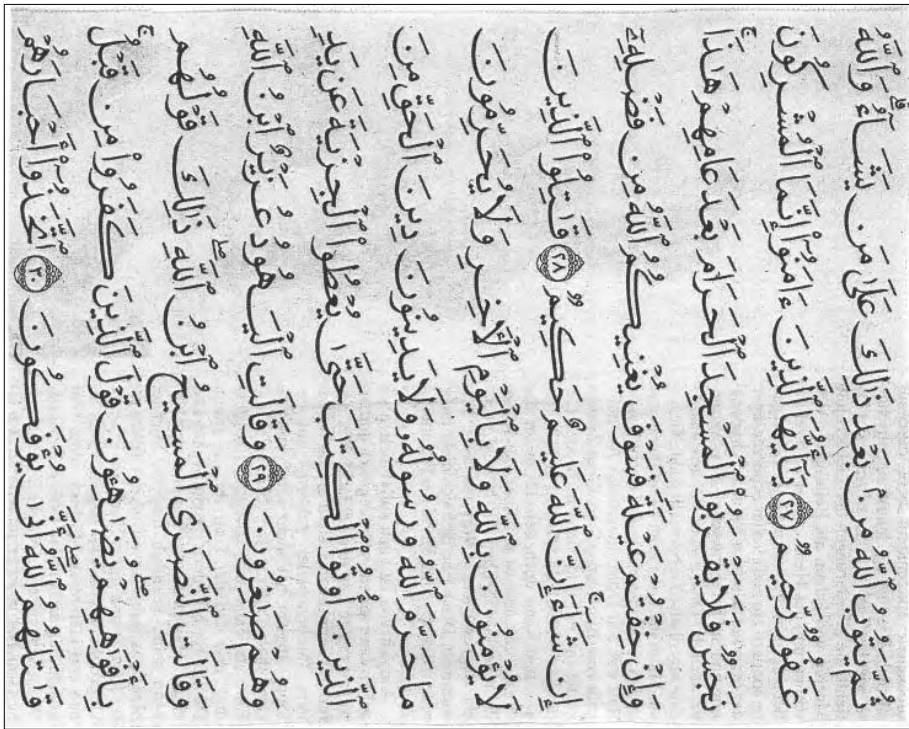


Abb. 4

zwei Lesarten von „yna“ möglich sind = „ihn“ und „in, im“), „da im Wagen ins All hochgefahren ...“. Wenn dies kein wunderbarer Satz in altdeutscher bzw. theodischer Sprache ist, dann gibt es keine altdeutschen Sätze. Und keiner der zahlreichen deutschen Orientalisten, die man auch noch ständig mit Ehreenauszeichnungen für ihre angeblich wissenschaftliche Arbeit überhäuft, merkt etwas.

Der Koran gilt als unübersetzbar. Für gläubige Muslime gilt die Unübersetzbarkeit als Beweis einer göttlichen Herkunft. Mehr kann man Logik nicht verdrehen. Warum sollte Gott von den Gläubigen die Erfüllung von Pflichten und Gebote erwarten, die sie gar nicht zur Kenntnis nehmen können, weil der Text unverständlich und unübersetzbar ist? Weil man die Schrift um 90 Grad dreht und nicht erkennt, dass sogenannte lateinische Buchstaben vorliegen noch die dahinter stehende Sprache erkennt, wird der Koran nicht richtig übersetzt. Schauen Sie sich die Abbildungen 2, 3, und 4 an.

„Arabische“ Schrift um 90 Grad gedreht. Am leichtesten erkennt man die Buchstaben „E“ und altes Rund-„S“ (wie es später in der sogenannten Sütterlin-Schrift wieder auftaucht). So sehen Sie in Abb. 2, 1. Zeile von rechts, etwa in der Mitte von oben, das Wort „hil“ = „heilig“. In der 2. Reihe oben

das Wort „Evic“, mit einem lang nach unten gezogenen „V“, das in ein „C“ übergeht und das „I“ mit Punkt liegt seitlich. Reihe 3 von rechts zeigt uns „E hil“ etwa in der Mitte von oben. Die Zeilen 1, 2, 3, und 5 enden jeweils mit dem Wort „si“, viermal mit altem Rund-„S“, einmal mit den „lateinischen“ „S“. Abbildung 3 zeigt uns in Zeile 2 von rechts „Es si“ und weiter unten „sid“. Die verschnörkelten „H“ und „Ch“ vor allem lassen schon die Kalligrafie erkennen, die weltweit als Schreibkunst entwickelt wurde.

Zeile 3 von rechts zeigt uns „Hil“ und „Hel“ und „E heilic“ und Zeile 4 „i Ho Chel“ und Zeile 5 von rechts fast unten „in si Geist“. Abbildung 4, Zeile 1 von rechts „E selig si“ = der Gott „E sei selig“ (was will man von einem religiösen Text mehr verlangen?). Deutlicher kann man nicht beweisen, dass auch die Muslims einst an den Sachsengott „E LI“ glaubten, wie auch Christen und Juden und die ganze religiöse Welt, und keineswegs an Allah (das Welt-All).

Die 2. Zeile von rechts ganz unten zeigt wieder das Wort „hil“ = „heilig“. Zeile 4 in der oberen Mitte zeigt nochmal „E selig“ und ganz unten das Wort „sind“ (mit Rund-„S“), Zeile 5 zeigt wieder „evic“ in der Mitte der Zeile ebenso wie Zeile 7 im unteren Teil. In Zeile 10 haben sie das Wort „Evic“ mal in ganz anderer Schreibweise, was uns

zeigt, dass künftige Übersetzer, wenn es sie denn geben sollte, die „kalligrafischen“ Verschnörkelungen berücksichtigen müssen.

Wunderbar zeigt uns die Zeile 12 von rechts, untere Hälfte: „heil in E geist is“ = das „Heil ist in (des Gottes) E Geist“. Lesen Sie doch einfach selbst weiter, in diesen Abbildungen oder in anderen Abbildungen von Schrift aus dem Koran.

Wir sahen, dass das Wort „sodom“ in verschiedenen Formen und Endungen auftritt. Es handelt sich also nicht um den Namen einer Stadt, ebenso wie bei Gomorra. Zum Beispiel „so domo“, „so domaet“; was „so strafte“ bedeutet, aber auch in der Form „sodomis“ = „so do mis“ = „so tut schicken, senden“.

Im Buch 17 von „De rerum naturam“ (was nicht „Über die Natur der Dinge“ bedeutet, sondern „der E rum na tu ram“ – „der E dem (Welt-) Raum nach tut streben“), steht: „sodom israhel gomorra“ – „so do mis ra hel, gomo rra“ = „so tut den Strahl aus dem Hel schicken, des Herren Strahl“ (Hel = holländisch-altniederdeutsch: der Weltraum).

Es wird Zeit, dass wir die (nicht-) babylonische Sprachverwirrung, die wir den Latinisten, Gräzisten und Hebraisten verdanken, rückgängig machen. Sie hat uns schon zu viele, viel zu viele Kriege in den vergangenen Jahrhunderten gebracht durch die Religionen mit ihren falsch übersetzten Büchern. Hunderttausende unserer besten, hochbegabten Schüler mussten die Gymnasien verlassen und auf ein Studium verzichten, weil sie zu intelligent waren, um die Kunstsprachen Latein und Altgriechisch zu lernen.

Heute klagen die Bildungspolitiker über die Überbelastung der Gymnasiasten, aber man quält 800.000 Schüler mit 10 bis 14 Wochenstunden Latein. Warum? Damit die Geschichtsfälschungen verborgen bleiben. Damit den „Gläubigen“ verborgen bleibt, was in den „religiösen“ Büchern wirklich steht. Die katholische Kirche führt den lateinischen Ritus wieder ein, aber die Vulgata kann und will sie nicht übersetzen. Und dass es kein Altlatein gab, interessiert nicht. Aber wir müssen Vulgata, Koran, Thora und die anderen Schriften richtig übersetzen, damit wir künftige Sodoms und Gomorras verhindern, die wir bei der heutigen Waffentechnik nicht mehr überleben würden. ■

Weiches Gestein und Ausstülpungen

Weltweite ungeklärte Phänomene

Gernot L. Geise

In meinem Vortrag in München am 28. Januar über Peru und die dortigen Inka-Bauten kamen u. a. wieder die Fragen auf, ob es Hinweise darauf gibt, dass Steinblöcke durch Erweichen des Gesteins geformt oder bearbeitet sein könnten, und was die merkwürdigen Ausbuchtungen (brustähnliche Ausstülpungen) zu bedeuten haben, die etwa auch an den Inka-Mauern zu sehen sind.

Dazu muss ich etwas weiter ausholen.

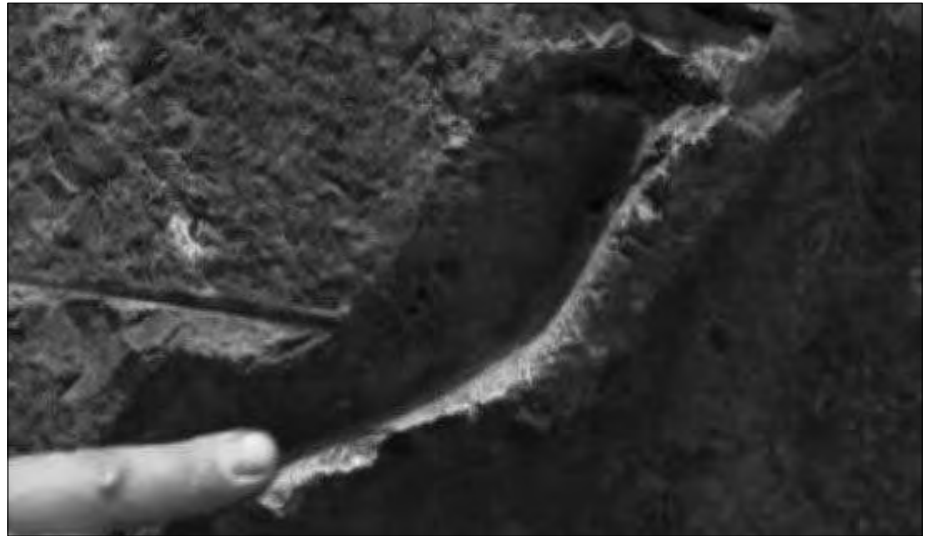
Weiches Gestein?

Schon in Ägypten fielen mir an verschiedenen Tempelanlagen Steine bzw. Steinblöcke sowie Säulen auf, die wie moderne Betonierungen wirken. Insbesondere an verschiedenen Säulen kann man - etwa im Karnak-Tempel in Luxor - deutliche Quetschlinien erkennen. Quetschlinien entstehen etwa, wenn zwei Matrizen aneinander stoßen, die entweder in weiches Material gedrückt oder mit weichem Gestein ausgegossen werden. Die bei uns bekanntesten Quetschlinien entstehen bei Betonierungen zwischen den neben aneinander liegenden Verschalungsbrettern.

Insbesondere in dem alten Steinbruch von Assuan, wo der bekannte „unvollendete Obelisk“ liegt, fand ich Steinbearbeitungen vor, die aussehen, als ob man mit einer Art Schaber weiches Gestein abgeschabt hätte. Wegen der Ähnlichkeit nannte ich das die „Eislöffelchen“-Technik.

Auch in Südamerika scheinen die Inka bzw. auch andere indigene Völker das Geheimnis gekannt zu haben, wie man auch härtestes Gestein erweichen kann. Der Sage nach sollen sie es mit einer besonderen Pflanzenart bewerkstelligt haben, deren Saft sie verwendeten. Allerdings konnte man diese merkwürdigen Pflanzen bisher nicht finden.

Jedoch findet man - wie in Ägypten - viele Hinweise darauf, dass es durchaus möglich war, auf diese Weise auch härtestes Gestein zu bearbeiten. In Perú etwa an den gigantischen Mauern von Sacsayhuaman, deren riesige Stein-



Dieses Gestein war ganz offensichtlich weich, als man es bearbeitete (Sacsayhuaman [Peru], Nordseite).



Dieser Gesteinsblock war offensichtlich weich (oder weich gemacht), als man ihn mittels „Eislöffelchen-Methode“ bearbeitete, also abschabte (Sacsayhuaman [Peru], Südseite).

blöcke teilweise wie zurechtgeschabt aussehen.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen verbauten ägyptischen mit Inka-Steinblöcken besteht darin, dass sie sich kissenartig vorwölben. Es sieht aus, als ob sie beim Bau noch nicht völlig ausgehärtet gewesen wären und unter dem aufliegenden Gewicht der anderen Gesteine nachgegeben und sich ausgewölbt hätten. In Ägypten kann man das sehr schön etwa an der unteren Granitverkleidung der Mykerinos-Pyramide sehen, wobei hier nur um den Pyramidenzugang die Steinblöcke geglättet wurden. Alle anderen wölben sich kissenartig vor.

In Sacsayhuaman kann man denselben Effekt sehen, obwohl hier eine andere Steinverarbeitungstechnik angewendet wurde: Unregelmäßig bearbeitete Steinblöcke, die eine mörtellose Verzahnung bilden. In Ägypten hingegen wurden mehr oder weniger quaderförmige Blöcke verarbeitet.

In Bolivien - etwa in Tiahuanaco - liegen sauber bearbeitete Steinblöcke aus Andesit (einem wesentlich härteren Gestein als Granit) herum, bei denen Fehler bzw. Beschädigungen sauber ausgebessert wurden. Nicht etwa mit Mörtel, sondern mit erweichtem Andesit, wie man durch Untersuchungen festgestellt hat.

Genau das kann man ebenfalls in Ägypten im Karnak-Tempel von Luxor sehen, denn im hinteren Bereich steht u. a. der sogenannte Lateran-Obelisk, der aus Assuan-Rosengranit besteht und bei oder nach seiner Herstellung ganz offensichtlich gewisse Beschädigungen erlitt, die kunstvoll ausgebessert wurden.

Aber es ist fraglich, ob bei der Bearbeitung vorhandenes weiches Gestein zum Einsatz kam oder ob das harte Gestein künstlich weich gemacht wurde.

Ich fand rein zufällig in Südamerika/Perú in der Umgebung von Ollantaytambo eine Stelle mit Quarzgestein, das sich schon allein farblich von dem vorherrschenden Rotbraun des umgebenden Gesteins bzw. der Erde abhob. Ich wusste nicht, dass dieses Gestein weich war, als ich ein paar Quarzbrocken mitnehmen wollte. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, weiches Quarzgestein zwischen den Fingern zu haben. Einige Proben davon nahm ich mit. Zuhause musste ich allerdings feststellen, dass dieses



Weiches Quarzgestein in der Nähe von Ollantaytambo (Perú).



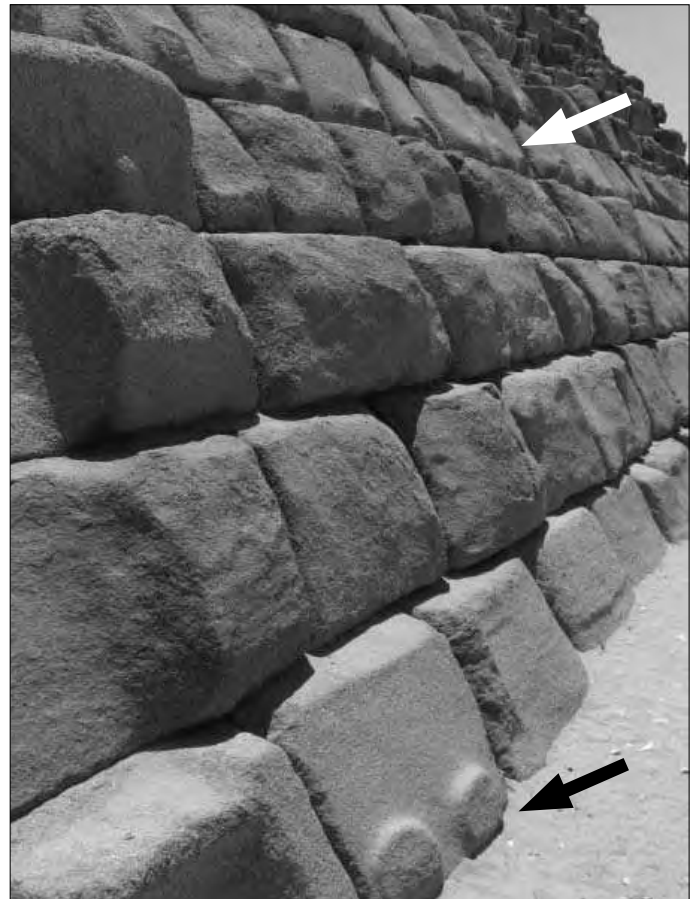
Proben dieses Gesteins waren nach der Ankunft in Deutschland ausgehärtet!



Kunstvoll ausgebessert (Pfeil) Andesitblock in Tiahuanaco (Bolivien)



Säule mit typischen Quetschlinien, die darauf hinweisen, dass das Säulenmaterial nach der Fertigstellung erweicht wurde, um die Bilder und Muster wie mit einer Art Matrize eindrücken zu können (Karnak-Tempel, Luxor, Osttempel).



Ausstülpungen an der unteren Granit-Lage der Mykerinos-Pyramide (Nordseite).



Cuzco, Inkastraße: An diesem verbauten Andesit-Steinblock erkennt man sehr gut die angewendete „Eislöffelchen“-Schabemethode an weichem Gestein.



Granit-Sarkophag im Ägyptischen Museum in München. Der schwere Deckel zeigt auf der Front- und Rückseite je zwei nur grob bearbeitete Ausbuchtungen, die so gar nicht zum sauber bearbeiteten Rest des Sarkophags passen.

„weiche“ Gestein inzwischen ausgehärtet war. Ob das am unterschiedlichen Luftdruck (Ollantaytambo liegt etwa 3500 Meter über dem Meeresspiegel) oder an anderen atmosphärischen Gegebenheiten liegt, kann ich jedoch nicht sagen.

Die „Ausbuchtungen“

Bei den Ausbuchtungen oder Ausstülpungen (man kann sie auch anders bezeichnen: Ferdinand Koch nennt sie etwa „Warzensteine“, siehe seinen Beitrag in diesem Heft) handelt es sich um ein Phänomen, das mir ebenfalls

erstmalig in Ägypten aufgefallen ist. Sie kommen an bearbeiteten Steinen vor und sehen brustähnlich aus, obwohl sich an einem Steinblock nicht zwangsläufig zwei dieser Ausbuchtungen befinden müssen. Es gibt durchaus auch Steinblöcke mit nur einer oder gleich mehreren



Tiabuanaco, Akapana. Eine Ausstülpung neben dem negativen Gegenstück, das aussieht, als ob das Material weich gewesen wäre.



Ausstülpungen an der Innenmauer des Templo de San Domingo in Cuzco (Perú)



Sacsayhuaman (Perú), Südseite, Inkamauer mit Ausstülpung.



Sacsayhuaman, Südseite, eine weitere Ausstülpung in der Inkamauer.

dieser Ausbuchtungen. Das Vorkommen dieser merkwürdigen Steinbearbeitungen sind nicht auf Ägypten beschränkt. Ich fand sie ebenfalls in Tiabuanaco (Bolivien), sowie in Perú etwa in Cuzco, Sacsayhuaman, Ollantaytambo und an anderen Inka-Bauten.

Allen gemeinsam ist, dass sie anscheinend keinen Sinn ergeben, denn man kann mithilfe dieser Ausbuchtungen keinen dieser teilweise tonnenschweren Steine anheben oder gar bewegen. Ein herum gewickeltes (Transport-) Seil etwa würde abrutschen.

Da die Steinblöcke, an denen man solche Ausbuchtungen sieht, ansonsten glatt bearbeitet sind, fragt man sich unwillkürlich, warum diese stehengelassen wurden und man den Steinblock nicht als Ganzes glatt bearbeitet hat.

Im Ägyptischen Museum in München steht beispielsweise ein Sarkophag aus Granit, der jeweils an der Kopf- sowie Fußseite am Deckel ebenfalls je

zwei dieser Ausstülpungen zeigt. Diese sind nur relativ grob bearbeitet, im Gegensatz zum Rest des Sarkophags. Warum haben die Hersteller dieses Sarkophags diese Beulen nicht beseitigt? Zumal der Sarkophag ansonsten glatt bearbeitet und mit Verzierungen versehen ist. Auch hier sind diese Ausbuchtungen keinesfalls dazu geeignet, um den Sarkophagdeckel transportieren zu können.

Geht man von der Theorie aus, dass die verarbeiteten Steinblöcke einst weich wie Beton waren, würde sich als Erklärung für die Ausbuchtungen anbieten, dass es sich hierbei etwa um die Stelle handelt, wo das weiche Material in eine Aushärtungsform gespritzt oder geschüttet wurde. Damit wäre jedoch noch nicht die Frage beantwortet, warum man nach dem Verbau dieser Blöcke sie nicht nachträglich glättete. Weiterhin stellt sich die Frage, warum dann nicht *alle* Steinblöcke diese „Ein-

spritzstellen“ aufweisen. Oder handelt es sich bei diesen Blöcken nur um „vergessene“, während die Beulen an den anderen beseitigt wurden?

Weiterhin sind diese Ausstülpungen nicht auf bestimmte Steinsorten begrenzt, obwohl bei den Blöcken augenscheinlich härtere Sorten bevorzugt wurden.

Der Radiästhet *Ferdinand Koch* vertritt die Meinung, dass es sich bei diesen Ausbuchtungen um Punkte handelt, an denen mittels austretender Frequenzen die Heilung verschiedener Krankheiten möglich sei. Ganz im Sinne der überall auf der Erde vorkommenden Heilsteine bzw. Heilfelsen.

Ich meine jedoch, dass die Möglichkeit, durch solche Punkte irgendwelche Krankheiten heilen zu können, bestimmt nicht auf alle diese Ausstülpungen anwendbar ist, da oftmals solche Steinblöcke in einer unerreichbaren Höhe verbaut wurden.



Ausstülpungen an den Mauerblöcken der Inka-Straße in Cuzco.



Die alte Inka-Festung Ollantaytambo zeigt ebenfalls diese Ausstülpungen.



Ausstülpungen an Mauerblöcken in Machu Picchu.



Ausstülpungen an Mauerblöcken in Machu Picchu.



Ausstülpungen an Mauerblöcken in Machu Picchu.



Ausstülpung an einem Mauerblock in Machu Picchu.

Betrachte ich etwa die Granitblöcke in der unteren Verkleidung der Mykerinos-Pyramide in Ägypten, so benötigt man zumindest eine Leiter, um diejenigen mit Ausbuchtungen erreichen zu können.

Wenn es sich wirklich um Heilsteine handeln würde, hätte man sie dann nicht so verbaut, dass sie für den

jeweiligen Kranken gut erreichbar wären? Ich stelle mir vor, dass man dann eine Art Gesundheitszentrum angelegt hätte, eine Art Sanatorium, in dem diese Steinblöcke, sortiert nach Krankheitsbildern, nebeneinander aufgestellt worden wären.

Es schließt natürlich nicht aus, dass diese Blöcke tatsächlich gesundheits-

fördernd wirken. Vielleicht wurden sie auch in späterer Zeit in den jeweiligen Bauwerken verbaut, in Unwissenheit ihrer strahlenden Wirkungen?

Bisher bleiben sie jedenfalls ein ungelöstes Rätsel.

(Fotos: Gernot L. Geise)

„Warzensteine“

Ferdinand Koch



Abb. 1: Ollantaytambo

Unter *Warzensteinen* verstehe ich Steine, deren Oberflächen glatt bearbeitet sind und aus der eine Erhebung in beliebiger Größe, Höhe und Form hervorgeht. Derartige Steine und Monolithen gibt es in diversen Ländern der Erde. Insbesondere in und um Ollantaytambo, Cuzco usw. in Peru.

Was hat es nun mit dieser eigenartigen und aufwändigen Formgebung auf sich? Da wurde alles Mögliche und Unmögliche vermutet und behauptet. Von Auflagen für eine Deckenkonstruktion bis zu harten unbearbeitbaren Stellen. Warum hat nicht jeder Stein solch eine Ausbeulung? Zugegeben, dieser Durchgang (Abb. 1) sieht schon sehr merkwürdig aus.

Soweit mir bekannt ist, findet man diese „Hefekloß-Technik“ nur in der kurzen Epoche, in der die Inka es ver-

standen, die Steine weich zu machen. Merkwürdigerweise fand ich die trapezförmigen Fenster und Türen sowie die eigenartige, fugenlose und passgenaue Verzahnung auch in der Türkei und Ägypten. Daraus kann geschlossen werden, dass zu einer Zeit ein entsprechender Wissensaustausch stattgefunden hat. Wie er erfolgte, ist bislang ungeklärt, ob per Schiff oder Telepathie ist dabei sekundär. War es vielleicht das oft zitierte „morphogenetische Feld“? Was das Weichmachen der Steine oder deren Oberfläche anbelangt, so gibt es da allerdings mehrere Verfahren.

So schrieb ein spanischer Missionar, dass ihren Soldaten während des Ausritts die Sporen und Steigbügel durch Pflanzensäfte von den Füßen gefressen wurden, und dass sie darob sehr erbot waren. Er berichtet, dass die ganze

Pampa mit rund achtzig Zentimeter hohen, dickfleischigen, roten, opunziartigen Pflanzen übersät war. Heute ist diese Pflanze fast ausgestorben. Ich fand dort jedenfalls 1981 keine mehr. Es gibt aber noch einige im bolivianischen Hochland. Durch die scharfen Kanten der Metallteile (die aus purem Silber bestanden) wurden die Pflanzen beschädigt, sodass der Saft das Silber auflöste. Mit diesem Pflanzensaft machten die Indios die Oberfläche der Steine für ein paar Stunden weich.

Man beachte auf diesem Bild (Abb. 1) auch die unterschiedlichen Mauerarten.

Es erhebt sich sogar die Frage, ob diese Quader im Vordergrund nicht aus Basalt (wegen der Farbe und der Struktur) oder Schotter hergestellt worden sind. Es wäre eine Untersuchung wert.

Würde man von einem unbedeutenden Stein eine Ecke abschneiden, (Abb. 2) so ergäbe ein Schliffbild doch einigen Aufschluss darüber, ob er gewachsen, bzw. seine Oberfläche erweicht wurde, oder nicht. So, wie die hier abgebildeten Steine aussehen, wurde da keine „Warze“ gemeißelt, denn es sind keine derartigen Spuren zu sehen.

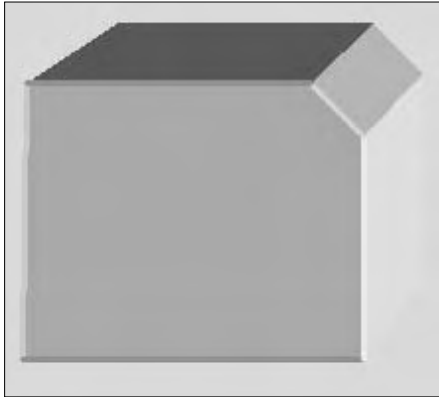


Abb. 2

Es wäre auch unsinnig. Alles sieht weich wie geschmiert aus, so als hätte es ein Töpfer gefertigt.

Warum kam noch niemand auf die Idee, das Rätsel der Warzensteine radiästhetisch zu untersuchen? Angenommen, man würde am Tempelfelsen in Ollantaytambo (Peru) von einer großen Warze und an einer neutralen Stelle je fünfzig Gramm Material abschaben und die beiden Proben unabhängig voneinander analysieren, so hätte man schon mal wenigstens einen Ansatzpunkt. Bei geschicktem Vorgehen würde man von der Beschädigung kaum etwas oder nichts merken.

Wie ich nun herausfand, handelt es sich bei den „Warzen“ um Heilstellen in den Steinen. Der zuständige – nennen wir ihn mal Schamane oder Priester – betastete den Stein und fühlte, ob er Heilstellen hat. Dann zeichnete er die Stellen an und legte fest, wie tief um die

Stellen herum die Fläche freizulegen sei. Allerdings konnte er anscheinend nur Stellen erfassen, die sich auf die wichtigsten Organe, Drüsen usw. bezogen. Die möglicherweise ungeheure Vielfalt in Steinen, entsprechend den Näpfcensteinen, kannte er wohl nicht. Alles war nur auf Heilung ausgelegt, und nur auf die wichtigsten Organe und Drüsen. So fand ich z. B. nirgends etwas zur Heilung der Milz. Vielleicht kannte man sie nicht oder maß ihr keine Bedeutung zu. Auch in Bezug auf psychische Probleme fand ich nichts. Entweder sie wussten es nicht oder ich fand es noch nicht.

Für die Bevölkerung war es aber die super Apotheke schlechthin! Heute ist diese Nutzung meines Wissens nicht mehr bekannt. Eigentlich sehr schade. Vielleicht hätte es aber den Nachteil, dass Leute auf die Idee kämen, z. B. diesen hochkarätigen Tempel von Ollantaytambo zu vermarkten oder zum Rummelplatz verkommen zu lassen. Deshalb habe ich auch nicht eingetragen, was und mit welcher Stelle geheilt werden kann. So gebe ich auch keine Ortsangabe für die anderen Bilder bekannt.

Die Anlage des Tempels ist, wie viele andere, ein absolutes Meisterwerk. Bedenkt man, dass dessen tonnenschwere Felsblöcke aus sieben Kilometern Entfernung, von der anderen Seite des reißenden Urubamba-Flusses stammen. Dann mussten sie noch den rund hundert Meter hohen, etwa 45° steilen Berg herauf transportiert werden. Wenn nicht teleportiert und levitiert, wie dann?

Um die Größe der Blöcke zu veranschaulichen, habe ich auf Abb. 4 eine Figur einskizziert.

Bemerkenswert sei noch, dass die Strahlung an der Kultstätte zwischen 280.000 und 1.200.000 Bovis-Einheiten liegt. Durch sie verläuft eine 2000er Linie deckungsgleich mit einer heiligen Linie, gekreuzt von einer 400er Linie. Das ist nur durch eine Manipulation möglich!

Anschließend brauchte man die Granitblöcke „nur noch“ für kurze Zeit oberflächenweich zu machen, um sie zu bearbeiten, d. h. fugenlos aneinander zu setzen.

Wie aus Abb. 4 dieses unfertigen Heiligtums zu ersehen ist, gab es die unterschiedlichsten Heilstellen für Erkrankungen. Dabei habe ich nicht einmal alle eingetragen.

Die Nutzung erfolgte, indem man ein mit Wasser gefülltes Keramikgefäß für vier Minuten an die erhabene Heilstelle

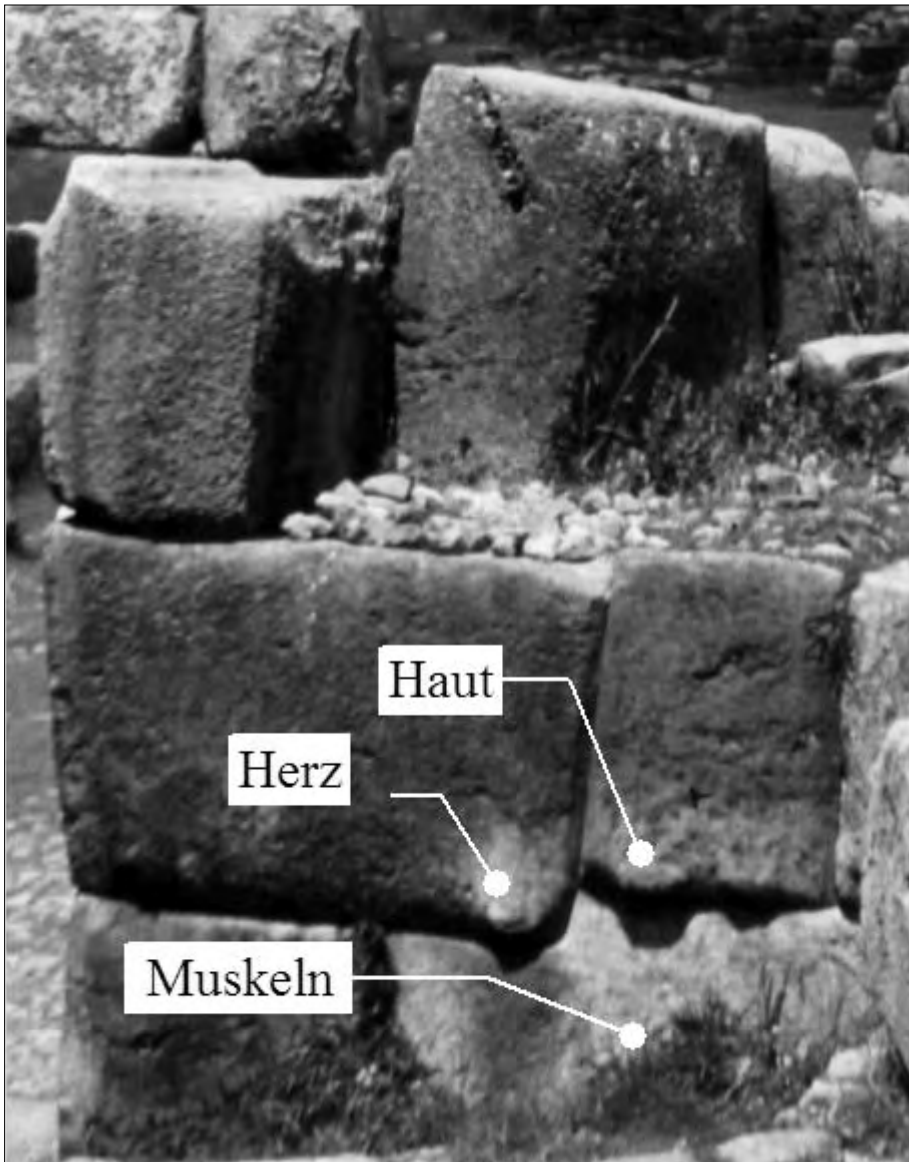


Abb. 3: Unterschiedlichste Heilstellen für Erkrankungen.

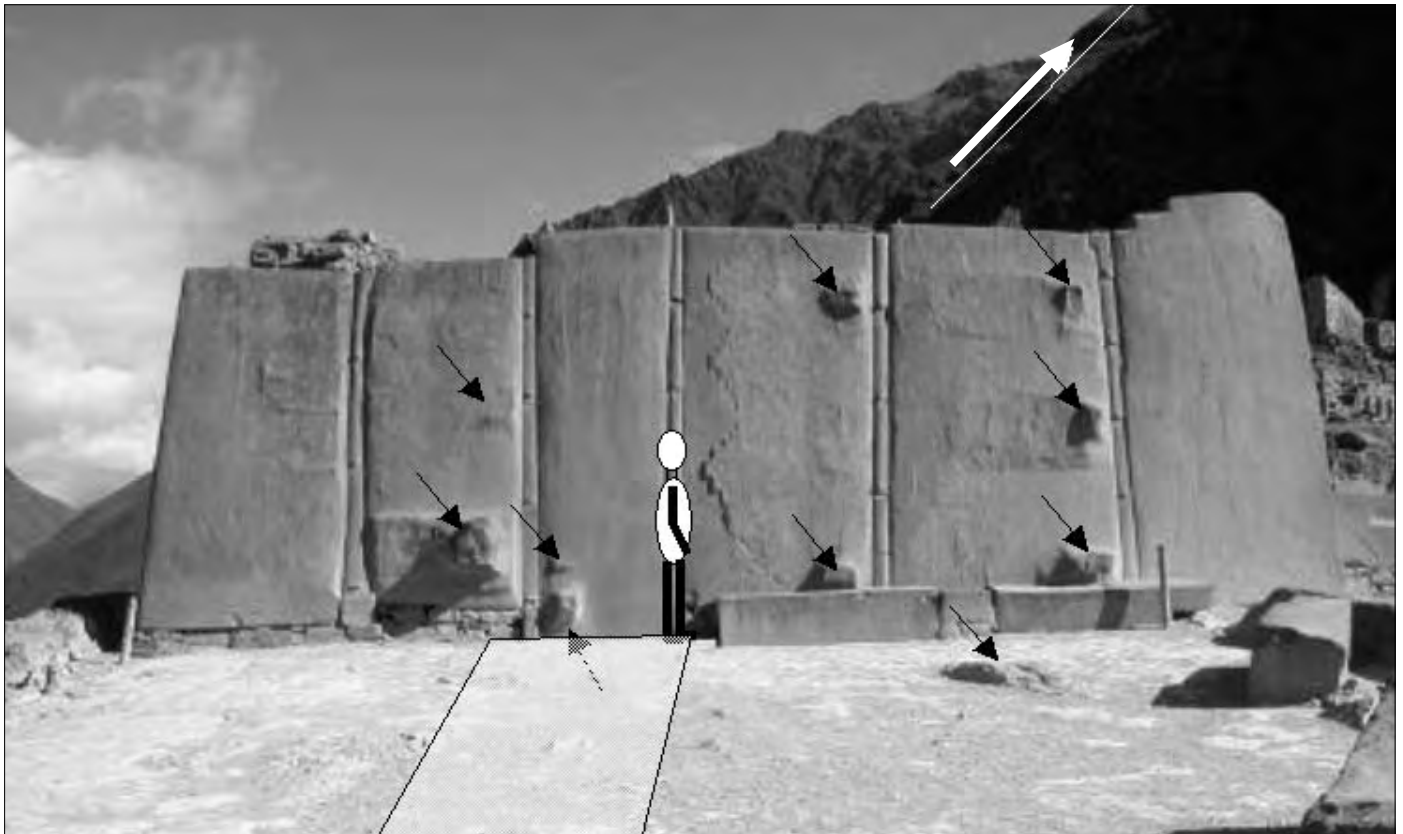


Abb. 4: Warzenstein in Ollantaytambo.

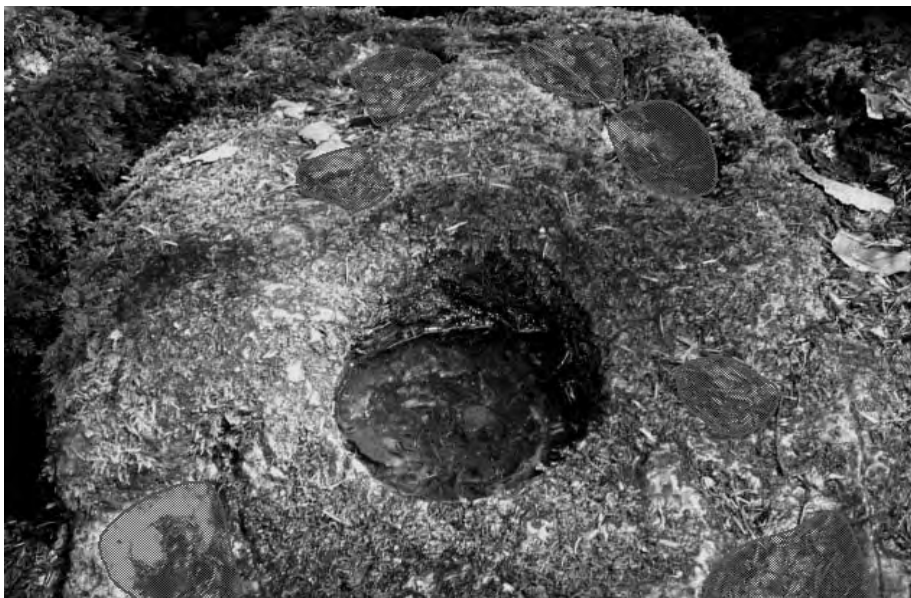


Abb. 5: Näpfchen- oder Schalenstein

anlegte. Somit übertrug sich die Strahlung der Heilfläche auf das Wasser. Das mit Wasser gefüllte Gefäß musste nun eine Woche lang ruhen. Dann erfolgte die Anwendung, indem man täglich zwei Schlucke dieses Wassers trank.

Diese Verfahren stellt die Umkehrung der europäisch-asiatischen Verfahrensweise dar. Geht man bei den „Warzen“ in die Höhe, so arbeitet man in unseren Breiten bei Steinen in die Tiefe. Bei uns sind sie bekannt als Näpfchen bzw. Schalensteine, siehe Abb. 5.

„Warzen“

Der *Vorteil* des erhabenen Verfahrens ist:

- Viele Leute können sich binnen kurzer Zeit präpariertes Wasser besorgen.
- Es ist an der senkrechten Wand anwendbar.

Der *Nachteil* des erhabenen Verfahrens ist:

- Es muss viel weggemeißelt oder geschabt und eine glatte, ebene Fläche erzeugt werden.

Näpfchen

Der *Vorteil* beim Näpfchen ist:

- Es ist weniger wegzumeißeln, bzw. wegzuschaben.
- Das Wasser ist nach 3 Tagen sofort anwendbar.

Der *Nachteil* beim Näpfchen ist:

- Das Wasser muss 3 Tage im Näpfchen bleiben und ist so u. U. der Verschmutzung ausgesetzt.
- Es dauert länger, bis dieselbe Menschenmenge versorgt werden kann.
- Es ist nur in der Waagerechten anwendbar.

Meine Forschungsergebnisse kann natürlich jeder gute Radiästhet anhand der Fotos sofort nachprüfen. Wenn Sie nicht ins Detail gehen möchten, fragen Sie einfach: „Hat er richtig recherchiert, bzw. stimmt sein Ergebnis?“

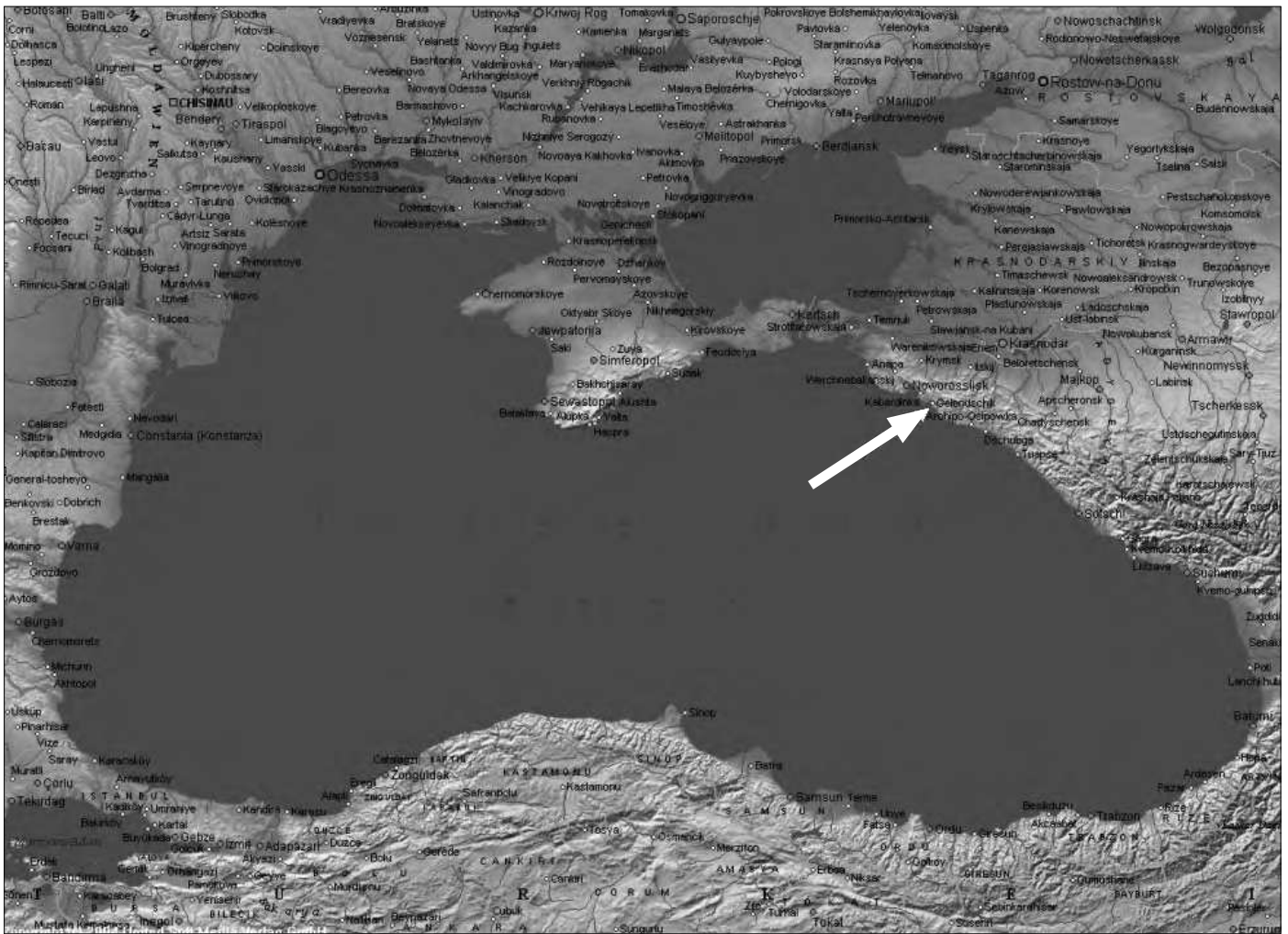
Mehr zum Thema Näpfchen können Sie aus meinen anderen Beiträgen, siehe „Heilfelsen“ in diesem Heft, oder meinem Beitrag über „Dolmen“ (SYNESIS-Magazin Nr. 6/2010), hierzu entnehmen.

Ist es nicht erstaunlich, was uns die Natur alles zu bieten hat?

Man muss es nur zu nutzen wissen! ■

Dolmenforschung

Ferdinand Koch

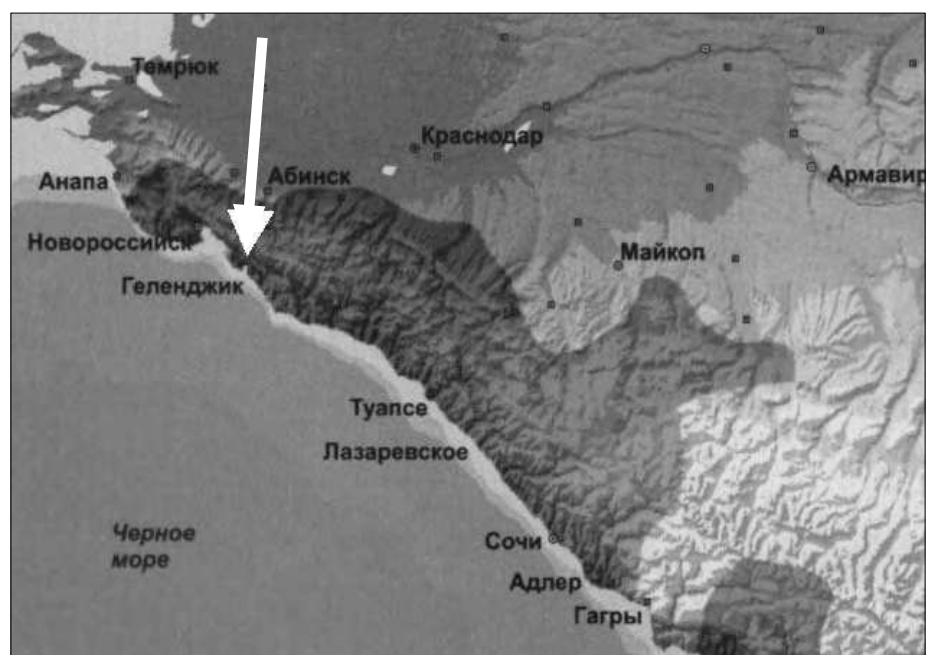


Schwarzes Meer

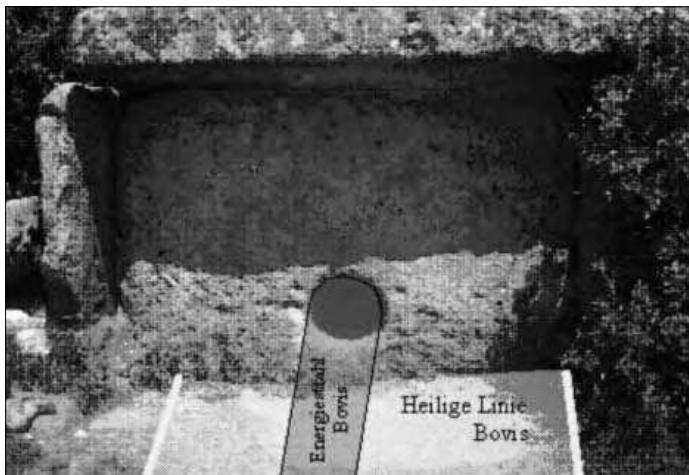
Was sind Dolmen? Eine Art Kartenhaus aus großen Steinen bzw. Steinplatten. Vier Wände und eine Deckplatte. Die vordere Platte hat entweder ein Loch oder einen herausstehenden Zapfen. Dolmen sollten nicht mit Langgräbern verwechselt werden. In diesem Beitrag befasse ich mich weitgehend mit Dolmen im Kaukasus.

Anno 2006 machte ich eine Forschungsreise in den nördlichen Kaukasus. Mein Interesse galt den 3000 bis 6000 Dolmen, die sich über den ganzen Kaukasus verteilen. Das ganze Gebirge ist ein Verwerfungsgebiet mit einer katastrophalen negativen Energie. So traf ich dort nur misswüchsige, mickrige Bäume. Die arbeitende Bevölkerung wird zwangsweise jährlich untersucht. Dabei stellt sich heraus, dass 90 % der Menschen krank sind.

Was also machten die damaligen



Gelentschik



Links: Dolmen von vorne. Rechts: Seitenansicht. Dieser hochkarätige Dolmen steht übrigens auf einer runden Stufenpyramide auf einem Berg-
rücken.

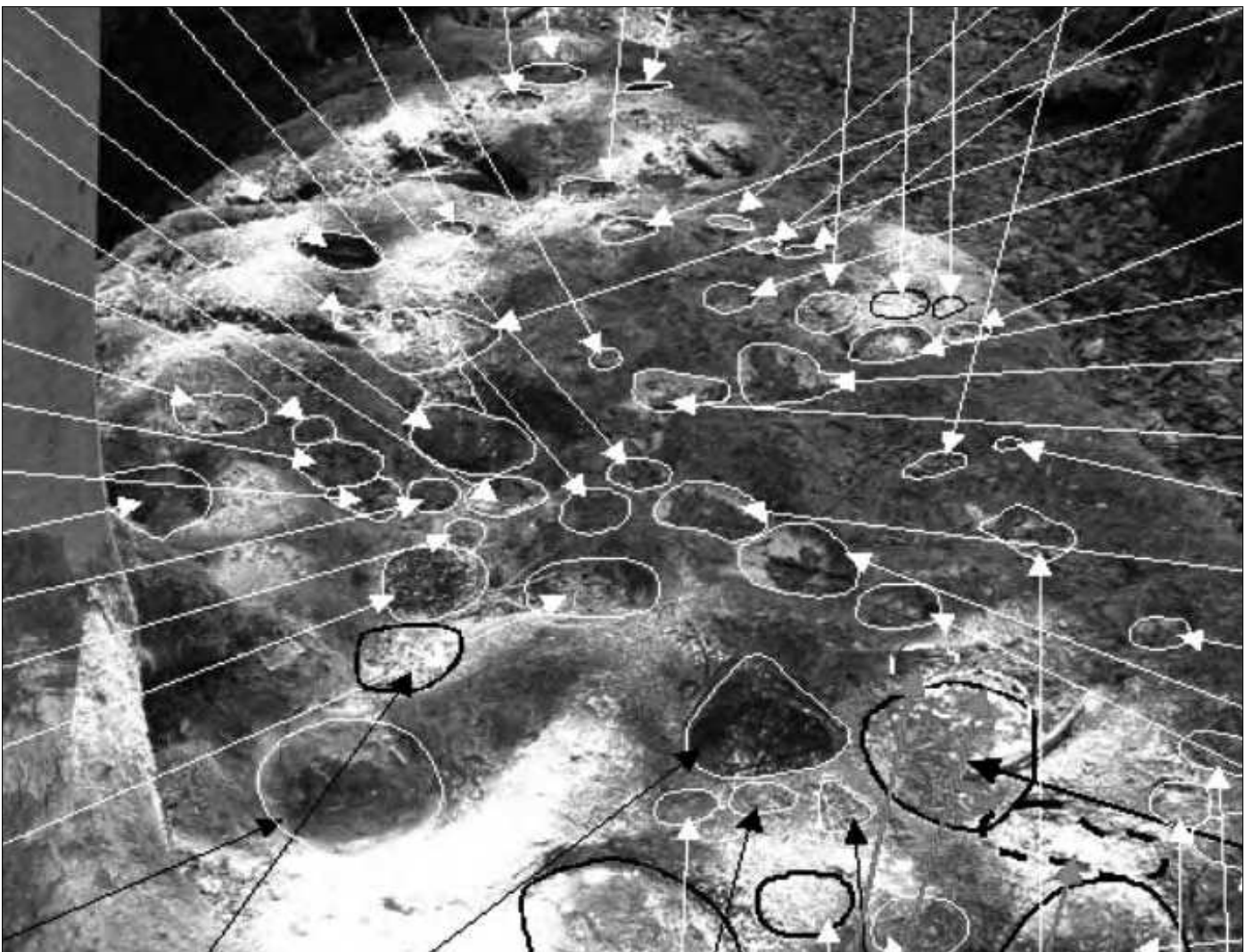


Druiden? Sie bezogen ihr Wissen übrigens per Fernübertragung aus der „Fränkischen Schweiz“ (dies wäre ein eigenes Thema). Sie setzten die Dolmen auf Kreuzungen positiver Gitter, 250er, 400er, 2000er heilige Linien bzw. kombiniert, z. B. 400er kreuzt eine heilige Linie. So ergab sich, dass durch das Loch eine hochkarätige positive Strahlung mit 700.000 bis 1,2 Millionen Bovis-Einheiten austrat. Das betraf auch die Zapfen. Das Aussehen der Dolmen schwankte zum Teil erheblich. So machte man auch Felsen zeit-

weise weich und höhlte sie aus. Durch Erweichen ließen sich auch das Loch (weiblich), der Zapfen (männlich) und die Wände einfach und exakt herstellen. Die Zapfen nutz(t)en die Frauen bei Kinderwunsch. Sie gehen in gebückter Haltung und entblößtem Hinterteil eine gewisse Zeit an den Zapfen.

So hatte die ganze Gestaltung und Nutzung seinen Sinn. In die Seitenwände strahlte man das gesamte Wissen der damaligen Zeit ein. Es lässt sich natürlich jederzeit wieder lesen, wenn man weiß, wie das geht. Die Rückwand wurde nicht

genutzt. Die Vorderwand konzentrierte die Energie zu einem Strahl. Dies kann jeder gute Radiästhet anhand der Bilder sofort nachprüfen. Die Deckplatte hatte immer eine Heilfunktion. Sie war für die Behandlung einzelner Organe, Drüsen, Körperregionen zum darauf Liegen präpariert. Einige der Platten hatten Schälchen bzw. Näpfchen eingearbeitet. Sie füllte man mit einem Medium, z. B. Wasser, Milch, Urin usw., das ein bis drei Tage darin blieb und sich dann als Medizin oder zur Veränderung von Materialien eignete.



Näpfchenstein in der Fränkischen Schweiz

Derartige Näpfchensteine finden wir auch in Deutschland, u. a. in der erwähnten „Fränkischen Schweiz“, wie hier auf dem folgenden Bild ersichtlich.

Die Wirkung der Näpfchen zu erforschen ist eine äußerst spannende Angelegenheit. Nun, im Druidenhain bin ich damit fertig, aber die kaukasischen dauern noch, denn es sind Hunderte. Die veränderten Flüssigkeiten dienten nicht nur

- der Heilung sehr, sehr vieler Probleme, sondern auch zum weich- oder hartmachen von Leder.
- Metalle konnten kalt knetbar gemacht,
- Metalle konnten gehärtet werden, z. B. Blei und Kupfer.
- Steine konnte man weich machen.
- Holz wurde unbrennbar,
- Holz wurde witterungsfest,
- Textilien wurden reiß- und/oder feuerfest,
- Keramik konnte man unzerbrechlich machen usw.

Vielleicht verstehen Sie nun meine Begeisterung. Man könnte mit diesem Nutzen ganze Industriezweige aufbauen, Heilzentren schaffen usw. Die Ermittlung des Inhaltes der Seitenwände steht aus Zeitmangel noch aus. Somit sind wir Radiästheten den Wissenschaftlern meilenweit voraus.

Das radiästhetische Wissen ist in Russland durchaus noch vorhanden. Ich traf einige Wissende, die z. T. auch deutsch sprachen. Einige Teilnehmer eines Radiästhesie-Kongresses stiegen



Ein Teil der Näpfchen des umseitig abgebildeten Dolmens.



Eigene Schnitzerei

die zwei Stunden auf den Bergkamm zu dem oben abgebildeten, hochkarätigen Dolmen, säuberten einige Näpfchen und füllten Wasser ein, das sie später mit nach Hause nahmen. Ne-

benstehend der Autor mit einem russischen Druiden. Besonders schön war es für mich, dass ich einige der Dolmen energetisch wieder funktionsfähig machen konnte. Als Dank für meine Hilfe schenkte mir eine Russin eine Scheibe einer 70jährigen Zeder. Da ich früher Kunstschnitzereien anfertigte, griff ich endlich einmal wieder zum Messer und schnitzte mir eine einfache Reiseerinnerung.

Natürlich gäbe es zu diesen Themen noch viele Bilder und vieles zu sagen.

Sicher haben auch Sie Interessantes zu berichten. Der EFODON e. V. freut sich auf Ihren Beitrag.



Der Autor mit einem russischen Druiden.



Hans-Peter Thietz meint:

Erdmagneto-Kultur

Vor zwei Jahren hatte ich Sie mit dem Prinzip der Erdmagneto-Kultur nach Winter bekannt gemacht. Sie erinnern sich - Winter hatte in den 20er/30er Jahren durch Beobachtung an Eisenbahnschienen festgestellt, dass bei einer Nord-Südausrichtung von Schienenabschnitten dort ein ausgeprägtes Pflanzenwachstum auftrat und dieses dann im Gartenbereich reproduziert, offenbar durch Verlegen von verzinktem Eisendraht. Leider konnte seine Publikation, in der er die genaue Gestaltung einer solchen Anlage beschrieb, bis heute nicht aufgefunden werden. So hatte er z. B. dabei offenbar eine Art von Antenne eingesetzt - so dass wir versuchen müssen, dies nun durch eigene Anbauversuche zu reproduzieren, was bisher leider noch nicht befriedigend gelungen ist.

Ich selbst hatte einen Versuch mit 0,5 mm verzinktem Eisendraht (leider war keine stärkere Ausführung im Baumarkt erhältlich) in einem Abschnitt mit Kartoffeln und bei Erdbeeren unternommen, aber keine besondere Reaktion erhalten. Auch zeigten sich die etwa 10 cm tief verlegten Querdrähte als hinderlich, da sie beim Umgraben oder sonstiger Bodenbearbeitung doch sehr störten.

Vor einiger Zeit kam mir nun ein Handblatt in die Hände, in dem von einer weiterführenden Gestaltung berichtet wird. Ich zitiere hieraus:

„... Gleiche Ergebnisse (im Vergleich zu Winter) wurden mit verzinktem Stahl in einer Stärke zwischen 0,5 - 1,2 mm erzielt, der in Nordsüd-Ausrichtung als Rechteck im geschlossenen Kreislauf und etwa in Waage gespannt, verbunden wurde.“

An der Südostecke wurde ein Magnet (2.5000 Gauss) mit dem Minuspol zum Draht außen montiert und in die Nordwestecke zeigt von innen ein Bergkristall ...

Die Wirkung wird durch alchemistische Bearbeitung des Magneten und des Kristalls noch weiter verbessert. In dem Kristall wird eine seelische und in dem Magneten eine geistige Einheit bei

Wahrung der grenzenlosen Freiheit eingerichtet oder besser erschaffen ...

Die besten Ergebnisse wurden bei einer Breite zwischen 33 cm und 3,60 m erzielt, wobei man davon ausgehen kann, dass Pflanzen, die bis zu ca. 1,75 m rechts und links außerhalb des verzinkten Stahldrahtes wachsen, von diesem positiven Kraftfeld ebenfalls profitieren. Die Länge der jeweiligen Kraftfelder spielt keine Rolle. Somit sollte man in der Landwirtschaft oder im Garten ca. alle 7 bis 8 m ein neues Orga-Kraftfeld einrichten. Über die Kopfseite geht der Wirkungsbereich jedoch nur wenig hinaus.

Für den Ackerbau oder im Garten wurden die besten Ergebnisse bei einer Installation von ca. 0-7 cm unter der Erde erzielt. Immer noch gute Ergebnisse erreicht man in Erdtiefen bis zu max. 30 cm Tiefe. Oftmals wird der Draht 15-20 cm unter der Erde verlegt. Bei einer Anwendung im häuslichen Bereich konnten ebenfalls positive Veränderungen festgestellt werden. So wachsen Pflanzen nicht mehr in Richtung des Fensters bzw. des Lichtes sondern gerade bzw. zum ORGA-Feld hin. Eine angenehme Atmosphäre entwickelt sich, unangenehme Gerüche verschwinden und, so wird vermutet, levitante Kräfte können sich entwickeln ...

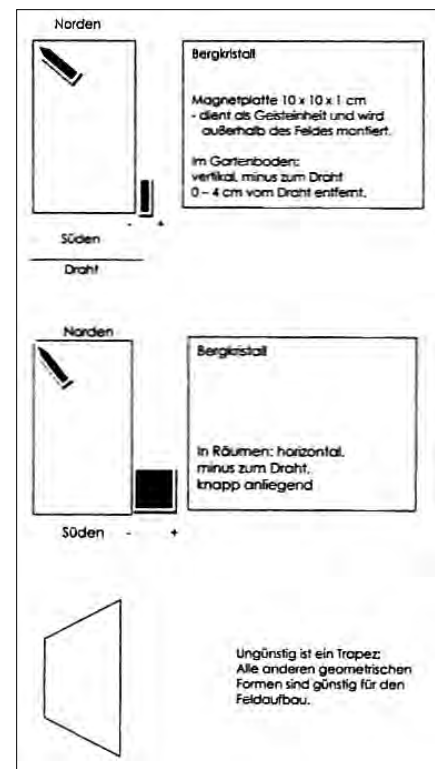
Der Draht kann entweder beim Bau mit in den Fußboden verlegt werden, unter dem Teppich oder einfach unter der Kellerdecke gespannt werden. Die positiven Kräfte werden in diesem Feld nach unten und oben wirksam und werden nicht von Stahlbetondecken etc. entkräftet. Das Feld wirkt über mehrere Stockwerke ...

Verfasser: Karl-Heinz Niesen, Frankental, Bernd Knispel, Goslar.

Wir möchten hierauf keine Wahrheit anmelden. Es soll als Anregung für weitere grenzenlose Ideen dienen. Daraus sollte ein Erfahrungsaustausch erwachsen.“

In dieser Darstellung werden keine Querdrähte erwähnt, die innerhalb des Außenrechtecks gespannt werden. Wenn diese entfallen sollten, würde der notwendige innere Feldeffekt statt dessen offenbar durch die Korrelation des Kristalls mit dem Magneten aufgebaut. Das würde der sonst problematischen Erdbearbeitung sehr entgegenkommen.

Neu ist in dieser Darstellung, solche Drahtebenen auch innerhalb eines



Hauses anzulegen. Bei einer baulichen Fixierung ist jedoch ein auftretendes Problem denkbar. Wie allgemein bekannt findet derzeit eine Wanderung des magnetischen Nordpols statt. Das heißt, dass nach einiger Zeit - wie auch bei einer Gartenkonstellation - Abweichungen von der magnetischen Nord-Südausrichtung auftreten, die dann den Winter-Effekt abschwächen oder gar aufheben. Auch ist unklar, inwieweit z. B. übliche Eisenarmierungen in der Bausubstanz der Häuser hierbei verfälschend wirken; so gibt eine Kompassnadel innerhalb eines Gebäudes gemeinhin keine realistische Nordpolposition - differierend zu einer Außenmessung - mehr an.

Noch ein anderer struktureller Hinweis wurde mir bekannt: Der umlaufende Außendraht einer solchen Anlage solle mit einem Kupferelement und einer Zinkplatte versehen werden, die logischerweise an gegenüberliegende Seiten der Rechteckformation anzuschließen sind. Dabei wird offensichtlich der Strom eines galvanischen Element induziert, was den Winter-Effekt offenbar verstärken soll.

Also sind wir aufgefordert, unverdrossen im neuen Jahr weitere Versuche zu starten und unsere Erfahrungen hierzu auszutauschen.

Ihr H.-P. Thietz

Thorwald Dethlefsen †

Nachruf von Ute K. Fleischmann

Im Dezember 2010, erst einige Zeit danach, tröpfelt die Nachricht vom Tod Dethlefsens am 01.12.2010 durch die Gazetten.

Was, der auch? Erst *Hajo Banzhaf*, dann *Bärbel Mohr*, und nun auch noch der Großmeister! Plötzlich, unerwartet, alle doch noch viel zu jung, um abzutreten. So mitten im Leben stehend, nach der Saat, noch vor der Ernte. Das gibt zu denken.

Thorwald Dethlefsen verstarb in seinem 64. Lebensjahr zurückgezogen in Wien. Wer war dieser Mann?

Eine Postkarte mit Autogramm aus seinen jungen Jahren zeigt ihn als Magier mit Frack und Zylinder, als er im Varieté als „Der große Thor“ auftrat, ernsthaft und mit fast asiatisch anmutenden Augen. Sehr eigen, fast ein wenig seltsam, mit einer besonderen Ausstrahlung. Er entwickelte sich selbst und seine Theorien, dachte, forschte, experimentierte. Er wollte es wissen, verstehen, vermitteln, wie das mit dem Leben und dem Konzept dahinter ist. Schrieb Bücher, hielt Vorträge, therapierte. Betrieb in München eine Praxis, in der er mithilfe der Hypnose seine Patienten in frühere Leben zurückführte, um dort die Gründe für Geschehnisse im Heute aufzuspüren. Er schuf eine völlig neuartige Form von „Aha!“.

Hatten die gelehrten „Dr. Dipl.-Psych.“ bisher immer dort Ursache - und Schuld! - gefunden, wo es, wie gelernt, begann, nämlich bei der Geburt (und den Eltern), - so ging Thorwald Dethlefsen als einer der Ersten deutlich weiter. Zu dieser Zeit war die sogenannte „Esoterik“ gerade im Keimen und wurde noch vielfach belächelt.

Doch ein neues Bewusstsein brach sich Bahn. Hinterfragte, beleuchtete neu, setzte völlig andere Maßstäbe. Die reine Orientierung an der Materie und dem Wiederaufbau war nach dem Krieg völlig verständlich und üblich bis in die 60er Jahre. Danach kamen die Hippies, protestierten dagegen und forderten Aufmerksamkeit für Gefühl und Seele, für Geist und Gott.

Thorwald Dethlefsens Buch „Schicksal als Chance“ ist nach wie vor ein Meilenstein, ein Schuhlöffel für das Betreten neuer Wege, ja, der Türöffner für neue Welten. Dieses Werk ist bemerkenswert, umfassend, klug - und zeitlos. Selbst heute, da inzwischen viele Schreiber viele Titel in Varianten dieses Themas produziert haben, bleibt sein Buch sprichwörtlich und unersetzbar in seiner Klarheit und Intelligenz. Lediglich die „Gesetze des Schicksals“ des psychologischen Astrologen *Hermann*

Meyer spielen auf gleicher Klaviatur. Dethlefsen nahm Abstand von den Methoden der Parapsychologie und Hypnose und tat sich mit dem Arzt *Dr. Rüdiger Dahlke* zusammen. Diese Verbindung schuf ein gemeinsames weiteres Werk von - ich wage, zu sagen: epochaler Bedeutung.

Das Buch „Krankheit als Weg“ eröffnet nicht nur dem Thema Gesundheit einen absolut neuen Ansatz, nämlich einen Sinn (!), sondern erläutert ein grundlegendes Prinzip, welches sich von nun an mit ungläublichen Folgen wie eine rote Autobahn durch das Leben derer zieht, die es begriffen haben: die Polarität.

Dethlefsen widmete dem Prinzip der Polarität als Vorbereitung zum Verständnis von Krankheit ein in jeder Hinsicht großes Kapitel, welches sich immer wieder zu lesen lohnt. Es ist und bleibt quasi die Voraussetzung für nachfolgende Erkenntnisse und Entwicklungen.

Geradezu erstaunlich ist, dass dieses Grundwissen zum Verständnis von Krankheit und Gesundheit bis heute in der (Schul-)Medizin leider noch nicht zu seiner gebührenden Beachtung, Wertschätzung und daher zur Verwendung gekommen ist. Als Ausnahme fungiert hier nur die Germanische Neue Medizin (GNM), die dieses Polaritätsprinzip verstanden hat und berücksichtigt.

Dethlefsen war der „Urheber“ einer Zeitqualität und ein Meister in seiner Art, dies zu vermitteln.

Wo ein Plakat ihn ankündigte, füllte er in Kürze mühelos die größten Säle. Sie kamen in Massen, ihn zu hören, sie drängten sich, bis die Ordner die Türen wegen Überfüllung schließen mussten und einigen Nachzüglern den Einlass verweigerten.

Da stand er, auf großer Bühne wie dem Münchner Herkulesaal, schlicht und ohne Tamtam, schaute in die Menge und begann zu sprechen. Unbeirrt. Konzentriert. Präsent. Authentisch. Zwei Stunden am Stück. Heute über Prometheus. Er redete klar und prägnant, fast hypnotisch. Jedes Wort traf. Zweitausend Menschen lauschten fasziniert. Er schlug uns in Bann. Selten Jemanden gehört, der so begnadet Sprache als Mittel der Macht beherrscht. Wenn man ging, dann mit dem Gefühl, jetzt unglaublich viel verstanden zu haben, und mit der Absicht, dieses Wissen zu integrieren. Und mit herzlichem Dank an einen großen, brillanten Menschen.

Er hielt Vorträge über Ödipus, über „Und das Wort ward Fleisch“ und immer wieder über Polarität und Einheit, wohl das Thema seines Lebens. Dethlefsen war erfolgreich, anerkannt, gefragt, beliebt. Er war DER Wegweiser in die spirituelle Richtung und wird später viele Nachah-

mer finden, je mehr seine Erkenntnisse Eingang gefunden haben nicht nur in die Ohren seiner Zuhörer, sondern in ihre Seele.

Eine Zeitlang verschwand er aus der Öffentlichkeit, und andere Namen gewannen an Popularität. In den späteren 90er Jahren gründete er eine neue Organisation, die „Kawwanna-Kirche des neuen Aeon“ und baute mitten in München in einem Hinterhof eine Tempelanlage für Versammlungen und Seminare. Bezüglich seiner geheimen Einweihungsrituale und der magischen Praktiken brodelte die Gerüchteküche. Er bot seine Kenntnisse der Magie zu stattlichem Obolus jedem an, der diesen bezahlen konnte, wie seinem Flugblatt zu entnehmen, - ein Fakt, der selbst bis dahin äußerst wertschätzende Kenner in Harnisch bringt. Muss doch ein Lehrer dieses Fachs sich der Verantwortung bewusst sein, die unweigerlich mit der Schulung einhergeht. So kann und darf es nicht vom Gelde abhängen, sondern nur vom Grad der Reife, wer hier gelehrt werden darf - und wer nicht. Gerade ein Meister wie Dethlefsen, der sich früher über Sektenbildung und Gurus als Auswüchse esoterischen Missverständnisses lustig gemacht hatte, war auf dem besten Weg, selbst solchen Tendenzen anheimzufallen. Das kann dazu führen, dass der Hohepriester selbst zum Prometheus wird, wenn der sich in diese gottnahen Höhen aufschwingt, deren Energie seine Flügel verbrennt, sodass er abstürzen muss ...

Wie man nachträglich erfahren konnte, hat Thorwald Dethlefsen schon die letzten Jahre sehr zurückgezogen nur im engsten Kreis in Wien gelebt. Zwei Schlaganfälle nahmen ihm tragischerweise sein besonderes Talent, - seine exzellente und einmalige Eloquenz. Es muss schmerzlich sein, wenn sich ein geborener Redner kaum mehr verständlich artikulieren kann, etwas, das zeit seines Lebens für seine Zuhörer ein Elixier war und wohl auch für ihn selbst. Dank seiner Bücher und Kassetten bleibt er weiterhin sowohl lesbar, als auch hörbar.

Dem Gesetz der Polarität entsprechend haben wir gelernt, dass es nichts gibt, das nicht auch den lichten, positiven Aspekt beinhaltet.

So könnte Thorwald Dethlefsen vielleicht in seiner letzten Lebensphase erfahren haben, dass es gar nichts mehr zu sagen gibt, weil das Wesentlichste bereits bestens gesagt worden ist.

Dafür meinen besten Dank, Thorwald - und einen guten, weiteren Weg!

Chronologie- und Kataklysmus-Rekonstruktion

Einführung in Volker Dübbers' kalenderkritische Berechnungen -
Gregorianischer und julianisch-römischer Kalender entstanden erst um 1582

Die Erde rotierte vor der Sintflut schneller

K. Walter Haug

Chronologie-kritisch forschende Autoren wie *Ulrich Frantz*, *Christoph Pfister*, *Roman Landau* und *Uwe Topper* halten es für immer wahrscheinlicher, dass unsere Geschichte erst im 16. Jahrhundert ihre heute gültige Fassung erhielt. Erst in diesem Zeitraum tauchen die für unsere Geschichtsschreibung maßgeblichen „antiken“, „frühchristlichen“ und „mittelalterlichen“ Autoren mit ihren Werken auf, immer mit der fälschlichen Behauptung versehen, es handle sich um Kopien uralter „klassischer“ Folianten und Pergamente, die aber nirgends mehr aufzutreiben sind.

Schon *Edwin Johnson*, der um 1880 zwei epochale Werke über die Fälschung der Kirchengeschichte veröffentlichte („The Pauline Epistles“, „Antiqua Mater“), machte damals auf *Polydor Vergil* (1470 - 1555) aufmerksam, ein italienischer Humanist, der über fünfzig Jahre in England verbrachte und das grundlegende Werk der englischen Geschichte (*Anglica historia*) verfasste - und dabei christliche Könige und Herrscher ins Leben rief, die es vermutlich vorher nie gab. Sein entlarvendstes Werk aber betitelte er mit „Über die Erfinder“ (*De rerum inventoribus*), worin er völlig unbefangenen schildert, wie die Welt, die Antike, die Geschichtsschreibung, insbesondere das Christentum, die Kirchengeschichte und die Institutionen der Kirchen „erfunden“ wurden! Und er nennt diese Erfinder beim Namen.

Meine Forschungen bezüglich deutscher Inschriften mit christlichen Kalenderdaten brachte die Existenz eines alttestamentarischen Kalenders zutage, der noch um 1500 Anno Domini mit 3000er Zahlen operierte. Er muss also ein Ars Mundi-Kalender gewesen sein, der die Jahre seit Schöpfung der Welt und nicht seit Christi Geburt zählte. Erst zu diesem Zeitpunkt, um 1500, so die zwingende Schlussfolgerung, kann es erst zur Einführung des christlichen Kalenders mit Geburt Jesu vor mehr als 2000 Jahren gekommen sein. Dabei wurden einfach 2000 Jahren aus dem

vorhandenen Kalender gestrichen. Aus z. B. 3496 wurde so 1496.

Wie bekannt erhielt der heutige Kalender erst 1582 durch die Gregorianische Reform Gültigkeit. Folglich dürfte das ganze Konzept des christlichen Kalenders erst zu dieser Zeit, in der Renaissance, entwickelt worden sein. Es ist, wie *Kammeier* schon erkannte und von Uwe Topper bekräftigt wird, nur im Zuge einer Großen Aktion denkbar, eine erst Europa-, dann weltweit gültige Geschichtsschreibung und natürlich erst recht den vorauszusetzenden Kalender zu installieren. Alle maßgeblichen Gelehrten der damaligen Zeit müssen mehr oder weniger involviert gewesen sein.

Gregorianischer und Julianischer Kalender sind zeitlich voneinander abhängig

Volker Dübbers' von der Chronologieszene leider immer noch unterschätzte Forschungen, die ständig auf www.sinos.sevis.de veröffentlicht werden, bringen nun die ganz eigenartige Denkweise der Komputisten (Kalendermacher) und ihren geistigen Hintergrund zutage. Die Kabbala und ihre Zahlenmystik spielten dabei die grundlegende Rolle bei der Berechnung der Eckdaten des xK (christlichen Kalenders).

Wer sich schon mit *Volker Dübbers'* Thesen beschäftigt hat, weiß, wie verquer und strapaziös die Materie ist, mit der er sich nun schon jahrelang auseinandersetzt, denn Mathematik ist nicht jedermanns Sache und deshalb nur unter Mühen nachvollziehbar. *Volker Dübbers* ist überhaupt der Erste in der Chronologie-Kritikerszene, der sich die Mühe gemacht hat, mit aufwändigen Computerprogrammen die Grundlagen des christlichen Kalenders, die Oster- und Festtagsberechnungen getreulich nachzurechnen und dabei auf Entlarvendes gestoßen ist. *V. Dübbers* als Renaissance-mensch zu bezeichnen, als einen Geist, der nur in dieser Zeit inkarniert gewesen sein kann, um die ganze vertrackte Thematik zu durchschauen, ist sicherlich nicht abwegig. Und sein Denken ist genauso schwelgerisch und ausufernd,

was in seiner z. T. hemmungslos assoziierenden Schreibweise zum Ausdruck kommt. Er schöpft aus den sprudelnden Quellen der Esoterik, der Astronomie und Astrologie, die ursprünglich eins waren, und kann eigentlich erst damit die höchst elitäre und sich selbst gottähnlich wahnende Denkweise der großen Verschwörer sichtbar machen. Das ist eine Vorgehensweise, die von großen Teilen der Chronologiekritik leider immer noch abgelehnt wird, aber im Endeffekt wirklich nur geeignet ist, die größtenteils wahnwitzigen, Kosmologien erschaffende Geisteshaltung feudaler und klerikaler Machthaber der damaligen Zeit nachzuvollziehen. Die gewaltigen und doch so familiär wirkenden Auseinandersetzungen (erfundener?) antiker Götter und Göttinnen erscheinen wie ein Abklatsch der Ränke und Machtintrigen damals herrschender Familiendynastien.

V. Dübbers' Durchbruch aber ist der komputistische Nachweis, dass der christliche Kalender tatsächlich erst im 16. Jahrhundert geschaffen worden sein kann und dass der Gregorianische Kalender maßgeblich für die anderen angeblich älteren Kalender war. Das ist konventionell chronologisch ein Unding. Die Ars Mundi-Kalender zählen, im anschaulichsten Fall, für das Jahr Null des christlichen Kalenders (xK) die Jahre seit Erschaffung der Welt, z. B. der koptische 5492, der byzantinische 5508, AM 5500/5499 der jüdische 3760, und der julianische Kalender 752/753 Jahre seit Gründung der Stadt Rom.

Dübbers errechnete, dass die letzten drei Kalender über die Zahl „47“ (= Mond/Elementarzahl von Silber) mit dem christlichen verknüpft sind: $117 \times 47 = 5499$, $80 \times 47 = 3760$ und $16 \times 47 = 752$. Damit weist er nach: Sie wurden ganz sicher zeitgleich oder kurz nach der Einführung des xK entworfen und veröffentlicht, weil sie bereits auf den xK abgestimmt sind (Ganz sicher nicht umgekehrt, das lässt sich beweisen). Warum bei der Zahlenkalkulation auf den Mond Bezug genommen wurde, liegt an der wichtigen Rolle des Mondes bei der Zeitberechnung überhaupt, wie wir noch sehen werden.

Illigs 297-Jahre-Kürzung des christlichen Kalenders ist nur die Spitze des Eisbergs

Genauso aufeinander abgestimmt sind nun auch der Julianische und der Gregorianische Kalender. Die Berechnung bringt Überraschendes zutage. Doch um das zu verstehen, müssen wir erst etwas weiter ausholen. *Heribert Illig*, der erste und bekannteste Chronologie-Kritiker Deutschlands vertritt bekanntermaßen die These, dass 297 Jahre in unserem christlichen Kalender zu viel wären, also Phantomjahrhunderte darstellen. Dieser Zeitraum ergab sich aus seiner Analyse der Gregorianischen Kalenderreform.

Die Gregorianische Kalenderreform sollte nämlich die im vorher gültigen Julianischen Kalender enthaltene allmähliche Verschiebung des Frühlingspunkts um angeblich zehn Tage im Zeitraum seit Cäsars Reform im Jahre -44 durch Verlegung vom 11. zum 21. Juni korrigieren. Durch die Verschiebung, eigentlich eine Jahresverkürzung, fällt der Kalender alle 128,2 Jahre um einen Tag zurück. Illig rechnete also $10 \times 128,2$ Jahre = 1282 Jahre und kam so auf das Jahr 1582 - 1282 = 300 Zeitpunkt, an dem der Julianische Kalender (JK) noch korrekt gerechnet hätte.

Dübbbers rechnet genauer: Er geht davon aus, dass das tropische Jahr zu 365,242218 Tagen fixiert wurde. Die Differenz zum JK = 0,007782 Tage pro Jahr oder 128,5 Jahre pro Tag. Bei zehn Tagen sind das 1285 Jahre, eine Permutation (kabbalistische Umstellung) des Reformdatums 1582 und des so wichtigen Halbjahres von 182,5 Tagen. Zwischen 1285 und 1582 findet Dübbbers die von Illig gesuchten 297 Jahre.

Gerechnet wurde aber zumeist mit dem Wert 0,0078, die Differenz von 365,25 zu 365,2422 Tagen. Die historische Überlieferung nennt das Nicäische Konzil im Jahre 325, auf das sich die gregorianische Kalenderkorrektur beziehen soll. Der richtige Zeitpunkt aber müsste das Einführungsjahr des JK sein, als angeblich erstmals ein Kalender mit Schaltjahren installiert wurde, nämlich das Jahr -45. Denn tatsächlich hat seit Cäsars angeblicher Einführung des Julianischen Kalenders nachweislich keine Korrektur stattgefunden, sodass von -45 bis 1582 in Wirklichkeit 12,6828 Tage vergangen sind ($1582 + 44$ Jahre = $1626 \times 0,0078$) und keine zehn Tage. Es fehlen somit 2,6828 Tage, was umgerechnet in Zeitverschiebung 344 Jahre seit Cäsar bedeutet.

Bis zur Reform hat sich damit der FP (Frühlingspunkt) um $1582 \times 0,0078$ Tage = 12,34 Tage (kabbalistisch eine Tetraktys) nach hinten geschoben. Das

sind genau dreihundert Jahre oder zwei Tage Jahresverkürzung im Gregorianischen Kalender, die scheinbar fehlen.

Und diese zwei Tage sind auch nicht aus der Welt zu schaffen. Die Entdeckung dieses Zeiteinsatzes ist ein allseits anerkannter Verdienst unseres Mentors Heribert Illig. Unser christlicher Kalender ist also definitiv falsch. *Anatolij Fomenko*, Mathematiker an der Lomonossow-Universität in Moskau, entschlüsselte jedoch mittels seiner statistischen Analysen, dass die ganze Zeit vor dem Habsburger Reich, also vor etwa 1285 bzw. 1350, als gefälscht zu betrachten sei, da die Herrscherzeiten der verschiedenen Epochen (römische, byzantinische, deutsche, jüdische, israelische Reiche, etc.) sich immer wiederholen, also voneinander abgeschrieben sein müssen.

Jesus als antiker Sonnengott kalendarisch verschlüsselt

Volker Dübbbers nun entschlüsselt den ganzen xK als eine durchgängige Konstruktion kabbalistisch höchst bewandelter Kreationisten eines göttlichen Heilsplans. Die Eckdaten des xK, Ostertage, Geburt und Tod Jesu, etc. entsprechen in Wirklichkeit den markanten Eckdaten astronomischer Vorgänge, also den Sonnen- und Mondumläufen (Vollmond, Neumond), die in der Vorstellungswelt unserer noch nicht christlichen Vorfahren, also schon im alten Babylon bzw. Chaldäa, den Göttern und ihrem Werden und Vergehen zugeordnet waren. Deshalb musste Jesus als ein Gott betrachtet und seine Lebensdaten unmittelbar an die Umläufe des Mondes geknüpft werden (siehe Mondzahl 47).

Die xK-Produzenten mussten dies beachten. Deshalb wurde Jesus als Gott-Mensch zweimal, und zwar gleich von Anfang an in den damals noch nicht verbreiteten, aber schon konzeptionell existenten „Gregorianischen Kalender“ und nicht in den historisch korrekten Julianischen Kalender, wie gelehrt, hinein komponiert. Jesus folgt als Gottessohn den Spuren eines antiken Gottes: Dionysos (gr. „Gott ist geboren“). Dieser wurde der Sage nach als Erster in die Welt hineingeboren. Seinen Geburtstag feierte man in heidnischer Zeit am 5.1./6.1., wie übrigens auch den von Horus, des ägyptischen Falkengottes.

Im gesamten antiken und mittelalterlichen Kulturkreis kennen wir die zwölf Jul- oder Raunächte vom 25.12. bis 6.1., in denen Sonnengötter geboren, im Orient auch beschnitten und getauft werden. Rau bzw. Rauch kommt vermutlich von hebräisch „Ruach“ (= Geisthauch) und nicht von ruch = haarig, wie allgemein angenommen.

Der 6.1. ist auch die Zeit für weibliche

Göttinnen wie Perchta (Die Pracht oder Herrlichkeit), hervorgegangen aus Frigg = Venus, die auch als Göttin Holle, Hel, Kali oder die drei Bethen und als die drei Weisen vom Morgenlande in Erscheinung (= Epiphanie) treten. Die Göttin wird auch Befana (von Epiphanie) genannt. Da der Mondkalender nur 354 Tage hat, werden hier die fehlenden elf Tage = zwölf Nächte als Tage außerhalb der Zeit eingeschoben. Gleichermaßen verfuhr die Kelten vom 1.11. bis zum 11.11. eines Jahres. Bekanntlich ist der 24.12. das Geburtsdatum Jesus, folglich müsste dieses Datum auch den Beginn des christlichen Kalenders markieren.

Zwei Tage Differenz zwischen GK und JK, die beide Kalender eins werden lassen

Dübbbers jedoch fand ein ganz anderes Datum. Als er die Ostertafeln von Exiguus, den offiziellen christlichen Mondkalender, zugrunde legte, begegnete ihm dort ein Datum als Beginn der Kalenderrechnung, das völlig im Widerspruch zu Julianischem und Gregorianischen Kalender steht, aber nach Dübbbers in der Logik antiker Kabbalisten korrekt ist, nämlich den 5.4.0., den 5. April im Jahre Null. So musste auch Jesus, dem antiken Prinzip der Göttergeburten entsprechend, 9 Monate vor dem 6.1. (Tag des Sonnengotts) schon am 5.4. bei Vollmond (!) geboren werden. Nur so lässt sich dieses eigenartige Datum von Exiguus logisch nachvollziehen. In Dübbbers Worten: „Als Gottheit wird er in einem ewigen Kreislauf gezeugt und geboren“.

Deshalb leitet er auch das Wort Kirche aus lat. Circe (Kreis) her. Durch die irrealen Einführung des Jahres Null in den Kalender, Null ist hebräisch AIN = Nichts (kabbalistische Zahl = 61), konnte er dennoch auf verborgene Weise am 6.1. in Erscheinung treten, und zwar am ersten Tag des Kalenders. Zwar wurde Jesus im Jahre Null als Gott geboren, kalendarisch jedoch beginnt die Jahreszählung mit dem Jahr 1, seiner Menschwerdung oder Inkarnation (in Wirklichkeit als Sonnengott).

Er wird am Vollmondsonntag, dem 25.3.01 im GK (Gregorianischen Kalender) gezeugt (Mariä Verkündigung durch Gabriel, den Erzengel des Vollmondes), am 25.12.01 geboren und am Karfreitag, dem 25.3.33 gekreuzigt. Weil ein ewiger Gottmensch am gleichen Tag sterben soll, an dem er gezeugt oder geboren wurde. Nur so ist der ewige Kreislauf garantiert. Tatsächlich gilt das Eckdatum 25.3 als Äquinoktium (Frühlingspunkt oder Tag-und-Nachtgleiche) in Rom nur für die Zeit zwischen -8 und +8 des xK, da Augustus den von Cäsar 36 Jahre zuvor

geschaffenen Julianischen Kalender wegen Ungenauigkeiten dementsprechend geändert hatte. Er deklarierte dieses Jahr angeblich zum Schaltjahr. Nur dadurch war diese Tagesverschiebung möglich. In Wirklichkeit lag der Frühlingsbeginn des JK am 24.3.01, real gerechnet aber am 23.3.01. Ganz offensichtlich ein Eingriff der renaissancezeitlichen Fälscher, um das astronomisch-kabbalistisch exakte Datum zu erhalten.

Nun fand V. Dübbers rechnerisch heraus, dass der reale FP 23.3. im Julianischen Kalender (JK) dem realen 21.3. im Gregorianischen Kalender (GK), also dem heute gebräuchlichen Frühlingsdatum, entspricht. Der Julianische Kalender differiert im ersten Jahrhundert um zwei Tage (die verlorenen zwei Tage) zum gregorianischen Kalender. Der 25.3. GK = 27.3. JK.

Diese Ziffernfolgen wollte man haben. Grund: 253 ist eine Permutation (kabbalistische Umstellung) von 235, dem Mondzirkel, wie 325, Nicäa, auch. Darüber hinaus wiederholt sich am 25.3.253 (253 > 253) die gleiche astronomische Konstellation wie am 25.3.33. Ähnliches gilt für den 27.3. als Ziffernfolge 273. 27,32 Tage dauert ein siderischer Monat, 10 Monate = 273 Tage, die ideale Zeit der Schwangerschaft.

So wird Jesus im JK am Sonntag, den 27.3.01 gezeugt, am 27.12.01 geboren und am Freitag, dem 27.3.33 gekreuzigt. Dieser Tag, der 27.3.33 JK ist aber zugleich sein Auferstehungstag als Sonntag (Tag des Sonnengottes) am 27.3.33 im GK! Damit hatte sich der göttliche Kreislauf geschlossen!

Nur wenn Julianischer und Gregorianischer Kalender zusammen entworfen wurden, konnte diese Übereinstimmung erzielt werden. Das aber entlarvt die ganze bekannte Chronologie als eine irrealer Konstruktion, denn historisch folgt der Gregorianische Kalender angeblich (!) auf den Julianischen, in der christlich-antiken Logik von Tod und Auferstehung der Götter jedoch müssen sie schon von Anbeginn zur selben Zeit existiert haben. Hat es den Julianischen also tatsächlich gegeben? Offenbar nicht!

Diese zwei Tage Verschiebung erscheint noch einmal, und zwar im Verhältnis zum jüdischen Kalender. Die Kreuzigungs- und Auferstehungskonstruktion über die kabbalistische Ziffernfolge 253 und 273 gilt nur für den römischen Jesus, der kein anderer als Mithras ist (der ja wie Jesus im GK und JK ebenfalls zur Wintersonnenwende geboren wurde). Dieser Tag 25.3./27.3. durfte spätestens seit Nicäa keinesfalls mehr mit dem Kreuzigungstag des Jesus im jüdischen Kalender, am Freitag, dem 14. Nisan, zusammenfallen.



Abb. 1: Kürnbach: Eine Steinmetzinschrift, die in indisch-arabischen Ziffern das Jahr 3496 zeigt.

An diesem Tag war Vollmond. Der 14. Nisan im Jahr 33 ist genau eine Woche nach dem 25.3., also am 1.4.33 GK oder am 3.4.33 JK. Man beachte die kabbalistische Ziffernfolge jüdisch 14 und römisch 1.4. Über die zwei Tage Jahresverkürzung gelang es, Jesus als Vexierbild zu erschaffen und sein Kreuzestod vom 1.4. im GK auf den 3.4. im JK zu legen. Dadurch konnte er nämlich zwei Tage später, am 5.4.33 JK, wieder als Gott gezeugt werden und auferstehen, wie zu Beginn am 5.4.0 GK, als er im Jenseits gezeugt wurde. Dadurch war die ewige Rotation durch die Zeiten hindurch gewährleistet. Vexiert wurde hier zwischen dem 5.4.0 GK und dem 5.4.33 JK.

Alle genannten gregorianischen Daten stimmen exakt mit dem Argumentum XV von *Dionysius Exiguus* überein. Es ist zu vermuten, dass sich hinter Exiguus der berühmte *Petavius* verbirgt. Bisher dachte man, dessen Angaben seien falsch und widersprüchlich, weil man logischerweise ausschließlich im JK versuchte, die Angaben nachzuvollziehen. Den Gregorianischen Kalender gab es ja angeblich noch nicht, als Exiguus kalkulierte. Dübbers' Forschungsergebnisse jedoch belegen klar, dass schon zu Exiguus' Zeiten der GK existiert haben muss, da er sich ja auf dessen Daten bezieht. Das aber ist historisch unmöglich, weshalb als einzige Erklärung nur übrig bleibt, dass Exiguus' Werke erst zu Zeiten des GK entstanden sein können, also nach 1582.

Hier hat also keinesfalls der Zufall gewirkt. Dübbers rechnete weiter nach und entdeckte eine Fülle von wichtigen Kalenderdaten, die sowohl im JK als auch im xK, im ganzen Zeitraum der christlichen Epoche, gleichzeitig und

alternierend auftauchen. Er bezeichnet dies als Vexierbild, als Wackelbildchen, in dem mal das Vordergrundbild (xK), mal der Hintergrund (JK) mit seinen markanten Daten in Erscheinung tritt. Beide Kalendersysteme sind also wie oben gezeigt voneinander abhängig und müssen von Anbeginn zusammen in Gebrauch gewesen sein, so die Schlussfolgerung, wobei der JK von Anfang an ein rein fiktionaler war, der eine völlig gefälschte römische Epoche belegen sollte, die es so überhaupt nicht gab. Dies hat ja auch schon Fomenko mittels statistischer Ermittlung in der stets übereinstimmenden Abfolge von Regentschaftszeiten über alle Epochen hinweg belegt. Da dies aber historisch nicht möglich ist, erscheinen beide Kalendersysteme als ein gemeinsames Produkt planvoller Schöpfer. Alle angeblichen geschichtlichen Daten wurden dabei strikt den astronomischen und kabbalistischen Prinzipien unterworfen und können auch von daher nicht der Realität entsprechen. Der xK, zusammen mit dem fiktiven JK, bildet also das durchweg konstruierte Rückgrat einer fiktionalen Geschichte, der Zeit vor 1582, ohne jeden Wahrheitsgehalt.

Warum wurde bei der GK-Reform nicht auf den Monatsbeginn retrokalkuliert?

Ich gehe davon aus, dass die gesamte römische Geschichte ein totaler Bluff ist, also komplett inexistent. Erst mit der Einführung des xK war es notwendig geworden, eine römische Geschichte, in der Jesus Lebenszeit enthalten ist, zu erfinden, da der Phantomzeitraum, der durch die Reduktion des vorher

gebräuchlichen Ars Mundi-Kalenders um 2000 Jahre entstanden war, mit gefälschten historischen Epochen ausgefüllt werden musste. Der Zeitraum der Fälschung, also als Kalender und Historie konstruiert wurden, liegt zwischen etwa 1430 (Fälschung der Papstliste) und 1650 (Ende des Habsburger Reichs und damit der Matrix, die als Grundlage der erfundenen Epochen verwendet wurde).

Den Beginn des xK würde ich der Kürnbacher Inschrift am Katzenhöfer Tor „III496“ (3496 bzw. 1496) (Abb. 1) und der Inschrift auf dem Grundstein der Kürnbacher Kirche „I499“ (1499), entsprechend um etwa 1500 ansiedeln. Darauf folgt die Julianische Kalenderzeit von 1500 bis 1582, die von *Gerard Serrade* („Leere Zeiten“), als Matrix der (künstlich geschaffenen) kaiserlichen Epoche erkannt wurde. Die Daten römischer Reiche gehen tatsächlich nie über die Jahreszahl xx82 hinaus, so Serrade, der übrigens in den Vatikanischen Archiven forschen konnte und deshalb über ein seltenes Insiderwissen verfügt.

Deshalb die Frage, mit der ich mich auseinandersetzen habe: Ist der fiktive JK mit dem von mir entdeckten, offensichtlich historischen, da nachweisbaren Ars Mundi-Kalender identisch, oder besteht überhaupt kein Bezug zu dem offensichtlich völlig kabbalistisch und astronomisch kalkulierten Pseudo-Kalender? Was spricht dafür, was dagegen?

Der JK unterscheidet sich vom GK nach der Reform angeblich am FP um zehn Tage.

Wenn ich davon ausgehe, dass erst um 1500 bis 1582 der xK geschaffen wurde, fanden in diesem Zeitraum alle notwendigen Operationen statt, um beide zu harmonisieren. Eigentlich ist auch die Gregorianische Reform unter diesem Gesichtspunkt ein Riesenbluff, denn tatsächlich ist es für uns alle völlig egal, ob der FP am 11. oder am 21. fixiert ist. Hauptsache, wir wissen, wann die allseits beobachtbare Tag-und-Nachtgleiche tatsächlich stattfindet, damit wir sie als Kalendereckpunkt nutzen können. 11. und 21. sind beide keine Monatsanfänge, die eigentlich als Ankerpunkte dienen müssten. Von daher war die Reform in dieser Form nicht unbedingt zwingend, im Gegenteil, bezogen auf ihr Resultat mutet sie merkwürdig an.

Von einer solchen Reform wäre eigentlich zu erwarten gewesen, dass sie fundamental eingreift und zur ursprünglichen Ordnung zurückkehrt, wo der Frühlingspunkt noch mit einem Monatsanfang identisch war, also auf den 1.4. Dass dem nicht so ist, lässt nur den Schluss zu, dass die Verschiebung um lediglich 10(12) Tage durch die

Kürzung des Ars Mundi-Kalenders um 2000 Jahre vorgegeben war. Da 1582 (ursprünglich 3582) das Jahr der Reform und der Einführung des heute gültigen xK ist (das Jahr, in dem der FP auf dem 11.3. lag), konnte man nur über die 1582 Jahre zurück zum Jahre 1 rechnen und den dortigen FP am 21.3. ermitteln. Hätte man um weitere neun Tage verschieben wollen, wären noch weitere Kürzungen um mehrere Jahrhunderte erforderlich gewesen, um Christi Geburtstag zu ermitteln.

Aber das war ja nicht möglich, da überall die alten Ars Mundi-Kalender verbreitet waren, die auf das Jahr der Welterschöpfung vor z. B. 3496 Jahren hinwiesen. Da war es eben am einfachsten, die 3 durch eine 1 zu ersetzen, oder vielmehr den Leuten zu bedeuten: „Hört mal her, die 3, die ihr jetzt noch seht, ist keine mehr, sondern eine 1. Wir haben jetzt also nicht mehr das Jahr 3496 sondern 1496.“ Und die Leute mussten das glauben. Es kam ja von oben. Wenn man unabhängig von der erfolgten 2000-Jahr-Kürzung hätte kalkulieren können, wäre auch eine Retrokalkulation auf den 1.4. als FP möglich gewesen. Aber das schloss sich ja zwingend aus, weil der schon vorhandene Ars Mundi-Kalender als Rechengrundlage diente. Und ob faktisch eine Jahresverkürzung um zehn oder zwölf Tage stattgefunden hat, wissen wir ebenso wenig, da beide Kalender ja nur rückwirkend auf den Zeitraum harmonisiert wurden, in dem Jesu Geburt als Startpunkt des xK gelegt wurde, auf das Jahr 1 bzw. 0. Nach Dübbers erfolgte diese erste Berechnung gregorianisch, also unter Berücksichtigung der korrigierten Jahresverkürzung. Eine zweite Berechnung mit erfolgter Jahresverkürzung erbrachte nun den 23.3. als FP und damit das Eckdatum des Julianischen Kalenders mit zwei Tagen Differenz.

Die Spanne der Jahresverkürzung ist also eine Funktion der Harmonisierung. Der Zeitraum 10 bzw. 12 Tage ergibt sich nur aus der Notwendigkeit, Julianischen und Gregorianischen Kalender im Jahr 1 mit einer Differenz von zwei Tagen zu harmonisieren. *„Die Jahre -100 bis +300 waren in der Konzeption (man staune!) gregorianische Jahre (was ja historisch völlig unmöglich ist). Hier fällt der FP auf den 21.3. gemäß zyklischer Vorgabe“* (Volker Dübbers). Auch das aber ist wieder ein treffliches Indiz dafür, dass es nur um die Konstruktion des xK in Harmonie mit einem vorgegebenen „Julianischen“ Kalender ging, der aber offensichtlich schon seit längeren Zeiten als Ars Mundi-Kalender in Gebrauch war. Alle geschichtlichen Ereignisse, die mit diesem Ars Mundi-

Kalender verknüpft waren, die alttestamentarischen Ereignisse, wurden aus dem wahren Zeitrahmen gelöscht und um 1777 Jahre (Fomenkos großer Shift) nach hinten versetzt, der frei gewordene Zeitraum durch die erfundenen Epochen der christlichen Ära ersetzt.

Ist der Julianische Kalender in Wirklichkeit der germanische Jul-Kalender?

Meine eigene Überlegung ist, ob der Ausdruck Julianischer Kalender nicht auf das schwedische Jul-Fest zurückgeht, die Weihnacht als Wintersonnenwende. Demnach müssten zur Einführung des ursprünglichen Ars Mundi-Kalenders die Sonnenwenden noch am Monatsbeginn gelegen haben. Durch die Jahresverkürzung der Julianischen Schalttage wanderte so der Sommerbeginn vom ursprünglich 1. Juli (daher auch der Name Julianisch) auf den 11. Juni zurück, ebenso der Winterbeginn am 1. Januar auf den 11. Dezember. Julius Cäsar wie auch Julian, eines seiner alter Egos, nach dem der Kalender tatsächlich benannt ist, waren sowieso keine historischen Figuren.

Die Gregorianische Reform konnte diesen ursprünglichen Zustand gar nicht wieder herstellen, weil sie nur 10 bzw. 12 Tage streichen durfte bzw. konnte, soviel steht nun fest. Bei einer Jahresverkürzung von (31 - 11 Tagen =) 20 Tagen kämen wir auf eine Einführung des Jul(iani) schen Ars Mundi-Kalenders (20 x 128,5 Jahre = 2570) im Jahre (1582 - 2570 =) 988 v. Chr. Im Glauben unserer Vorfahren wurde die Welt sowieso erst im Jahre -2000 geschaffen, da wir bei korrekter Weiterzählung des JAMK heute das Jahr 4010 hätten. Und so spielte sich die Einführung des christlichen Kalenders wahrscheinlich ab:

Um 1500 beschloss die römische Kurie einen bereits vorhandenen alttestamentarischen Ars Mundi-Kalender zu einem christlichen Kalender zu machen und von nun an die Jahre nicht mehr nach Erschaffung der Welt (Ars Mundi) sondern nach der Geburt des Erlösers Jesus Christus zu zählen.

Da man das exakte Geburtsdatum nicht mehr kannte und auch nicht mehr ermitteln konnte, weil die Heilslegende in Wirklichkeit chronologisch ein Teil des Alten Testaments darstellt, nämlich die Parallelzeit zur babylonischen Gefangenschaft, welche von der internierten jüdischen Elite nicht memoriert worden war, verkürzte man den vorhandenen Kalender einfach um 2000 Jahre und erklärte den Beginn dieser künstlich geschaffenen Jahreszählung zum Geburtstag des Herrn. Aus 3500 Ars Mundi wurde so 1500 Anno Domini.

Damit alles rechnerisch stimmt, musste der Frühlingspunkt, der durch

die allmähliche Jahresverkürzung (in 128,5 Jahren angeblich um einen Tag) von ursprünglich 1. Juli zum 11. Juni rückgewandert war, der gekürzten Zeitspanne angepasst werden. Man rechnete also mit dem reformierten Gregorianischen Kalender und ermittelte für das Jahr 1 Anno Domini einen Frühlingspunkt (FP) und Neumond am 21.3. im GK. Wünschenswert wäre natürlich gewesen, wenn die Reform wieder zu einem Frühlingsbeginn am 1. April geführt hätte. Da das aber durch Festsetzung der Geburt Christi und des Beginns des xK nicht mehr möglich war, gab man dieses unlogische Datum als den FP aus, der zur Zeit Cäsars astronomisch gestimmt hätte.

Es ist also damit schlüssig bewiesen, dass nur die Reduzierung des altdeutschen Jul Ars Mundi-Kalenders um 2000 Jahre zu einem abnormalen FP am 21.3. führte! Andere Überlegungen führen nicht zum Kern des Problems. Die Grundlagen der neuen Kalkulation besitzen materielle Evidenz, nämlich die nicht unbeträchtliche Anzahl von immer noch vorhandenen Inschriften mit den altdeutschen Jul Ars Mundi-Kalenderdaten im 3000er Bereich, z. B. III496, heute unter dem Einfluss klerikaler Hirnwäsche als 1496 gelesen.

Entlarvend ist auch, dass der angebliche Beginn des Julianischen Kalenders ziemlich nah, fast zeitgleich, an den Beginn des christlichen Kalenders gesetzt wurde. Nur so waren die Berechnungen beider Kalendersysteme, in Abhängigkeit voneinander, ohne große Schwierigkeiten möglich.

Eine Herkunft des altdeutschen Jul Ars Mundi-Kalenders aus Babylon/Chaldäa (Zeit der Babylonischen Gefangenschaft) ist mehr als wahrscheinlich. Dafür spricht nach Ansicht Dübbers (Quelle: elcappuccino.de), dass sich in der Thora die Verseinteilung u. a. auf 5844 Verse: $4 = 1461$ Sothisjahre oder die Anzahl der Tage von vier Julianischen Jahren beläuft, also der Julianische Kalender mit seinem Schalttag alle vier Jahre schon bekannt war ($4 \times 365 + 1 = 1461$). Im jüdisch-babylonischen Kalender liegt der Frühlingspunkt ein Tag vor dem 1.1. dieses Kalenders (sogenannter Green Day/Nulltag 1 des 364-Tagejahres zur Ergänzung auf 365 Tage), der aber im März beginnt. Also gilt, dass im wohl für das Abendland maßgeblichen Kalender der Frühlingspunkt und die drei anderen Eckpunkte des Jahres noch mit dem Ende bzw. Beginn eines Monats verknüpft waren bzw. immer noch sind. Warum diese ursprüngliche Harmonie und Logik bei der Gregorianischen Reform nicht wieder erreicht wurde, ist



Abb. 2: Datum auf der Stadtkirche von Bietigheim: III544, auch als 1445 lesbar, das an Stelle von drei senkrechten Einsern diese drei Ziffern zu einer einzigen zusammengefasst zeigt.

nur der völligen Verfälschung des Jul Ars Mundi-Kalenders zu verdanken, der, durch das Streichen von 2000 Jahren zum xK geworden, irreparabel aus der jahreszeitlichen Bindung hinausgeworfen ist.

Die fundamentale Orientierung am jüdisch-babylonischen Kalender lässt sich auch daran erkennen, dass unsere Monatsnamen nur bis zum 10. Monat zählen, dem Dezember (lat. Decem = 10). Das kann nur daran liegen, dass eben ursprünglich das Jahr, wie bei den Juden und Chaldäern/Babyloniern, erst im März begann. Wer sich Gedanken macht, ob Chaldäer und Kelten nicht identisch seien, geht sicher nicht fehl. Die Chronologie-Rekonstruktion wird sich damit ausgiebig beschäftigen.

Da der xK unmittelbar aus dem alttestamentarischen Jul Ars Mundi-Kalender (JAMK) hervorgeht, ist es auch möglich, das Einführungsdatum in dessen geschichtlichen Kontext, also in der Chronologie des Alten Testaments zu ermitteln. Der Jul Ars Mundi Kalender führt für das Jahr 1496 xK das Jahr 3496 JAMK, also wäre das Jahr 1582 xK das Jahr 3582 JAMK. Um 2570 Jahre ($20 \times 128,5$ Jahre Verschiebung) reduziert gelangen wir zum Jahr 1012 JAMK. Dieses Datum liegt noch vor der Sintflut 1656 (J)AMK, noch vor der Lebenszeit Noahs, der bekanntlich 950 Jahre alt wurde. $3582 - 2570 = 1012$ Ars Mundi. 1012 JAMK = -988 xK. Aber ist dieser Zeitpunkt realistisch? Ein bis heute astronomisch brauchbarer Kalender kann nicht schon

vor der Sintflut entstanden sein, als der Lauf des Planeten und der Gestirne vielleicht noch wesentlich zu dem gegenwärtigen variierte. Wir gehen von einer minimalen, auf jeden Fall aber linearen Jahresverlängerung aus. Gab es vielleicht Zeiten, wo die Jahresverlängerung exponential vonstatten ging?

Nach der Sintflut lebten die Menschen noch wesentlich länger

Bekanntlich soll die gregorianische Kalenderreform eine Fehlkalkulation des Julianischen Kalenders beseitigt haben. Diese bestand offenbar darin, über das Ziel hinausgeschossen zu sein. Julius' Einführung des Schalttages alle vier Jahre sollte nämlich die allmähliche Verlängerung des Jahres um genau einen Tag alle vier Jahre ausgleichen. In Wirklichkeit verlängert sich ein Jahr jedoch nur um 0,2425 statt 0,25 Tage. Die gregorianische Reform musste also diese allmähliche Jahresverkürzung, die sich in 128,5 Jahren auf genau einen Tag summiert, durch das Ausschalten eines Schalttages kompensieren. So gilt nun heute die Regel, dass „diejenigen Säkular-Jahre (Jahre, deren Zahl durch 100 teilbar ist), deren Zahl dividiert durch 400 keine natürliche Zahl ergibt auch keine Schaltjahre sind“ (Wikipedia). So fiel das Schaltjahr im Jahre 1700, 1800 und 1900 aus, im Jahr 2000 jedoch wurde der Schalttag gezählt.

Wichtig ist überhaupt - unabhängig davon, wann das Schaltjahr tatsächlich zum ersten Mal in den Kalender kam, denn hierfür gibt es wenig Anhalts-

punkte (der jüdische Kalender erreicht dies ohne Schaltregeln nur durch Naturbeobachtung) -, dass eine Jahresverlängerung stattfindet, seit der erste Kalender eingeführt wurde. Der kam ja noch mit 365 Tagen aus. Doch der altägyptische Kalender hatte ein Jahr mit 360 Tagen. Die fünf Tage, die zum Jahresende zum Ausgleich eingeschaltet wurden, dürften also ursprünglich gar nicht gezählt worden sein. Auch der Maya-Kalender, der Haab, kennt diese 360 Tage (18 Monate zu je 20 Tagen) und die fehlenden fünf, die als Unglückstage bezeichnet und am Jahresende dazugeschaltet werden.

Zudem gibt es bei den Maya den Tzolkin-Kalender, der nur 260 Tage im Jahreszyklus zählte, ein starker Hinweis, dass es tatsächlich eine Zeit gab, als dieser Ritual-Kalender die exakte Länge des Jahres wiedergab. Jeder dieser Tage ist einer von zwanzig Schutzgottheiten gewidmet, die in Kombination mit einem von dreizehn Tönen die Gesamtzahl von 260 Ritualtagen ergeben.

Nun gibt es bei Wikipedia unter *Māui*, auch genannt *Māui-tikitiki*, eine interessante Legende zu studieren:

„Māui ist in der Mythologie der Maori Neuseelands ein Halbgott, bewundert und berühmt für seine spektakulären Heldentaten und seine Raffinesse. So besiegte er die Sonne oder stahl das Feuer für die Menschen. Auch in anderen Mythologien Polynesiens kommt Māui vor, so auch in der hawaiischen Mythologie. Nach ihm ist die Hawaii-Insel Maui benannt.

In der Legende von der Zähmung der Sonne nimmt Māui den Kieferknochen seines Ahnen Muri-ranga-whenua und benutzt diesen als Waffe der ersten seiner zahlreichen Ausflüge. Zunächst macht er sich an die Sonne, die zu schnell zieht und untergeht, bevor die Menschen ihre Tagesarbeit getan haben. Mithilfe seiner Brüder lockt er die Sonne in eine Falle und attackiert sie aufs Heftigste mit dem Knochen und zwingt sie, das Versprechen abzugeben, zukünftig langsamer zu ziehen.

Gibt es auch in der Bibel Hinweise darauf, dass die Erde früher viel schneller rotierte?

Betrachten wir folgende Liste der vor- und nachsintflutlichen Patriarchen, wird leicht ersichtlich, dass deren Lebensjahre seit Noah von einem durchschnittlichen Höchstalter von 950 Jahren (1656 AM) innerhalb von ca. 700 Jahren auf 110 Jahre (Josef) abnahmen. Man könnte den Verlauf vielleicht in einer Exponential-Kurve fassen ($y = ex$). Dann wäre es mithilfe dieses Datenmaterials auch möglich, die

zunehmende Verlängerung des Jahres zu ermitteln und damit die astrophysikalische Verlangsamung der Erdumlaufgeschwindigkeit um die Sonne bzw. das jahreszeitliche Kippen der Erdachse, die Ekliptik, die sich somit ebenfalls verlangsamt hätte.

Adam	0 ... 930 = 930
Set	130 ... 1042 = 912
Enosch	235 ... 1140 = 905
Kenan	325 ... 1225 = 910
Mahalalel	395 ... 1290 = 895
Jered	460 ... 1422 = 962
Henoch	622 ... 987 = 365
Metuschelach	687 ... 1656 = 969
Lamech	874 ... 1651 = 777
Noah	1056 ... 2006 = 950
Sem	1558 ... 2159 = 600
Arpachschad	1658 ... 2096 = 438
Schelach	1693 ... 2126 = 433
Eber	1723 ... 2187 = 464
Peleg	1757 ... 1996 = 239
Regu	1787 ... 2026 = 239
Serug	1819 ... 2049 = 230
Nahor	1849 ... 1997 = 148
Terach	1878 ... 2083 = 205
Abram	2008 ... 2183 = 175
Ismael	2094 ... 2231 = 137
Isaak	2108 ... 2288 = 180
Jakob + Esau	2168 ... 2315 = 147
Josef	2259 ... 2369 = 110
Aaron	(2430/2631 ... 2553/2754 = 123)
Mose	(2433/2634 ... 2553/2754 = 120)

Dass diese Lebensalter nichts mit Mondjahren (Monaten) zu tun haben, wie von vielen angenommen, wird einem klar, wenn man die Daten am Ende und im Mittelfeld betrachtet. 230 Jahre des Serug als Monate ergäben gerade 19 Jahre. Von da bis Moses wären die Menschen immer früher gestorben. Undenkbar!

Wie gravierend der Impakt wirkte, beweist auch eine astronomische Aussage der Sintflut-Legende. Noah schickte nach der Flut zuerst einen Raben aus, um nach Land zu suchen, der aber nicht wiederkehrte. Danach eine Taube, die zurückkam. Volker Dübbers weist mich darauf hin, dass in der alten Astronomie der Rabe unter dem Sternbild des Löwen und die Taube für das Sternbild Jungfrau stand. Demnach wäre der Frühlingspunkt im Zeitpunkt oder kurz nach der Katastrophe zuerst vom Sternbild des Löwen zu dem der Jungfrau gewandert. Das aber wäre eine Rückwärtsbewegung des norma-

len Sternenumlaufs gewesen. Heute hat sich der FP im Sternbild der Fische eingependelt. Er muss also in astronomisch relativ kurzer Zeit von der Jungfrau wieder zurück zum Löwen, zum Krebs, zum Zwilling, zum Stier, zum Widder und dann zu den Fischen gewandert sein.

Da die tatsächlichen Zeiträume von FP zu FP anfangs nach der Sintflut, dem Kataklysmus und aufgrund der Taumelbewegungen des Erdkörpers, wie an den alten Kalendern und Legenden zu sehen, viel kürzer gewesen sein dürften und sich erst allmählich einpendelten, ist eine realistische Datierung der tatsächlichen Einführung des JAM-Kalenders durch einfache lineare Rückrechnung nicht möglich.

Wie gesagt dachte man bisher, Noahs Lebensjahre seien Mondjahre. Vermutlich wurde er aber so alt, weil nicht nur die Tage sondern auch die Jahre vor dem Impakt wesentlich kürzer waren und die Erdbahngeschwindigkeit um die Sonne aufgrund der Kollision mit einem oder mehreren Meteoriten oder Kometen drastisch abgebremst wurde.

Wer diese Taumelbewegung des Erdkörpers mathematisch exakt auf eine Zeitachse übertragen kann, wird den genauen Zeitpunkt der Katastrophe ermitteln können (Abb. 3).

Aber eigentlich ist es noch einfacher. Vorausgesetzt, die Anzahl der im Alten Testament aufgeführten Patriarchen stimmt tatsächlich, dann müssen wir nur das biologische Alter zugrunde legen. Das dürfte sich nicht entscheidend geändert haben. Wir müssen nun lediglich mit der durchschnittlichen Lebenserwartung in gegenwärtiger Jahreslänge rechnen, bzw. der Lebenserwartung, die in prähistorischer Zeit gegeben war. Die Anthropologie hat anhand der zahlreichen Knochenfunde herausgefunden, dass ein 60-jähriger Mann damals als Methusalem zu bezeichnen war. Nehmen wir diese Zahl als Grundlage, gehen davon aus, dass die Menschen sich damals wohl mit 18 Jahren fortgepflanzt haben, multiplizieren diese Zahl mit den Generationen seit Noah bis Moses (17), kommen wir auf eine Anzahl von 306 Jahren statt (2433/Moses Geburt + 18 = 2451 - 1656 =) 795 Jahren für den Zeitraum von der Sintflut bis Moses.

Josef und die folgenden Patriarchen wurden immer noch über 100 Jahre alt, Mose z. B. 120. Erst ab Otniel ... 2593 AM, 78 Jahre, kommen wir in realistische Lebensalter. Über die Generationenlänge nach Mose erfahren wir sonst

wenig. Wir müssen aber voraussetzen, dass auch diese stetig jünger starben, bis der seit der Neuzeit durchschnittliche Wert erreicht war. Schaltjahre wurden also aufgrund der zunehmenden Jahreslänge automatisch fällig, nachdem der Kalender einmal inkraft gesetzt worden war. Die Jahreslänge nahm anfangs rapide zu, dann immer weniger. Die alten Hochkultur-Kalender mit ihren 360 Tagen sind ein eindeutiger Beleg. Die fünf zusätzlichen Ausgleichstage können nur später zur Korrektur eingefügt worden sein. Deshalb sind die linearen Werte der Jahresverlängerung, mit denen wir heute rechnen, auf die Vergangenheit angewendet unrealistisch.

Drehte sich vor der Sintflut die Erde schneller?

Um den Beginn des Kürnbacher Ars Mundi-Kalenders auf der Grundlage des Alten Testaments zu errechnen, müsste erst der nichtlineare Faktor der Jahresverlängerung (anhand vorliegenden Diagramms) herausgefunden werden. Jeder, der sich in Mathematik auskennt, ist hierzu eingeladen.

Vor der Sintflut hatte das Jahr scheinbar nur 22 Tage: 950 (mittl. Höchstalter v. d. S.) : 60 (mittl. Höchstalter n. d. S.) = Faktor 16; $365 : 16 = -22$, oder alternativ hatte der Tag mit demselben Faktor gerechnet nur 1,5 Stunden ($24 : 16$). Proportional betrachtet müssen sich beide Werte angenähert haben, d. h. die Tageslänge länger und die Anzahl der Tage im Jahr größer als hier errechnet gewesen sein.

Leider fehlt mir das mathematische Wissen, um die genauen Mittelwerte zu berechnen. Jedenfalls waren sie entscheidend kürzer als heute.

Was bedeutet das für den Planeten Erde? Eine viel schneller rotierende Erde dürfte eine geringere Schwerkraft gehabt haben. Wir wissen noch zu wenig über die Ursachen von Gravitation. Die Beobachtungen im All sind oft widersprüchlich. Aber logisch ist, dass ein schnell rotierendes Sphäroid eine größere Fliehkraft besitzt als ein langsamerer. Folglich muss alles leichter gewesen sein. Das würde das Größenwachstum der Saurier erklären, die unter heutigen Verhältnissen ihr Gewicht nicht vom Boden bekämen. Auch der Bau der großen Megalithmonumente mit ihren tonnenschweren Monolithen, die bisher ein großes Rätsel der Menschheitsgeschichte darstellen, würde sich nun erklären lassen.

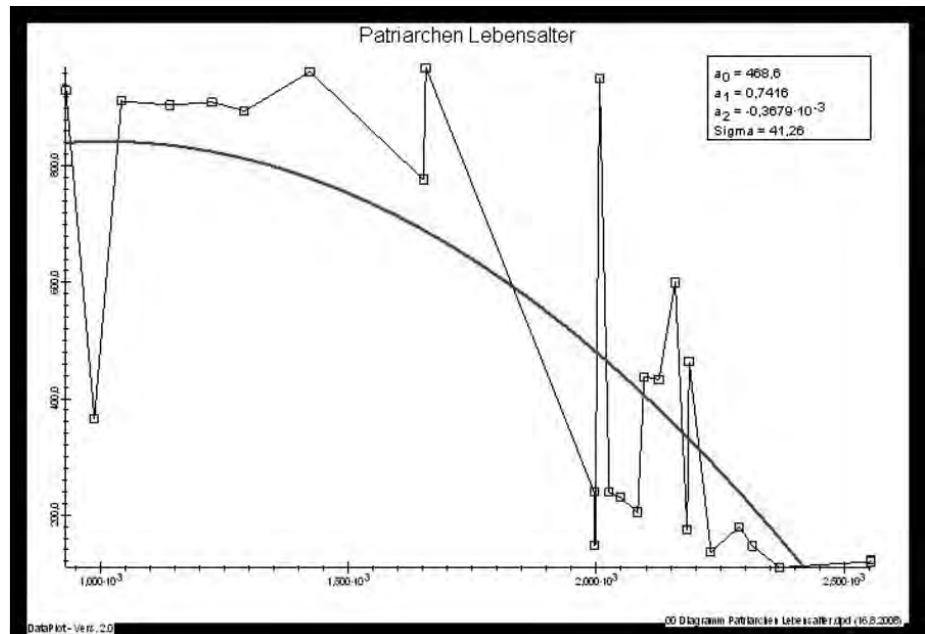


Abb. 3: Die plötzlich steil abfallenden Lebensalter der Patriarchen nach der Sintflut - wegen der drastisch zunehmenden Jahreslänge ein astrophysikalisches, kein biologisches Phänomen.

Unwägbarkeiten einer exakten Datierung des Kalenders

Wir wissen aufgrund der linearen Rechnung nicht, wann tatsächlich das Kalenderjahr seine 365,25 Tage erreichte. Deshalb ist es so wichtig, mit der richtigen Rechenmethode zu rechnen. Die Exponentialkurve kann nach Moses sehr schnell einen stabilen Wert erreicht haben. Da der erste Richter Otniel schon 78 Jahre alt wurde, haben wir nur noch 18 Jahre Differenz zum damals erreichbaren biologischen Höchstalter von ~60 Jahren. Wenn es also gelingt, die Exponentialkurve exakt zu berechnen, kann das Einführungsjahr des Jul-Kalenders auf einen bestmöglichen Wert eingegrenzt werden. Auch die Zeit der alten 360-Tage-Kalender kann damit besser kalkuliert werden. Noah rangiert als 10. Generation nach Adam, die Babylonische Gefangenschaft wird als 47. und 48. Generation gezählt. Nach einer oder zwei weiteren Generationen, also der 50., endet das Alte Testament. Wir haben also tatsächlich nur vierzig Generationen seit der Sintflut; überschlägig multipliziert mit 18 (Eheintrittsalter) ergibt das lediglich 720 Jahre. **Wenn das Alte Testament etwa 3350 Ars Mundi = 1350 Anno Domini endet, fand die Sintflut vor rund 1380 Jetztjahren, also ungefähr (1350 - 720 =) im Jahr 630 statt.**

Man kann über die Sinnhaftigkeit dieser simplen Rechenweise streiten. Schließlich wurde nach einem offensichtlich vorhandenen Kalender ge-

rechnet, egal, wie kurz anfangs die Jahre waren. Zudem kann man davon ausgehen, dass auch in der Bibel Epochen-Verdoppelungen enthalten sind. Bromme glaubt z. B., dass die Zeit des Babylonischen Exils zeitgleich mit der Ägyptischen Gefangenschaft läuft, also 70 Jahre Babylonische Gefangenschaft zu viel wären.

Fomenko sieht statistische Ähnlichkeiten zwischen den Herrscherfolgen des Jüdischen und des Israelischen Reichs, was auf eine Verdoppelung schließen lässt. Illig erkannte schon irrealer Zeiträume, die immer auf der 4 als Grundzahl basierend eine künstliche Dehnung der alttestamentarischen Zeit bewirkten, z. B. 400 Jahre Wanderung durch die Wüste nach dem Exodus, nach Richter Otniel 40 Jahre Ruhe, nach Ehud 80 Jahre Ruhe, nach Deborah und Barak 40 Jahre Ruhe, nach Gideon 40 Jahre Ruhe. Die Zeit des Turmbaus von Babel (1757 AM) ist nach archäologischer Evidenz identisch mit der Babylonischen Gefangenschaft (25.12.3400 AM), da nur in Nebukadnezars Zeit Zikkurats gebaut wurden, etc. Es gibt Hinweise, dass die heute gültige Fassung des Alten Testaments erst nach Schaffung des Neuen Testaments erfolgte. Weitere Unwägbarkeiten lassen sich sicher noch finden. Es ist alles sehr kompliziert, wie Volker Dübbers immer zu sagen pflegt. ■

Thema Externsteine

Die Externsteine, noch eine 2000-Jahr-Feier?

Neueste Datierungen des Sazellums und des Sargsteins in die römische bzw. Bronzezeit

K. Walter Haug

2009: Die 2000-Jahresfeier germanischer Unabhängigkeit, das Jahr, in dem sich die Schlacht im Teutoburger Wald zum 2000. Male jährt, wenn denn die christliche Kalender-Chronologie überhaupt stimmt.

Generationen von Heimat- und Geschichtsforschern versuchten, die spärlich überlieferte Zeit zu rekonstruieren, in der unsere Vorfahren die entscheidende Schlacht um ihre Unabhängigkeit fochten. Noch immer ist sie als barbarisch verschrien. Antike Autoren, bzw. deren angebliche Rezipienten in der italienischen Renaissance, hatten wenig, insbesondere wenig Ruhmvolleres über Zivilisation und Kultur der Germanen zu berichten. Auch die Archäologie kann nichts Besseres als Erdgrabhügel der Bronzezeit und keltischer Fürsten entdecken. Hünengräber aus tonnenschweren Findlingen, die zwar gewaltig groß in ihren Ausmaßen sind und in die älteste Jungsteinzeit zurückreichen, betrachtet sie zwar im Gesamtzusammenhang der Megalithkulturen Alteuropas, doch die Funde von noch monumentaleren Cairns in Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen, die alle bekannten Megalithmonumente Alteuropas bei Weitem in den Schatten stellen, scheinen ihr derart suspekt, dass sie alle Evidenz ignoriert und die Erforschung bis auf den heutigen Tag verweigert (siehe „Giganten der Vorgeschichte“, „Megalith-Cairns und Steinkammern in Deutschland“ auf www.cronologo.net). Weiteres dazu am Ende des Artikels.

Dass die Externsteine eine zentrale Rolle in Kult und Kultur unserer Ahnen spielten, beweist das zweitgrößte Monument der Vorgeschichte Europas, das hier in unmittelbarer Nähe der Externsteine bei Horn-Bad Meinberg steht und mit fünf

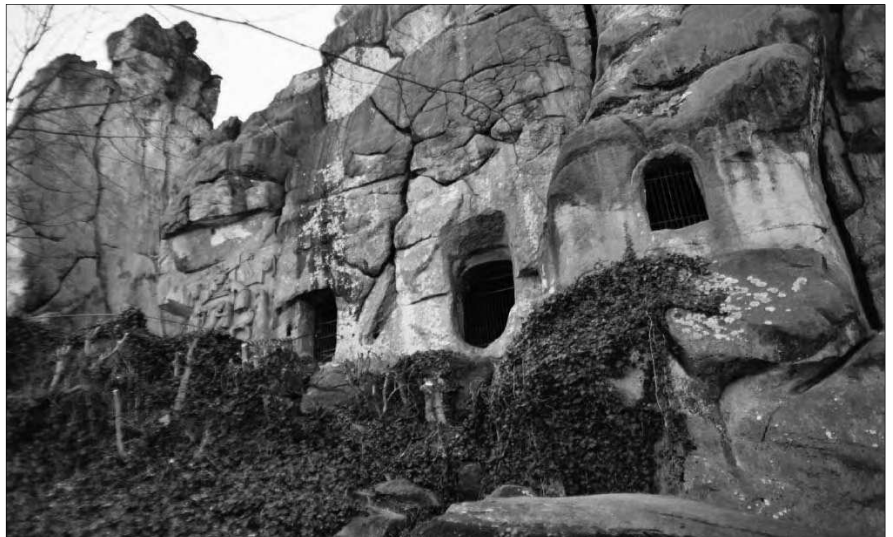


Bild 1: Die in den Fels hinein gebauenen Räume sollen erst in christlicher Zeit entstandene Teile einer christlichen Wallfahrtskapelle des Mittelalters sein.



Bild 2: Felskirche in Deutschland: St. Salvator, ein Wallfahrtskomplex über Schwäbisch Gmünd.

Bauwerksstufen über mehr als 30 m Höhe eine Länge von 440 Metern erreicht. Es wird als geologisches Phänomen abgetan, ohne überhaupt eine logische Erklärung für die deutlich erkennbaren Mauerschichtungen

in Trockenbauweise und die offenbar eingebrochenen Grabgang- und -kammerstrukturen auf der Kuppe liefern zu können. Deshalb soll hier speziell auf die Externsteine eingegangen werden, die immer noch nicht

als Heiligtum unserer germanischen Vorfahren anerkannt werden. Welche überzeugenden Beweise geben den Externsteinen das vermutet hohe Alter? Muss man den Externsteinen bei erbrachter Beweislage deshalb nicht den Rang eines Weltkulturerbes verleihen?

Zäh hält sich der Irrglaube, die in den Fels hinein gehauenen Räume seien erst in christlicher Zeit entstandene Teile einer christlichen Wallfahrtskapelle des Mittelalters (Bild 1).

Felskapellen und der Externstein

Doch schon die Idee, dass Christen ihre Kirchen in den Fels hinein gehauen hätten, scheint abwegig. Es gibt nur sehr wenige Felskapellen in Europa, und diesen haftet durch den Vergleich mit antiken Felsgräbern durchweg der Geruch späterer Christianisierung an. In Böhmen z. B. findet man welche bei Schimmel (heute Vsemily) und Wellnitz (heute Velenice). Doch ihre eigentliche Entstehung ist ungeklärt. Die größte und einzige, heute noch besuchte Felskirche in Deutschland ist der St. Salvator, ein Wallfahrtskomplex über Schwäbisch Gmünd (Bild 2).

Gleich hinter dem Bahnhof beginnt der Aufstieg, der am Ende eines Kreuzweges mit mehreren Stationen mit der Kreuzigung Christi endet. Die in dieser Form einzigartige Höhlenkirche besteht aus zwei Felskapellen, einem oberen und einem unteren Raum. Oben befindet sich eine ganze, direkt bei der Anlage des Raumes aus dem Stubensandstein gemeißelte Figurengruppe. Zahlreiche weitere Figuren, Reliefs und Ritzzeichnungen finden sich in der Höhlenkirche und an den Felswänden an der Erdoberfläche, ähnlich dem Kreuzabnahmerelief an den Externsteinen.

Schon vor 1483 hat sich am Nepperberg, auch Eberstein genannt, eine Kultstätte (!) befunden, denn zu diesem Jahr erwähnte der Ulmer Dominikanermönch *Felix Fabri* aufgrund seiner Besichtigung der Jakobshöhle in Jerusalem, dass ihn diese an die ganz ähnliche aber kleinere Höhle, den Eberstein bei Gmünd in Schwaben erinnert. 1617, zu barocken Zeiten, baute Kirchenbaumeister *Kaspar Vogt* bereits vorhandene Buntsandsteinhöhlen zu einer Felskapelle aus und ergänzte diese teilweise mit einer gemauerten Fassade, einem Kirchturm und einem Dachansatz.

Doch ein Bild des Gmünder Malers



Bild 3: Das Sazellum an den Externsteinen.

Christoph Friedel, das im Vorraum der Kapelle besichtigt werden kann, zeigt den Zustand der Kirche vor diesem Umbau. Deutlich zu sehen ist, dass man einige noch ältere künstliche Hohlräume erweitert hat. Viele Geschichten ranken sich um diesen Berg, seine Höhlen und die Kapelle. Römische Soldaten hätten hier ihren Gott Mithras verehrt. Später hätten die Christen Schutz vor heidnischen Überfällen gesucht. Teile des ursprünglich wohl heidnischen Geländes befinden sich auf Privatgrund, auch eine künstliche Felshöhle, die wieder freigelegt wurde, und die mit ihren Steinbänken stark an römische Mithräen erinnert. Wie alt sind also die Externsteine tatsächlich?

Der Altarstein des Sazellums – römisch?

Ein renommierter und überaus qualifizierter Zeuge für das hohe Alter der Externsteine ist der langjährige leitende Museumsdirektor am Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz *Dr. Ernst Künzl* (1971 - 2004). Er schreibt in seinem Buch „Die Germanen - Geheimnisvolle Völker aus dem Norden“ (Stuttgart 2008), dass der Altarstein im Sazellum der Externsteine (Bild 3) nur römischen Ursprungs sein könne. Es handle sich um einen römischen Weihstein aus dem 2. bis 3. Jahrhundert, alles andere mache keinen Sinn.

Aus so berufenem Munde zu erfahren, dass die mittelalterliche Kirche als Baumeister dieses einzigartigen Felsenraums entfällt, ist schon erleichternd. Damit bekommen alle Recht, die schon seit Generationen auf die Orientierung der Felsöffnung im Hintergrund des Weihsteins zur Sommersonnenwende bzw. der Mondextreme zu diesem Zeitpunkt hinwiesen und damit die astronomischen und kalendarischen Kenntnisse unserer Vorfahren anerkannt wissen wollen.

Nur, damit tut sich ein riesengroßer Widerspruch auf: Wie kommt ein römischer Altar in das Gebiet östlich des Limes, in eine Region, die nach heutigem Forschungsstand Kulisse des entscheidenden Kampfes zwischen römischen Kohorten und den Truppen Armins, des Cheruskers war? Römer konnten sich hier nie dauerhaft festsetzen. Andererseits geben Luftbilder Hinweise auf Architekturen im Lip-

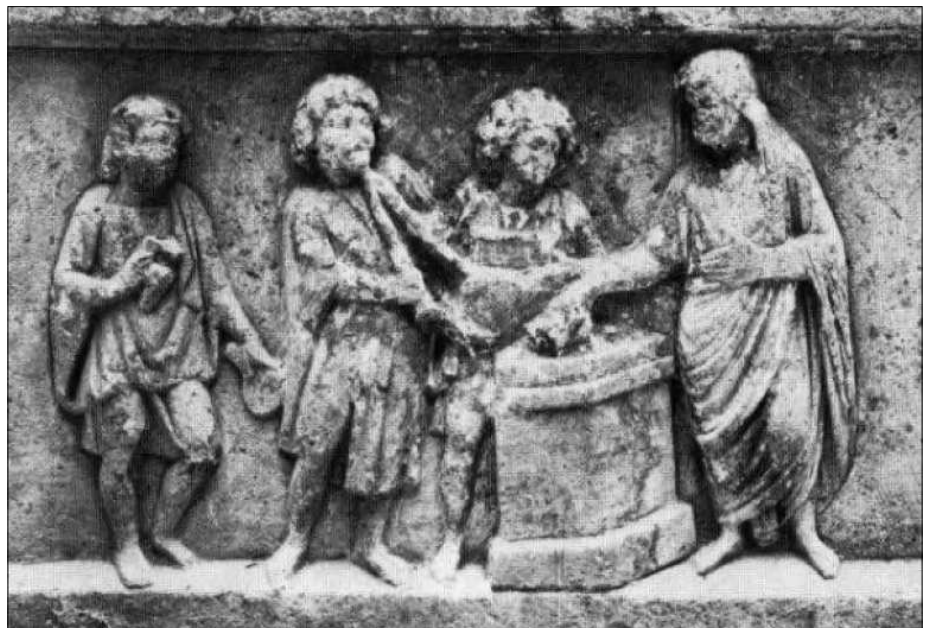


Bild 4: Weihstein aus Thracien mit einer Opferdarstellung.

pischen Land und in anderen Regionen östlich des Limes, die eindeutig Grundrisse römischer Bauten (Villen) zeigen. Bei Haltern an der Lippe gab es ein großes Militärlager, ein noch größeres stand bei Anreppen, das ein palastartiges Prätorium besaß. Im rechtsrheinischen Gebiet gab es vermutlich einige römische Städte, zumindest Waldgirmes in Hessen konnte nachgewiesen werden.

Es hat wohl offensichtlich eine Kulturbeeinflussung gegeben; fragt sich, zu welcher Zeit. Im 2. und 3. Jahrhundert kann es nicht gewesen sein, denn da beschäftigte sich das nicht mehr ganz so mächtige Rom mit anderen Regionen und Grenzgebieten.

Das, was wir heute das Römische Imperium nennen, ist vor allem durch seine unverwechselbare Architektur gekennzeichnet, die man in Trümmern und Ruinen im ganzen Westen und Süden Europas, bis nach Griechenland und Kleinasien findet. Diese Hochkultur hatte zweifelsohne Strahlkraft bis weit hinter seine Grenzen. Kommen also die Römer so ohne Weiteres als Inspiratoren in Frage, oder waren es vielleicht die Griechen, die hier ihren Einfluss geltend machten?

Die Weihesteine oder -altäre sind in allen Provinzen des Römischen Reiches nachweisbar und werden dort hauptsächlich in das 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus datiert, in Rumänien, dem damaligen Thrakien, dagegen schon ins 1. Jahrhundert. Auf ihnen opferte man Tiere den Göttern (Bild 4), wie man auf einer römischen Darstellung erkennen kann, die in Bonn ausgestellt ist. Rumänien ist geografisch Griechenland viel näher. Das könnte für einen griechischen Ursprung sprechen. Doch schauen wir uns die Verbreitung der Weihealtäre genauer an. Es fällt auf, dass Weihealtäre auch in Verbindung mit Lararien vorkommen. Die Laren sind die Schutzgötter des Hauses. Es gab kleine Altäre oder Hauskapellen, wo man sie verehrte.

Insbesondere in Pompeji sind ausdrucksstarke Exemplare erhalten, die eine Ähnlichkeit mit dem Sazellum aufweisen. Vor allem die Anordnung der Nische, die eine halbrunde Form hat, und dem Weihealtar im Vordergrund sind verblüffend (Bild 5 und 6).

Schon die Griechen kannten Gebetssäulen mit Abbildungen, die „kleinen Gottheiten“ gewidmet waren. Mit ihrer Kultur verbreiteten die Griechen



Bild 5: Weihealtar aus Pompeji.

diesen Kult, unter anderem im Römischen Reich, so der Stand der Forschung. Kommen sie also auch als Vorbild für unser Sazellum in Frage?

Der Jupiteraltar von Gerling bei Moos (Ansfelden), der im Linzer Schlossmuseum ausgestellt ist (Bild 7), hat nicht nur von der Form und den Maßen her eine große Übereinstimmung mit dem Altarstein des Sazellums.

Hier findet man vielleicht auch den Grund für die recht schmale Ausführung des Externstein-Altars, der merkwürdige Dellen an beiden Seiten aufzuweisen scheint. Anders als beim Sazellum-Altar zeigt der Gerlinger Reliefs, und zwar den in der Inschrift

genannten Göttervater Jupiter als Blitzbündel auf der rechten Seitenfläche, auf der linken dagegen eine einheimische Gottheit mit Wanderstab und Donner- oder Sonnenrad. Auf der Inschrift sind zwei Einheimische genannt, von denen einer, der Vater, den keltischen Namen Sonius trägt, der Sohn hingegen ist mit der *tria nomina* Tiberius Claudius Provincialis bereits als römischer Bürger ausgewiesen.

Die erhabenen Reliefs sind also genau dort angebracht, wo beim Sazellum-Altar der Stein in der Breite zu fehlen scheint. Wurden also vorhandene Bilder im christlichen Mittelalter ausgehauen und vernichtet?

Die halbkuppelförmige Nische des Sazellum erinnert ebenfalls an ältere antike Vorbilder. Als griechischer Vorläufer zu nennen ist die Exedra, „eine besonders gestaltete, erhöhte Nische bzw. die offene oder überdachte Plattform als Anbau eines großen öffentlichen Versammlungsraumes, etwa des Peristyls oder im Gymnasion, und dient mit Sitzen als ‚Gesellschaftsraum‘ im Sinne eines *Separé* dem privaterem Gespräch oder dem Vorlesen und Diskutieren im kleinen Kreise ... Im Hellenismus entwickelt sie sich parallel zur *Ädikula*, der *Standnische* für sakrale und profane Statuen und Statuetten ... Die *Ädikula*, lateinisch ‚kleiner Bau‘, auch ‚kleines Haus‘ oder ‚Tempelchen‘, ist ein kleines antikes Bauwerk ... Am Anfang war dies ein kleiner Wandaufbau, der einer Tempelfront ähnlich sah und in welchem sich eine Statue befand“ (Wikipedia).

Die größte Übereinstimmung zeigt



Bild 6: Weihealter aus Pompeji.

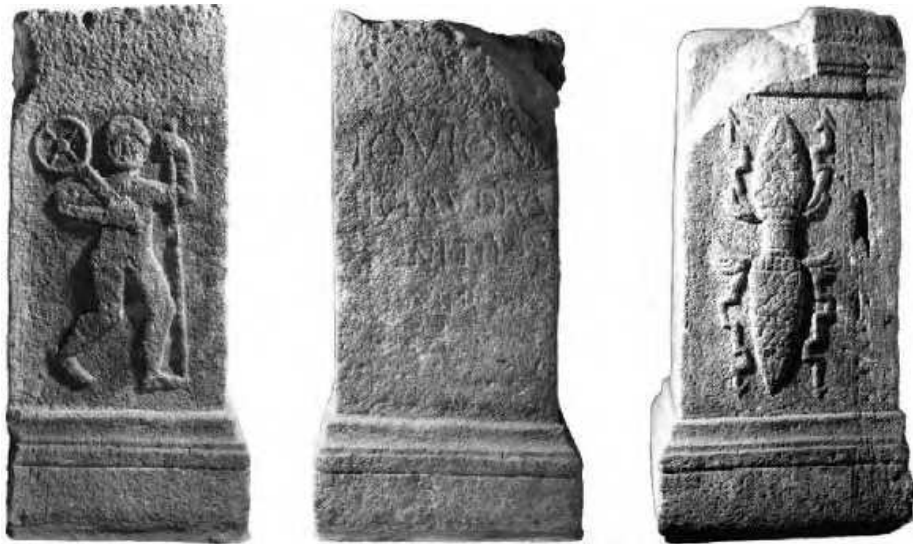


Bild 7: Der Jupiteraltar von Gerling bei Moos (Ansfelden).

das Sazellum mit einer Apsis. „Die Apsis, griechisch Wölbung, Bogen, ist ursprünglich eine halbrunde oder polygonale Altarnische in vorgeschichtlichen Tempeln bzw. christlichen Kirchen ... Mit Apsis werden vereinzelt auch Raumformen anderer Gebäude bezeichnet, die von einer Halbkugel überdeckt sind. Diese Form stammt aus der Exedra und Tribuna des griechischen Profan- und römischen Sakral- und Profanbaus.

Nischen als Bauelemente werden lange vor dem Hellenismus verwendet, um Teile eines Raumes hervorzuheben, z. B. für den Herrscher, als Bauschmuck und als Rahmen (Ädikula) für Götterstatuen und andere Plastiken“ (Wikipedia). Die Apsis des Sazellum kann nie eine christliche gewesen sein, denn diese orientieren sich fast ausnahmslos nach Osten.

Aber ist es wirklich gerechtfertigt, die eigenartige Sakral-Architektur des Externsteins von den Römern herzuleiten? Was spricht dagegen?

„Ein römischer Tempel ist eine Abwandlung eines griechischen Tempels. Im Zentrum des griechischen Tempels stand die Götterstatue. Um die Statue herum wurde ein Gebäude errichtet, zunächst aus Holz und Lehm, später aus Stein, die Cella. Sie ist rechteckig, hat keine Fenster und ist nach vorne und manchmal auch nach hinten offen. Das Dach ist spitz. In einiger Entfernung stand ein Altar, auf dem die Opfergaben (z. B. Wein, Opferkuchen, Weihrauch, aber auch lebendige Tiere) dargebracht wurden. Der heilige Ort, wo die Statue steht, durfte nicht mit Blut in Berührung kommen, deswegen stand der Altar immer in ausreichender Distanz.

Der römische Tempel weicht in zwei Dingen vom Plan des griechischen Tem-

pels ab. Er steht nicht wie der Griechische auf drei niedrigen Stufen, die ringsum geführt werden, sondern auf einem hohen Podium. Er kann über eine Treppe an der Vorderseite erreicht werden. Oft steht der Altar auf dieser Treppe, z. B. der Saturntempel auf dem Forum Romanum. Während der griechische Tempel sich auf Augenhöhe des Betrachters befindet und von allen Seiten betreten werden kann, ist der römische Tempel aufgrund des Podiums viel höher. Man kann ihn nur von vorne betreten“ (latigrec.ch).

Bei Griechen und Römern stand der Opfer- oder Weihealtar also immer außerhalb des Tempelraums. An den Externsteinen konnte bisher noch kein Nachweis eines Tempelgebäudes erbracht werden. Dies wäre auch nicht notwendig die Voraussetzung für einen Weihealtar,

denn die konnten überall aufgestellt werden, wo es angebracht erschien. Wie aber kommt ein römischer Altar überhaupt ins Gebiet der Germanen?

Bekanntermaßen waren die okkupationsfreudigen Römer dermaßen unbeliebt bei den Völkern im freien Teil Europas, dass eine Übernahme von Kultur und Architektur nicht so ohne Weiteres zu erwarten ist. Insbesondere erwartet man nicht einen römischen Altar im vermeintlich freien Teil Germaniens zu finden, in dem Teil, der von der römischen Besetzung verschont blieb. Aber ist das Gebiet der Cherusker tatsächlich nie unter den Einfluss der Römer gekommen?

Tatsächlich eroberte Kaiser Augustus nach herkömmlicher Chronologie schon 9 v. Chr. Germanien bis zur Elbe und errichtete gegenüber dem Stammesgebiet der Langobarden ein Siegesdenkmal (Tropaion). Die Cherusker-Fürsten mussten mit den Besatzern kooperieren, da ihre Kinder in Geiselschaft genommen und in Rom ausgebildet wurden, so auch Arminius. Als Führer cheruskischer Hilfstruppen bekämpfte er mit Tiberius Aufstände in Dalmatien und Pannonien, in dieser Zeit (6 – 8 n. Chr.) lernte er die römische Kampftechnik kennen, weshalb er im Jahre 9 n. Chr. erfolgreich gegen Varus in die Schlacht ziehen und die Römer im Teutoburger Wald besiegen konnte. Das Gebiet der Externsteine stand also immerhin 18 Jahre (von -9 bis +9) unter römischer Besatzung und Kultureinfluss. Die

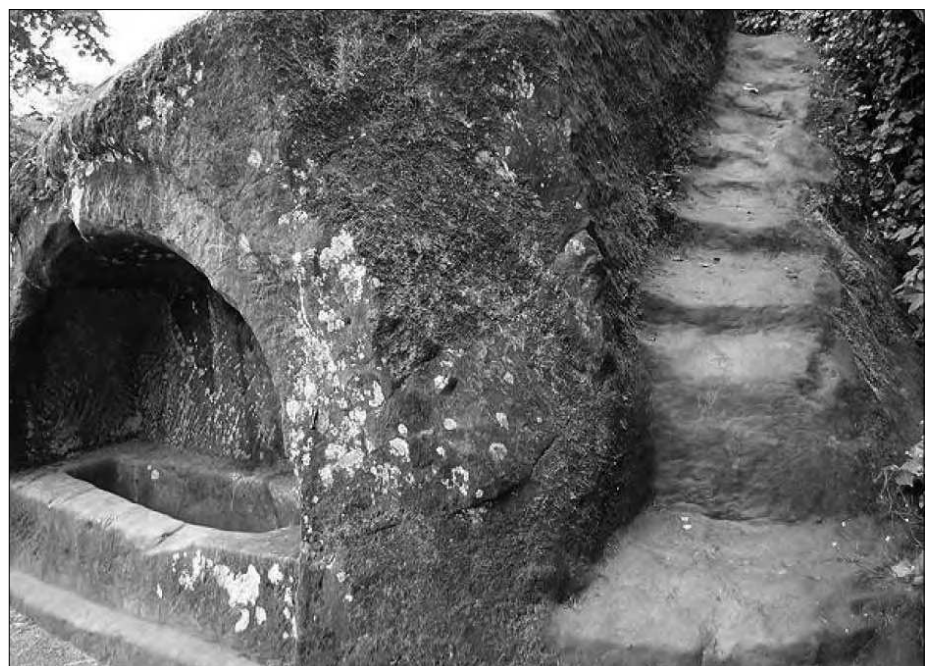


Bild 8: Der „Sargstein“ an den Externsteinen.



Bild 9: Das auch „Grab des Orpheus“ genannte Heiligtum von Tatal.

kulturelle Strahlkraft des „Römischen Reiches“ war also nachweislich das Ergebnis einer Okkupation und keine freiwillige Übernahme. Bereits in dieser Zeit, also um Christi Geburt, und nicht im 3. Jahrhundert, kann der Altar schon entstanden sein! Ob dieser Zeitansatz wirklich reicht? Schauen wir uns einen weiteren markanten Teil des Externsteins an.

Die Sargsteine Europas – ist Steinbearbeitung grundsätzlich eisenzeitlich?

Kommen wir nun zum zweiten Beweisstück unserer Argumentation.

Grundsätzlich haben wir es bei dem Externstein-Sanktuarium um eine ganz andere Architektur, nämlich mit Felsbau zu tun. Eigentlich ist es die Negativform des Bauens, denn anders wie bei gewöhnlicher Architektur wird ja nicht auf-, sondern abgebaut, nämlich der Fels, bis er die gewünschte Form erhält, bzw. die Räume liefert, die man aus ihm heraus haut. Felsbau hat eine entwickelte Steinbearbeitungstechnik zur Voraussetzung.

Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass Steinabbau und -bearbeitung anders als mit Eisen zu bewerkstelligen ist. Dennoch liefern Archäologie und Geschichtswissenschaft Theorien, die in das Lehrgebäude der Wissenschaft aufgenommen wurden. Demnach wäre man schon in der Stein-, Kupfer- und Bronzezeit zur Steinbearbeitung im großen Stil fähig gewesen. Wer jemals mit Kupfer hantiert hat, weiß, wie biegsam dieses weiche Metall ist, insbesondere gegenüber Stein. Und

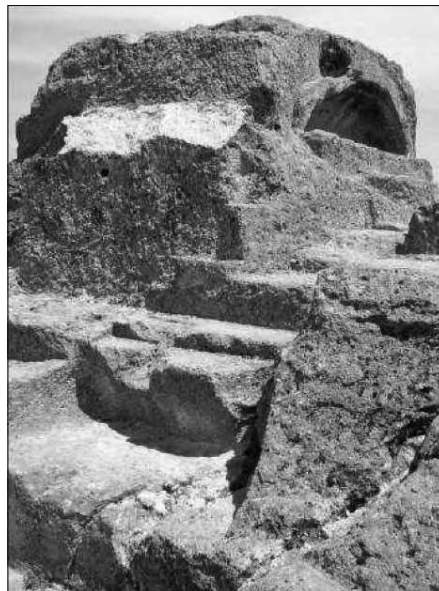


Bild 10: Das auch „Grab des Orpheus“ genannte Heiligtum von Tatal.



Bild 11: Acht große steinerne Treppen führen vom „Grab des Orpheus“ zu einem Thraker-Tempel mit einem Altar in den Felsen. Er ist nur wenige Meter unterhalb des Pyramidenstumpfes angelegt

Bronzebeile wurden schon schartig, wenn man sie im Experiment gegen Bäume schlug. Wie hätten damit etwa die großen und äußerst gerade gehauenen Blöcke der Cheopspyramide hergestellt werden können?

Herodot berichtet eindeutig, dass zu ihrem Bau Eisen in großen Mengen verwendet wurde. Aber da unsere Chronologie bibelfundamentalistisch ist, d. h. auf der Chronologie des Alten Testaments aufbaut und aus ihr entwickelt wurde, müsste man, um eine annähernd glaubwürdige Chronik zu erhalten, die Bibel als Geschichtswerk in Frage stellen. Die elementaren Fragen nach ihrer Glaubwürdigkeit stünden wieder groß im Raum. Die Kalender der Welt hätten keine Grundlage mehr.

Datierungsprobleme werden also immer aufgeworfen, wenn entwickelte Steinbearbeitung mit angeblich eisenloser Zeit, der Bronzezeit verknüpft wird, wie jetzt wieder beim Heiligtum von Tatal in Bulgarien. Auf diesem heiligen Berg rund 250 Kilometer südlich von Sofia stießen die Archäologen auf eine Schicht aus der Kupfersteinzeit (-4300 bis -2200). Sie legten aber auch einen äußerst ungewöhnlichen Felsbau frei, der insbesondere, was das zentrale Heiligtum betrifft, große Ähnlichkeit zum Externstein-Heiligtum hat. Man kann das Sazellum der Externsteine sicher nicht losgelöst vom Sargstein betrachten, der an der Basis des Felsen aus dem Stein gehauen wurde (Bild 8).

Ein Sargstein der Thraker

Das auch „Grab des Orpheus“ genannte Heiligtum von Tatal besitzt

nun genau denselben Sargstein in einen ebenso solitären Monolithen getieft wie hier (Bild 9). Weihealtäre liegen im Umkreis.

Bemerkenswert bei beiden bogenförmigen Nischen ist die Betonung des Solarkums durch einen breiten aus dem Fels gearbeiteten Streifen. Er versinnbildlicht die Sonnenbahn, den Lauf des Lebens.

Focus Online schreibt: „Vor 6000 Jahren ist an diesem Ort ein Heiligtum entstanden“, bekräftigt der bulgarische Archäologe *Nikolaj Owtscharow*. Dort wurden Hirsche und Wildschweine geopfert, ist der in Bulgarien auch liebevoll „Indiana Jones“ bezeichnete Professor überzeugt. Allein aus der Bronzezeit stammen mehr als dreißig Opferaltäre, an denen die Zukunft vorausgesagt wurde. Owtscharow geht davon aus, dass in diesem Heiligtum (Bild 10) im zweiten Jahrtausend vor Christus auch der sagenhafte Sänger Orpheus verehrt wurde.

Das Heiligtum war in der Kupfersteinzeit nur zwischen den natürlichen Felsen angelegt. In der Bronzezeit gaben die Menschen den großen Steinen dann bestimmte Formen, so die gängige These. Sie meißelten aus dem Stein des Hügels eine Pyramidenform, jedoch ohne Spitze. Darin ist ein beeindruckendes riesiges Grab angelegt. Es wird vermutet, dass es ein symbolisches Grab des Orpheus ist. Auf der südlichen Seite des Felsstumpfes gibt es ein zweites Grab mit einer seitlichen Öffnung. Bei rituellen Handlungen soll Wein in die kleinen Kanäle am Rand geflossen sein.

Acht große steinerne Treppen führen vom „Grab des Orpheus“ zu einem Thraker-Tempel mit einem Altar in den Felsen. Er ist nur wenige Meter unterhalb des Pyramidenstumpfes angelegt (Bild 11). Der Tempel hat eine fast quadratische Form und ist aus riesigen Steinen gebaut. Er ist in einer Höhe von bis zu sechs Metern erhalten. Der gesamte „heilige Berg“ bei Tatul unweit der Stadt Kardschali ist zudem von einer Steinmauer geschützt.

Vergleicht man die topografische Situation mit den Externsteinen, könnte sich der gesuchte Externstein-Tempel bzw. seine Überreste unterhalb des Sargsteins im See befinden.

Genutzt wurde die Kultstätte des Orpheus im östlichen Teil des Rhodopen-Gebirges bis zu Beginn des fünften Jahrhunderts nach Christus. Danach



Bild 12: Dem Orpheusgrab in Tatul (Bulgarien) und dem Sargstein der Externsteine sehr ähnliche Gräber gibt es merkwürdigerweise auch auf Malta. Dort jedoch befinden sie sich allesamt unter der Erdoberfläche im Fels geborgen, weshalb man sie als Katakomben erkennt.

traten die Thraker zum Christentum über. Ihre Zivilisation ging unter, da die Thraker kein Schrifttum und auch kein Volksgedächtnis besaßen.

Es scheint, dass überall im heidnischen Europa Weihealtäre standen, vermutlich in den meisten Villen und Privathäusern. In Pompeji blieben sie, dank der vulkanischen Konservierung, am besten erhalten. Pompeji ging jedoch schon 79 n. Chr. unter, was die strikte Datierung ins 2./3. Jahrhundert ebenfalls unsicher macht. Der Fund des Fels-Heiligtums im ehemaligen Thrakien dagegen zeigt, wie tief die Geschichte in Wirklichkeit reicht.

Die Thraker, „Meister der Metallverarbeitung“ (Homer), müssen engen kulturellen Kontakt zu den Cheruskern gehabt haben. Die Ähnlichkeit beider Heiligtümer ist derart frappierend, dass eine andere Erklärung kaum denkbar ist. Aus den Thrakern, einem Volk, das nach Herodot einst fast so groß wie das der Inder war, gingen die Geten (Goten), aber auch der König der Makedonen, *Alexander* hervor. *Walther Machalett*, bekannter Erforscher der Externsteine und Sachbuchautor, vertrat seine Überzeugung, dass einst Weihezüge von den Externsteinen zu dem Mondheiligtum von Delos, dem mythischen Geburtsort von Sonnengott Apollon und der Mondgöttin Artemis stattfanden, und zwar entlang einer Linie, die dem Böschungswinkel der Cheopspyramide folgt. Diese Kurslinie verläuft in einem Winkel von 51 Grad und 51 Minuten zur Basislinie. Diese Linie entspricht ebenfalls der Mondbahn in ihrem 19-jährigen Extremstand. Auf dieser Linie fand Machalett die Kultstätten des Altertums wie auf einer Perlenschnur aufgereiht. Kein Zufall kann es sein, dass sogar die 2004

entdeckte über 220 m hohe bosnische Sonnen-Pyramide am 44. Breitengrad von ihr tangiert wird. Der Weihezug führte also auch durch thrakisches Gebiet. Thrakien und Germanien waren demzufolge Teil eines gemeinsamen Kulturraums mit gemeinsamen religiösen Vorstellungen.

Wohl deshalb kommt dem Sargstein die Bedeutung zu, die auch dem symbolischen Grab des Orpheus zugestanden wird, nämlich eine Verbindung zur Unterwelt herstellen zu können. Ausgehend von den Sarkophagen der Ägypter, die, zumindest in der Cheopspyramide, kaum als Grablege gedient haben können, sowie den Schilderungen des ägyptischen Totenbuchs, kursiert schon lange der Gedanke, dass auch unser Sargstein diesem orphischen Kult gedient hat.

In Wikipedia werden unter dem Stichwort „Orphiker“ die Werke der Autoren *Robert Parker* und *Johanna J. S. Aulich* verarbeitet: „Die Orphiker waren die Anhänger eines Mysterienkults der altgriechischen Religion der Orphik, die ihre Lehren auf Schriften des mythischen Sängers Orpheus zurückführten ... Die Orphik verbreitete sich seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. von Thrakien aus über die von Griechen besiedelten Gebiete. Ihre Lehre war für das diesseitsorientierte antike Griechenland (vgl. dazu Hades) ungewöhnlich. Eindeutig orphische Ansichten und Praktiken sind schon bei Herodot, Euripides und Plato zu finden.“

Nach Auffassung der Orphiker trägt der Mensch von Dionysos Göttliches und Gutes in sich, von den Titanen Böses und Verwerfliches. Die im menschlichen Körper eingekerkerte Seele kann ihr Gefängnis nur durch die Einhaltung orphischer Lebensweise und nach mehreren Wiedergeburt verlassen. Diese Seelenwande-

... rung kann durch sittlich einwandfreies Leben und die Einhaltung asketischer Vorschriften abgekürzt werden. Dann wird ein glückseliges Leben im Jenseits erreicht. Die Orphik beeinflusste die im 6. Jahrhundert v. Chr. gegründete religiöse Bruderschaft der Pythagoreer, die ebenfalls den Glauben an Seelenwanderung und Unterweltstrafen vertrat. In der Philosophie waren sie außerdem über Xenophanes und die Eleaten wirksam, die ihre Betonung der Einheit von Gottheit und Welt übernahmen ...“

Sargstein-Katakomben auf Malta

Dem Orpheusgrab in Tatul (Bulgarien) und dem Sargstein der Externsteine sehr ähnliche Gräber gibt es merkwürdigerweise auch auf Malta. Dort jedoch befinden sie sich allesamt unter der Erdoberfläche im Fels geborgen, weshalb man sie als Katakomben erkennt. Die bogenförmigen Fenster sind hierbei auf allen vier Seiten angebracht, wodurch die Decke des Felsargs wie ein Baldachin wirkt (Bild 12). Auch hier ist das Solarkum als erhabenes Relief über dem Nischenbogen angebracht. Die Sonne wird hier, wie oft auf prähistorischen Fels- und Megalithzeichnungen zu sehen, als Spirale dargestellt.

Außerhalb von Rabat liegt diese oben zu sehende Begräbnisstätte: Abbatija tad-Dejr. Jene reich mit Steinreliefs geschmückte Stätte gleicht den anderen christlichen Gräbern auf dem maltesischen Archipel; sie besteht aus einem unterirdischen Friedhof mit vier untereinander verbundenen Kammern. Zu bewundern ist eine große zentrale Halle. Auch in Abatija, wie überhaupt in allen Katakomben Maltas, begegnen wir den aus dem Fels gehauenen Bögen über dem Sarkophag. Doch hier werden diese halbkreisförmigen Öffnungen durch Reliefs von Bögen betont, die an beiden Enden spiralförmig eingerollt sind, womit sich eine Verbindung zum Spiralmotiv der Megalithik ergibt. Neben diesen aus dem Stein gehauenen Schmuckleisten in Spiralförmigkeit sehen wir gemeißelte Muschelschalen, gewölbte Topfabstellfächer, Wandpfeiler (Pila-ster), Palmwedel, Fischwaagen und verschiedene Verzierungen als dekorative Elemente.

Heute befindet sich neben dieser Katakombe eine kleine, aus dem Felsen gehauene Kirche, in der ursprünglich zu beiden Seiten des Kreuzifixes eine Darstellung der Kreuzigung mit der Jungfrau Maria und dem Erzengel Ga-

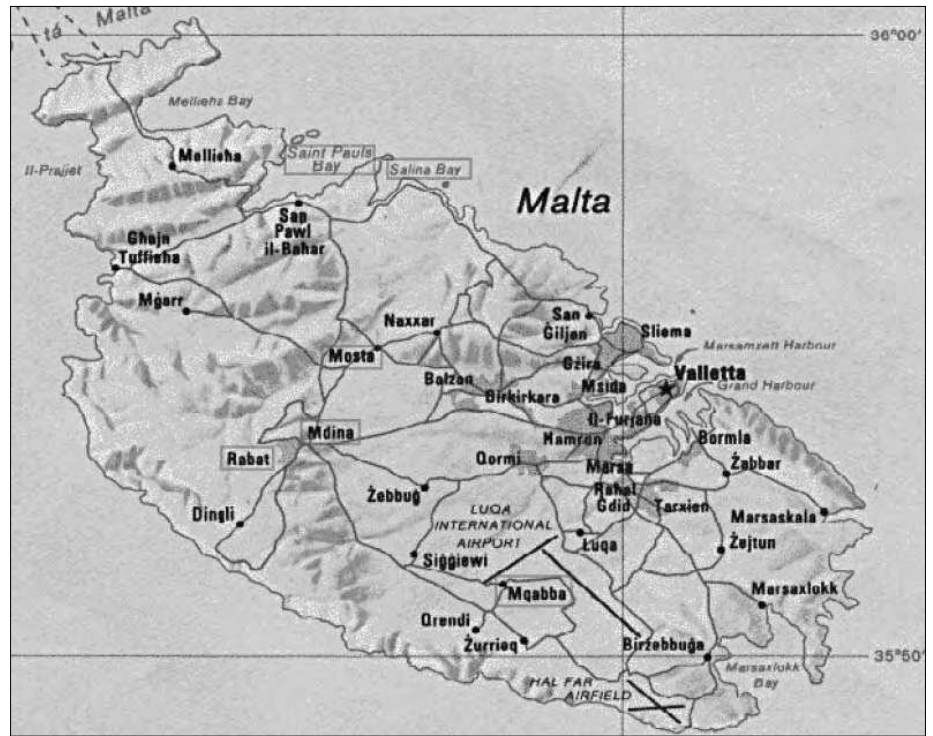


Bild 13: Malta

bril zu sehen war. Dieses Gemälde wird heute im National Museum of Fine Arts in Valletta aufbewahrt.

Die maltesischen Inseln sind überhaupt reich an Bestattungsstätten dieser Art, die man weit über das maltesische Territorium gestreut findet (Bild 13) und meist pauschal in die spätrömische und byzantinische Periode datiert, ohne dies in irgendeiner Weise wirklich beweisen zu können. Kann man die behauptete frühchristliche Entstehung, die man ja auch dem Externstein unterstellt, also für bare Münze nehmen? Was spricht dafür, was dagegen? Zum Verständnis dieser speziellen Grabform und ihrer Bezüge zum Externstein, aber auch um den Externstein endlich annähernd präzise datieren zu können, lohnt es sich, näher auf die einzelnen Katakomben einzugehen. Die meisten von ihnen gehören in den Bereich des Rabat-Plateaus, aber verschiedene kleinere Hypogäen sind weit über das Land oder einzelne Stadtgebiete verbreitet. Die urchristlichen Katakomben Maltas gehören zu den bedeutendsten frühchristlichen Monumenten südlich von Rom. Sie bilden regelrechte und ziemlich große Friedhöfe unter dem Erdboden. Verschiedene Gräber innerhalb desselben Hypogäums können durch einen gemeinsamen Eingang besucht werden.

Diese Hypogäen, von denen wir die wichtigsten vorstellen (<http://www.heritagemalta.org>), umfassen Einzelgräber

oder ganze Gruppen, die in derselben Hügelkette gefunden wurden:

1. Die St. Agathe-Katakomben in Rabat, in der sich 248 die heilige Agathe versteckt haben soll, birgt als eine der wenigen tatsächlich Skelette aus der christlichen Ära. Ob es sich nicht einfach nur um Nachbestattungen handelt, wurde nie geklärt.
2. Die St. Paul's Katakomben (Paulus-Katakomben) in Rabat, vor den Toren der alten Hauptstadt Mdina, unweit von der ersten entfernt, ist die umfangreichste. Diese Stätte wurde errichtet, weil Begräbnisse innerhalb der Stadtgrenzen von Mdina in alten Zeiten gesetzlich verboten waren, so die offizielle Erklärung. Nach den neuesten Interpretationen sind die Katakomben archäologische Zeugnisse des frühen Christentums in Malta. Sie werden jetzt einem nicht existenten Gotteshaus zugeordnet, das der heilige Paulus gegründet haben soll, und repräsentieren den größten und frühesten Nachweis des Christentums auf Malta. Sie wurden, aufgrund eines weitverbreiteten Mythos, nach der St. Pauls Grotte benannt. Diese Katakomben wurden 1894 von dem Pionier christlicher Archäologie in Malta, Dr. A. A. Caruana, untersucht und erforscht. Weil sie überhaupt keine Skelette enthielten, blieben sie die



Bild 14: Die Katakomben der Salinas Bucht

Jahre nach der Entdeckung rätselhaft. *Erich von Däniken* besichtigte sie und nahm sie in einer Diskussionsendung des maltesischen Fernsehens für die Außerirdischen in Anspruch. Das Herzstück der Katakomben ist eine beeindruckende Zentralhalle. Zahlreiche Korridore, die von hier aus in verschiedene Richtungen führen, erweitern sich an ihrem Ende zu Kammern. Einige wenige, auf den Inseln einzigartige Mauerstücke zeugen von der spätrömischen und der frühmittelalterlichen Epoche. Die dem Sargstein der Externsteine oder dem Orpheus-Grab in Tatul sehr ähnlichen Felskammergräber besitzen große Fensterbögen, die in der Archäologie Bulgariens (Orpheus-Grab) den Lauf der Sonne symbolisieren sollen. Diese Bögen aber öffnen sich hier nach allen vier Seiten. Die Baldachin-Sarkophage reihen sich nun in ganzen Galerien zu einer unüberschaubaren Zahl von Sargsteinen. Insgesamt gibt es dort 1400 Bestattungen (Sarkophage, gedeckte Gruben) im Fels! In einer Nische steht auf einer Erhöhung, die mit ihren schräg abfallenden Seiten einer Rundcouch ähnelt, ein einzelner runder Tisch, der aus einem einzigen Stein geschnitten wurde. Dies zumindest erinnert stark an etruskische Grabhöhlen oder römische Mithräen, wo im Grab ein Fest oder Bankett zu Ehren der Toten abgehalten wurde.

3. Die Tal Mintna Katakomben in Mqabba wurden 1860 von *Dr. A Caruana* und *Captain Strickland* entdeckt. Das Hauptcharakteristikum dieses Bestattungsortes ist die Verbindung von drei ursprünglich separaten Hypogäen mit eigenen Eingangsschächten, die nun einen großen Komplex bilden. In den Tal Mintna Katakomben dominiert ein Ritualtisch, das sog. „triclinitum“, die ganze Konfiguration von Krypten. Diese Grabkammern sind ebenfalls sehr reich mit den Abbatija-Elementen dekoriert. Die sehr enge Verwandtschaft zwischen den Architekturen der späten phönizischen Gräber und den christlichen Hypogäen könnte so verstanden werden, dass die frühen Christen eine phönizische Grabtradition übernahmen, der sie eine neue Bedeutung gaben. Dies kann sehr deutlich in Tal Mintna beobachtet werden, wo die zellenartigen Gräber, jedes mit einer kaminartigen Öffnung, ausnahmslos an die phönizischen Höhlengräber erinnern. Der Beginn der phönizischen Kultur auf Malta wird in die Mitte des -8. Jahrhunderts datiert. Das Erscheinen einer kreisförmigen „Exedra“, einer Nische mit erhabenem Sitz, einem Bassin, das häufig in frühchristlichen Friedhöfen gefunden wurde, und eines Altarfragments lässt darauf schließen, dass der Ort, vormals das Eigentum eines

Heiden, konsequent erweitert und zu einem christlichen Friedhof verwandelt wurde, weil die Eigentümer Christen geworden waren. Das Gebiet rund um Mintna ist voll von ähnlich kleinen christlichen Grabgruppen, die auf die Anwesenheit einer frühchristlichen Gemeinschaft im umgebenden Land hinweisen. Die Stätte ist für den Publikumsverkehr an jedem letzten Sonntag des Monats geöffnet.

4. Die Ta'Bistra-Katakomben in Mosta. Die Ta'Bistra-Katakomben bestehen aus einem ausgedehnten System „frühchristlicher“ Gräber mit individuellen Eingängen in der senkrechten Felswand der Hügelkette, welche die Bucht von St. Paul überragt. Diese Katakomben umfassen 16 Gruppen von Hypogäen (Kammern), alle untereinander durch Tunnel mit dem ersten und größten Hypogäum verbunden. Die Katakomben bilden heute keinen ganzen Komplex, sondern sind in Teile gegliedert, u. a. in Gräber, die unter einem ersten Hauptgrabgang liegen. Die Stätte wurde erstmals 1891 von *F. Vassallo* entdeckt und später von bekannten Historikern und Archäologen wie z. B. *Magri, Zammit, Becker* und *Bellanti* erfasst. Obwohl diese Katakomben kleiner sind, als die von Rom, Neapel, Syrakus und Sousse, sind sie ebenfalls sehr reich in der Art Abbatijas dekoriert und besitzt ebenfalls (heidnische) Agape- (Festmahls-) -Tische in den zwei größeren Hypogäen. Ein anderes interessantes und charakteristisches Merkmal ist der feinkörnige weiße Putz (Intonaco), mit dem die Wände stuckiert sind. Nur sehr wenige Funde wurden in dieser Stätte gemacht, vielleicht weil sie schon in der Antike geplündert wurde. Das Bemerkenswerteste ist der komplette Schädel eines alten Mannes und eine typisch römische Lampe, die eine pyramidenförmige Tülle hat.
5. Die Katakomben der Salinas Bucht besitzen ebenfalls einen solchen (heidnischen) Atape-Tisch mit runder Steinbank. Diese Anlage aber wird endlich korrekt an den Beginn derartiger Felsbau-Architektur, nämlich in phönizische und hellenistische Zeit datiert (Mitte

des -8. Jahrhunderts). Ihre Portale in der Felswand sind, wie bei den Externsteinen, ebenerdig betretbar (Bild 14). Hier sehen wir die wahren Ursprünge der Externstein-Kapelle und der Salvatorkirche von Schwäbisch Gmünd: Prähistorische Felsgräber (siehe Bild 1+2).

Einen wunderschön anschaulichen Gang durch Sargstein-Katakomben kann man im Internet auf <http://www.travelpod.com/travel-blog-country/Malta/tpod.html> unter „Videos of Malta“ betrachten.

Neueste Forschungen legen nahe, dass auch die christlichen Katakomben Roms aus älteren Gräbern hervorgingen, wie man glaubt, aus jüdischen Felsgräbern. Wie aus den Ausführungen über Mintna und Bistra zu entnehmen ist, führt man die Architektur der ältesten Katakomben auf die Griechen und Phönizier zurück, womit auch die Entstehung des Sazellum-Altars in noch ältere Zeit rückt.

Laut einer Sage, die *Walther Machallett* in seinem Buch „Die Externsteine“ (1970) aufführt, waren Venezianer die Erbauer der Großsteine, die sie nur mittels Pfeifen bewegen konnten. Phönizier aber sind Veneter, ein Volk, das aufgrund seiner maritimen Mobilität in vielen Teilen Europas siedelte, in Norditalien, in England, auf dem Balkan, am Schwarzen Meer, in Süddeutschland z. B. als Vendeliker, im Osten Deutschlands als Vandalen. Denn der Phönix hat laut antiken Überlieferungen dieselbe Periodizität wie die Venus, beide Himmelskörper sind daher identisch. Wohl von daher wird Phönix als Vater Europas bezeichnet. Warum die eine Gottheit als männlich, die andere als weiblich betrachtet wurde, dürfte wohl mit dem Paradigmenwechsel zusammenhängen, als die matriarchalischen Kulte der Vorzeit von patriarchalischen Vorstellungen überlagert wurden.

Katakomben auch im Externstein-Gebiet?

Kann man sich solche unterirdischen Katakomben im Fels auch bei uns vorstellen? Jetzt, wo wir die erstaunlich weite Verbreitung der Sargsteine kennen, wobei die unveröffentlichten Forschungsergebnisse *Uwe Toppers* noch gar nicht berücksichtigt sind, die Mumien-Sarkophage in großen Teilen Europas verzeichnen, finden wir die Möglichkeit gerade im Bereich der Externsteine besonders groß. Hier, wo mit dem Bären-

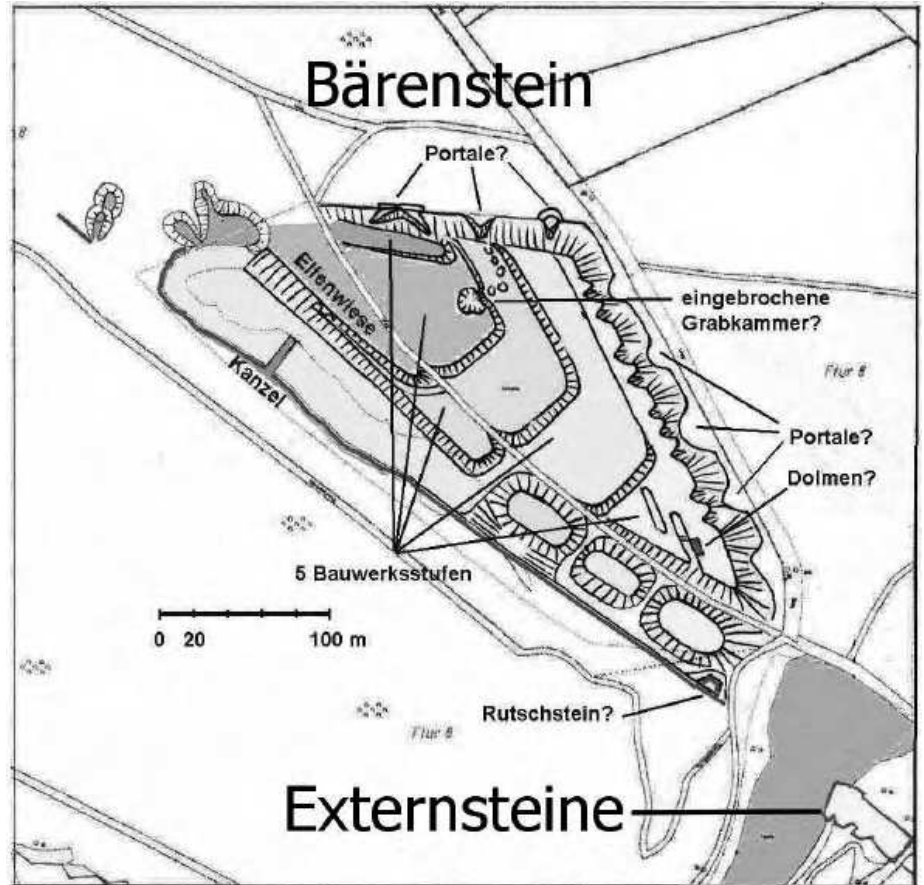


Bild 15

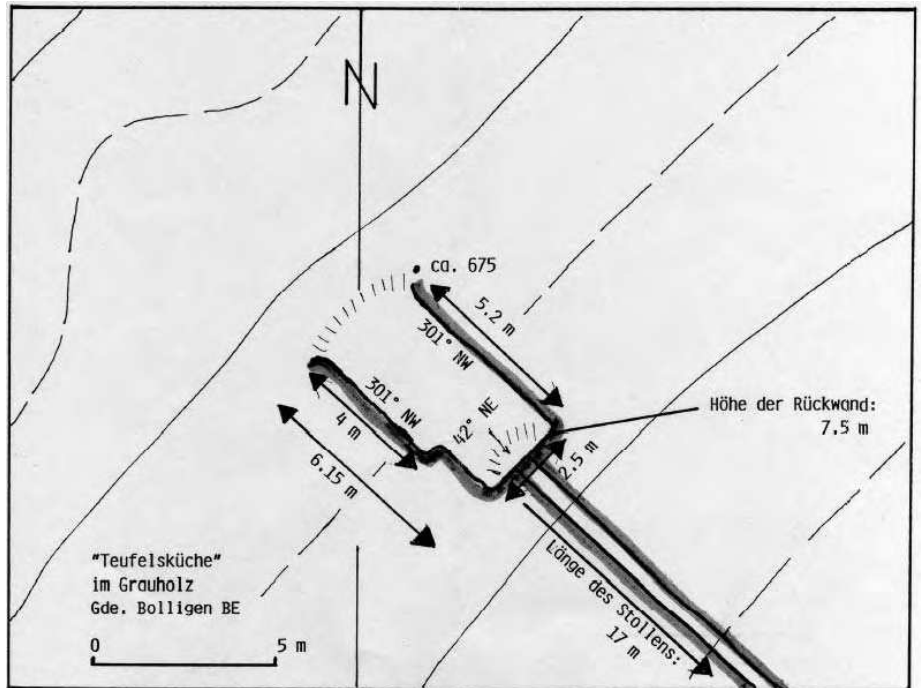


Bild 16: Die Teufelsküche (Teufelskirche?) bei Bollingen/Bern bietet z. B. den Zutritt zu einem unterirdischen Gang.

renstein eine der größten und sicher die höchste Stufenpyramide der Megalith-Kulturen Europas gefunden wurde, ist mit weiteren gewaltigen Entdeckungen zu rechnen (Bild 15).

Die nonkonforme Wissenschaft hat hier zahlreiche Ansatzpunkte. Drei

Portale an der Nordostwand könnten relativ schnell freigelegt werden (siehe „Giganten der Vorgeschichte“). Auch wenn die dahinter liegenden Gänge wohl eingestürzt sein dürften, was die Einbruchstellen auf der Hügelkuppe nahe legen, so kann doch die Architek-



Bild 17: Dieser Felseinschnitt muss sehr alt sein, denn er zeigt dieselben gemeißelten Felswände wie die Cairn-Felsnekropolen Süd- und Südwestdeutschlands.

tur als solches verifiziert werden – und damit wäre die Fachwelt gezwungen, sich damit auseinanderzusetzen.

Der Bärenstein macht vor allem eines deutlich: Hier wurde ein riesiger Steinbruch angelegt, um eine fünfstufige Pyramide komplett darin unterzubringen. Unsere Vorfahren beherrschten also die Steinbearbeitung in ganz großem Maßstab. Erstaunlich ist, dass die Felswand im Hintergrund des Bärensteins exakt gerade verläuft und dass diese Linie die genaue Fortsetzung der Externstein-Vorderwand darstellt (siehe „Giganten der Vorgeschichte“). Diese aus dem Fels gehauene Linie verläuft also über rund 700 Meter und markiert damit eine Richtung. Es handelt sich um nichts weniger als den Untergangspunkt der Sonne zur Sommersonnenwende.

Wir kennen die rechteckigen Felsportale zu den Pharaonengräbern im Tal der Könige. Es gibt ähnliche Felseinschnitte auch in der Schweiz. *Christoph Pfister* hat darauf aufmerksam gemacht. Die Teufelküche (Teufelskirche?) bei Bollingen/Bern bietet z. B. den Zutritt zu einem unterirdischen Gang (Bild 16). Auch hier haben wir diese Orientierungslinie. Es handelt sich um die Sommersonnenwende, und zwar die Sonnenuntergangslinie (126° SO/306° NW), der auch bei Stonehenge die größte Bedeutung zukommt, weil hier Mond- und Sonnenuntergang gleichsam zu beobachten sind. Auch der Felsstollen folgt dieser Linie.

Der Gang ist noch nicht annähernd erforscht. Dieser Felseinschnitt jedenfalls muss sehr alt sein, denn er zeigt die

selben gemeißelten Felswände (Bild 17) wie die Cairn-Felsnekropolen Süd- und Südwestdeutschlands (siehe meinen Artikel auf www.sinossevis.de, „Reicht das Verbreitungsgebiet britisch-bretonischer Cairns bis Deutschland?“, auf Cronologo.net in der französischen Version) aber auch die Pyramidensteinbrüche Alt-Ägyptens.

Nun führt die Externstein-Bärenstei-

nlinie zu einem Berg nicht weit von beiden, wo es einen weiteren solch schmalen langen Felseinschnitt gibt, und zwar in unmittelbarer Nähe des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg im Nordwest-Hang des Berges (Bild 18).

Doch dieser ist im Vergleich enorm groß. Leider haben wir derzeit nur die Satellitenaufnahme von Google Earth zur Verfügung, die immerhin einen groben Eindruck von diesem äußerst merkwürdigen „Steinbruch“ liefert, der aufgrund seiner exakten Ausarbeitung niemals das Produkt eines kommerziellen Steinabbaus gewesen sein kann. Wie alt er tatsächlich ist, lässt sich aus den Akten nicht entnehmen.

Der Hermannsweg führt vom „Altarstein“ aus unmittelbar an ihm vorbei. Der Felseinschnitt besitzt lange, überaus gerade Felswände, die über die ganze Strecke absolut parallel verlaufen. Dieser Einschnitt beginnt ganz niedrig im Heidenbachtal und wird in den Berg hinein immer tiefer, bis die Wipfel der Bäume unter seiner Felskante verschwinden. Er orientiert sich zwar nicht nach der Sonnenwendlinie des Mittsommer-Sonnenuntergangs, aber an einem anderen wichtigen Datum im Kalender unserer keltischen Vorfahren, nämlich an Belentine, dem



Bild 18: Die Externstein-Bärensteinlinie führt zu einem Berg nicht weit von beiden, wo es einen weiteren solch schmalen langen Felseinschnitt gibt, und zwar in unmittelbarer Nähe des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg im Nordwest-Hang des Berges (Google Earth).

1. Mai. Er hat eine Länge von etwa 500 Metern und eine Breite von ca. 80 Metern.

Dieser in Relation zu seiner Länge recht schmale Felseinschnitt als vorge-schichtliches Portal gesehen ist im Ver-gleich zu bekannten einfach gigantisch. Wenn dies die monumentale Form eines Felsportals zu Königsgräbern darstellt, dann muss hier der größte unterirdische Friedhof der Menschheit vermutet werden. Vielleicht Walhalla in seiner realen Form. Am Ende des Einschnittes ist die Felswand so hoch, dass die Bäume darin unter der Felskante verschwinden. Wenn an der Endwand des Walhalla-Portals nach dem Eingang gesucht werden soll, muss der Wald darin zu einem großen Teil beseitigt und der vermutlich mehrere Meter hohe Schlamm der Sint-flut heraus geschafft werden.

Eine Überlieferung aus (ehemals) deutschen Landen macht begreiflich, dass die Erwartung auf große Hypogäen im deutschen Mittelgebirgs- und Alpenraum, die große Menschenmengen zu fassen imstande sind, durchaus realistisch ist. Haselbourg, eine kleine Ge-meinde in den Vogesen nahe Straßburg im Elsass, empfängt die Besucher gleich am Ortsrand des hoch auf einem Berg gelegenen Ortes mit einem gewaltig hohen Grabhügel, wohl aus der Hallstattzeit, der aber als „römische Schanze“ bezeichnet wird. Auf ihm steht heute eine enorm große Marienstatue.

Die Geschichte berichtet aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Im Kon-fessionskampf von Katholiken und Protestanten gab es ein Massaker an der protestantischen Minderheit. Als die Schweden den Ort eroberten, versteckte sich nun die gesamte katholische Dorfbevölkerung aus Angst vor Rache in einem der zahlreichen Felsgänge des Ortes, in einer Kaverne in den Hängen des Tals, wie man vermutet. Die Schwe-den sollen die Flüchtigen aufgestöbert und in ihrem Versteck eingesperrt haben. Bis heute ist nun diese Menschen-menge spurlos verschwunden. In keiner Kaverne, die alle bekannt und ausgiebig erforscht sind, konnte sie ausfindig ge-macht werden.

Es existiert allerdings ein „Stein-bruch“ nicht weit vom Ort auf der Hochebene, der wiederum die bekann-te Form eines ägyptischen Felsportals besitzt, also exakt rechteckig aus dem Fels geschnitten ist, aber eine Breite von mehr als dreißig Metern besitzen dürfte. Schutthügel versperren die hin-



Bild 19: Südfries des Schatzhauses der Siphnier in Delphi.

tere Felswand. Bis heute wurde dort noch nicht gegraben (Kontakt: Jean-Pierre Krüger, Vorwahl von Frankreich 00387088523).

Resümee

Gebührt den Externsteinen der Rang eines Weltkulturerbes? Diese Frage zu klären bot im europaweiten Vergleich viele widersprüchliche Da-tierungen, die aber eines ganz sicher belegen: Der Ursprung liegt sicher nicht in christlicher, sondern in heidnischer Zeit. Nach der Untersuchung seiner einzelnen Komponenten, die mit dem Sazellum und seinem Altar begann, wollen wir die Betrachtung auch beenden. Es entstand also nach Ansicht von *Dr. Künzl*, eines ausgewiesenen Exper-ten, schon in der Antike des 2. und 3. Jahrhunderts. Vergleicht man die Form des Altars allerdings mit einem auf dem Südfries des Schatzhauses der Siphnier in Delphi abgebildeten, der schon in die Zeit -525 datiert (Bild 19), wird klar, dass wir uns sogar in der frühen Epoche der europäischen Eisenzeit befinden (der Altar rechts im Bild).

Der Vergleich des Sargsteins mit ähnlichen Sarkophagen Europas, z. B. dem Orpheus-Grab von Tatul, führt zu einer Entstehungszeit vermutlich sogar schon in der Kulturepoche, die heute „Bronzezeit“ genannt wird, wofür auch die Ergebnisse der Lumineszenz-Messung in der Grotte der Externsteine sprechen ([\[datierung.html\]\(http://datierung.html\)\), aber in Wirklich-keit Eisenzeit gewesen sein dürfte. Die korrekte Zuordnung der maltesischen Katakomben in die Zeit der Hellenen und Phönizier ergibt letztendlich eine Datierung in die Mitte des -8. Jahr-hunderts. Die von Machalett prognos-tizierten Weiheprozessionen von den Externsteinen nach Delphi haben nun auch einen materiellen und unleugbaren Beweis gefunden.](http://www.externsteine-online.de/Lumineszenz-Datierung/lumineszenz-</p>
</div>
<div data-bbox=)

Damit entpuppt sich das Sazel-lum plötzlich als viel älter als sämtliche spätantiken und frühchristlichen Altäre und sogar als Vorbild und Ursprung aller Altar-Apsen im Kirchenbau des christ-lichen Abendlands. Wie groß und he-rausragend muss die einstige Bedeutung dieses sakralen Ortes für die heidnische Religion in der Vor- und Frühgeschichte Europas gewesen sein, dass sogar die Christen nicht umhin kamen, Reminis-zenz auf die Externsteine zu nehmen? Doch heute erinnert nichts mehr an diese Ursprünge. Die großartige Geschichte Alteuropas wurde großteils aus dem kol-lektiven Bewusstsein gelöscht.

Weitere Quellen

Robert Parker: *Early Orphism*, in: An-ton Powell (Hg.): *The Greek World*, London/New York: Routledge 1995
 Johanna J. S. Aulich: *Orphische Weltan-schauung der Antike und ihr Erbe bei den Dichtern Nietzsche, Hölderlin, Novalis und Rilke*, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main 1998

Grabungsergebnisse vom St. Georgsberg

R. Scharff / V. Pöschel

Forschungsmethoden zur Geschichte einer mittelalterlichen Architektur auf dem St. Georgsberg bei Catterfeld im Thüringer Wald und Ergebnisse eigener Ausgrabungen.

Der St. Georgsberg im Volksmund

Zu allen Zeiten befassten sich Menschen mit der Erforschung und Darlegung historischer Probleme. Die Einsicht in die Vorgänge von Natur und Gesellschaft sowie die Nutzbarmachung der daraus resultierenden Erkenntnisse war von jeher das humanistische Grundanliegen progressiven Geistesschaffens. Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, auf anschauliche Weise historische Faktoren in ihrem entscheidenden theoretischen Zusammenhang darzulegen und anhand der Praxis zu beweisen.

Als Lehramtsanwärter für Kunsterziehung der Schule zu Georgenthal (seit 1. September 1961) erwog ich ab dem ersten Schultag die weitere Ergründung und Darbietung der hochinteressanten heimatgeschichtlichen Problematik. Immer wieder hatte ich festgestellt, dass die Schüler, deren Eltern wie Großeltern mit Verwandtschaft in mangelhafter, nahezu mystischer Weise an Überlieferungen festhielten, die vom wissenschaftlichen Standpunkt unbedingt einer Korrektur bedurften. Es



Ansicht des St. Georgsberges von Westen im Jahr 1964

handelt sich hier in erster Linie um das verschollene Bergkloster *Asolveroth* der Zisterzienser-Abtei *Georgenthal*, der 17. Tochter des französischen Mutterklosters *Morimond*.

Inmitten des Thüringer Waldes, südlich der Kreisstadt Gotha, liegt ca. 450 m über dem Meeresspiegel der Erholungsort Catterfeld. Dieser kann zusammen mit seinem Ortsteil Altenbergen auf eine interessante historische Vergangenheit zurückblicken. Im Volksmund ist heute noch die Rede von „Sin Jörien“, was nichts anderes als St. Georgen = St. Georgsberg bedeutet. Auf der Karte findet man diesen Berg unter der Flurbezeichnung „Clausenhain“ (1.500 m südlich von Catterfeld. Selbiger fällt nach Süden und Westen steil ab (vgl. Foto).

Im Norden mündet der Berg in jenen Höhenzug Alteberg, auf welchem sich seit dem 1. September 1811 der bekannte Kandelaber (Denkmal als Wahrzeichen für das Wirken des Bonifatius) erhebt (vgl. Messtischblatt Waltershausen/Friedrichroda 11,5 (0) und 13 = S und Georgenthaler Wanderkarte). Das Plateau des St. Georgsberges (450 m ü. NN) stellt eine nicht symmetrische trapezförmige Wiesenfläche von 70 a dar. Die

Existenz dieses Berges fand und findet im Volksmund die lebhaftesten Deutungen und Auslegungen. Im Hinblick darauf, dass sich im 19. und 20. Jahrhundert bereits mehrere Historiker in Anknüpfung der legendären Vorstellungswelt vieler Einwohner der Orte Altenbergen, Catterfeld und Georgenthal bemüht hatten, das kulturhistorische Problem „St. Georgen“ zu lösen, sei es mir gestattet, zunächst



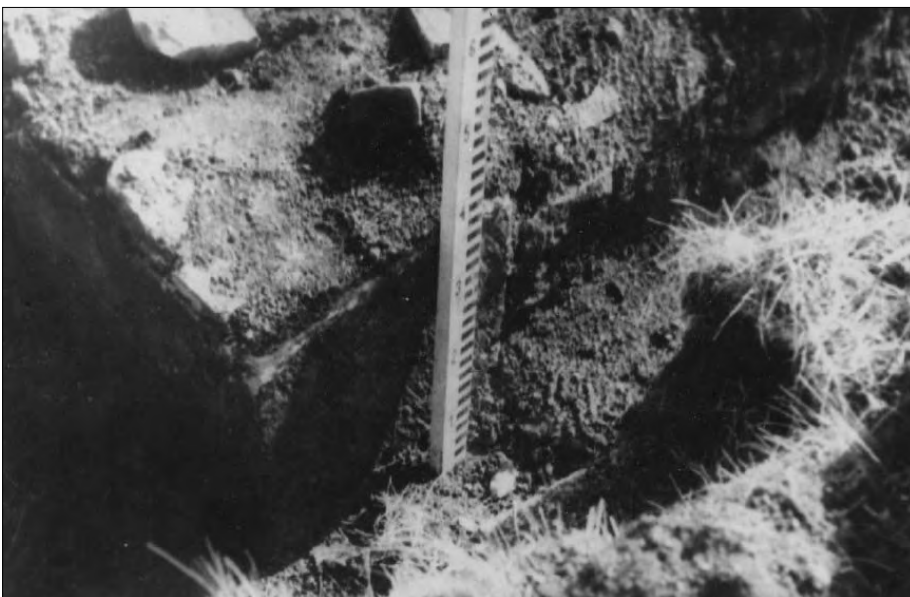
Grabungsstelle vom 21. 11. 1962



Südliche Gebäudemauer (rechts)



Nordmauer mit Blick auf den Else (Elisabeth)-Grund mit Straße von Asolveroth zur Furt durch die Erff...



Sehr gut erhaltener Eckstein (Rhätsandstein) der Nordmauer

das im Volksmund vorhandene Gedankengut zu sondieren.

Bereits die ersten Aussagen zeigten deutlich, dass durch die mündlichen Überlieferungen von Generation zu Generation jenes seltsame Gebilde entstanden war, welches wir im Bereich der Literatur treffend mit Dichtung und Wahrheit charakterisieren. So wollen die meisten der Befragten von geheimen Gängen vom St. Georgsberg zum Georgenthaler Zisterzienserkloster wissen. Dieser Glaube war besonders bei den älteren Einheimischen noch tief verwurzelt. Der Glaube an einen Gang vom St. Georgsberg zum ca. 800 m nordwestlich gelegenen Kandelaber, der an die älteste bonifatianische Kirche Thüringens erinnern soll, existierte für alle von mir befragten Bürger. Einige beriefen sich auf die Aussagen der Groß- und Urgroßeltern, die von einem unterirdischen Gang vom St. Georgsberg

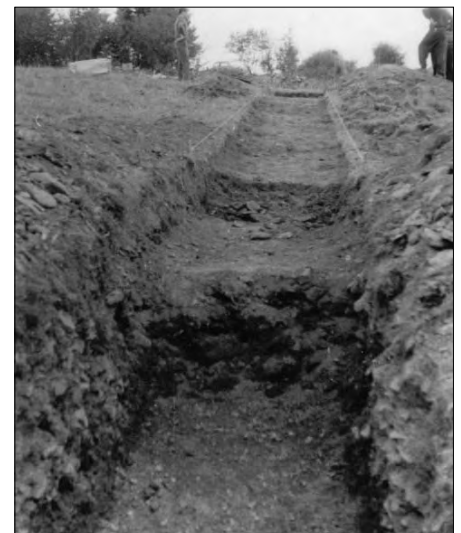
sogar bis zum ca. 6 km entfernten, dem seit dem Jahre 1085 bestehenden Hauskloster der Thüringer Landgrafen in Reinhardsbrunn, berichtet hätten. Ein sehr altes Ehepaar glaubte tatsächlich an einen Gang bis zum Erfurter Domhügel. Traten bereits bei der Frage nach geheimnisvollen Gängen von diesem Berg aus die sagenhaftesten Meinungen auf, erfuhr der Gesamtkomplex „St. Georgen“ in seiner natürlichen und eigentlich historischen Bedeutung die widersprüchlichste Beurteilung.

Von den von mir Befragten glaubten ca. 40 % an eine einstmalige Burg auf Sin Jörten, während 35 % den Berg als Schauplatz eines längst vergessenen Klosterwesens ansahen. Dagegen waren fast 15 % davon überzeugt, dass die Mönche damals nicht über die Errichtung der Grundmauern hinauskamen, wollen aber von einer ehemals kleinen Kapelle wissen. Die restlichen 10 % der

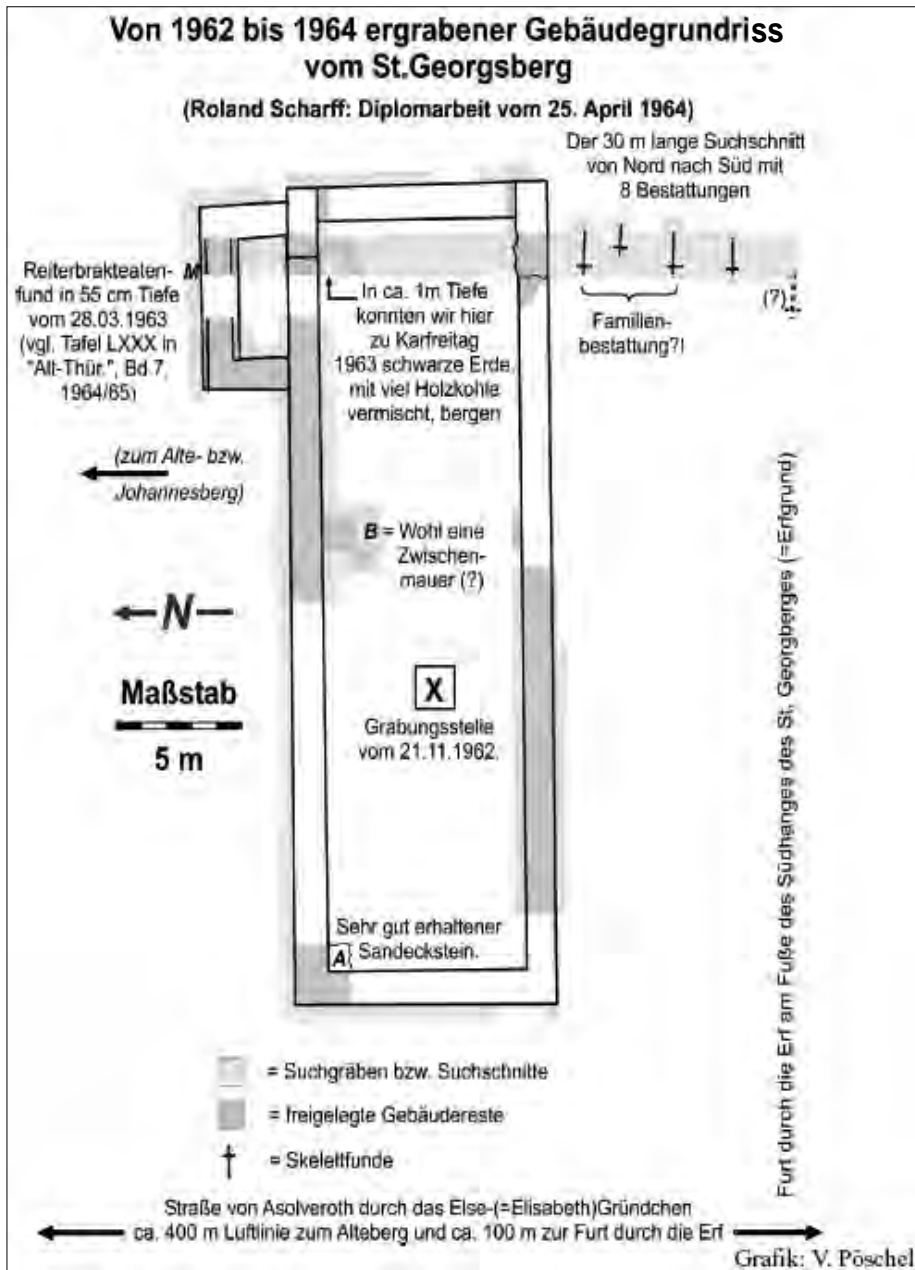
befragten Einwohner glaubten jedoch nur an eine kleine Eremiten auf diesem St. Georgsberg, deren Bewohner lediglich die Pflicht hatten, die Geheimgänge für das Georgenthaler Zisterzienserkloster zu bewachen. All diese Meinungen der Einwohner von Altenbergen, Catterfeld und Georgenthal basieren auf den von Generation zu Generation weiter getragenen unterschiedlichsten Mitteilungen ihrer Vorfahren. Heute sind es fast ausschließlich die Vorbehalte der älteren Menschen, welche in genügsamer Weise das zu huldigen wissen, was wir als unexakt, als unwissenschaftlich bezeichnen. Weil leider gerade die Jugend für diese hochinteressante Gesamtproblematik nur mangelndes Verständnis aufbrachte, galt es nunmehr in klarer, sachlicher und folgerichtiger Weise St. Georgen so zu zeigen, dass dessen eigentliche kulturhistorische und zeitbedingte gesellschaftliche Notwendigkeit ersichtlich wird. Ein derartiges Unterfangen bedurfte unbedingt der Sichtung des vorhandenen theoretischen schriftlichen Materials. Beim Studium all jener Quellen sollten sich schon bald große Widersprüche zwischen Volksmund und Quellen zeigen.

Der St. Georgsberg in der Literatur

Nachdem man 1840 bei der Georgenthaler Friedhofserweiterung Teile der ehemaligen Abteikirche des Zisterzienserklosters entdeckt und nach der großen Überschwemmung durch die Apfelstädt im Jahre 1852 die Säulen des Abtshauses gefunden hatte, wurden größere Grabungen durchgeführt. Seitdem untersuchten mehrere Historiker auch die Geschichte des Zisterzienserklosters von Georgenthal genauer und veröffentlichten ihre Ergebnisse. Alle berichten jedoch nur vom mächtigen Talkloster, während der Vorläuferbau auf dem St. Georgsberg stets nur am Rande erwähnt



Suchschnitt von Süd nach Nord.



wird. Im Jahre 1891 veröffentlichte der Altenberger Pfarrer *Heinrich Stiehler* als Erster die Publikation „Kloster und Ort Georgenthal“. Im Jahre 1898 berichtete Professor *Paul Lehfelddt* im Heft XXVI „Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens“ genauer über die Zisterze Georgenthal, und der Pfarrer von Georgenthal - *Paul Baethcke* - veröffentlichte im Jahre 1903 in den „Gothaer Heimatblättern“ seine Forschungsarbeit „Gründung des Klosters Georgenthal“. Drei Jahre später, im Jahre 1906, erregte *A. Holtmeyers* fundierte Publikation „Baugeschichte der Zisterzienserkirchen Thüringens“ besonderes Aufsehen.

Die klarsten Aussagen hinsichtlich der Existenz des Klostersvorläufers, des Bergklosters Asolveroth auf dem St. Georgsberg, traf der Altenberger Pfarrer *Heinrich Stiehler*. Nicht nur als Pfarrer, doch besonders als ein leidenschaftlicher Heimatforscher, befasste sich dieser in

seinem Buch „Kloster und Ort Georgenthal“ intensiv mit dem Bergkloster Asolveroth. Auf dem Wiesenplateau des St. Georgsberges hatte jener Pfarrer in Maulwurfshügeln Mörtelreste und Ziegelbruch entdeckt und von uralten Einwohnern erfahren, dass man hier um 1800 sogar noch Mauerreste gesehen hätte. All dies veranlasste *Stiehler*, hier die Überreste jenes Bergklosters zu vermuten. Entgegen anderer Meinungen ließ er sich auch nicht davon abbringen, dass die Mönche ca. fünfzig Jahre auf dem St. Georgsberg gewohnt haben müssen, war doch der Klosterbau im Tale urkundlich erstmals im August 1189 erwähnt worden.

Dies bestätigt auch im Jahre 1898 der Historiker Prof. *Paul Lehfelddt*, berichtet dann aber nur noch vom mächtigen Kloster Georgenthal. Und der Georgenthaler Pfarrer *Paul Baethcke* (1850 - 1936), der sich bei der Ausgrabung

und Erforschung der Geschichte der Reste der Zisterze Georgenthal, der 17. Morimond-Tochter, große Verdienste erworben hatte, führte um 1900 am St. Georgsberg „zweckdienliche Grabungen“ durch und schlussfolgerte im Jahre 1907 in seiner Dokumentation: „Gründung des Klosters Georgenthal“, dass es auf dem St. Georgsberg nie zu einem eigentlichen Klosterbau gekommen sei! Bezüglich der Geschichte eines Bergklosters auf dem St. Georgsberg soll noch die Holtmeyersche vom Jahre 1906 Erwähnung finden. *Holtmeyer* berichtet davon, dass auf dem St. Georgsberg nur eine Kapelle als einziges kirchliches Gebäude der Zisterzienser gestanden habe, der St. Georgsberg schon Ende des 12. Jahrhunderts den Charakter einer Grangie (Gutshof) trug?

All diese unterschiedlichen Meinungsäußerungen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts trugen letztendlich dazu bei, das geschichtliche Bild vom St. Georgsberg zu verzerren. Nun galt es, die entsprechenden Urkunden zu sichten, die bisher auch oft ungenau ausgewertet worden waren. Doch zuvor möchte ich schon einmal kurz auf den eigentlichen Klostergründer *Eberhard* eingehen.

Der Zisterzienser Graf Eberhard und die Klostergründung St. Georgen/Asolveroth

Das 1115 vom Grafen *Udalrich von Agremont* gestiftete französische Zisterzienserkloster Morimond sollte auch zum Mutterkloster des Bergklosters St. Georgen/Asolveroth werden. Ein Zögling jenes Klosters wurde zum eigentlichen Klostergründer und auch der 1. Abt dieses Klosters. In den „Gothaer Heimatblättern“ hatte der Georgenthaler Pfarrer *Paul Baethcke* 1903 seine Forschungsarbeit „Gründung des Klosters Georgenthal“ veröffentlicht, worin dieser genauer auf jenen bergischen Grafen *Eberhard* eingeht:

„Dieser Graf Eberhard von der Mark Altena und Alteberg (Rheinland) wurde schon frühzeitig von seiner Mutter *Margarete* (1112 nach des Vaters Tod) zum Verwandten Graf *Dietrich II.* nach Kleve geschickt. Hier genoss er die damals vorherrschende Rittererziehung. Zusammen mit ihm wurden auch sein Bruder *Adolf* sowie der spätere Graf *Walram von Limburg* erzogen. Schon frühzeitig prägte sich bei *Eberhard* die Neigung zu den Wissenschaften (Geistlichkeit) ... Am 7. August 1129 kämpfen die Brüder *Eberhard* und *Adolf* in der Schlacht bei *Thaldorf* für ihren Jugendfreund *Walram von Limburg*. Hierbei wird Graf *Eberhard* von einer Streitaxt getroffen. Es gelingt ihm jedoch, der Stätte des Grauens zu entfliehen. Bei

seinen Freunden galt er von nun ab als verschollen. Doch eines Tages finden wir den Grafen auf einer Meierei des Klosters Morimond als Schweinehirten wieder ... Als der damalige Abt von Morimond Otto (Bruder des Kaisers Konrad III.) von der unglaublichen Entdeckung Eberhards und dessen Büßung als Schweinehirt erfährt, überredet er diesen, Mönch zu werden ... Aus Freude, dass sein Bruder noch am Leben ist, schenkt Adolf den Zisterziensern die Alteburg, die am 2. August 1133 (Sonnenfinsternis) vom Oheim der Brüder, dem Erzbischof Bruno von Köln, zum Kloster Altenberga (Rheinland) geweiht wird. Als ersten Abt der neuen Stiftung Morimonds setzt Bruno von Köln den Mönch Eberhard ein ...“

Doch bereits um 1140 sollte dieser bergische Graf Eberhard auf käfernburgischem Boden, auf dem St. Georgsberg bei Altenbergen Catterfeld, unter Zustimmung des Grafen Sizzo des III., seiner Gemahlin Gisela sowie seiner beiden Söhne Heinrich und Günther ein Zisterzienserkloster gründen. Wer jedoch wem den Anstoß zu dieser weiteren Klostergründung durch das Mutterkloster Morimond gegeben hat, bleibt zunächst offen. Ich werde nun durch die folgende Auswertung der noch vorhandenen Originalurkunden versuchen, den St. Georgsberg historisch konkret einzuordnen.

Der St. Georgsberg in den Urkunden

In der damals noch im Druck befindlichen Gemeinschaftsarbeit des Dipl. Prähist. E. Hennig (Gotha) und mir, die dann im Jahre 1964/65 in „Alt-Thüringen“ Bd. 7 erschien, wertet Herr Hennig, unterstützt durch den Gothaer Archivar Hennrich das noch vorhandene Urkundenmaterial aus. Hierfür wurden Publikationen von Galetti (1870), Brückner (1758), Stark (1854), Beck (1875), Stiehler (1891), Lehfeldt (1898), Holtmeyer (1906), Baethcke (1907) sowie eine Handschrift (codex) von Möller (?) herangezogen und durchgearbeitet. Des weitern fanden die neueren Aufzeichnungen Schmidt-Ewalds (1958) Beachtung. An verschiedenen Stellen basiert E. Hennig außerdem auf den Regesten Dobeneckers (1896). Ab Ende des 12. Jahrhunderts besteht über die Geschichte der Georgenthaler Zisterzienser-Abtei allgemeine Klarheit. Hingegen sind die Anfänge und die Dauer der Anlage auf dem St. Georgsberg bisher sehr unterschiedlich angegeben worden.

Fast übereinstimmend wird das Jahr 1140 als Gründungsjahr der Klosteranlage St. Georgen genannt, da zu dieser Zeit der Ludowinger Udo, Sohn



Suchschnitt mit angeschnittenen Gebäudemauern (von Nord nach Süd) x = ehemalige Pforte?



Die 1,50 m tiefe angeschnittene Südmauer.



Suchschnitt mit Blick zum Erff-Grund, linke Einschnitte stammen von den Skelettfunden. Im Hintergrund ist die drei Meter breite Kalksteinschüttung zu erkennen.



Nordmauer mit 35 cm starkem Anbau (Pforte?)



Kalksteinschüttung mit erhaltener Mauer

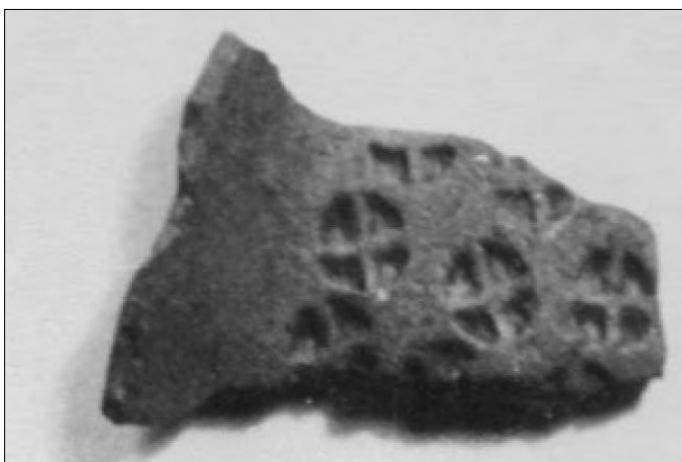
Ludwig des Springers, als Naumberger Bischof seinem Mainzer Erzbischof ein Beschwerdeschreiben zuschickte, in welchem er die Klostergründung auf dem St. Georgsberg verurteilt (s. Dobenecker, 1896 - Reg. I, Nr. 1478).

Eine Ausnahme bildet lediglich die Eintragung in der „Thuringia sacra“, welche schon 1132 ein „Clastrum“ erwähnt! Nach der Urkunde von 1140 hatte ein Mönch namens Eberhard die Absicht, in zu großer Nähe von Reinhardsbrunn eine Zelle zu gründen.

Die nächste Urkunde stammt aus dem Jahre 1143. Sie ist die Bestätigung des Erzbischofs Heinrich von Mainz für das neugegründete Bergkloster „mons St. Georgii“. Mit dieser begann die Unklarheit bei allen oben erwähnten Verfassern. Während Brückner (1758, II Seite 8-10) den kopierten Text der Bischofsurkunde in vollem Wortlaut wiedergibt und Beck (1875 S. 214-215) im Wesentlichen die Übersetzung der Urkunde im richtigen Zusammenhang erläutert, basiert Holtmeyer (1906 S. 96) ausschließlich auf den Angaben von Dobenecker (1896, I, Nr. 1459). Dieser schreibt, „dass der Edle Sizzo, Graf von Käfernburg, mit seiner Gemahlin Gisela auf seiner Besitzung Georgenthal ein Kloster gegründet ...“ hätte. Nach dem Originaltext muss die Übersetzung aber lauten:

„Heinrich von Mainz tut kund, dass der Edle Sizzo, ... an der Stelle seines Besitzes ... ein Kloster (Cenobium) zu gründen beschlossen hat, „ ... Sizzo ... una cum coniuge sua Gisela ... in loco possessionis sue, qui vallis sancti Georgii nuncupatur, cenobium construere et vitam monasticam instituere cupientes ...“ (s. Originalurkunde im Landesarchiv Gotha, QQ I d Nr. 1).

Sehr bedeutungsvoll ist die Tatsache, dass auf dieser Urkunde radiert wurde! Schon Schmidt-Ewald verweist in sei-



Links: Grabungsfund: Diese stempelverzierte Keramik (vermutlich 8. Jahrhundert?) wurde beim Freilegen des Männerskelettes Nummer 3 über demselben in Höhe des Brustbeines gefunden.

Rechts: Diese sakrale Tontafel mit schmückenden ein Zentimeter großen Tonkreuzen wurde in 20 cm Tiefe an der Südmauer des Suchschnittes im Inneren des Gebäudes gefunden. Die Kreuze sind wahrscheinlich mithilfe eines Negativmodells hergestellt [nach Auskunft Prof. Dr. G. Neumanns (†)].



Skelettfund Nummer 1 (wahrscheinlich Mutter?) mit Rinderknochen als Wegzehrung? (Rechtes Bild: Detail)

nen Regesten (Landesarchiv Gotha) als Erster auf diese Rasur, die Herr Hennig und ich auch deutlich am Original erkannten! Die Mönche haben, als sie das Bergkloster verließen, die Bestätigung der Gründung desselben - also „mons“ - recht plump in „vallis“ abgeändert, weil nun „mons“ für sie nicht mehr die ausschlaggebende Bedeutung hatte! Durch diese Entdeckung wurde eine lang währende Unklarheit beseitigt. Denn alle nach 1143 noch folgenden Urkunden zeugen von der Existenz eines Bergklosters „mons St. Georgii“!

So auch die Königsurkunde Konrad III. Von 1144, wo „*in monte Sancti Georgii, in loco videlicet ... cenobium construxit*“ - auf dem St. Georgsberg ein Kloster errichtet wurde (s. Originalurkunde QQ I d Nr. 2 Landesarchiv Gotha). In der Urkunde ist zwar Konrad II. angegeben. Da aber ein solcher 1144 nicht regierte, muss es richtig Konrad III. heißen!

Die nächste Urkunde aus dem Jahre 1152, eine Eintragung im „Schwarzen Kopialbuch des Klosters Georgenthal“ (Landesarchiv Gotha RR I Nr. 3) besagt, dass der Graf von Lohra dem Abt

Withelo von „... *Asolveroth vel mons St. Georgii* ...“ - also dem Abt Withelo von Asolveroth auf dem St. Georgsberg - das vor dem Tore gelegene Vorwerk Ratersdorf tauschweise gegen 3 ½ Hufen zu Mühlberg und Siebleben überlässt. Dobenecker übersetzt aber diese Stelle falsch mit „... *der Abt Withelo von Georgenthal* ...“? In einer weiteren Urkunde des Jahres 1152 tut der Papst Eugen III. dem Abt „... *Withelo abbate de Hasoldroth* ...“ kund, dass er das Kloster in seinen Schutz genommen hat!

Achtung: Beide Urkunden setzen das



Skelettfund Nummer 2: Kind mit gekreuzten Armen.



Skelettfund Nummer 3. Dieser Mann, der vermutliche Vater, blickt in Nord-Ost-Richtung zum Kind. Am 11. November 1980 stellte der Anthropologe Prof. Dr. Bach (†) von der FSU Jena fest, dass dieser Mann durch das Schwert eines Rechtshänders den Tod gefunden hat. Das fehlende Stück des Schädels fand der Autor auf dem Brustbein desselben (siehe Bild rechts).

Bergkloster „St. Georgen“ (Sin Jörien) mit „Asolveroth“ bzw. „Hasoldroth“ (letzteres wahrscheinlich ein Schreibfehler des Urkundenschreibers) gleich! Es gibt aber auch die Flurbezeichnung Adolfsrod (Asolveroth) im Hirzberg nordöstlich von Georgenthal. Nach Brückner (1758, S. 6) „wurde einst die gesamte Flur vom Hirzberg bis zum St. Georgsberg = ‚Asolveroth‘ genannt! Ein Mann Asolvus hat diese Gegend roden und bebauen lassen!“ Auch die weiteren Urkunden berichten nur vom Kloster auf dem St. Georgsberg!

Erst im Jahre 1189, am 13. August (s. Originalurkunde QQ I d, Nr. 5 im Landesarchiv Gotha), wird urkundlich erstmals ein neu gegründetes Kloster im Tal: „... monasterii vallis St. Georgii...“ genannt! Und ab dieser Urkunde wird nur noch von einem Talkloster berichtet!

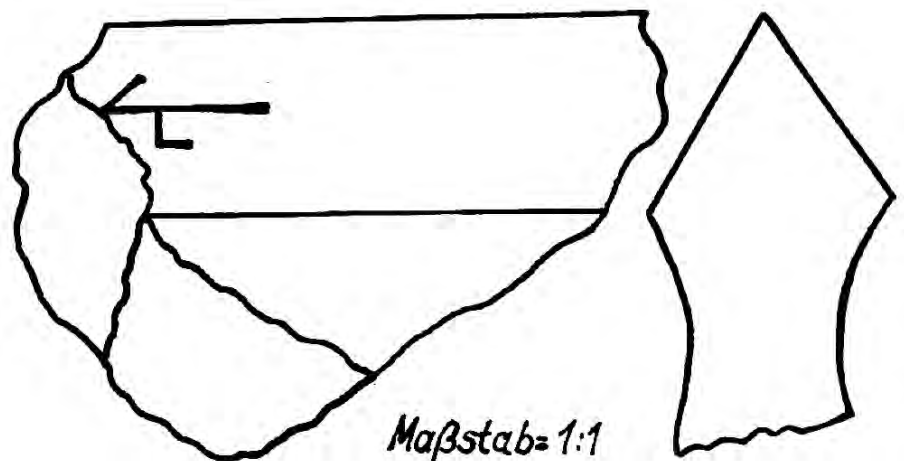
Nach dem vollzogenen Umzug vom St. Georgsberg ins Tal desselben ist auf dem Berg wohl nur noch ein Klausnerleben geführt worden. 1212 siedelte sich hier ein Benediktiner an (Beck 1875, S. 217), bei dessen Tod die Feindschaft zwischen Kloster Reinhardsbrunn und Kloster Georgenthal krass zum Ausdruck kommt, wozu der Altenberger Pfarrer *Heinrich Stiehler* in seinem Buch „Kloster und Ort Georgenthal“ im Jahre 1891 auf der Seite 18 berichtet:

„Als einfacher Mönch, seine Würde als Propst des auf dem Walpurgisberg gelegenen Klosters bei Arnstadt niederlegend, tritt der hoch angesehene schon betagte *Siegfried (Sifridus)* ins Kloster Reinhardsbrunn ein. Doch unter cluniazensischer Klosterpracht und moralischer Verkommenheit hält er es

dort nicht lange aus. So finden wir *Siegfried* bereits 1212 auf Sin Jörien. In tiefster Einsamkeit, ungeachtet aller Gaben, die ihm *Georgenthaler* und *Reinhardsbrunner* Mönche bringen, fristet jener hier ein übertrieben asketisches Einsiedlerleben. Auch bei *Siegfrieds* Tod am 30. Januar 1215 stehen je zwei Mönche *Georgenthals* und *Reinhardsbrunn*s am Sterbebett des Büssers. Aber schon wird das Sterben ruckbar. Von *Georgenthal* wie auch von *Reinhardsbrunn* sind die Mönche herbeigeeilt, um sich des toten ‚Heiligen‘ zu bemächtigen, war doch der Besitz einer solchen Leiche bekanntlich gleichbedeutend mit einer glänzenden Einnahmequelle. Nach einer groben Auseinandersetzung siegen die *Reinhardsbrunner*, die ihre Laienbrüder mit ins Treffen geführt hatten. Sie tragen in Gegenwart der protestierenden *Georgenthaler*, die wohl mit grimmigen Mienen dreinschauten,

die Leiche von Sin Jörien an Altenbergen vorbei nach Reinhardsbrunn.“

Östlich des St. Georgsberges erinnert noch heute der Flurname „Clausenhain“ auch an die weiteren Klausner Wigman von Tüttleben und Christian Peckenstein. Noch 1446 war es dem Abt des Georgenthaler Klosters erlaubt worden, am Georgstag durch sechs Mönche den Pilgern auf dem St. Georgsberg die Beichte abnehmen zu lassen! Im Jahre 1503 bestätigt dies noch *Johann Sommerink*, der Kanoniker des Severistiftes zu Erfurt. Auch all diese interessanten Urkundenbelege und die Tatsache, dass von dieser Stätte nichts mehr vorhanden war, bewogen mich, nach dieser zu graben! Die Erlaubnis hierfür gaben uns der „Besitzer“ jener Waldwiese, der Vorstand der „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft“ (LPG) sowie der



Feingliedriges Bruchstück aus gelbem Sandstein, welches die romanischen Charaktermerkmale bereits verloren hat (mit Steinmetzzeichen)

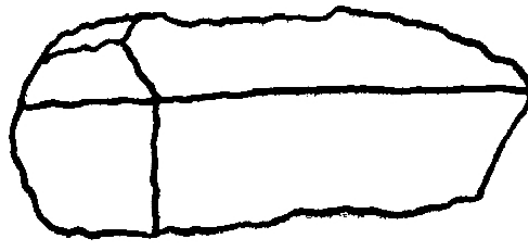
damalige Bürgermeister von Altenbergen/Catterfeld! Und am 21. November 1962, einem „Buß- und Betttag“, begann ich mit dem Georgenthaler Bürger *Paul Lesser* (†) bei einer Schneehöhe von ca. 10 cm nach dem verschollenen Bergkloster Asolveroth zu suchen.

Verlauf und Ergebnisse der Grabung auf dem St. Georgsberg

Da in den Urkunden ein Bergkloster „mons St. Georgii“ erwähnt wird, lag es nahe, die höchste Stelle des mit Clausenhain bezeichneten Geländes aufzusuchen. Doch nicht nur viele Einwohner der Orte Catterfeld/Altenbergs bestritten unsere Annahmen, sondern später sogar der Grabungstechniker *Hans-Joachim Barthel* (†) vom „Thüringer Museums für Ur- und Frühgeschichte“ in Weimar. Also handelten wir nun im Sinne der Bibel: „Suchet, so werdet ihr finden ...“ - und wir fanden dann endlich jene Stelle mit den Maulwurfshügeln, die *Heinrich Stiehler* schon 71 Jahre zuvor in seinem Buch „Kloster und Ort Georgenthal“ auf der Seite 21 (s. auch Neuauflage des Rockstuhl-Verlages von 2002) recht genau beschrieben hatte!

Nachdem bereits am 14. 11. 1962 der Bürgermeister von Altenbergen/Catterfeld sowie der LPG-Vorsitzende ihr schriftliches Einverständnis gegeben hatten, begannen wir am 21. 11. 1962, dem damals noch als gesetzlichen Feiertag geltenden „Buß- und Betttag“, mit unserer „Suchgrabung auf „Sin Jörien“! Weil sich in der Nacht vom 20. zum 21. 11. eine zehn Zentimeter starke Schneedecke gebildet hatte, „zapften“ *Paul Lesser* und ich aus unseren Mopeds Benzin, suchten Reisig, um hiermit ein Feuer zu entzünden. Und nach dem Motto: „*Und wenn der ganze Schnee verbrennt, die Asche bleibt uns doch ...*“, begannen wir an jener Stelle zu graben, die wir noch am Vortage mit einem Pflock gekennzeichnet hatten. Es war dies die Stelle jenes Diagonalkreuzes, das wir bereits Tage zuvor auf dem ca. 70 a großen Wiesen-

1. Vorderansicht



2. Draufsicht



Profilschnitt

Dieses schöne und besonders feingliedrige Sandsteinbruchstück wurde ebenfalls im Hauptgebäude (im Suchschnitt) im 35 cm Tiefe geborgen.



3. Profil

Maßstab 1 : 1

plateau des St. Georgsberges eingemessen hatten. Weil wir aber nach ca. drei Stunden noch nichts gefunden hatten, schlug ich wütend die Pickle in das Erdreich ... und hielt plötzlich zwei Teile derselben in den Händen! Wir waren auf die südliche Mauer eines Gebäudes gestoßen! Noch bis in die späte Nacht hinein „feiernd“, sollte dieser erste erfolgreiche Grabungstag zu Ende gehen.

Hatten wir bisher „auf eigene Faust“ (s. vorl. Originalschreiben vom 27. 09. 1963) gegraben, konnte ich nach Erhalt meines Bodendenkmalpflegerausweises am 3. Mai 1963 und der offiziellen Grabungserlaubnis des Herrn Professors *Dr. G. Behm-Blancke* (†), dem Leiter des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, ab dem 17. Mai 1963 offiziell und gesetzlich auch erlaubt, weiter graben. Bereits ab 14. Oktober 1963 (vgl. vorliegendes Originalschreiben) stand dann unsere Grabung unter der Leitung des Instituts für Denkmalpflege - Arbeitsstelle Erfurt.

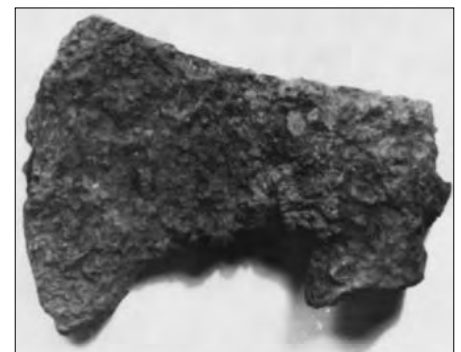
Ergebnisse der offiziellen Grabung auf St. Georgen bis zum Frühjahr 1964

Der gesamte Gebäudekomplex ist leider bis heute nicht freigelegt, doch unsere Vermessungen ergaben eine Längenausdehnung von 28,30 m, während die Breite 9,60 beträgt. Mit dem nördlichen Anbau weist das Gebäude eine Gesamtbreite von 12,70 auf. Der hier erstmals publizierte Gebäudegrundriss gibt unser Grabungsergebnis vom Frühjahr 1964 wieder. Die zusätzliche Beschriftung ist das Ergebnis meiner weiteren Forschung zur Geschichte „Rund um den Candelaber“.

Gesamtergebnis der Ausgrabungen bis zu Beginn des Jahres 1964

Als vorläufiges Ergebnis dieser Grabung kann festgehalten werden, dass der Georgsberg eine geweihte sakrale Stätte war, was durch die Skelettfunde sowie durch die sakrale Tontafel und die stempelverzierte Keramik bezeugt wird. Auf eine vorklösterliche Besiedlung verweist ein Eintrag in der „Thuringia sacra“ in welcher bereits für das Jahre 1132 ein „Clastrum“ erwähnt wird. Auch jene vermutliche Familienbestattung (s. Gebäudegrundriss mit Bestattungen) geht ja auf vorklösterliche Zeiten zurück.

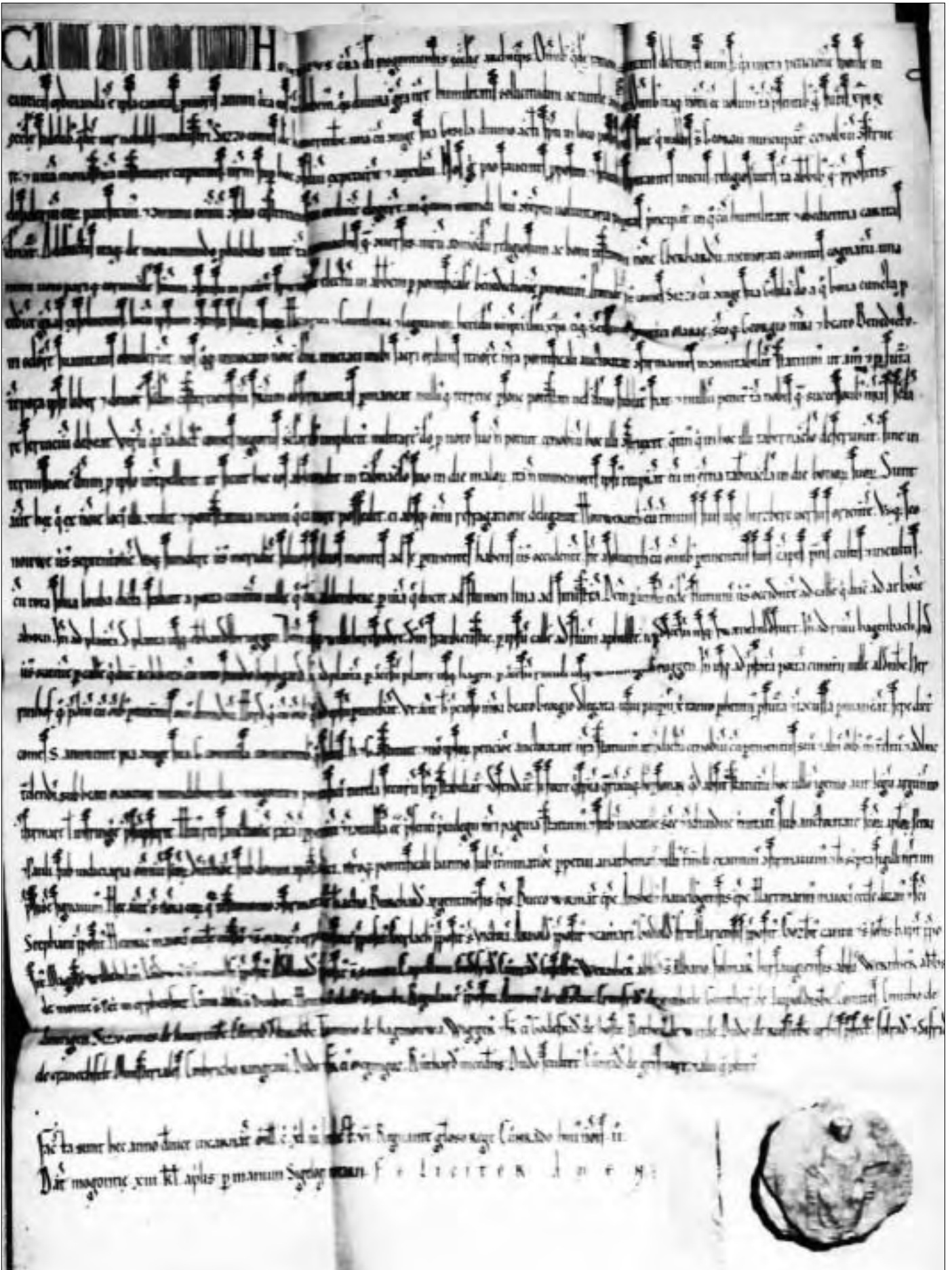
Hinsichtlich einer Klostergründung auf dem St. Georgsberg besteht durch die Entdeckung der Rasur auf der Urkunde vom 20. März 1143 (vgl. Abb.) nun allgemeine Klarheit. Nach fünfzigjährigem Bergaufenthalt zogen die Mönche ins Tal des Georgsberges - in das heutige Georgenthal. Der Berg blieb aber weiterhin besiedelt, worauf außer den Aufhalten der Klausner *Siegfried*, *Wiegmann* aus *Tüttleben* und *Bernhard Peckenstein* auch die geborgenen Keramikfunde verweisen.



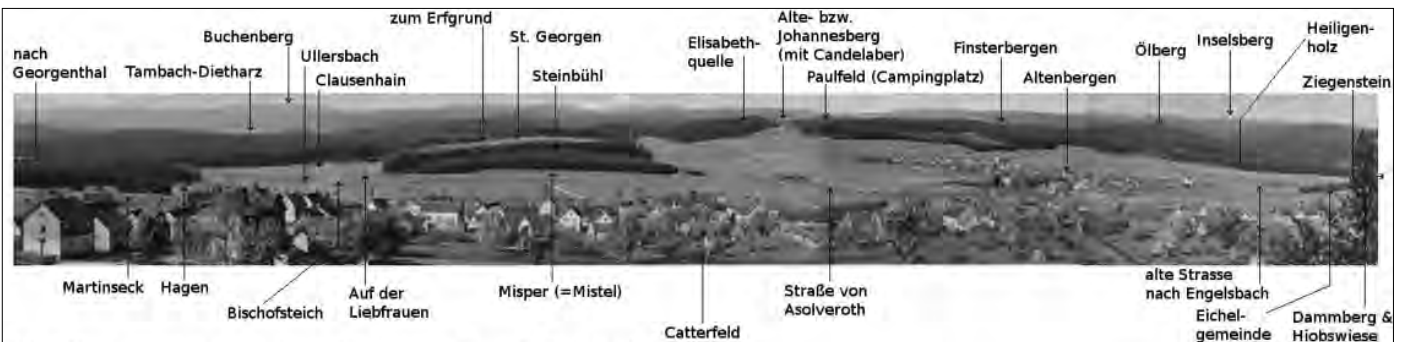
Eine mittelalterliche Streitaxt



Ein Reiterbrakteat des 13. Jahrhunderts (nach Auskunft Dr. W. Steguweit) am 28. März 1963 an der Nordmauer in 55 cm Tiefe gefunden.



Urkunde vom 20. März 1143 (Staatsarchiv Gotha QQ Id Nr. 1)



Die "Siedlungsgruppe Asolveroth" vergessen - und wiedergefunden

Ab dem 21.11.1962 - es war der Buß- und Betttag beginnt der Lehrer Roland Scharff mit dem Georgenthaler Bürger Paul Lesser (+) auf dem St. Georgsberg in der Waldflur des Ortsteiles Altenbergen der Gemeinde Leinatal, mit archäologischen Untersuchungen nach dem umstrittenen Bergkloster Asolveroth, dem Vorläufer des später mächtig gewordenen Zisterzienserklosters Georgenthal, dem Hauskloster des Adelsgeschlechtes der Kevernburger.

Im Jahre 1967 entdecken Schüler der Thüringer Orte: Altenbergen, Catterfeld, Georgenthal, Herrenhof und Hohenkirchen mit ihrem Lehrer und Arbeitsgemeinschaftsleiter Roland Scharff im Sommer - ca. 500 m nordwestlich ihrer ersten Grabungsstätte - auf dem Alte - bzw. Johannesberg - Mauern der sagenumwobenen Taufkirche des angelsächsischen Missionars Winfried Bonifatius, dem "Apostel der Deutschen".

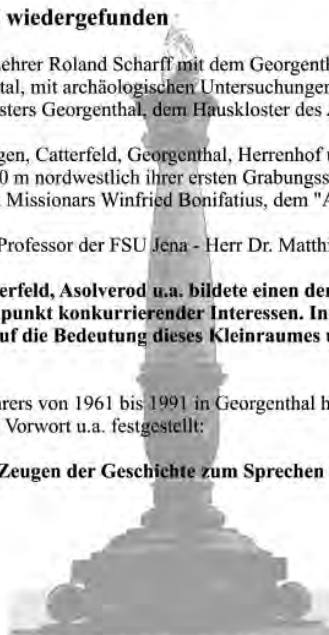


Zu diesen Grabungs- und Forschungsergebnissen schrieb 1998 Professor der FSU Jena - Herr Dr. Matthias Werner:

"Das Gebiet um den St. Georgsberg, dem Candelaber, Catterfeld, Asolveroth u.a. bildete einen der Kernräume früher Thüringer Geschichte und stand im frühen 8. Jahrhundert wie im 11./12. Jahrhundert im Brennpunkt konkurrierender Interessen. Insofern sitzen Herr Scharff und seine Mitstreiter in der Tat an zentraler Stelle, und es ist ihr Verdienst, immer wieder auf die Bedeutung dieses Kleinraumes und die Notwendigkeit seiner eingehenderen Erforschung hingewiesen zu haben!"

Und zur Denkmalpflege dieser jungen Menschen und ihres Lehrers von 1961 bis 1991 in Georgenthal hatte der Schriftsteller Georg Piltz bereits 1980 in seinem Buch: "Schlösser sah ich und Türme ..." in seinem Vorwort u.a. festgestellt:

"Das Ziel dieser mühevollen Kleinarbeit besteht darin, die Zeugen der Geschichte zum Sprechen zu bringen, und eben das haben sie erreicht!"



Zur Geschichte des St. Georgsberges hatte ich bereits in meiner Diplomarbeit des Jahres 1964 festgestellt: Wahrscheinlich schon vor der Klostergründung besiedelt, entstand um 1140 auf dem St. Georgsberg ein Kloster. Graf Sizzo III. ließ um diese Zeit auf seiner Grenzbesitzung durch den Zisterzienser Graf Eberhard von Altenberg a. d. Dhünn hier ein Kloster errichten, welches er sogleich mit vielen Besitzungen dotierte. Besetzt wurde dieses Kloster mit Mönchen des französischen Zisterzienserklosters Morumond.

Mit diesem Klosterbau schuf Sizzo III. ein Grenzbollwerk gegen ein weiteres Vordringen der Thüringer Landgrafen und sicherte sich somit die durch dieses Gebiet verlaufende uralte Handelsstraße, die „Straße von Asolveroth“, die am Südhang des St. Georgsberges die Erff durchfurtete. Hier konnte er den so begehrten Grafenzoll einnehmen. So waren es wohl in erster Linie politische Überlegungen, die Sizzo zu dieser Klostergründung bewogen hatten, wenn man bedenkt, dass zur Zeit der Begründung dieses Bergklosters an der Grenze der Besitzungen des landgräflichen Klosters Reinhardsbrunn, gerade der erste Thüringer Landgraf verstorben - und der spätere Landgraf Ludwig „der Eiserne“ erst 9 Jahre alt war!

Literatur

Heinrich Stiehler: „Kloster u. Ort Georgenthal“ (Gotha C. Glaeser Verlag 1891)
 Prof. Dr. P. Lehfeldt: „Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens“, Heft XXVI (Jena Gustav Fischer - Verlag 1898)
 Paul Baethcke: „Gründung des Klosters Georgenthal“ (Gothaer Heimatblätter 1903)
 A. Holtmeyer: „Baugeschichte der Zisterzienserkirchen Thüringens“ Jena 1906
 Meyers Neues Lexikon: Band I und II Leipzig 1962
 Ungenannter Franzose: „Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden“ Bd. II - Leipzig-Weygandsche Buchhandlung 1775
 Hanno Hahn: „Die frühe Kirchenbaukunst der Zisterzienser“ Berlin 1957
 J. G. A. Galetti: „Geschichte und Beschreibung des herzogtums Gotha“ Bd. III Gotha 1779 - 1781
 J. G. Brückner: „Kirchen - und Schulenstaat im Herzogtum Gotha“ II. Teil Gotha 1758
 B. Stark: „Die Zisterzienser Abtei Georgenthal und die neuen Ausgrabungen daselbst“ Zeitschrift d. Vereins für Thür. Gesch. u. Altertumskunde Bd. I, Jena 1854
 August Beck: „Geschichte des Gothaischen Landes“ Gotha 1875
 Paul Baethcke: „Gründung des Klosters Georgenthal“ in „Aus den coburg-gothaischen Landen“ 1907

J. H. Möller: „Urkundliche Geschichte des Klosters Georgenthal“ Handschrift ohne Jz.
 W. Schmidt-Ewald: „Der Gütererwerb westthüringischer Klöster im Mittelalter“, Weimar 1958
 O. Dobenecker: „Regesten“ 1896
 H. Patze: „Die Entstehung der Landesherrschaft in Thüringen“ Bd. II Köln 1962
 Jan Filip: „Die keltische Zivilisation und ihr Erbe“ Prag 1961
 G. Neumann: „Ein Grabenschnitt im Schloss Gerstungen“ Berlin 1961
 A. Volland: „Mittelalterliche Keramik der Wüstung Springen“ in „Ausgrabungen und Funde“ 1961.

Anmerkung

Drei Jahre nach der Verteidigung dieser Diplomarbeit vom 25. April 1964 konnte ich auf dem nahegelegenen Alte- bzw. Johannesberg (s. Gebäudegrundriss) mit meinen Schülern der AG „Junge Historiker“ im Sommer 1967 die Mauern der mehrfach erweiterten Johanneskirche ergraben, die höchstwahrscheinlich auf die Zeit der Missionierung der Thüringer durch den „Apostel der Deutschen“ - Bonifatius zurückgeht (vgl. R. Scharff: „Bonifatius und die Wiege der Grafen von Kevernburg-Schwarzburg im Raum Altenbergen, Catterfeld, Ohrdruf, Georgenthal“, Arnstadt, 2010).

Thema Radiästhesie

Kultplätze auf Menorca

Ferdinand Koch

Wie in Europa insgesamt, so gab es auch auf Menorca eine Megalithkultur. Dies war der Grund, meinen Urlaub dereinst auf diese Baleareninsel zu verlegen.

In früheren Zeiten lebten die Menorciner seltsamerweise in Langhäusern. Diese Zeiten sind allerdings längst vorbei. Doch es stehen noch einige dieser Bauten, die heute wohl als Ställe genutzt werden.

Gewaltige, tonnenschwere Steine wurden zu Befestigungsmauern und Kultstätten verarbeitet. Noch heute fragt kein Mensch, wie man damals wohl diese Steine bewegte.

- Das Gelände ist nicht eben.
- Es liegt alles voller Steine der unterschiedlichsten Größe.
- Dies hier sind bei Weitem nicht die größten verbauten Steine. Nicht umsonst spricht man dort von Zyklopenmauern.

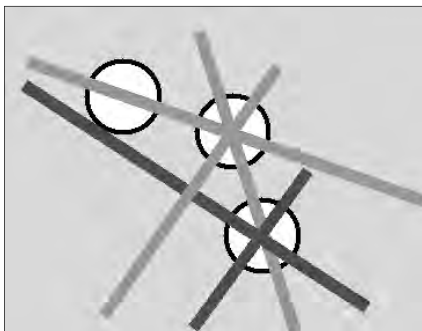
Eine weitere Rarität sind die vielen rätselhaften *Talayots*. Das sind mit Erde verfüllte Kegelstümpfe aus großen Steinen. Das ganze Gebilde ist nicht gemauert, sondern die Steine sind selbsthaltend geschichtet. Der untere Durchmesser beträgt 15 - 25 Meter, die Höhe 3 - 11 Meter. Obwohl nur einer dieser Talayots hohl ist und keine Treppen hinaufführen, werden sie von den Wissenschaftlern als Wohn- und/bzw. Wachtürme be-



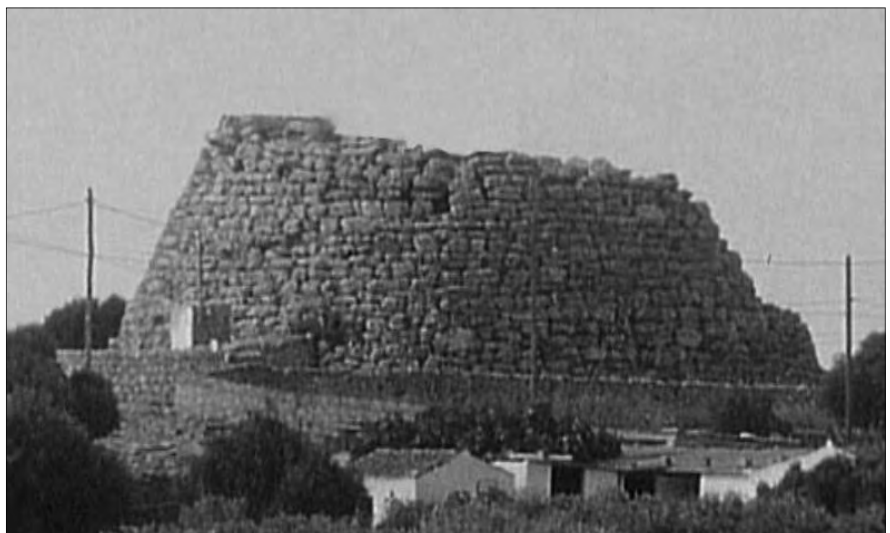
Langhaus



Oben: Zyklopenmauer mit Taula. Unten: Ein Talayot.



Talayots auf Linien





Talayot

mit radial angeordneten Platten, die nach meinen Ermittlungen früher einen Steinring, wie Stonehenge, trugen. Mit ihnen weiß die Wissenschaft überhaupt nichts anzufangen (siehe Bilder). Obwohl ich nicht schwindelfrei bin, kletterte ich mit meiner umfangreichen Fotoausrüstung außen am Talayot hoch, um die Anlage von oben fotografieren zu können.

Mit Zittern und Bangen oben angekommen, bot sich ein herrlicher Ausblick. Das war schließlich einer der Gründe, hinauf zu klettern. Natürlich interessierte mich die Strahlungssituation da oben. Außerdem konnte ich den daneben liegenden Totentempel aus der Vogelperspektive sehen. Der Rückweg war erheblich schwieriger und endete in einem Schweißbad und zittrigen Knien.

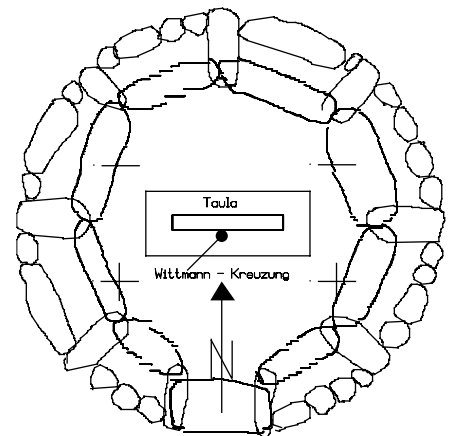
Sind die Totentempel meist rund, so haben die normalen Tempel sehr



Taula vor Talayot

wie ein Sender und erzeugen so einen positiven Bereich von gut zwei Kilometern Durchmesser. So macht das Ganze Sinn! Die Talayots gibt es auch in Sardinien und auf Korsika. Leider wurden sie teils als Baumateriallager missbraucht.

Ein anderes Rätsel sind die dort befindlichen *Taulas* (Tische). Sie sind bis zu sechs Meter hoch und haben eine Fläche von ca. 4 x 1 Metern. Drumherum befindet sich eine teils hohe Mauer



Grundriss eines Totentempels

zeichnet. In der einen Anlage stehen drei Talayots nebeneinander. Würde man so Wachtürme platzieren?

Des Rätsels Lösung fand ich, als sich herausstellte, dass sie auf dem Kreuzungspunkt von heiligen und/oder 2000er-Linien stehen. In zwei Fällen kreuzen sich sogar drei Linien. In dem Wohnturm befindet sich aber nur eine. Auf den Talayots stellte ich meist 2,4 Millionen Bovis-Einheiten fest. Durch ihre Bauform wirken sie



Taula in einem Totentempel



Blick von oben auf die Tempelanlage



Ein normaler Tempel.



Eine Naveta (Alle Bilder und Zeichnungen: Ferdinand Koch)

eigenartige Formen, in denen keine Taula ist. Die Tempel befinden sich in sehr unterschiedlichem Erhaltungszustand. Bei den alten Tempeln bzw. deren Resten sind die Steine teils bis zur Unkenntlichkeit verwittert, was auf ein enorm hohes Alter schließen lässt. Mit den vielen runden Nischen erinnern die Tempel an die auf Malta und Gozo.

Wie ich herausfand, dienten diese Taulas zur Aufnahme der Toten, die man den Vögeln überließ - ähnlich den „Türmen des Schweigens“ in Fernost (siehe Bild unten). Man legte die Leichen oben auf den Rost des Turmes. Die Vögel holten sich, was sie wollten und die restlichen Knochen fielen in den Turm. War er voll, baute man einen neuen Turm.

Erst später bestattete man die edlen Toten auf Menorca in den sogenannten *Navetas*. Diese in Schiffsform gebauten Grabstätten enthielten bis zu hundert Tote gehobenen Standes.

Menorca ist eine durchaus besuchenswerte Insel. Sandstrände, Badebuchten, Höhlen, Kultstätten und viel Sehenswertes. Da kommt jeder auf seine Kosten. Radiästhetisch gesehen ein El Dorado. ■



„Türme des Schweigens“ in Tibet.

Olivenblattextrakt

Katharina Laura Bräuer

Die Natur ist komplex und ganz aufeinander abgestimmt, sozusagen füreinander da. Hat ein Reh im Walde gesundheitliche Probleme, so „weiß“ es, was es tun muss, um wieder in Ordnung zu kommen. Eine Kuh, die etwas gefressen hat, was ihr nicht bekommt, „weiß“, mit welcher Pflanze sie ihren Organismus wieder gesund machen kann und sucht danach. Außerdem „weiß“ sie auch genau die Dosis. Ein verwundeter Hund „weiß“, dass er seine Wunde lecken muss, um sie sauber zu halten und damit eine Heilung möglich wird.

Auch Pflanzen verfügen über ein Kommunikationssystem, um sich gegenseitig zu warnen, und andere Pflanzen „schützen“ sich vor dem totalen Gefressenwerden mit Dornen oder bitteren Substanzen.

Daneben gibt es auch andere Lebewesen, die, wenn sie im Übermaß auftreten, einem Tier oder einer Pflanze schaden. Pilze, Bakterien, Viren sind für einen reibungslosen Ablauf innerhalb der sich stets erneuernden Natur wichtig und notwendig. Aber im Übermaß können sie das Leben auch stören. Dagegen schützt sich die Natur.

Auch der Mensch versucht, sich im Übermaß auftretende Kleinstlebewesen zu erwehren. Er sucht, wenn sein Organismus erkrankt ist, nach den Verursachern und bekämpft sie. Dass er damit nicht immer die richtigen Wege einschlägt und nach ungeeigneten Hilfen greift, ist uns ja bekannt. Er sucht daher ständig nach besseren Möglichkeiten. Am erfolgreichsten ist er, wenn er die Methoden der Natur beobachtet und dann für sich nachahmt.

Ein Artikel in der Zeitschrift COMED berichtet von einem aufsehenerregenden Entdeckungsfund. Olivenblattextrakt (OBE) – ein Heilmittel vom Baum des Lebens. Seit Jahrtausenden sowohl als Nahrungsmittel und zur Körperpflege als auch für Heilzwecke und als Schmiermittel eingesetzt – in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts systematisch wissenschaftlich erforscht – nun auf dem Vormarsch in der modernen Phytotherapie – erhältlich als flüssiger Extrakt und als Creme.

Wirkenspektrum von OBE flüssig: Immunmodulierend und immunstärkend – antikarzinogen – antimikrobiell (Bakterien, Viren, Parasiten) – antipyretisch – antiinflammatorisch – antioxidativ



Olivenbaum

– Cholesterin regulierend – blutzuckersenkend – vasodilatierend – hypotensiv – antiarrhythmisch – antithrombotisch. Und dieser Extrakt in Salbenform hat noch einmal zwölf Heilangebote äußerlich auf der Haut. Erfahrungswerte und -Berichte werden angeführt. 65 Erkrankungen können somit geheilt werden. Wahrlich ein beachtliches Spektrum.

Dieser Baum ist somit „ein Geschenk der Götter“, würden jetzt gläubige Menschen jubeln. Und warum sollte er es auch nicht sein! Gibt es denn nicht unendlich viele Dinge auf unserer Erde, die wir Menschen erst langsam entdecken? Müssen wir denn erst in eine solche Unordnung geraten, um dann staunend und ehrfürchtig vor der Natur zu stehen, die für alles aus dem Gleichgewicht Fallendem ein Hilfsmittel zur Verfügung hat!

Wir, die wir vergessen haben, aus dem Gefühl des Körpers heraus nach

Hilfe Ausschau zu halten und unseren Verstand für klüger hielten, der uns in so viele Sackgassen geführt hat, dieses Gefühl erwacht nun wieder. Ein Baum, der zusätzlich zu allen seinen Gaben auch noch von besonderer Schönheit ist, soll die Lösung sein. Unlogisch ist das nicht, denn so ein herrlicher Baum wächst langsam über Zeiträume, die wir Menschen nicht erleben. Er entwickelt seine Zusammensetzung nach einem von ihm erfüllten Bedarf. Und wir dürfen sie ebenfalls nutzen. Welch freundliches Schicksal.

Dass es aber auch angebracht ist, über diese Notwendigkeit nachzudenken, zu überlegen, ob die krank machenden Ursachen vielleicht „selbst gemacht“ sind, bleibt uns überlassen und steht in unserer eigenen Verantwortung. ■

Opfermoor in der Mitte Deutschlands

Opfermoor und Mitte Deutschlands, das sind zwei Begriffe, die eigentlich gar nicht zusammenpassen. Trotzdem, in diesem Fall, liegen sie auf einem Fleck.

Der Fleck, das ist das Dorf Niederdorla in Thüringen, in der Nähe der Stadt Mühlhausen. Hier haben wir beides, den Mittelpunkt Deutschlands und das bekannte Opfermoor von Niederdorla.

Opfermoor

Klären wir zunächst einmal den Begriff Opfermoore. Das sind archäologische Fundplätze in mooriger oder sumpfiger Umgebung. Die Funde im Moor sind keine zufälligen Streufunde, sondern absichtlich zu rituellen Zwecken dort abgelegte Artefakte. Es muss schon an der Zusammensetzung und Ablage der Fundstücke ein ritueller oder religiöser Zusammenhang erkennbar sein. Dabei ist nicht immer klar, ob es sich von Anfang an um eine Opferstelle im Moor handelte, oder um ein früheres Gewässer. Eine heute moorige Fundstelle kann zur Zeit der Verwendung durchaus ein See- oder Quellheiligtum gewesen sei, das dann später im Laufe der Zeit vermoorte.

Opfermoore scheinen eine nordische Sache zu sein. Man findet sie in Deutschland, England, Irland, Skandinavien und Niederlande. Das legt nahe, germanische Stämme als Urheber zu sehen. Das Opfer war bei den Germanen ein Mittel, mit den Göttern Kontakt aufzunehmen. Im Prinzip ging es um eine Bittstellung: Ich gebe Dir, damit auch Du mir etwas gibst.

Was wurde gegeben? Man fand Götzenbilder, z. B. geschnitzte Pfahlgötter, Gebrauchsgegenstände, Speisereste sowie ganze Tiere oder Tierenteile. Letztere hatte man vorher schlauerweise wohl rituell verspeist.



Bild 1: Grubenhaus

Grubenhaus

Eingetiefe und ebenerdige Häuser gehen zurück bis in die Jungsteinzeit. Vorher dienten Höhlen, Hütten und Zelte aus Tierhaut als Unterkunft. Grubenhäuser gab es mit 2 oder 6 Pfosten. Sie dienten bis ins Mittelalter als Wohnunterkünfte für das Gesinde, wurden aber auch vielfach als Arbeitshütten (Webhütten) genutzt.

6-Pfosten Grubenhaus: Abmessungen: Breite: 3,0m Länge: 3,8m Höhe: 2,8m



Neben 2 Mittelpfosten wurden weitere 4 Pfosten zur Aufnahme der seitlichen Rähme in die Erde eingelassen. Dadurch entstand eine kleine aufgehende Wand über dem Erdrich. Die Rofen wurden wie beim 2 Pfostenhaus auf der Firstpfette befestigt. Das untere Ende der Rofen wurde auf die Rahmenhölzer aufgelegt. Die Seitenwände wurden aus Weidenflechtwerk hergestellt und mit Lehm verputzt. Durch das Ausheben der Grube entstanden die Seitenbänke, die mit Flechtwerk und Lehmverputz ausgekleidet wurden. Die Dachlatten wurden auf den Rofen mit Holznägeln befestigt und mit Strick gesichert. Das Schilfrohr wurde mit dem Wurzelende nach unten auf die Dachlatten aufgenäht.

Bild 2: Beschreibung eines Grubenhauses

Man fand auch Waffen und Rüstungsteile. Die wurden jedoch vor der Opferung unbrauchbar gemacht.

Man kommt an dieser Stelle nicht um die Frage nach Menschenopfern herum.

In der Tat hat man eine Vielzahl

von Moorleichen gefunden. Nur bei wenigen ist aus den Überresten auf eine Opferung zu schließen. Und wenn doch, ist nicht klar, ob es sich vielleicht um verurteilte Verbrecher oder Kriegsgefangene handelte.

Die Mitte Deutschlands

Klären wir jetzt die Mitte Deutschlands. In unmittelbarer Nähe des Opfermoors befindet sich der „Mittelpunkt“ Deutschlands. Ein Stein mit Tafel gibt darüber Auskunft. Als ich den Ort besuchte, war ich überrascht und verunsichert. Welches Deutschland war gemeint? Von der Maas bis an die Memel ...? Oder das Deutsche Reich in den Grenzen von 1939? Nein, das hätte man sich nicht getraut. Also die Grenzen der aktuellen Bundesrepublik? So soll es wohl sein. Ich fand später eine Erklärung. Der Stein wurde 1990 nach der Wiedervereinigung gesetzt. Er stellt den geografischen Mittelpunkt des aktuellen bundesrepublikanischen Staatsgebildes dar. Gemessen wurden die weitesten Entfernungen Nord/Süd und West/Ost. Dabei kam als Mittelpunkt eben dieser Ort bei Niederdorla heraus, mit den Koordinaten Nord 51° 10' und Ost 10° 27'. Im Februar 1991 pflanzte man als Würdigung dieses Platzes einen Baum, Tillia Pallida, auf Deutsch: eine Kaiserlinde. - Ein Schelm, der sich dabei etwas denkt!

Nun gut, unsere im Moor opfernden Vorfahren haben damit nichts zutun. Dass die zwei Orte zusammenfallen, ist einfach nur ein Kuriosum. Oder?

Niederdorla

Zurück also zum Opfermoor. Die Gegend um Niederdorla war schon seit -5500 von bäuerlichen Kulturen besiedelt. Siedlungsfunde und Gräber belegen das. Gebäudereste fand man aus der Zeit um -600. Danach wohnten die Menschen in sogenannten Grubenhäusern, die mit Reet oder Stroh gedeckt waren. Rekonstruktionen kann man auf dem Freigelände des Museums ansehen (siehe Bilder 1, 2 und 3). Die dort lebende Bevölkerung legte am Rande eines Moores einen Opferplatz an. Man nimmt an, dass die Kultstätte um -600 errichtet wurde. Als Beleg dafür gilt ein rechteckiger Feueraltar aus Muschel-

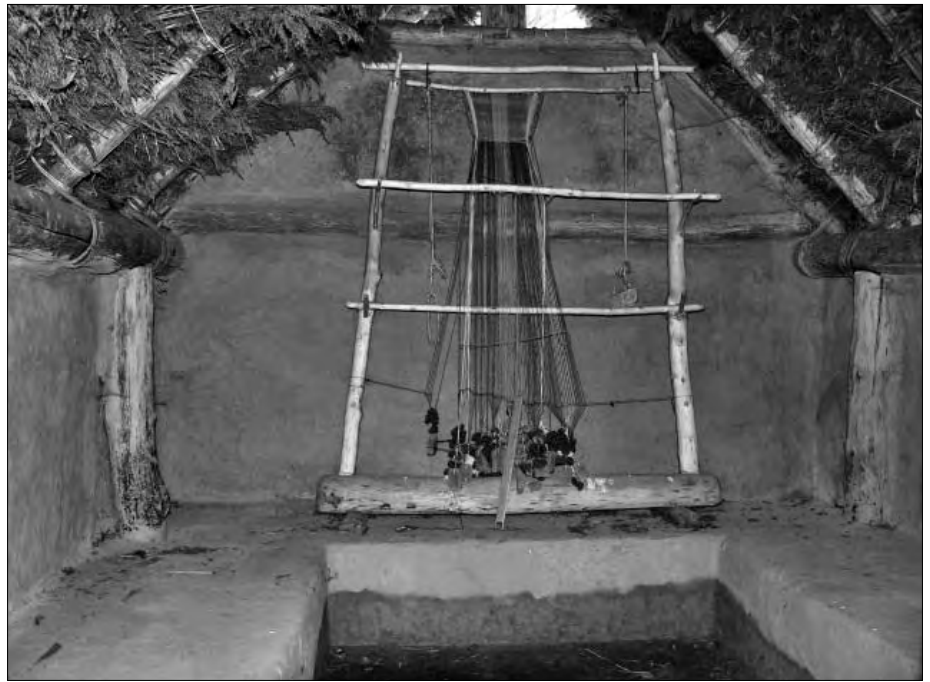


Bild 3: Der Innenraum eines Grubenhauses.



Bild 4: Ein Feueraltar



Bild 5: Beispiele für Holzidole

kalk (siehe Bild 4), eine Rekonstruktion dieses Feueraltars auf dem Freigelände des Museums. Der Steinaltar war von einem halbrunden Steinwall umgeben und stellte in seiner Periode ein zentrales Heiligtum dar. Hier wurden heilige Speisen zubereitet und als Opfer dargebracht. Man schätzt, dass die Opfer einer Vegetationsgottheit galten. Das schloss man aus verkohlten Knospen an Holzresten auf dem Altar. Die deuten darauf hin, dass die Opfer im Frühjahr stattfanden.

Neben diesem Feueraltar fand man elf weitere Opferplätze, die nach Ansicht der Archäologen bis -450 benutzt wurden. Als Idole für die verschiedenen Gottheiten verwendete man einfache Pfähle oder Klötze aus Holz. Aus den Funden geht hervor, dass Sach- und Tieropfer dargebracht wurden. Allerdings fand man auch Indizien für vier Menschenopfer.

Man fand, dass später in das Gebiet ostgermanische Stämme von Oder und Warthe zuwanderten und hier siedelten. Sie blieben dort über mehrere Jahrhunderte. Anscheinend hat sich in der Zeit aus dem Moor ein kleiner See gebildet. In dieser Zeit entstanden auch 26 neue Heiligtümer, sodass aus dem kleinen lokalen Opferplatz ein bedeutender Kultplatz wurde. Die Götter wurden nun mit Pfählen, Kanthölzern und Brettern dargestellt, die jetzt, im Gegensatz zu den frühen Darstellungen, einen abgesetzten Kopf hatten, oder Astgabeln (weibliche Göttinnen) (siehe Bild 5). Als Altäre wurden viereckig aufgeschichtete Grassoden verwendet. Neben den Altären standen lange Holzstangen. Der sakrale Bereich wurde nach außen durch einen Flechtwerkzaun aus Weide abgegrenzt (siehe Bild 6). Geopfert wurden hauptsächlich Rinder, Archäologen nehmen jedoch auch neun Menschenopfer an.

Um -40 wanderten in das Gebiet Elbgermanen (Hermaduren) ein. Die legten einen weiteren Opferplatz an, dieses Mal zur Verehrung mehrerer Götter (siehe Bilder 7 und 8). Auf diesem runden sakralen Platz wurden drei Götteridole gefunden, eine Stange, ein Astgabelidol (siehe Bild 9) und ein Pfahlidol. Man nimmt an, dass Astgabel- und Brettidole weibliche Göttinnen darstellen, Pfahl- oder Phallusdarstellungen die männlichen Götter. Kult-



Bild 6: Sakraler Bereich mit Pfahlidol.



Bild 7: Rundheiligtum, Modell im Museum.



Bild 8: Rundheiligtum, Rekonstruktion im Freien.

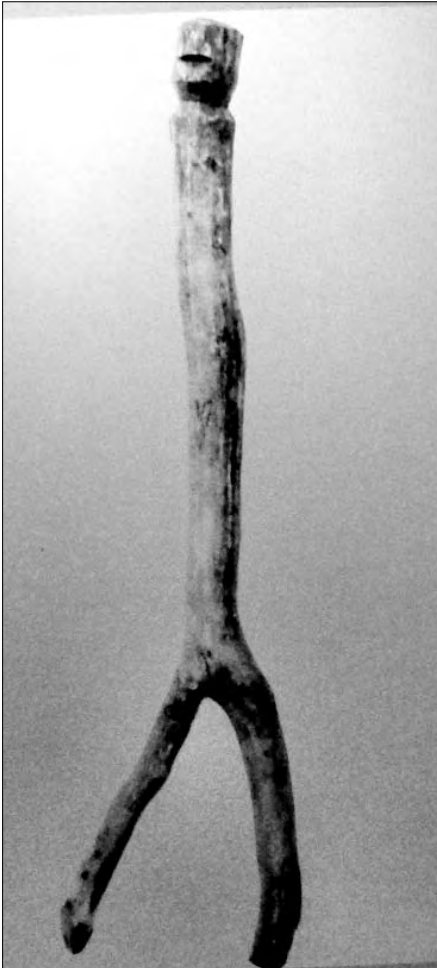


Bild 9: Astgabelidol, weibliche Göttin.

stangen stellten entweder Gottheiten dar oder dienten zur Schau­stellung von Tierschädeln und Knochen. Interessant auch, dass verschiedene Holzarten verwendet wurden, als Hauptanteil jedoch der Weißdorn.

Aus späterer Zeit, ca. +300, konnte nur ein Kultplatz gefunden werden. Man nennt ihn „das Heiligtum der kleinen Göttin“. Das darin gefundene Idol ist schon deutlich weiblicher dargestellt, als die früheren primitiven Pfahlidole. Man kann sie im Museum anschauen (siehe Bild 10). Man fand heraus, dass zu diesem Heiligtum ein dreihundert Meter langer Prozessionsweg führte, der zu beiden Seiten mit Hundeschädeln markiert war. Die Opfernden mussten sich von Westen über diesen Weg dem Heiligtum nähern.

Insgesamt wurde diese Kultstätte wohl bis in die Völkerwanderungszeit hinein genutzt. Aus dieser Zeit stammen Heiligtümer in Schiffsform (siehe Bild 11).

Ab dem 6. Jahrhundert wurde Thüringen christianisiert. Entsprechend ließ

die Opfertätigkeit an dieser Stelle nach. Es sind jedoch noch Opfer bis ins 11. Jahrhundert bekannt. Geopfert wurden vor allem Hunde. Die Zwangskatholisierung lief in Thüringen wohl nicht sehr erfolgreich. Im 8. Jahrhundert beschwerte sich der katholische Missionier Bonifatius noch darüber, dass die Bevölkerung nicht nur die katholische Messe, sondern auch noch die Zeremonien ihrer alten Priester besuchte.

Am Rande von Niederdorla wurde ein sehr schönes Museum errichtet, oberhalb des kleinen Sees, an dem die Opferplätze ausgegraben wurden. Das Museum ist liebevoll eingerichtet und sehr informativ. Es zeigt Einzelheiten der Ausgrabungen, Funde und Modelle. Angeschlossen ist ein Freigelände am See mit Rekonstruktionen von Opferplätzen und Wohngebäuden.

Für Interessierte der germanischen Geschichte unbedingt besuchenswert!

So kommen Sie hin:

Sie kommen von der A 38 aus Richtung Göttingen oder von der A 71 aus Richtung Erfurt nach Mühlhausen in Thüringen.

In jedem Fall fahren Sie auf der B 247 nach Mühlhausen. Am südöstlichen Ende von Mühlhausen geht von der B 247 eine Landstraße nach Eisenach ab. Nehmen Sie diese Straße.

Nach 5 km geht es links nach Niederdorla ab. In Niederdorla ist der Weg zum Opfermoor ausgeschildert.

(Wilfried Augustin)



Bild 10: Die kleine Göttin.



Bild 11: Opferplatz in Schiffsform.

Interview

Dan Davis befragt den Sachbuchautor Gernot L. Geise zu „Mondlüge“, „Big Brother“ und „WikiLeaks“

Eigentlich wollte Gernot L. Geise keine Interviews mehr geben. Für Dan Davis macht er eine Ausnahme ... Der Autor Gernot L. Geise hat mit seinen Büchern „Die dunkle Seite von Apollo“, „Kein Mann im Mond“, „Flugscheiben - Realität oder Mythos“ und „Unsere Existenz - Nur ein Traum?“ bei vielen Lesern für Aufsehen und bei Kritikern für die aufgrund der Thematiken zu erwartenden Entrüstungen gesorgt. Dan Davis befragte ihn zu seinen Hintergründen, der „Mondlüge“, zu „Big Brother“ und WIKILEAKS. Jetzt in COVER UP!

Gernot L. Geise ist nicht nur Sachbuchautor von Publikationen wie „Der Mond ist ganz anders“ oder „Superflut über Ägypten“, er ist zudem Mitglied im Vorstand des EFODON e. V. und leitet die Redaktion des SYNESIS-Magazins, worin er regelmäßig interessante und durchaus nachdenklich stimmende Artikel publiziert. Nachdem die Kritiker ihm allzu oft das Wort im Mund herumgedreht haben und gerne mal Äußerungen an den Tag legten, die nichts weiter als unüberprüfte Behauptungen waren, hatte er sich eigentlich vorgenommen, keine Interviews mehr zu geben. Lesen Sie in COVER UP! einige spannende Einblicke und was im Jahr 2011 ansteht.



Gernot L. Geise

Dan Davis: Hallo Gernot. Du bist Autor verschiedener Sachbücher wie „Die dunkle Seite von Apollo“ oder „Die Schatten von Apollo: Hintergründe der gefälschten Mondflüge“. Gab es einen Auslöser für Dich, als Autor tätig zu werden? Ein besonderes Erlebnis?

Gernot L. Geise: Ich hatte damals (1969)

die Direktübertragung des Apollo 11-Fluges selbst am Fernseher miterlebt und war – wie Millionen anderer Zuschauer – von der technischen Leistung begeistert. Ein Menschheitstraum war in Erfüllung gegangen. Für mich gab es zunächst keinen Zweifel daran, dass die Bilder, die man uns präsentierte, tatsächlich echt waren. Die Zweifel kamen erst später. Es fing damit an, dass der Ausspruch Armstrongs vom „kleinen Schritt“ fehlte. Einer der Kommentatoren äußerte sich während der Sendung, Armstrong habe sich wirklich daran gehalten, keinerlei glorreichen Worte zu sprechen, wie er bei der vorhergehenden Pressekonferenz angekündigt habe. Doch am Folgetag wurde uns erzählt, Armstrong habe seinen weltberühmten Spruch aufgesagt. Wann soll das gewesen sein? Ich saß doch vor dem Fernseher und hätte es hören müssen! Stimmt da etwas nicht? Heute weiß ich, dass exakt, während Armstrong diesen Satz nuschelte, im deutschen Fernsehen einer der Kommentatoren etwas sagte, weshalb Deutschland das einzige Land ist, in dem dieser Satz nicht zu hören war.

Nachdem ich erst einmal misstrauisch geworden war (die Sache mit dem fehlenden Satz klärte sich erst viel später auf), begann

ich nach weiteren Widersprüchen zu suchen und wurde natürlich fündig, was wohl nicht schwierig ist. Schließlich hatte ich eine Menge Material zusammengetragen, und Bekannte von mir überredeten mich dazu, das alles in Buchform zu bringen, schon aus dem Grund, weil es in Deutschland keinen einzigen Autor gab, der zu dieser Thematik ein Buch veröffentlicht hat.

Dan Davis: Bei solchen Themen wie Du sie behandelst, ist es vorprogrammiert, die Kritiker und Verfechter der offiziellen Thesen auf den Plan zu rufen und ins Fahrwasser zu geraten. Warum bist Du trotzdem dieses Risiko eingegangen?

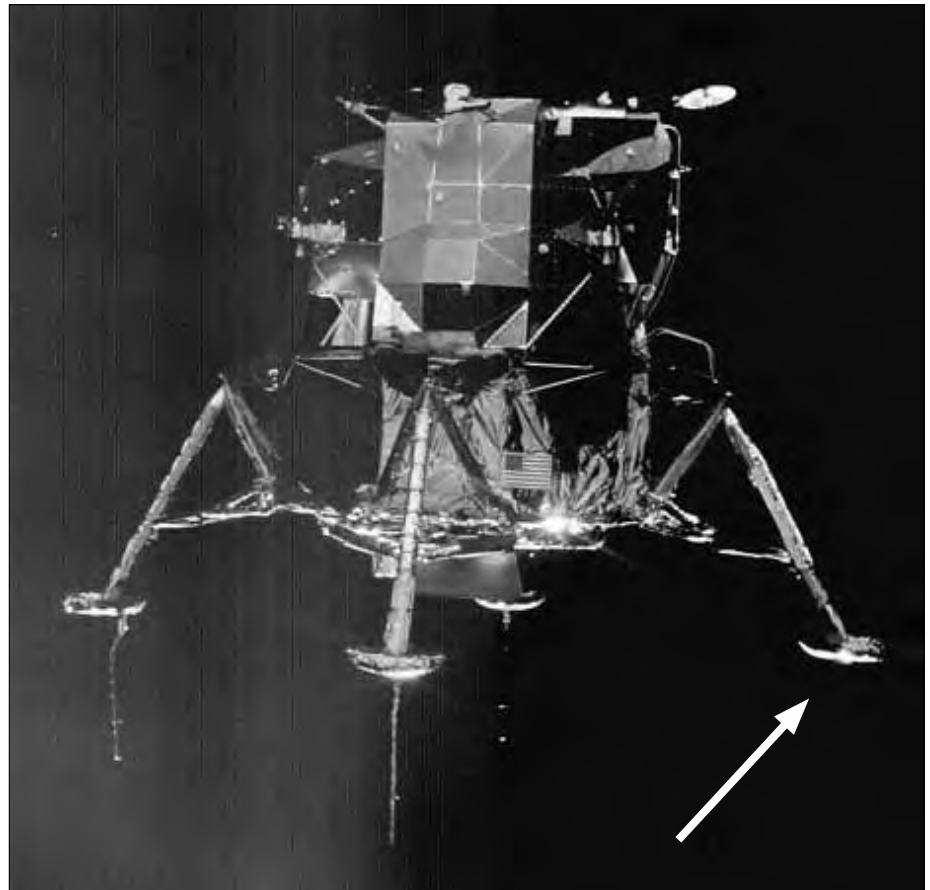
Gernot L. Geise: Ich war der Meinung – und bin es bis heute –, dass man Widersprüche und Falschaussagen durchaus veröffentlichen sollte, auch auf die Gefahr hin, dass sich der eine oder andere Punkt „normal“ erklären lässt. Durch eine seriöse, sachliche Diskussion (wie sie leider nicht oft vorkommt) können beide Seiten nur gewinnen. Dass ich heute als „Verschwörungstheoretiker“ bezeichnet werde, nehme ich nicht ernst, im Gegenteil.

Dan Davis: Künstlich ausgeleuchtete Mondlandschaften, verschwundene Originalbilder der Apollo-Missionen und bildbearbeitete „Originalaufnahmen“ – schüttelst Du manchmal den Kopf über Kritiker vom Stammtisch bis hin in die angeblich seriösen Massenmedien, die sich gegenseitig die Bälle zuschieben und Dinge zu Fakten erklären, die ebenso gut auf einer Lüge aufgebaut sein könnten? Kannst Du etwas dazu ausführen?

Gernot L. Geise: Ich schüttelte höchstens darüber den Kopf, dass in den Medien, wenn es um die bemannten Mondlandungen geht, immer wieder nur einseitig derselbe Unsinn breitgetreten wird, indem als angebliche Kritikpunkte der „Verschwörungstheoretiker“ Dinge aufgeführt werden, die ganz normal erklärbar sind (etwa: fehlende Sterne auf den Fotos).

Aber die wirklich brisanten Dinge (etwa: Wie konnten die Astronauten die extrem starke radioaktive Bestrahlung überleben) werden einfach ignoriert. Dass bei der NASA Originaldokumente verschwinden und bis zum heutigen Tag gefälschte Apollo-Fotos ins Netz gestellt werden, spricht eigentlich für sich. Erst kürzlich entdeckte ich einige Aufnahmen von Apollo 17, auf denen eindeutig verdoppelte Steine und Felsen zu sehen sind.

Dan Davis: Ja, die Aufnahmen sind mir auch bekannt. Ich habe sie im Januar 2010 in meinem Buch „Geboren in die Lüge – Unternehmen Weltverschwö-



Die in der Mondumlaufbahn abgekoppelte Landefähre von Apollo 11. Warum sind nur an drei der vier Landebeine Sensoren angebracht? Die Sensoren sollen dem Piloten den Bodenkontakt signalisieren, wonach er das Triebwerk abschaltete. Der fehlende Sensor (am Landebein mit der Ausstiegsleiter) ist auch auf Filmen von Apollo 11 zu sehen. Merkwürdigerweise zeigen die Fotos „von der Mondoberfläche“ an jedem Landebein einen umgeknickten Sensor!“ (NASA-Foto a11.44_6585)

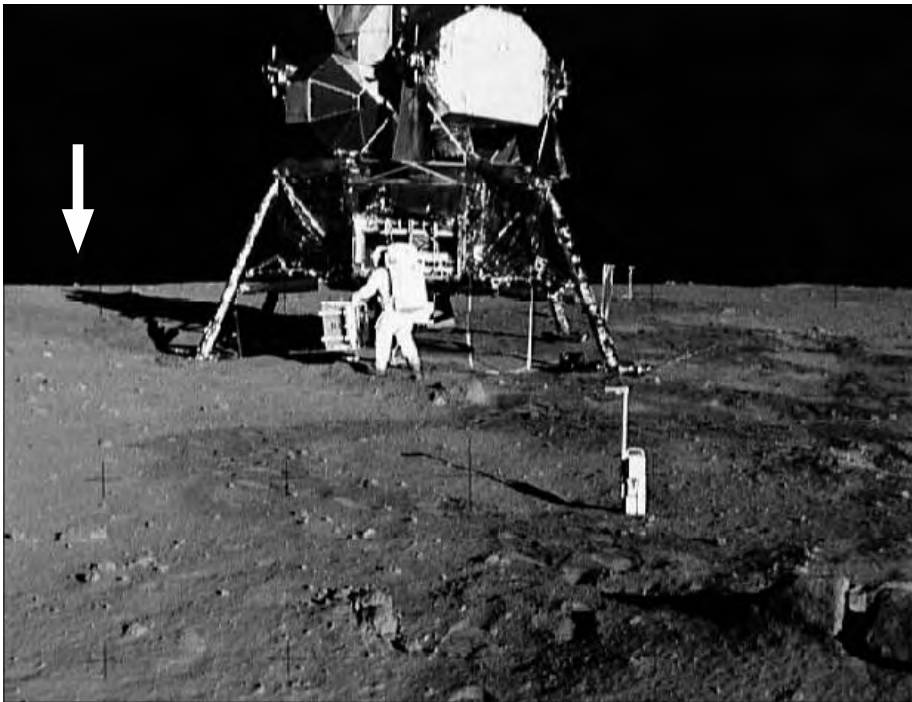
runge“ ebenfalls veröffentlicht. Einer der bekanntesten Verrisse gegen die „Mondlande-Lüge-Theorie“ sind die Schatten auf manchen Bildern, die in verschiedene Richtungen weisen. Die offizielle Darlegung dazu ist, dass dieser Effekt auch auf der Erde bei Aufnahmen zu sehen ist und es kein Beweis für eine Fälschung einiger Mondbilder ist. Nun, das mag stimmen. Aber ich habe das Fernsehen ja quasi in der Familie und weiß von daher, dass auch Kameralente bekannter Fernsehsender die Sache nicht ganz so eindeutig sehen, wie die Befürworter der offiziellen These es gerne hätten, die alles abwiegen. Zumal es ja kein Beweis dagegen ist, dass einige der Bilder gefälscht wurden, selbst wenn unterschiedliche Schatten auch auf anderen natürlichen Wege erzeugt würden. Denn die Schatten auf den Apollo-Aufnahmen könnten ja trotzdem teilweise durch zusätzliche künstliche Lichtquellen erzeugt worden sein, nimmt man all die anderen Ungereimtheiten mit zur Kenntnis. Wie denkst Du darüber?

Gernot L. Geise: Prinzipiell kann man allein aufgrund verschiedener Schattenrich-

tungen nicht aussagen, dass solche Fotos gefälscht sind, denn man muss dazu immer die Bodenbeschaffenheit berücksichtigen. Allerdings scheint bei Apollo 11 die Beleuchtung nicht ganz zu stimmen, denn insbesondere der Standpunkt der Fähre ist bestens ausgeleuchtet. Ich habe mich mit professionellen TV-Beleuchtern unterhalten, denen ich verschiedene Fotos vorlegte. Sie zeigten mir ohne zu zögern, wo Scheinwerfer gestanden haben müssten.

Auf meinen kritischen Einwurf, wenn mehrere Beleuchtungskörper im Einsatz gewesen wären, müssten doch auch mehrere Schatten zu sehen sein, erntete ich nur ein müdes Lächeln und die Gegenfrage, warum man denn im Fernsehen nicht mehrere Schatten sehe? Weil der stärkere Scheinwerfer den Schatten eines schwächeren einfach überstrahlt. Wenn mir das ein Fachmann sagt, muss ich es wohl glauben!

Dan Davis: Wie denkst Du über das Thema Außerirdische oder Zeitreisende? Glaubst Du, sie existieren irgendwo dort draußen und haben eventuell schon mal die Erde besucht? Oder eher ein Ding der Unmöglichkeit?



Egal, ob Schatten kreuz oder quer verlaufen: Auf diesem Foto reicht der Landefähren-Schattenwurf von Apollo 11 bis zum Horizont! Horizont? Nein, bis zum Hallenende, das durch eine schwarze Wand gekennzeichnet ist! (NASA-Foto 10075270)

Gernot L. Geise: Man kann an alles glauben. Auch an Außerirdische oder Zeitreisende. Bisher gibt es jedoch noch keinen stichhaltigen Beweis dafür, dass es sie gibt. Betrachtet man sich jedoch die Milliarden von Galaxien im All, von denen wiederum jede Milliarden von Sternen mit Milliarden von Planeten besitzt, erscheint es höchst unwahrscheinlich, dass die Erde der einzige Planet sein soll, auf dem sich Leben in unserer bekannten Art entwickelt hat. Es wird wohl Milliarden Zivilisationen im All geben, die in der Entwicklung der unseren teilweise extrem voraus sind. Ob zwischen ihnen und unserer Erde schon einmal ein Kontakt bestand, ist eine ganz andere Frage.

Möglicherweise sind wir für solche Überzivilisationen einfach zu unwichtig, zumal sie die Auswahl unter Abermilliarden anderer Sonnensysteme und Planeten haben. Zeitreisende könnte es geben, insbesondere, wenn eine solche Überzivilisation ein entsprechendes Entwicklungsstadium erreicht hat. Aber – wie gesagt – dafür fehlen uns bisher Beweise.

Dan Davis: Angenommen, der Roswell-Vorfall hätte im Jahre 1947 tatsächlich im Sinne eines außerirdischen Absturzes stattgefunden, rein spekulativ, glaubst Du, dass die US-Regierung, mit diesem Wissen bewaffnet, einfach so eine „Live-Übertragung“ bei der ersten offiziellen Mondlandung gemacht hätte? Oder hätte dies Auswirkungen auf das offizielle Weltraumprogramm und die „Live“-Übertragungen gehabt?

Gernot L. Geise: Wenn es denn so wäre, wird die US-Regierung für die Weltöffentlichkeit wohl schön das Apollo-Märchen weiter gesponnen und gefundene Hochtechnologie geheim gehalten haben, um sie irgendwann militärisch nutzen zu können. Wer soll denn eine unbekannte Hochtechnologie verstehen können? Dazu hätten einige Jahrzehnte nicht ausgereicht, zu Apollos Zeiten wäre garantiert noch nichts davon verwertbar gewesen. Beispiel: Obwohl die Amerikaner bei Kriegsende alle deutschen technologischen Unterlagen, Pläne, Patente sowie Geräte in die USA verbracht haben, sind sie bis heute noch nicht in der Lage, alles nachzubauen, was deutsche Wissenschaftler damals entwickelt hatten. Und hierbei handelt es sich um irdisches, nicht um außerirdisches Wissen!

Dan Davis: Was hältst Du von den Geschichten über eine Geheime Weltregierung? Glaubst Du, dass eine Organisation wie die Illuminaten durchaus heute noch im Hintergrund, möglicherweise unter anderem Namen, existiert? Oder ist dies eher unwahrscheinlich?

Gernot L. Geise: Ob die im Hintergrund agierenden Mächte als „Geheime Weltregierung“ anzusehen sind, wage ich zu bezweifeln. Allerdings gibt es solche Drahtzieher wirklich. Agierten sie früher im Geheimen, so heute völlig offen. Man muss nur die Augen aufmachen, um das zu erkennen. Beispiel: Man braucht sich nur die Teilnehmerlisten der jährlichen Bilderberger-Treffen anzusehen, dann weiß

man beispielsweise, wer der nächste Bundeskanzler wird!

Dan Davis: Deine Meinung zum Ausbau des „Orwellschen Überwachungsstaat“. Panikmache oder doch eine ernstzunehmende Gefahr, die von der Masse des Volkes, medienwirksam unterstützt, gerne abgewiegelt wird?

Gernot L. Geise: Was George Orwell in seinem Roman „1984“ beschrieben hat, ist schon lange überholt.

Dan Davis: Kommen wir auf ein aktuelles Thema: WikiLeaks-Gründer Assange wurde in England festgenommen. Wenn man sieht, dass die Tatsache, Regierungsverfehlungen aufzudecken, heute dazu führen kann, dass, wie in diesem Fall, die Postbank, Visa und Paypal die Konten sperren, Internetseiten gesperrt werden, dann kann man schon doppelt auf den Gedanken kommen, dass George Orwells Prophezeiungen wahr geworden sind. Nach dem Motto „Du darfst alles sagen – nur nicht alles!“ Anstelle die Verfehlungen anzuprangern, welche durch WikiLeaks aufgedeckt wurden, geht das System gegen diejenigen vor, welche die Frechheit hatten, kriminelle Aktivitäten und das „Zweite Gesicht“ einiger Stellen im Militär und in Regierungskreisen ans Tageslicht brachten (von der Spionageaufdeckung durch WikiLeaks in der FDP bis hin zur Veröffentlichung von Videos, die das gezielte Töten von Zivilisten durch das US-Militär zeigt). Wie denkst Du darüber? Pro oder Contra?

Gernot L. Geise: Für mich ist WikiLeaks eine von höheren Stellen aus gezielt eingesetzte „Provokation“, um einen legalen Grund zu finden, das Internet zu kontrollieren und unliebsame Seiten abschalten zu können. Wenn es sich wirklich um brisante Daten handeln würde, die hier veröffentlicht wurden, warum handelt es sich denn dann nur um banale Aussagen und Meldungen, die man in jeder Zeitung finden kann? Ich habe jedenfalls noch keine brisante Aussage vernommen. Assange ist hierbei ein bedauerliches Bauernopfer, der auf den großen Coup hereingefallen ist. Vielleicht hätte er sich vorher einmal die ihm gelieferten „brisanten“ Informationen näher anschauen sollen.

Interessant sind die letzten Meldungen, wonach die WikiLeaks-Daten inzwischen auf ca. 1400 Servern gespiegelt worden sein sollen. Sicherlich ist die Absicht, eine Sperrung von WikiLeaks auf diese Weise zu unterlaufen, zu begrüßen, denn man kann schlecht alle Internetseiten sperren. Aber hierbei handelt es sich meiner Meinung nach „nur“ um den (durchaus begrüßens-

werten) Versuch, eine Bevormundung von „höherer“ Seite zu umgehen. Mit dem banalen Inhalt der Daten hat es nur zweit-rangig zu tun.

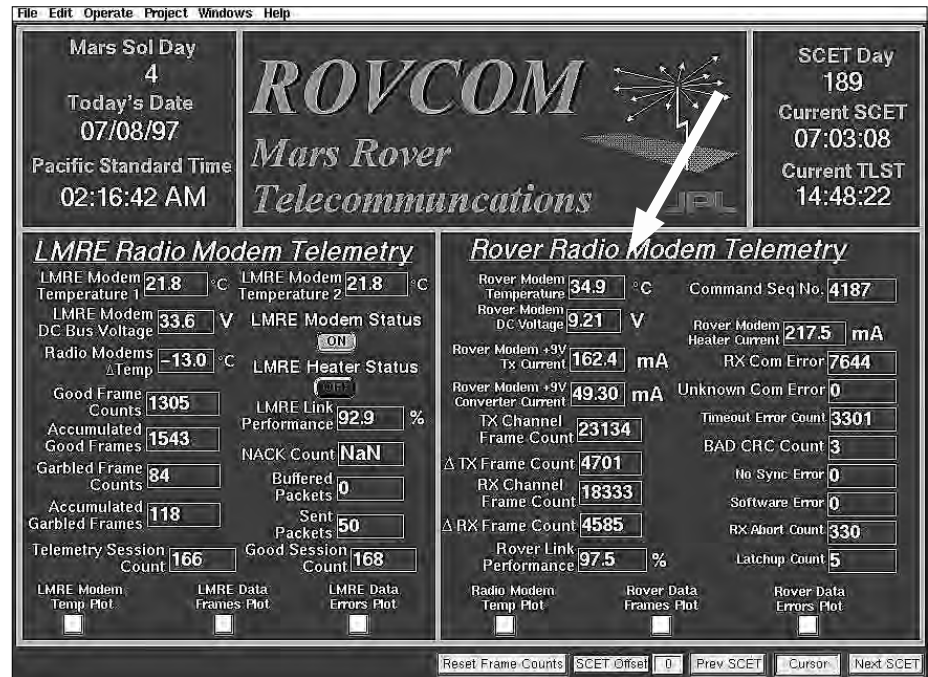
Dan Davis: WikiLeaks hat angekündigt, im Frühjahr Dokumente über Banken zu veröffentlichen, die unter anderem aufzeigen sollen, wie diese gegen ethische Grundsätze verstoßen. Könnte es nicht sein, dass hier versucht wird, eine Notbremse zu ziehen, da man nicht weiß, was WikiLeaks ansonsten in den nächsten Jahren noch so alles in die Finger flattert und danach auf die Rechner der Allgemeinheit?

Gernot L. Geise: Es bleibt abzuwar-ten, welche „brisanten“ Dokumente veröffent-licht werden sollen. Und es bleibt abzuwar-ten, von welchen (un-) seriösen Quellen diese Dokumente stammen. Aber die Quel-len werden wohl nicht offengelegt werden. Die Gefahr besteht darin, dass jemand, der einen Riesenerfolg mit der Veröffentlichung „brisanter“ Daten hatte, zukünftig auch aus unseriösen Quellen Daten veröffentlicht, die nur drittklassig und keineswegs „bri-sant“ oder sogar falsch oder gefälscht sind. Weiterhin kann es niemand nachprüfen, inwieweit WikiLeaks nicht von offiziellen Stellen über Strohmänner angeblich bri-sante Informationen zugespielt werden, um WikiLeaks zu unterlaufen.

Dan Davis: Du schreibst in Deinen Publikationen ja nicht nur über Unge-reimtheiten den Mond betreffend, sondern auch über andere Orte in unserem Sonnensystem, aus denen hervorgeht, dass gewisse Gruppen ein Interesse daran haben, unser Sonnensystem unwirtlicher erscheinen zu lassen, als es in Wirklich-keit ist. Kannst Du hierzu einige Beispiele nennen, die Dir wichtig sind? Und vor allem interessiert mich Deine Spekulation des „Warum?“. Denn angenommen, diese Dinge stimmen, dann müsste es ja einen Grund für dieses Tun geben. Wer hat also ein Interesse daran, Planeten in unserem Sonnensystem unwirtlicher erscheinen zu lassen, als sie sind und WARUM?

Gernot L. Geise: Ja, ich habe mich vor einiger Zeit auch etwa für den Mars interes-siert, insbesondere für die Region Cydonia, wo sich nicht nur das „Marsgesicht“, son-derne auch Pyramiden-Strukturen befinden (allerdings gibt es auch in anderen Mars-Regionen pyramidenartige Objekte). Ich bin jedoch nicht auf dem letzten Stand, weil sich mein Interessengebiet verlagert hat.

Ich erinnere mich daran, dass der eu-ropäische „Mars-Express“, als er die er-sten Farbfotos vom Mars sendete (die NASA-Sonden besitzen nur Schwarz-weiß-Kameras, die Farbfotos stammen



Wieso zeigt das Paneel des „Pathfinder“-Roboters eine Temperatur von 34,9° C an (Pfeil), obwohl auf dem Mars Temperaturen um die -80° C herrschen sollen? (NASA)

aus NASA-Grafikabteilungen), von der NASA verrissen wurde, weil auf diesen Fotos (auch) grüne Flächen und blaue Seen zu sehen waren. Das konnte und durfte ja nicht sein! Warum sich die NASA so vehement weigert, irgendwelche Lebensspuren auf dem Mars anzuerkennen, ist mir schleierhaft. Es begann 1976 mit den beiden Viking-Landern, die zwar offiziell nach Lebensspuren suchten, aber dann doch keine finden durften. Es geht weiter mit dem „Marsgesicht“ und pyramiden-artigen Objekten, die alle nicht künstlich sein dürfen. Es endet mit den beiden Ro-botern Opportunity und Spirit, die u. a. versteinerte Pflanzenfossilien fanden, die aber keine sein dürfen usw. Ich habe mich auch gefragt, warum die Dichte der Mars-Atmosphäre von der NASA viel zu dünn angegeben wird (obwohl sich in einer der-art dünnen Luftschicht niemals ein Lande-fallschirm öffnen könnte und eine Sonde beim „Aerob-raking“, dem Abbremsen in der höheren Atmosphäre, fast verglüht wäre), oder warum die Oberflächentem-peraturen viel zu niedrig angegeben werden (obwohl die NASA auf ihren Kontroll-Panels etwa vom Pathfinder-Roboter ganz andere Daten zeigt).

Dan Davis: Welches Buch von Dir würdest Du jemandem zum Einstieg empfehlen, der noch nichts von Dir gelesen hat?

Gernot L. Geise: Bezüglich Apollo natürlich den ersten Band „Die dunkle Seite von Apollo“, weil ich darin die wich-tigsten Widersprüche abgehandelt habe. Bezüglich meiner derzeitigen Recherchen und Untersuchungen natürlich „Superflut

über Ägypten – Die Pyramiden standen unter Wasser!“.

Dan Davis: An was arbeitest Du ge-rade? Was steht bei Dir im Jahr 2011 als Autor auf dem Plan?

Gernot L. Geise: Derzeit arbeite ich an einem weiteren Ägypten-Buch (nach „Superflut über Ägypten – Die Pyramiden standen unter Wasser!“), worin ich den Nachweis führe, dass die alten Ägypter – wenn sie es denn waren – bereits Steine ohne Schnittabfall schneiden konnten (das können wir heute nicht!) und das Wissen besaßen, Steine (Granit) zu erweichen. Es liegt alles vor unseren Augen, wir müssen sie nur aufmachen!

Außerdem habe ich eines meiner alten Themen wieder aufgegriffen („Wir sind Außerirdische!“) und mit dem heutigen Wissen abgeglichen. Verblüffenderwei-se musste ich keinen meiner damaligen Gedanken korrigieren, im Gegenteil hat die Wissenschaft inzwischen vieles davon bestätigt und untermauert.

Dan Davis: Vielen Dank für Deine Ausführung.

Das Interview können Sie auch auf der Internetseite „CoverUp“ nachlesen.

CoverUp-Startseite: <http://www.cover-up-newsmagazine.de>

Interview: <http://www.cover-up-newsmagazine.de/GERNOT-L--GEISE-Interview-2010.html>



Hans-Peter Thietz meint:

§ 130

Aus aktuellem Anlass müssen wir uns heute mit dem unseligen § 130 Strafgesetzbuch befassen. Wie Sie wissen, ist dieser § 130 mit seinem Tatbestand der „Volksverhetzung“ sehr umstritten. Er verstößt offensichtlich gegen das Prinzip der Meinungsfreiheit, welche ja ein wesentliches Kennzeichen einer Demokratie sein soll; eine Unterdrückung, wie man es z. B. China vorwirft, sei so stattdessen ein wesentliches Merkmal einer Diktatur. Solche Gesetze, die nur einen besonderen Tatbestand betreffen, bezeichnet man im Rechtswesen auch als „Sonderrecht“.

Nun steht dieser § 130, wie gesagt, bereits unter fortgesetzter Kritik, und auch aus juristischen Kreisen gibt es Stimmen, die eben wegen der Verletzung der allgemeinen Meinungsfreiheit sogar seine Abschaffung fordern.

Doch - stattdessen sind derzeit Aktivitäten im Gange, diesen Paragraphen noch weiter zu verschärfen!

Der jetztige, bisherige § 130 formuliert:

„Wegen sogenannter Volksverhetzung macht sich derzeit strafbar, wer gemäß § 130 StGB »zum Hass gegen Teile der Bevölkerung aufstachelt oder zu Gewalt- oder Willkürmaßnahmen gegen sie auffordert.«“

In den „Mitteilungen zur Entwicklung des Rechtslebens im politischen Bereich - RECHT und JUSTIZ“ (Nr. 3/2010) wird die beabsichtigte Verschärfung des § 130 wie folgt kritisiert:

„Nun soll eine solche Straftat auch vorliegen, wenn gegen einzelne Angehörige einer Gruppe »aufgestachelt« wird, die durch den § 130 StGB besonderen Schutz genießt. Als wäre die Kritik an der Schwammigkeit des § 130 StGB (»Gummi-Paragraf«) nicht schon berechtigt und groß genug, erhöht dieser Gesetzesentwurf die Sorge um die Rechtsstaatlichkeit in der BRD.“

Der Grund für die Erweiterung:

Im Gesetzesentwurf heißt es seitens der Bundesregierung wörtlich:

»Dieses Gesetz dient der Umsetzung

des Rahmenbeschlusses 2008/913/JI des Rates vom 28. November 2008 zur strafrechtlichen Bekämpfung bestimmter Formen und Ausdrucksweisen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit (ABl. L 328 vom 6. 12. 2008, S. 55) und des Zusatzprotokolls vom 28. Januar 2003 zum Übereinkommen des Europarats vom 23. November 2001 über Computerkriminalität betreffend die Kriminalisierung mittels Computersystemen begangener Handlungen rassistischer und fremdenfeindlicher Art.« (Quelle: Bundestagsdrucksache 17/3124)

Ein EU-Rahmenbeschluss ist kurz gesagt der Grund für die angeblich nötige Verschärfung.

Schon hieran wird Kritik laut. So kommentiert der ehemalige Vorsitzende Richter des Landgerichts Hamburg, Günter Bertram: »Rechtsverbindlich ist [der Rahmenbeschluss] eigentlich nicht, weil Brüssel keine Eingriffe in nationales Strafrecht gestattet. Die Staaten nehmen dergleichen aber lethargisch hin.« (Quelle: Junge Freiheit, Ausgabe 45/2010, S. 2).

Der bekannte § 130-Kritiker Bertram erinnert im selben Kommentar daran, wem dieser europäische Rahmenbeschluss zu verdanken ist: Die ehemalige Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (SPD) habe ihn zu ihrer Amtszeit »durchgedrückt«. Gegen diese Form der „Erinnerungspolizei“ á la Zypries« habe es im Oktober 2008 großen Widerstand und einen Appell zahlreicher Wissenschaftler gegeben.

Kurz gesagt: Die Oberen der Bundesrepublik haben für ihre Machenschaften gegen die Meinungsfreiheit den Umweg über Brüssel gewählt und berufen sich im Zirkelschluss nun darauf, man setze ja nur EU-Vorgaben um.

Besonders intensive Kritik am § 130 StGB insgesamt und an der drohenden Verschärfung übt Rechtsanwalt Udo Vetter (Düsseldorf). Der Fachanwalt für Strafrecht und Lehrbeauftragte der FH Düsseldorf schreibt mit Blick auf die Meinungsfreiheit:

»Schon vom Ausgangspunkt her ist der Volksverhetzungsparagraf also eine Bedrohung für die Meinungsfreiheit. Das fordert wenigstens Vorsicht.

[...] Alleine der Umstand, dass abweichende und zugespitzt formulierte Ansichten strafrechtlich geahndet wer-

den können, presst die Debatte in den Rahmen des politisch Korrekten.

Wenn man sieht, wie reflexartig heute „Volksverhetzung“ in Richtung jeder Äußerung aus einer politisch oder religiös gefärbten Ecke geschrien und wie dann die persönliche Hetzjagd auf die Äußernden eröffnet wird, kann man sich schon Sorgen um die Meinungsfreiheit machen.«

Auch Missbrauchsgefahr besteht. Udo Vetter schildert, dass schon heute ein Horst Seehofer unter dem Banner der CSU sagen dürfe, was bei anderen den Anfangsverdacht einer »Volksverhetzung« darstellen könnte. Vetter wörtlich: »Denkt man das weiter, ergibt sich die Legalität einer politischen Meinung künftig nicht mehr anhand der Meinung, sondern aus der Person des Äußernden und seiner Verankerung im politischen Mainstream.«

Dass man »Volksverhetzung« künftig auch noch gegenüber Einzelnen begehen können soll, stößt bei Rechtsanwalt Vetter auf entsprechenden Widerspruch.

»Das könnte dem Gedankenverbrechen ganz neuen Aufschwung verleihen. [...] Die Volksverhetzung ist schon jetzt mit Meinungsfreiheit kaum in Einklang zu kriegen. Nun soll die Strafvorschrift also auch noch für das Alltagsgeschäft tauglich gemacht werden. Potenzielle Täter sind künftig nicht mehr nur Menschen, die ihre Weltanschauung kommunizieren wollen und sich bewusst entsprechend artikulieren. Sondern jeder, der sich im Rahmen einer sozialen Interaktion dazu hinreißen lässt, sich unkorrekt zu äußern.

Tatorte sind nicht mehr die politische Arena, sondern Schulhof, Straßenbahn und Werkshalle.« (Quelle für alle Zitate von Udo Vetter: www.lawblog.de)

Auch der Diplom-Jurist Jens Ferner stellt dar, wie der verschärfte § 130 StGB künftig im Alltag schwerwiegende Folgen zeigen wird:

»Das bedeutet nun eine durchaus erhebliche Änderung im strafrechtlichen Gefüge: Die Bedrohung einzelner ist eine Straftat nach § 241 StGB, bedroht mit einem Strafraum bis zu einem Jahr Freiheitsstrafe. Nunmehr besteht in naher Zukunft das Risiko, je nach Opfer der Bedrohung und gewählter Formulierung, in den Strafraum des § 130 StGB zu rutschen, der einen Strafraum

men bis zu 5 Jahren vorsieht.« (Quelle: www.internetstrafrecht.com/?p=318)

Günter Bertram versucht in seinem oben zitierten Kommentar aber auch eine andere Lesart der Verschärfung des § 130 StGB. Der neue Wortlaut verlange es, dass nun z. B. auch deutsche Schüler unter dessen Schutz stünden, wenn sie von moslemischen Banden »beschimpft, entwürdigt und gejagt werden [...] Ob unsere Justiz die Courage aufbringen wird, diesem Recht ohne Ansehen der Person Geltung zu verschaffen?« („Ausländerbonus!“ HPT)

Der Deutsche Rechtsschutzkreis glaubt dies nicht. Daher ist und bleibt die einzige Lösung, jegliches Sonderstrafrecht wie den § 130 StGB aus deutschen Gesetzbüchern zu streichen. Alles andere ist ein Fortdauern der Demontage unserer Grundrechte.“

Soweit die Zitierung aus Recht und Justiz. Abschließend nachstehend noch der Wortlaut des Gesetzentwurfes. Wollen wir hoffen, dass diese unglaubliche juristische Übertreibung des § 130 nicht nur nicht durchgesetzt werden kann, sondern eine solche grundsätzliche Diskussion auslöst, die sogar zu einer gene-

rellen Streichung des 130iger führt - was ich allerdings kaum glauben kann.

Ihr H.-P. Thietz

Gesetzentwurf zur Verschärfung des § 130:

»1. Absatz 1 wird wie folgt gefasst:

„(1) Wer in einer Weise, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören,

1. gegen eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihre ethnische Herkunft bestimmte Gruppe, gegen Teile der Bevölkerung oder gegen einen Einzelnen wegen seiner Zugehörigkeit zu einer vorbezeichneten Gruppe oder zu einem Teil der Bevölkerung zum Hass aufstachelt, zu Gewalt- oder Willkürmaßnahmen auffordert oder

2. die Menschenwürde anderer dadurch angreift, dass er eine vorbezeichnete Gruppe, Teile der Bevölkerung oder einen Einzelnen wegen seiner Zugehörigkeit zu einer vorbezeichneten Gruppe oder zu einem Teil der Bevölkerung beschimpft, böswillig verächtlich macht oder verleumdet,

wird mit Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.“

2. Absatz 2 Nummer 1 wird wie folgt gefasst:

„1. Schriften (§ 11 Absatz 3), die zum Hass gegen eine vorbezeichnete Gruppe, Teile der Bevölkerung oder gegen einen Einzelnen wegen seiner Zugehörigkeit zu einer vorbezeichneten Gruppe oder zu einem Teil der Bevölkerung aufstacheln, zu Gewalt- oder Willkürmaßnahmen gegen sie auffordern oder ihre Menschenwürde dadurch angreifen, dass sie beschimpft, böswillig verächtlich gemacht oder verleumdet werden,

a) verbreitet,

b) öffentlich ausstellt, anschlägt, vorführt oder sonst zugänglich macht,

c) einer Person unter achtzehn Jahren anbietet, überlässt oder zugänglich macht oder

d) herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, anbietet, ankündigt, anpreist, einzuführen oder auszuführen unternimmt, um sie oder aus ihnen gewonnene Stücke im Sinne der Buchstaben a bis c zu verwenden oder einem anderen eine solche Verwendung zu ermöglichen.“

Quelle: Bundestagsdrucksache 17/3124

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de